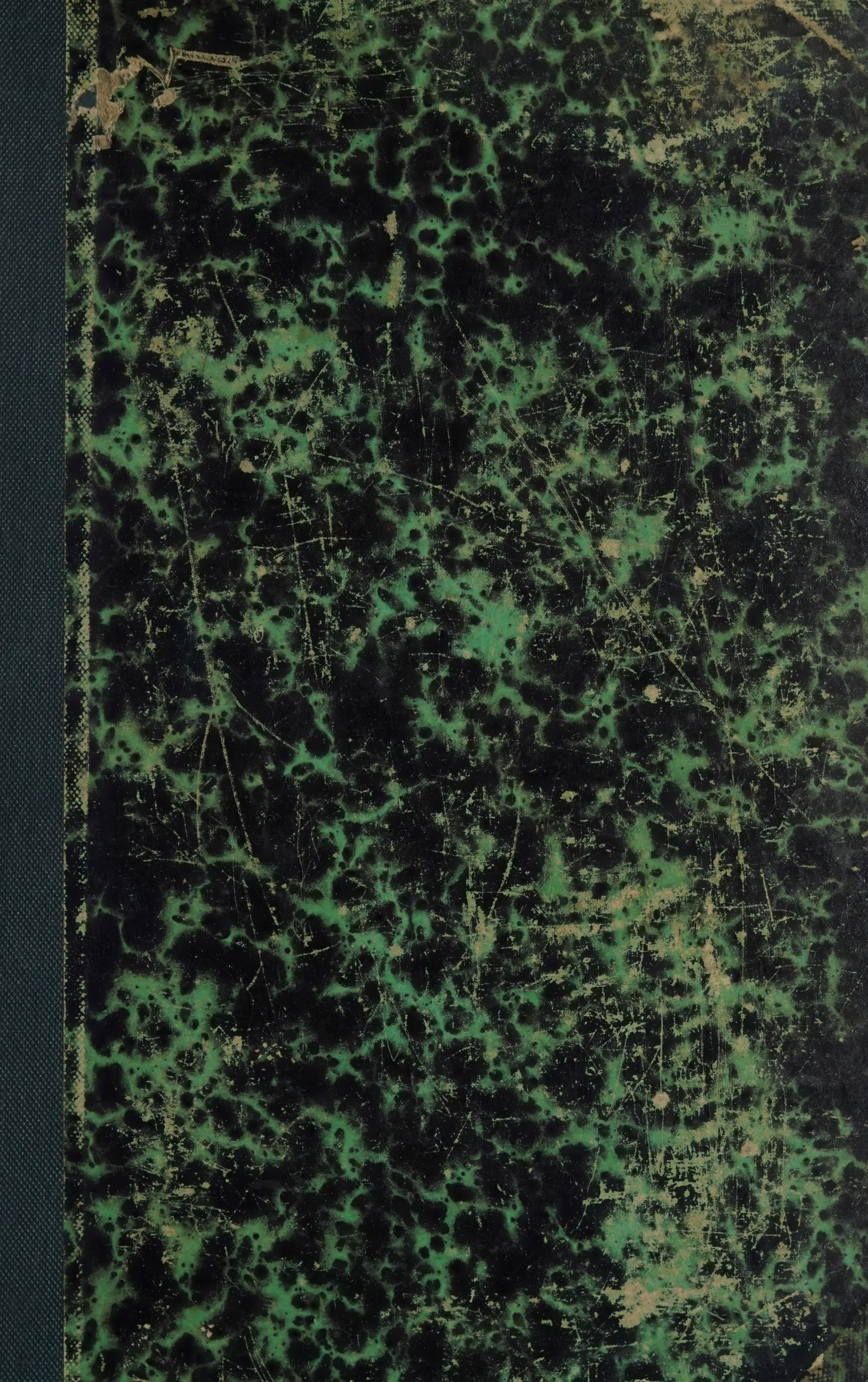
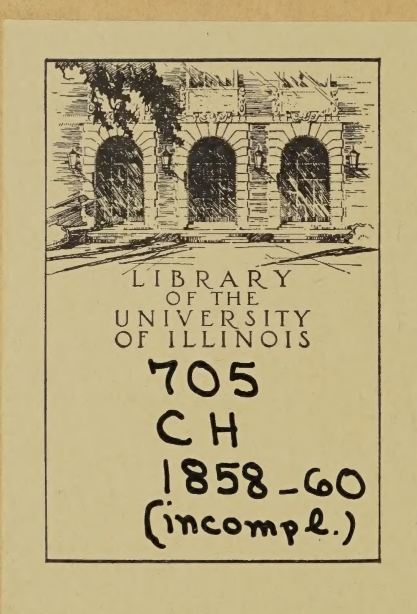
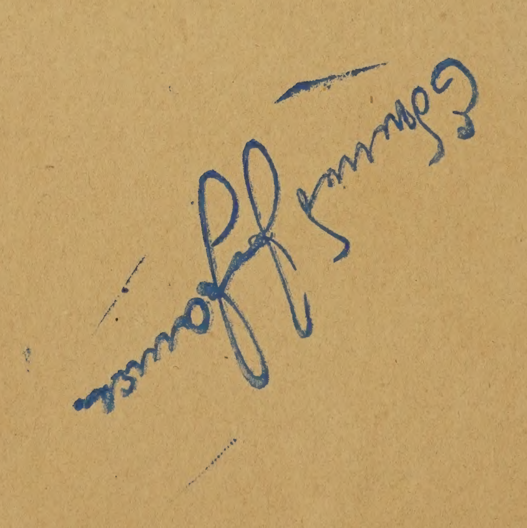



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
705
CH
1858-60
(incompl.)





Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.



Jahrgang 1858.

Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld

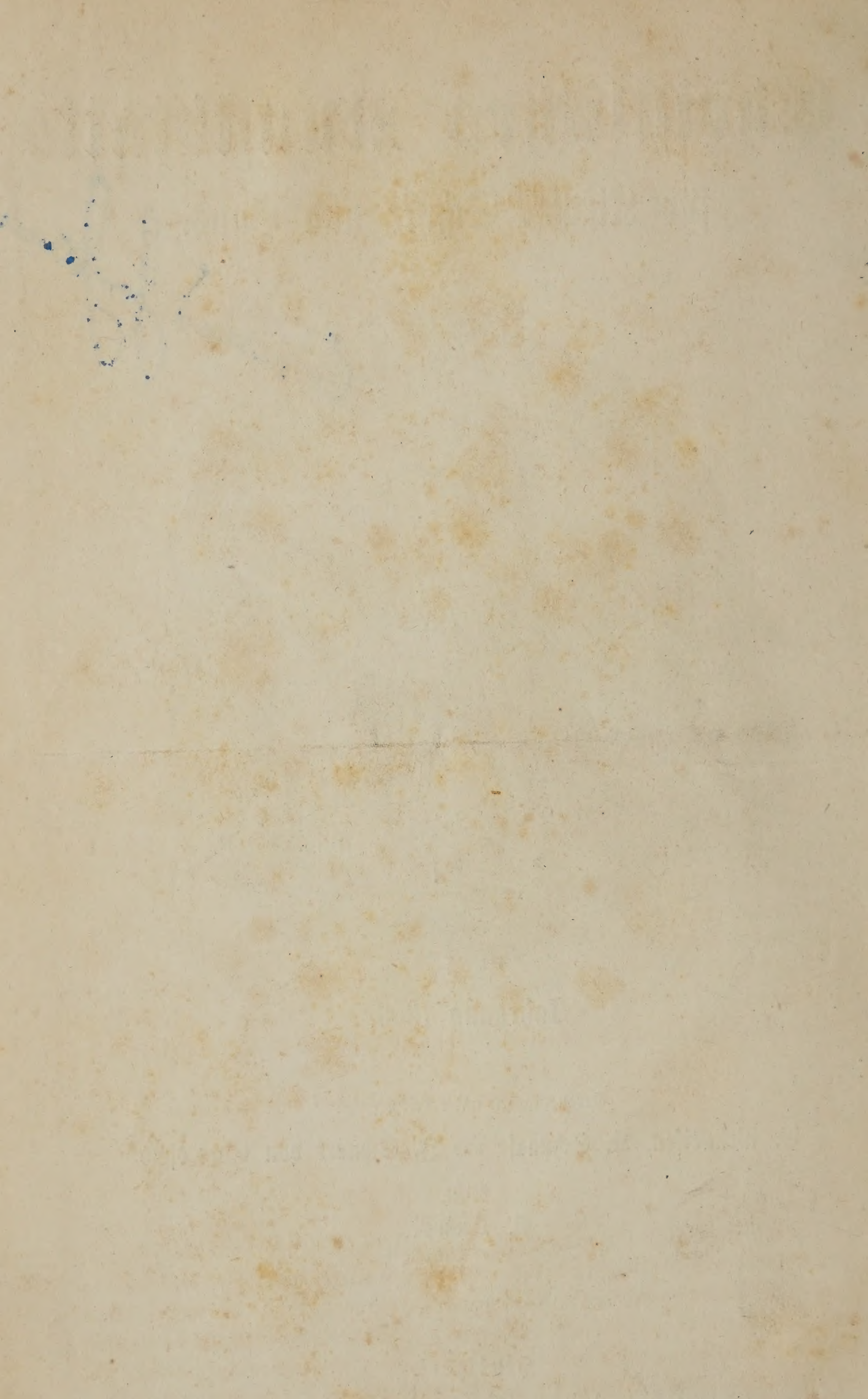
durch

G. Bunz,

Candidat des Predigtamts.

Stuttgart.

Verlag von Ebner & Seubert.



Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Nov. 1858. №. 3.



Herausgegeben von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Das Lutherdenkmal in Worms.

Wenn irgend ein Gedanke allgemeinen und enthusiastischen Anklang in ganz Deutschland und weit über seine Gränzen hinaus in allen protestantischen Landen zu finden berechtigt ist, so ist es der Gedanke, Luther dem theuren Gottesmanne ein Denkmal für alle Zeiten zu errichten an der Stätte, wo er einst in Muth und Demuth die geschichtlichen Worte ausgesprochen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen!" Worte, die den Kern seiner gan=

zen großen Geistesthat enthalten, Worte, die noch heute immer wieder den stärksten Grundpfeiler protestantischer Ueberzeugung, jene innere Glaubensnothwendigkeit, die im Herzen jedes Einzelnen lebendig bestehen muß, auf's tiefste bezeichnen.

Man hat wohl von einer Monumentenwuth und von der Gegenwart als einer monumentensüchtigen gesprochen, aber man sollte wohl zusehen ehe man mit einem unbedachten Worte den Stab über eine tiefwurzelnde Erscheinung bricht, ob nicht eben tiefere gerechtfertigte Gründe dieser Neigung zum Grunde liegen. Das Erwachen eines nationalen Bewußtseins auch in Deutschland hat eine innigere Theilnahme an der Geschichte und an den geschichtlichen Persönlichkeiten der Nation wieder lebhafter als sonst hervorgerufen; mit innigerer Wärme als sonst wenden sich die Herzen des Volkes seinen großen Männern, in denen es leuchtende Vorbilder anerkennt, wieder zu und es verweilt mit Liebe bei ihrer Beschauung, wenn sie ihm entweder durch die rein geistige Vermittelung des Wortes oder die mehr sinnliche der bildenden Kunst geboten werden.

Außerdem ist unsere Zeit für diese letztere Art der Darstellung auch reicher als lange vorher an ausübenden Kräften, insbesondere in der Bildnerei; denn wenn auch das Erwachen nationalen Sinnes allen Künsten zu einer regeren Förderung und Entwickelung zu Gute kommt, wie wir dies schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert erleben, so ist doch unleugbar die Bildnerei diejenige Kunst, welche der erwachten Neigung der Nation, ihre großen Männer in sichtbaren Gestaltungen verherrlicht zu sehen, am meisten und natürlichsten entgegenkommt.

Ernst Rietschel, unbestrittener noch seit dem Tode seines großen Meisters Rauch, der bedeutendste Bildhauer Deutschlands in der oben angedeuteten Richtung, der in einer Reihe von großartigen monumentalen Gestalten, Lessing, Göthe und Schiller, Weber u. a. m. ebensoviel Meisterwerke als Beweise seiner hohen künstlerischen Kraft und Begabung schon vor die Augen der Nation stellte, hat die Berufung zu dem Lutherdenkmale mit Begeisterung und der reinsten künstlerischen Hingabe, ganz des großen Stoffes würdig, übernommen. Deutschland kann vertrauen, daß aus seinen Händen mit Gottes Beistand ein Werk hervorgehe, würdig des Gegenstandes, der ihm übergeben ist; und wenn, wie es den Anschein hat, von manchen Seiten eine allgemeine Betheiligung verschiedener künstlerischen Kräfte angeregt wurde, so liegen doch die Schwierigkeiten und die geringen Resultate solcher sogenannten Concurrenzen so nahe, daß man sie, unseres Erachtens mit vollem Rechte, da vermieden hat, wo, wie hier, über die Befähigung des Meisters zu der Aufgabe nur eine Stimme existirt.

Wie aber die Aufgabe eine rein volksthümliche, dem gesammten protestantischen Volksbewußtsein entsprechende ist, so erscheint es um so natürlicher, daß der Künstler selber sich gedrängt fühlt, mit seinen Gedanken vor dieses Gesammtbewußtsein hinzutreten, auszusprechen, was seine Seele bewegt, um in dem zustimmenden Wiederklang aus dem Volke Kraft für die Durchführung, in Stimmen aber die sich gegen die eine oder die andere seiner Anschauungen erheben mögen, Grund zur Prüfung, ja zur Beseitigung solcher zu finden. Denn nur in einer freien Wechselwirkung zwischen der Nation berechtigten Stimmführern und dem Künstler können die Schwierigkeiten, die einem solchen Werke schon um seiner geistigen und materiellen Größe willen beiwohnen müssen, überwunden werden.

Diesen Gedanken nun, wie ihn der treffliche Künstler für seine Aufgabe faßte, in seiner ersten Schlichtheit allen denen zu eigen zu machen und im Ganzen und Einzelnen darzulegen, welche in liebendem Geiste mitarbeiten wollen, ist der Zweck dieser bescheidenen Mittheilung. Daß wir dieselbe mit Benützung der besten Quellen geben, bedarf wohl erst keiner Erwähnung.

Wer einmal in dem altehrwürdigen Worms gewesen, wird sich des Marktplatzes erinnern, der zwar nur in mäßiger Ausdehnung umgeben von Gebäuden in entsprechender Größe, dennoch vollkommen geeignet erscheint zur Aufnahme eines solchen Lutherdenkmals, wie der Künstler es sich in großartiger Auffassung seiner Aufgabe dachte. Denn daß es sich hier nicht etwa bloß um die Einzelgestalt des großen Glaubenshelden Luther allein handelt, daß vielmehr nur von einem Denkmale der Reformation, mit allen ihren Hauptträgern, die Rede sein darf, das können wir als das einzig dem allgemeinen Antheil der protestantischen Welt Angemessene unbestritten voraussetzen.

Demgemäß soll denn nun auf diesem obenbezeichneten Platze eine durch zwei oder drei Stufen dem übrigen Marktraume und dem Geräusche des unmittelbaren Verkehrs enthobene Fläche das Denkmal selbst oder vielmehr eine Gruppe von Denkmalen aufnehmen. Man denke sich diese erhöhte quadrate Grundfläche in ihrer Mitte gekrönt von dem eigentlichen Denkmale Luthers, seiner Kolossalgestalt in Bronze auf dem durch die Gestalten seiner Vorkämpfer reich gezierten Fußgestell, als Mittelpunkt des Ganzen, dem sich in richtiger Nähe an allen vier Ecken der Grundfläche, ebensoviel Standbilder der mächtigsten Stützen und Beförderer der Reformation, und zwar in einer eigenthümlich architektonischen Verbindung, in solcher Weise anschließen, daß in dem Beschauer das Gesammtbild jener Kräfte sich erzeugt, welche alle vereint die Träger der welthistorischen Begebenheit wurden.

So entsteht vor dem Geiste ein abgerundetes Ganze, eine geschlossene Phalanx jener Glaubensstreiter, die sich in mehr oder minder hervorragender Stellung um ihren eigentlichen Helden, Luther selbst, schaaren. Es ist etwas, wie ein Anklang von „einer festen Burg, von guter Wehr und Waffen" in diesem architectonisch gegliederten Zusammenstehen der Männer zu Schutz und Trutz, was wir als außerordentlich glücklich bezeichnen möchten, um so mehr als es sich in seiner Schlichtheit nicht aufdrängt, wenngleich es dem sinnigen Beschauer gewiß nicht entgehen wird.

Wir wollen nun aber, nachdem wir uns dem Haupteindruck des Ganzen erfreut hingegeben haben, auch das Einzelne des reichen Werkes näher betrachten und dem günstigen Leser zu verdeutlichen suchen.

Natürlich beginnen wir wieder mit dem Hauptbilde, dem Mittelpunkte des Ganzen, dem eigentlichen Lutherdenkmal.

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!" Dies gewaltige Wort, womit wir unsere Mittheilung oben begonnen, es ist auch der Text zu der Gestalt des theuern Mannes, den der Künstler in diesem gottbegeisterten Momente uns zeigen will.

In mächtiger Größe wird die Erzgestalt, auf hohem Fußgestell, die umgebenden Gefährten überragen und den Blick des Beschauers von selbst anziehen.

An dem Fußgestell soll am obern Theile in unmittelbarer Nähe des Standbildes: der Reichstag zu Worms, an der vordern Fläche rechts: der Anschlag der Thesen, links: die Uebersetzung der Bibel, und auf der Rückseite: Luthers Familienleben angebracht werden.

Wenn in dem ersten der ebengedachten Reliefs der großartigste Moment öffentlichen Auftretens des Reformators, in dem Anschlag der Thesen der unscheinbare Beginn des Reformationswerkes dem Beschauer vor die Augen tritt, so wird in dem Uebersetzen der Bibel jene geräuschlose stille Thätigkeit, welche das wesentlichste Fundament der Reformation, die stärkste Waffe gegen die Angriffe der Feinde schuf, ihre geeignete Darstellung finden. Aber auch in dem Familienleben Luthers wird außer der gemüthlichen Seite des großen Mannes noch ganz ungesucht jener Gegensatz mit dem römischen Cölibate entschieden sich ausprägen müssen.

Wenn diese ganze Reihe von Reliefs, wie eine Art von Fries die obere Abtheilung des Sockels ziert, so sollte dagegen an dem Hauptwürfel des Piedestals eine Reihe von Medaillons, in reichen Lorbeer- und Eichenkränzen eingeschlossen, umherlaufen, welche die Bildnisse derjenigen bedeutenden Männer jener Zeit, welche Mitarbeiter an dem großen Werke waren, zeigen, so weit dieselben nicht schon unter den Statuen Platz gefunden haben. Wir nennen beispielsweise nur Johann den Beständigen, Johann Friedrich den Großmüthigen, Justus Jonas, Bugenhagen, Hutten, Zwingli, Calvin u. s. w.

Unterhalb dieser Reihe von Bildnissen würden etwa die Wappen derjenigen Städte, verbunden durch ein reiches Ornament, einen schönen und geeigneten Platz finden, welche sich durch besondere Förderung des Reformationswerkes seiner Zeit ausgezeichnet haben. Vielleicht noch passender die Wappen der Fürsten und der beiden Städte, welche die Augsburgische Confession unterzeichneten, womit allerdings zugleich dieses wichtigen Actes gedacht würde. Man sieht, daß hier noch Manches der eigentlichen Ausführung überlassen und vorläufig frei gelassen werden muß, was seine endgültige Feststellung erst später finden kann, wenn von den Hauptsachen ausgehend auch diese mehr nebensächlichen Beiwerke sich in ihr richtiges Verhältniß zu dem Ganzen des Werkes, zu allen geistigen und materiellen Bedingungen und Anforderungen gestellt haben werden.

An den Ecken des Würfels sollen in einer der Hauptgestalt natürlich untergeordneten Größe die Gestalten der vier Männer stehen, welche mit ihren Reformationsversuchen der eigentlichen Reformation Luthers vorangiengen: Johannes Huß der Böhme und Savonarola der Italiener, die beide Märtyrer ihrer Ueberzeugung wurden, Wicleff und Petrus Waldus, alle vier zugleich die Repräsentanten der vier gebildetsten nichtdeutschen Nationen jener Zeit.

So schon bietet das Hauptdenkmal eine reiche Welt von Anschauungen der anregendsten Art, von Motiven und Gestaltungen der großen Zeit. Aber wie viel mehr noch gewinnt diese Welt an Ausdehnung und Abrundung, wie wird sie zum wahrhaften Spiegel der Zeitverhältnisse, wenn wir nun im Geiste weiter schreiten und die Blicke lenken auf die vier Sonderdenkmale, welche das Hauptdenkmal umgeben. Vorn zur rechten Seite des Beschauers mögen wir uns die väterlich milde Fürstengestalt Friedrich des Weisen denken, des erleuchteten

Staatsmanns, der schon in seiner Schöpfung der Universität Wittenberg eine Veste geistiger Freiheit gründete, dorthin später auch Luthern berief und über dessen erstem reformatorischen Hervortreten, namentlich bei und nach dem Wormser Reichstag, schützende Arme hielt.

Zur linken die kühnere Gestalt Philipps des Großmüthigen von Hessen, des tapfern Vorfechters der Protestanten, Ahnherrn der Fürsten, auf deren Grund und Boden und unter deren unmittelbarem Schutze das ganze Denkmal sich erhebt.

Von diesen fürstlichen Persönlichkeiten wird der Blick geleitet auf die bescheidenen Gestalten zweier Vorkämpfer und Fürsten auf geistigem Gebiete, welche die beiden andern Ecken einnehmen: Melanchthon der Praeceptor Germaniae und Reuchlin. Der erste als Repräsentant der evangelischen Theologie, welche die Wissenschaft in ihren freien Dienst aufgenommen, der andere als Repräsentant der an das Evangelium glaubenden Philologie, wie sie beide treffend einer unserer ersten protestantischen Denker bezeichnet.

So würden die Machtgestalten der beiden Fürsten als eherne Schwert- und Schildwacht der Reformation, die Männer der Wissenschaft, Helden des Geistes mit der Waffe des lebendigen Wortes — sie alle vier vereint als höchste Schutz- und Ehrenwache ihren großen Helden umstehen.

Wem schlüge nicht das Herz höher schon jetzt, wenn er bloß in Gedanken vor sich sieht den Reichthum und die Herrlichkeit, die Würdigkeit solch eines Denkmals? Wer gäbe sich nicht jetzt schon das Wort mitzuwirken, so viel irgend an ihm, daß es zur That, zur lebendigen Wirklichkeit werde?

Zwar hat die zaghafte Menschennatur auch hier schon ihre Bedenken geübt, ob das Werk nicht zu großartig, nicht zu umfassend für die Mittel gedacht sei, die man aufbringen werde? Ob man das Ganze nicht vereinfachen, nicht zusammenziehen könne, so daß auch die eben beschriebenen vier Flügeldenkmale nur noch einen Platz, als freistehende Gestalten am Sockel des Lutherdenkmals fänden, denn auch so würde sich noch immer ein künstlerisches Ganze, ein würdiger Abschluß erreichen lassen.

Allein wir sind entschieden der Meinung, diese beschränkenden Gedanken fern zu halten von dem schaffenden Künstler, der eben jetzt in vollster Begeisterung an dem ersten plastischen Entwurfe des Denkmals arbeitet. Möge er im Gegentheil nur an der ganzen Macht und Herrlichkeit des Gedankens sich entzünden zum Großartigsten, was dieser Gedanke in ihm hervbrrufen, beleben und reifen mag; unsere Sorge, die Sorge der protestantischen Nationen sei es, die Mittel zu schaffen zur Verwirklichung seiner Gedanken. Und sie werden sich finden trotz Lauheit, trotz Zersplitterung, Verkümmerung und Verdächtigung! Schon sind Zeichen des Antheils an diesem gemeinsamen Werke vorhanden, die auf einen frischeren Odem des Gefühls der Zusammengehörigkeit in der ganzen protestantischen Welt deuten. Und so möge die Betheiligung an einem solchen Werke allen, ob sie auch über Manches in ihren Ueberzeugungen von einander abweichen, ein Werk der Bethätigung gemeinsamer Liebe, gemeinsamer Huldigung für den großen Mann werden, dem alle die Freiheit ihrer verschiedenen Ueberzeugungen verdanken!

— r.

Evangelischer Kirchenbau.

Die Erörterungen der wichtigen Frage, die in der Aufschrift liegt, beginnen wir mit einem amtlichen Dokumente, das wohl vor Allem die allgemeine Beachtung verdient. Es ist das erste seiner Art in der evangelischen Kirche wenigstens in den deutschen Landen, und gewinnt dadurch an Ansehen, daß es von Vertrauensmännern verschiedener Landeskirchen, darunter sich die vier größesten des lutherischen Bekenntnisses befinden, ausgegangen ist. Freilich hatte das Zeitalter der Reformation nur eben von den schon vorhandenen Gotteshäusern Besitz zu nehmen und sie mit Hinwegräumung ungehöriger Zuthaten für das Bedürfniß des gereinigten und vereinfachten Gottesdienstes einzurichten. Ueberhaupt lag den älteren Kirchenordnungen eine so mannigfaltige und viel wichtigere anderweitige Aufgabe vor, auch bestimmten sie Einzelnes, was die örtliche und äußerliche Abhaltung des Cultus betrifft, so und anders nebenbei, daß man keine Veranlassung fand, noch weiter theils die nothwendigen Erfordernisse, theils die wünschenswerthen Rücksichten, welche der Bau und die Einrichtung christlicher Kirchen in Anspruch nimmt, in eine übersichtliche Vollständigkeit zusammenzustellen. Mag es diesem Mangel an sichern Vorschriften und, was damit zusammenhängt, dem Mangel an Interesse und Verständniß für die Sache selbst bei den kirchlichen Behörden, zuzuschreiben sein, wenn nicht bloß unter den Reformirten, für welche auch das Kirchengebäude sich von den traditionellen Formen frei zu machen strebte und an der Gestalt eines hinlänglichen, geschlossenen und bedeckten Raumes für große Versammlungen Genüge fand, sondern auch bei den Lutherischen sogar die einfachste und am nächsten liegende schriftmäßige Symbolik kirchlicher Architektur verloren gieng; in neuester Zeit ist die Verweltlichung und Verwillkürlichung des Kirchenbaues auch dadurch begünstigt worden, daß politische und polizeiliche Beamtungen in die Stelle kirchlicher Behörden eintraten und wo nicht vom christlichen Sinn und guten Willen, doch von der Einsicht in kirchliche Anschauungen entblößt, unschöne und unwürdige Bauwerke zu Kirchen aufführen ließen. In neuester Zeit ist nun aber mit dem wärmeren Glaubensbewußtsein in den Gemeinden auch der Wunsch erwacht, edlere Kirchenbauten, welche den aus der Väterzeit stammenden würdig an der Seite stünden, auszuführen, und was einzelne Gemeinden, fromme Patrone da und dort gethan, wird auch von den Regierungen in Kirche und Staat mehr denn früher anerkannt. Namentlich haben die für liturgische Zwecke seit 1851 in Dresden abgehaltenen Conferenzen von Abgeordneten der höchsten Kirchenbehörden aus den Königreichen Sachsen, Bayern, Hannover und Württemberg und aus den beiden Mecklenburgischen Großherzogthümern zu einer Aufstellung von Grundsätzen für den Kirchenbau geführt, wie sie sich vom gottesdienstlichen Gesichtspunkt aus ergeben. Wir schicken eine Veröffentlichung dieser Grundsätze nach dem Allgemeinen Kirchenblatt für das evangelische Deutschland (herausgegeben von dem Prälaten v. Moser in Stuttgart, Jahrg. 1856 S. 544 ff.) voraus und lassen einige historische und sachliche Erläuterungen folgen.

Thesen, die Einrichtung der Kirchen betreffend.

Die nachstehenden Thesen wollen nur einige in neueren Zeiten häufig verkannte Forderungen geltend machen, welche im Hinblick auf die Bedürfnisse des lutherischen Gottesdienstes an die Einrichtung der Kirchen gemacht werden müssen.

1. Die alte Sitte, daß die Kirchen sich von Westen gegen Osten strecken und das Altarende gegen Osten haben, darf bei Anlegung neuer Kirchen nicht übersehen werden, damit die alte Sitte nicht gestört werde, wonach der Geistliche und die Gemeinde sich beim Altargebete gegen Osten wenden, und wonach die Gemeinde Gottes Wort und Segen, wenn der Geistliche ihr solches vom Altar aus zu ihr gewendet gibt, vom Osten her empfängt.

2. Der Haupteingang in die Kirche ist durch den Thurm zu nehmen, dessen korrekteste Gestalt die nadelförmige ist und der an das Westende der Kirche gehört.

3. Der Raum, auf welchem der Altar liegt (der Chor der Kirche), muß über dem Schiffe, dem Raume für die Gemeinde, um etwas erhöht sein, damit der Geistliche in seinen Verrichtungen am Altare vom Schiffe aus gehört werden kann, und muß so geräumig sein, daß er bei Communionen, Confirmationen, Copulationen den nöthigen Raum ohne störende Beengung darbietet.

4. Der Altar selbst muß wieder um ein Weniges höher als der Chor liegen, so daß der Geistliche um etwas höher steht, als die vor den Altar tretenden Copulanden, Communikanten u. s. w. Doch darf die Einrichtung nicht so sein, daß der Geistliche erst Stufen herabsteigen muß, um z. B. den Communikanten das Abendmahl zu reichen.

5. Nicht der Chor, aber der Altar, und zwar der Raum vor demselben, in welchem der Geistliche steht, muß Schranken haben, an welche die Communikanten u. s. w. treten. Diese Schranken, welche nicht schwerfällig aussehen dürfen, müssen nach der Außenseite zu mit der nöthigen Vorrichtung versehen sein, daß die zu denselben tretenden Communikanten u. s. w. knieen können.

6. Auf den Altar gehören Decke, Pult, Lichter, Bibel, Agende und die Abendmahlsgefäße. Man hat dafür zu sorgen, daß jede Kirche die letzteren vollständig (Oblatendose, Patene, Kelch und Weinkanne) und in würdiger Form habe.

7. Die östliche Seite des Altars ist mit einem Kreuz, oder einem Kruzifix, oder einem Altargemälde zu zieren. Aber zum Gegenstande des letzteren eignet sich nicht jeder Moment der heiligen Geschichte; es sollte stets nur eine der großen Hauptthatsachen des Heils darstellen.

8. Der Altar muß frei liegen, so daß man um denselben herumgehen kann.

9. Die Kirche bedarf einer Sakristei, nicht als Einbau, sondern als Anbau neben dem Chor, geräumig, hell, trocken, heizbar, von angemessener Anlage und Ausstattung.

10. Beichtstühle sind zur Seite des Altars im Chor anzulegen. Für die Gemeinde bestimmtes Gestühle sollte im Chore nicht angebracht sein.

11. Emporen, wo sie unvermeidlich sind, müssen so angebracht werden, daß sie den freien Ueberblick der Kirche nicht stören; auf keinen Fall dürfen sie sich in den Chor hineinziehen.

12. Völlig falsch ist es und geradezu widersinnig, die Kanzel über dem Altar anzubringen; sie gehört an eine Seite der Kirche, und zwar der Regel nach an diejenige Stelle, wo Chor und Schiff zusammenstoßen.

13. Die Sitze der Gemeinde im Schiffe sind möglichst so anzubringen, daß die dort Sitzenden den Blick nach dem Altar und der Kanzel gerichtet und frei haben. Wenn die Kanzel richtig angebracht ist, wird dieß wenigstens in allen nicht allzu großen Kirchen zu erreichen sein.

14. Die Sitze der Gemeinde sind so einzurichten, daß die Fußschemel zugleich als Knieschemel gebraucht werden können.

15. Der Zugang vom Schiffe nach dem Chore muß offen und geräumig, nicht durch Sitze versperrt sein.

16. Die Orgel, auf welcher der Vorsänger mit dem Chore seinen Platz haben muß, hat ihren natürlichen Ort dem Altare gegenüber am Westende der Kirche.

17. In jeder Kirche muß ein Taufapparat und nicht etwa blos ein portativer, sondern ein Taufstein sein. Seine Stelle findet derselbe am richtigsten am westlichen Haupteingange der Kirche in einer Vorhalle. Steht dieß nicht zu erreichen, so ist die richtigste Stelle für denselben da, wo man aus dem Schiffe in den Chor tritt, vor dem Altar, aber dem Schiffe näher als dem Altare.

18. Glocken sind ein nothwendiges Requisit unserer Kirchen.

19. Aller Verwendung der Kirchen und ihrer Glocken zu anderem als gottesdienstlichem Gebrauche sollte man wehren, soweit nicht die Noth anders gebietet.

20. Die Forderung architektonischer Würde des Kirchengebäudes wird einerseits nur durch einen oblongen oder ins lateinische Kreuz gestellten Grundriß, nicht aber durch die Formen der Rotunde und des Vielecks, andererseits nur in unvermischter Durchführung eines und desselben historischen Baustils an der einzelnen Kirche, sei es Neu- oder Umbau oder bloße Erneuerung des Alten, befriedigt.

Bei Kirchen größerer Stadtgemeinden ist die christliche Symbolik besonders der Dreizahl in

Anwendung zu bringen, überall aber darauf hinzuwirken, daß nicht nur die Ornamentik des Bauwerkes, sondern auch die kirchlichen Geräthe, Gefäße und dergleichen dem Charakter des gewählten Kirchenbaustils entsprechen.

Es sei vor Allem bemerkt, daß die voranstehenden Thesen den strengen lutherischen Cultus und die damit verbundene kirchliche Disciplin im Auge haben, und daß deshalb der württembergische Abgeordnete bei der Dresdener Conferenz den über Einrichtung der Kirchen gefaßten Beschlüssen nur mit den Beschränkungen beigetreten ist, welche die Brenzische Gottesdienstordnung für die altwürttembergischen Gemeinden hinsichtlich der Stellung des Kirchendieners im Altar (§. 1.) und hinsichtlich der Ausstattung des Altars (§. 6.) mit sich bringt. Ein Gleiches gilt dann auch für diejenigen Landeskirchen, in welchen die Privatbeichte in der strengen Form gar nicht oder bloß in Vermischung mit der Seelsorge besteht, daß dort die sogenannten Beichtstühle (§. 10.) fehlen.

Im Uebrigen aber ist in den aufgeführten Thesen wohl alles Wesentliche und Wichtige beisammen, was für die Stätten des Gottesdienstes nach evangelischem Bekenntniß in Rücksicht kommt. Auch stimmt dasselbe in mehr als einem Punkte mit demjenigen überein, was gleichfalls schon in einer preußischen Denkschrift v. J. 1852, ausgegangen von den Ministerien für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten und für die geistlichen Angelegenheiten, enthalten ist. Hier heißt es (Moser, Allg. Kirchenbl. 1852 S. 469):

„Die neueren evangelischen Kirchen haben durch das Verlassen traditioneller und gleichsam geheiligter Formen, durch scheinbar rationelle — unserer Zeit angepaßte — Behandlung des Stils, durch unrichtige Auffassung der in den meisten Fällen gebotenen Einfachheit und nicht selten durch zuweit getriebene, den kirchlichen Anstand und die unerläßlichen Hauptverhältnisse beeinträchtigende Sparsamkeit häufig eine solche Charakterlosigkeit erhalten, daß sie auf keine Weise den Bauausführungen früherer Zeiten an die Seite gestellt werden können. Selbst den neueren katholischen Kirchen, bei welchen die Geistlichkeit beharrlicher auf Erfüllung jener Bedingungen einer angemessenen Kirchenarchitektur und auf monumentale Construktion hält, stehen die im Laufe dieses Jahrhunderts errichteten evangelischen Kirchen im Allgemeinen nach. Diese haben vielmehr, zumal in ungeschickter Ausführung und in vergänglichem Material, nur dazu gedient, jenen Mangel noch empfindlicher bloßzulegen und das moderne, unangemessene und untüchtige Ansehen zu vermehren."

„Die mehr als je gebotene Förderung kirchlichen Sinnes ist aber unzertrennlich von der Ausbildung einer würdigen Kirchenarchitektur, welche, selbst in der einfachsten Auffassung, der Architektur profaner Gebäude auf keine Weise nachstehen und im Ganzen wie in den Einzelnheiten sorgfältige Behandlung und Liebe zur Sache nicht verläugnen darf."

(Schluß folgt.)

Verlag von **Ebner & Seubert** in Stuttgart. Druck der **J. G. Sprandel**'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

16. Nov. 1858. Nro. 4.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Evangelischer Kirchenbau.

(Fortsetzung.)

Hiefür wird nun zunächst das Anschließen an die besseren Kirchenformen früherer Jahrhunderte als unerläßlich bezeichnet und namentlich die Basilika in oblonger Grundform empfohlen. Es wird das Festhalten an jenen Verhältnissen auch im Interesse heller Beleuchtung, deutlichen Hörens und Sehens gefordert.

Es wird für den Orgelchor eine Höhe der Anlegung verlangt, wobei der Eingang in den inneren Kirchenraum nicht zu gedrückt erscheine. Es wird auf Anordnung einer massiv überwölbten Altarnische gedrungen. Ebenso sind die nothwendigen Bedingungen einer monumentalen Construktion im Bau der Umfassungsmauern, über Verwendung des Holzbaues u. s. w. geltend gemacht. Auch die sorgfältige Behandlung aller Einzelnheiten des Inneren wie des Aeußeren wird vorgeschrieben. Dies gelte besonders von den Altären, Kanzeln, Taufsteinen, Orgeln und Emporen, den Kirchen- und Beichtstühlen, deren zweckmäßige Aufstellung gleich bei Auffassung des Planes vorgesehen werden müsse, und für welche ältere Kirchen die vorzüglichsten Muster aufweisen. Eine Anzahl von Vorschriften für die Bearbeitung der Entwürfe zu Kirchen in baulich-technischer Hinsicht ist sodann i. J. 1856 (ebend. 1856 S. 376 ff.) ergangen und es werden darin die Andeutungen obiger Denkschrift genauer ausgeführt.

Eine verwandte Anordnung ist auch im Großherzogthum Baden i. J. 1852 (ebend. 1852 S. 345) getroffen worden. Sie lautet:

1) „Neu zu erbauende evangelische Kirchen sollen künftig mit einem Chor versehen werden, in dessen Mitte der Altar aufgestellt wird. Der Chor ist an einer der schmalen Seiten des Langhauses, dem Haupteingange gegenüber als ein besonderer, architektonisch sich auszeichnender Theil anzufügen, dessen Boden um einige Stufen über dem Boden des Langhauses erhöht ist."

2) „Der Chor muß bei kleineren Kirchen einen Raum von 18 Fuß Tiefe (in der Mitte gemessen) und von wenigstens 17 Fuß Breite (hinter dem Altar gemessen) darbieten. Bei größeren Kirchen ist der Raum etwas größer — den architektonischen Dimensionen entsprechend — anzulegen."

Die Hauptpunkte, auf die es unseres Erachtens bei der noch immer hervortretenden Verwirrung und Verwilderung der Begriffe über die Anforderungen evangelischen Kirchenbaues ankommt, sind wohl die Orientirung, der Chor, die Stellung des Altars, der Kanzel und der Orgel.

Die Orientirung.

Orientirung heißt die alte Regel, wornach die Kirchen sich von Westen gegen Osten strecken und das Altarende gegen Osten haben, so daß die Gemeinde mit ihrem Gebete und mit der Anhörung des göttlichen Wortes und Segens gegen den Altar gerichtet ist und nach Osten, dem Lichtursprunge, der Heimath des Weltheilandes und der Stätte seines Leidens und Auferstehens sieht. Wir wissen, daß in der ältesten Zeit diese Sitte noch nicht bestand, aus den Berichten über Constantin des Großen Kirchenbauten, aus der Stellung der frühesten christlichen Basiliken in Rom und andrerorten. Aber die allmählige Ausbildung der christlichen Architektur hat auch die Aufnahme einer heiligen Symbolik mit sich gebracht, und in der Periode des germanischen Baustils ist es zum unverbrüchlichen Gesetz erhoben worden, die Kirchen so anzulegen, daß die Hauptthüre

im Westen stand und der Eintretende auf den Hochaltar im Osten sah. Diese sinnvolle Tradition hat auf die Wahl des Ortes den größten Einfluß ausgeübt und der Stadt und Gegend ihre geographische Signatur gegeben. In diesem Bewußtsein ist die Andacht, auf welche die Umgebung stimmend und verstimmend einwirken kann, durch den Blick nach dem Lande alter Verheißung und ewiger Erfüllung mächtig erhoben. Ja schon das äußere Ansehen der Kirche gewährt dem gläubigen Gemüthe etwas Wohlthuendes. Erst unsere neuere Zeit hat die Lage der Kirchen nach der Straßenrichtung des Orts bestimmt, anstatt diese jener unterzuordnen. Man hat in modernen Städteanlagen die Kirchen beider Confessionen auf dem Markt einander gegenüber gestellt. Man hat Kirchen erbaut, die nach Süden oder Norden gestreckt einen rechten Winkel mit der nahe stehenden wohl orientirten älteren Kirche bilden. Wie unschön das für den bloß ästhetischen Anblick einer Landschaft ist, so thut es noch vielmehr dem gebildeten religiösen Gefühl wehe. Und leider geschieht solcher Mißgriff bis in die neuesten Tage herein. Zudem scheint bei der Abfassung der obenerwähnten badischen und preußischen Verordnungen auf diesen Umstand nicht einmal ein besonderes Gewicht gelegt worden zu sein. Auch anderwärts ist die Orientirung versäumt worden, wo ihr ein locales Hinderniß nicht im Wege lag. In Rottenburg am Neckar, dem Sitz eines katholischen Bischofs, ist die evangelische Kirche mit einer schönen gothischen Façade gegen Norden, hart am Fluß, im Angesicht des gegenüberbelegenen katholischen Priesterseminars erbaut und die Chornische somit gegen Süden gerichtet worden, weßhalb es nöthig war, die Hinterwand der Nische fensterlos zu machen, damit nicht die Mittagssonnenstrahlen in den Vormittagsgottesdienst durch den Chor hereinfallen und die gegen den Chor gerichteten Augen blenden; während an derselben oder einer nahen Stelle es nicht an Gelegenheit gefehlt hätte, der neuen Kirche die korrekte Stellung zu geben. In Bingen am Rhein ist in der Mitte des gegenwärtigen Jahres der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt worden, die aus Mitteln der evangelischen Vereine der Gustav-Adolfsstiftung zu Stande kommen soll. Diese Kirche, einfach und würdig in ihrer Construktion, will gleichfalls mit ihrer Façade auf den Strom heruntersehen und streckt somit ihren Chor abermals gegen Süden, während in richtiger Orientirung die Lage des Baues an Schönheit nichts verloren, an kirchlicher Bedeutung viel gewonnen hätte. Als die freundliche Kirche mit dem durchbrochenen gothischen Thurm, die den Hügel über dem Dorfe Berg zwischen Cannstatt und Stuttgart schmückt, in Aussicht genommen ward, soll man zuerst beabsichtigt haben, die Stellung der älteren Kirche mit germanischem Chor umzukehren und den neuen Chor gegen das Stuttgarter Thal herein nach Westen zu rücken, damit sich das Kirchlein mit einem breiten Treppenaufgang vom Cannstatter Thale aus desto imposanter ausnehme. Der kirchlichen Behörde glaubt man es verdanken zu dürfen, daß die Versuchung zur Ostentation abgewendet und die Sache der Wahrheit zur Geltung gebracht worden ist, und sogar von den Vielen, die so etwas nicht mit kirchlichem Auge und christlichem Geschmack ansehen, hat wohl kaum eines an der Lage der neuen Kirche in jener schönen Landschaft etwas auszusetzen. Mögen

wohlmeinende evangelische Kirchenvorstände diesen wichtigen Punkt, über den man sich bisweilen auch auf katholischer Seite, z. B. mit der neuen bayerischen Kirche auf dem rechten Donauufer von Ulm, hinwegsetzt, nicht aus dem Auge lassen.

Der Chor.

Chor ist der abgesonderte erhöhte Altarraum am östlichen Ende einer orientirten Kirche. Obwohl er sich als besonderer Tribünenbau nicht auf allen uns bekannten heidnischen Basiliken findet; so hat er sich doch frühe und allgemein im christlichen Kirchenbau festgesetzt. Selbst da, wo eine vieleckige Gestaltung der Kirche aufkam, hatte die östlichste Seite eine Nische oder Kapelle für den Hauptaltar. Erst im Mittelalter fieng man an, in den großen Domen, wie z. B. in Naumburg, dem östlichen Chor auch einen westlichen gegenüber zu stellen, was bei der Menge von Seitenkapellen und Heiligenaltären nicht mehr widersinnig erschien. Dagegen in derjenigen Periode, welche der Reformation nachfolgte, wurde bei kirchlichen Neubauten der Chor weggelassen, ein bloßes Oblongum zur Kirche bestimmt und dem Altar seine Stelle meistens gegen eine Schmalseite hin angewiesen. Dazu mag die Theilung gothischer Kirchen, die aus einer früheren Zeit herstammen, zum Simultangebrauche beider Confessionen beigetragen haben, wenn wie z. B. in der Carmeliterkirche von Ravensburg die Katholiken den Chor behielten, die Protestanten das Schiff einnahmen und zwischen beiden Räumen eine Mauer zur Scheidung aufgeführt ward. Die rein oblongen Kirchen ohne Chorausbau, auch runde, ovale, sechs- und achteckige Kirchen ohne zurücktretenden Altarraum, finden sich in lutherischen wie in reformirten Ländern, obschon häufiger in letzteren, z. B. in Kurhessen. Solche Kirchen, die das Ansehen bloßer Betsääle haben und ohne viel Mühe der Aenderung in Concertsääle, Fechtsääle u. dgl. verwandelt werden können, sind noch immer bis in das letzte Jahrzehent herein errichtet worden. In Preußen und Baden zwar ist es seit 1852 verboten, sie auszuführen. In den obengenannten lutherischen Ländern ist nun wenigstens von Seiten der kirchlichen Behörden oder doch der Conferenz ihrer Vertreter der Grundsatz ausgesprochen, daß eine Kirche ohne Chor keine normale Kirche sei. Aber was geschieht? Man hat angefangen, auch Chöre schon deßhalb zu bauen, weil man dem gothischen Stile sein Recht will widerfahren lassen, damit die Anlage des Bauwerks tadellos erscheine. Aber man hat dabei dennoch gedacht, für den evangelischen Gottesdienst bedürfe man des Chores eigentlich nicht, er werde daher am Besten für andere Zwecke verwendet. So hat man dann entweder die Sacristei in dem äußerlich mit dem Ansehen eines Chors gestalteten Raume untergebracht, oder man hat eine mit Fenstern verschließbare heizbare Kapelle für vornehme oder für alte und kränkliche Gemeindeglieder darin eingerichtet. Die Unangemessenheit solcher willkürlichen Einrichtungen gegenüber der Würde, die ein Kirchengebäude für den Altarraum beansprucht, und noch mehr die Unwahrheit leuchtet ein, womit von außen ein Chor da zu sein scheint, an dem es aber doch in Wirklichkeit fehlt.

Dergleichen Einrichtungen werden durch den unbegründeten Satz gerechtfertigt, den nur Unwissende behaupten und Ungebildete annehmen können, daß, was weder die Bibel noch die Reformation verlange, auch etwas Ueberflüssiges sei, und werden überdem durch Rücksichten der Sparsamkeit oder Wohlthätigkeit empfohlen. Mögen vor solchen scheinbaren Gründen diejenigen auf der Hut sein, welchen ein Kirchenbau am Herzen liegt, und mögen im liturgischen Interesse zumal die Geistlichen fest auftreten, damit der Kirche nicht ein blinder sondern ein wirklicher, ein zum Altarraum geeigneter offener Chor gegeben werde. Was in dieser Hinsicht von den Orgeln gilt, darauf gedenken wir noch zurückzukommen.

Der Altar.

Daß der Altar nicht bloßer Tisch sei, sondern von festerem Stoffe, durch Stufen erhöht und mit einem Crucifix oder Bild bezeichnet, ist der Unterschied des lutherischen von dem reformirten Cultus. Bei ersterem finden jedoch mancherlei Abweichungen statt. Das eine mal steht er unmittelbar an der Hinterwand, das andre mal frei; das eine mal ist er nur von vorne, das andre mal auch von hinten zugänglich. Schon diese Abweichungen stehen im Zusammenhange mit der eigenthümlichen Form des süddeutschen Gottesdienstes. Die Gemeinde geht bei der Communion um den Altar. In größeren Kirchen wird das h. Abendmahl von vier Predigern gereicht je an den vier Hörnern des Altars, und das Altargitter tritt rück- wie vorwärts als Verlängerung der schmalen Seiten des Altars heraus. Die Consecration findet dann in der Regel auf der Rückseite des Altars statt, damit die Gemeinde das Antlitz des Liturgen und die Elemente vor Augen habe. Aus diesem Grunde befindet sich gemeiniglich auch kein Gemälde auf den Altären, sondern bloß ein kleineres tragbares Crucifix, in den Städten meistens von Silber, oder ist ein großes hölzernes Crucifix über dem Altar von den Chorseiten her gehalten oder am Chorbogen befestigt. Diese Mannigfaltigkeit ist aus localen Sitten und confessionellen Anschauungen hervorgewachsen und man hat ihr auch fernerhin gerecht zu sein. Aber bedenklicher ist ein Anderes. In vielen evangelischen Kirchen des mittäglichen Deutschlands steht der Altar gegen die Mitte des Schiffes vom Chor her gerückt, und den Chor füllen Gemeindestühle, häufig die Bänke der Schuljugend. Man kann sich diesen Gebrauch etwa aus der Vorstellung erklären, daß der Altar als die Stätte der Anbetung des Herrn und seiner Gegenwart im Sacrament in die Mitte der Gemeinde gehöre. Er empfiehlt sich ferner durch die größere Annäherung, die man von den Sitzreihen auch in den Ecken der Kirche aus dorthin habe. Aber weder die Idee des Hingerichtetseins auf die Himmelsgegend der Heilsoffenbarung noch die Ueberlieferung der gottesdienstlichen Sitte aus den früheren christlichen Jahrhunderten bleibt hierbei gewahrt, und wenn der Chor vollends altarlos und wie ein gemeiner Kirchenraum behandelt wird, so weiß man allerdings nicht, warum man sich überhaupt noch eines Chors bedient. Es müßte daher, ohne den Kirchenbau in Widerspruch mit sich selbst zu setzen,

wenigstens auch im Chor ein Altar, und wäre es nur für Beichtacte, für die Catechesen der Jugend, für kleine Communionen, aufgerichtet sein. Jedenfalls aber sollte der Hauptaltar da wo er sich außerhalb des Chors befindet, entweder in den Chor zurückgestellt oder doch demselben möglichst nahe gerückt werden. Der Gebrauch zweier Altäre, wie in Ulm, Eßlingen, Heilbronn, Hall (der eine unter dem Chorbogen, der andere im Hinterraume des Chors) ist in großen Kirchen umfangreicher Gemeinden gewiß vorzuziehen, und unter allen Umständen sollte darauf bestanden werden, daß gewöhnliches Kirchengestühle, mit Ausnahme des Platzes der Kirchenvorsteher, in dem Chore keinen Raum habe.

Auch die Form der Altäre sollte mit mehr Sorgfalt nach dem Vorbilde des Alterthums und für das Bedürfniß des Cultus gewählt werden. Die in der preußischen Denkschrift und in den Dresdener Thesen vorgetragenen Gesichtspuncte verdienen um so mehr gewissenhafte Beachtung, als durch kostspielige, mit großer Kunstfertigkeit hergestellte Altäre von ungeschickter Form auch in neuester Zeit gegen vernünftige Anforderungen verstoßen worden ist.

(Schluß folgt.)

Newtonsmonument.

In dem heutigen Holzschnitte führen wir unsern Lesern das Bild eines Mannes vor Augen, den seine Grabschrift im Westminster ohne Uebertreibung eine „Zierde des Menschengeschlechts" nennt. Es ist die Abbildung der Statue, welche das Vaterland Isaak Newtons ihm jüngst 130 Jahre nach seinem Tod zu Grantham in der Grafschaft Lincoln errichtet hat. Sie ist mit dem Angesicht gegen die Straße gekehrt, welche der kleine Isaak zur Schule gehen mußte, wenn er von seinem 6 engl. Meilen entfernten Geburtsort Woolstrope herkam. Das Bronzebild ist ein Werk des englischen Bildhauers Theed, der schon i. J. 1838 durch die Statue der Unschuld, wie sie den Tod einer Taube beweint, Aufmerksamkeit erregte. Die Figur Newtons ist 13' hoch, das 14' hohe Pidestal, mit Lorbeer= und Akanthusblättern geschmückt, trägt auf der Vorderseite nur den Namen „Newton." Er selbst ist dargestellt im Gewand des magister artium seiner Zeit und hält in der Hand ein Blatt, auf dem ein berühmtes Diagramm aus seinem Hauptwerk über die mathematischen Principien der Naturphilosophie sich befindet. Die Enthüllungsfeier fand den 21. September d. J. Mittags 1 Uhr statt. Vor einer großen Versammlung hielt dabei der greise Lord Brougham eine ergreifende Festrede.

Wahr ist es, dieser ungewöhnliche Mann hatte „reiche geistige Hilfsquellen: unermüdliche Geduld, tiefste Gedankensammlung, feste Entschlossenheit und unbeugsamen Muth der inneren Ueberzeugung" Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet stieg er von dem Apfel an, der zu Boden fällt, bis hinauf zu den Welten, die das All durchkreisen, und bestimmte die Gesetze aller Bewegung für die ganze Zukunft der mathematischen Astronomie und Physik durch seine Lehre von der Gravitation; er drang ein in die Tiefe des Lichts, erkannte die Geheimnisse seiner Wirkung und wandte sie an in seiner „Optik." Er bereicherte die höhere Mathematik um den wichtigsten Theil durch seine Erfindung der unendlichen Reihen oder Fluxionen. Zwar hatte Leibnitz kurze Zeit vorher dieselbe Entdeckung gemacht und sein System als das vollkommenere ist herrschend (er nannte sie Differentialen), aber beide waren unabhängig von einander und Leibnitz selbst äußerte an der königlichen Tafel zu Berlin, von Allem, was die Mathematiker von Anfang der Welt geleistet, komme die bessere Hälfte auf Newton.



Newtonsmonument.

Aber nicht diese Lorbeeren an sich sind es, die Newtons Gedächtnißfeier einen Widerklang auch in unserem Blatte finden lassen, sondern es ist dies seine Stellung zum Christenthum, seine christliche Philosophie. Es wird zwar häufig behauptet, Newtons Beschäftigung mit der h. Schrift sei die Wirkung einer Geistesschwäche gewesen, in die er i. J. 1692, im 50. Jahr seines Lebens, gerathen sein soll. Aus seinen Briefen geht hervor, daß er um diese Zeit allerdings von Kopfschmerzen heimgesucht wurde. Aber wie kommt es, daß gerade aus jener Zeit angeblicher Geistesabnahme die vier berühmten Briefe über die Existenz der Gottheit an Dr. Bentley voll Gedankenkraft und Geistesruhe herrühren? Auch aus seiner Jugend ist ein von tiefer Frömmigkeit beseeltes Gedicht von ihm bekannt, welches er unter das von ihm selbst gezeichnete Portrait des unglücklichen Königs Karl I. schrieb. Sein Biograph Biot bezeugt, daß Newton immer solche religiöse Denkungsart hatte und Brewster sagt über ihn: „neben dem Studium der Körperwelt geht auch das der h. Schrift.“ Er, der bescheidene Mann, der von sich selbst sagte: „ich komme mir vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt und sich damit belustigt, daß er dann und wann einen glatteren Kiesel, eine schönere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean der Wahrheit unerforscht vor ihm liegt,“ konnte ein anderes Mal unehrerbietige Aeußerungen Dr. Halley's über die Religion mit den Worten zurückweisen: „Ich habe diese Sachen studirt — Sie nicht.“ Das Werk, welches ihm besonders für ein Produkt der Geisteszerrüttung ausgelegt wird, sind seine „Bemerkungen über die Prophezeihungen Daniels und der Apokalypse St. Johannis.“ Abgesehen davon, daß in dem Werk freilich manches Eigenthümliche, aber durchaus nichts Widersinniges sich befindet, ja heute noch anerkannte Deutungen darin auftreten, zeugt es von großem Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Man weiß aus seiner Correspondenz mit Locke, daß seine Forschungen über die Weissagungen schon vor 1691 angefangen hatten. Immer bleibt groß an dem Manne, daß er mit klarem Verstand und aufrichtigem Herzen hindrang zu der Quelle alles Lichts, daß er auf dem festen Grunde seiner Erfahrungen nicht ein Luftgebäude eigener Spekulationen aufrichtete, sondern sie zusammenfügte zu einem Tempel, in dem er den Herrn anbetete, den „auch die Morgensterne miteinander loben.“ Wahrhaft erhaben sind seine Aeußerungen über Gott namentlich in dem scholium generale am Ende der „Principien.“

Newton war geboren den 25. Dezember 1642 alten Stils, gerade ein Jahr nach dem Tode Galileis. Als ein kleines schwächliches Kind kam er erst nach seines Vaters Tode, der ein Pächter war, zur Welt. In seinem 12. Jahr schickte man ihn nach Grantham in die Schule, wo er nach seiner eigenen Angabe nicht sehr aufmerksam und einer der untersten war. Ein Stoß auf den Unterleib, den er von einem über ihm sitzenden Mitschüler erhält, spornt ihn zum Fleiß an und er wird bald der Erste. Seine Freistunden füllt er mit mechanischen Spielereien aus. Mit 15 Jahren soll er Landwirth werden, aber statt an der eigentlichen Arbeit findet man ihn öfter hinter einem Busch mit einem mathematischen Buch beschäftigt. Er wird auf die Schule zurückgeschickt und bezieht im 18. Jahr die Universität Cambridge. In kurzer Zeit ist er bekannt und berühmt. Er selbst erklärt, daß seine Arbeiten nicht von Scharfsinn herrühren, sondern bloß von einem fleißigen und ausdauernden Nachdenken. 1669 wurde er Professor der Mathematik, 1696 bei einer Münzreform Münzwardein, 1699 Münzmeister und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris als erster Ausländer, 1701 Parlamentsrepräsentant der Universität Cambridge, 1703 Präsident der K. Gesellschaft der Wissenschaften, 1705 Ritter. Er starb den 20. März 1727 am Stein mit ungeschwächten Geisteskräften, in den glücklichsten äußeren Verhältnissen, geachtet und geehrt von allen, der Freund zweier Königinnen. Verheirathet war er nie. In seiner Jugend soll einmal eine Miß Sterny auf ihn Eindruck gemacht haben. Er blieb ihr Freund auch nach ihrer Verheirathung und unterstützte ihre Familie oft mit Geld. Das glänzendste Zeugniß, das seine lange Grabschrift enthält, liegt in den Worten: „des allmächtigen Gottes Majestät verherrlichte er in seiner Philosophie, die Einfalt des Evangeliums zeigte er in seinem Wandel.“ So steht er auch da in seinem Denkmal, der einfache Mann, als eine Aufforderung gleichen Strebens, gleichen Glaubens an die verehrende Nachwelt. B.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Dez. 1858. Nro. 5.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder $7\frac{1}{2}$ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Die Kirche zu St. Katharina in Hall und ihre Restaurationen.

Von H. Merz, Stadtpfarrer daselbst.

Unter den Kirchen, welche die Reformation uns als Zeugen altdeutscher Kunst, als Denkstätten des von der Kunst einst der Religion geleisteten Dienstes überliefert hat, ist die St. Katharinenkirche in Hall wohl eine der kleinsten an Umfang, aber eine der reichsten an Inhalt aus alter Zeit und zwar ächt evangelischem, darum füglich von der Reformation treu bewahrtem Inhalt.

Ueber dem westlichen Stadttheile jenseits Kochers gelegen, ragt sie mit ihrem Thurme der großen St. Michaelskirche gegenüber bescheiden über die Trauerweiden des stillen, mit neuen edeln Grabdenkmälern sich schmückenden Kirchhofs empor. Sie wurde im dreizehnten Jahrhundert von den Grafen von Gersbach für ein früher nächstgelegenes Frauenkloster gestiftet und bald nachher zu einer Pfarrkirche bestimmt. Wie die Reste und Spuren der kleinen, engen und niedern Rundbogenfenster an der Nordseite beweisen, war sie damals ziemlich niedriger als jetzt, wo das erhöhte und doch nicht hinreichend hohe, 70 Fuß lange und 30 Fuß breite Schiff eine flache, erst 1844 (leider anstatt der Holzvertäfelung) weiß-vergypste Decke hat. Die jetzigen Fenster des Schiffes sind in verschiedenen Zeiten, eines roher als das andere, durch die Mauern gebrochen worden.

Den ursprünglichen romanischen Stil des Baues bezeugt nur noch theilweise der Thurm. Dieser ist dem Langhause quer vorgebaut; die zwei Spitzbogen, auf denen er ruht, führen vom Schiff in den Chor. Seine Grundform ist ein längliches Viereck. Die (östliche und westliche) Breitseite des Thurms ist außen durch ein senkrechtes Band getheilt, ein Rundbogenfries scheidet die beiden Stockwerke und die dadurch gebildeten Felder durchbricht je ein Paar Rundbogenfenster mit schön verziertem Würfelkapitäle ob der gemeinsamen Säule. Ueber dem zweiten Geschoße sind die vier Ecken ausgeschnitten für die achtseitige steinerne Zuspitzung, in welche dieser Thurm nach dem Muster der schönen drei Thürme in dem benachbarten Stifte Comburg sich vollends erhob. Im 17. Jahrhundert wurde die Spitze abgebrochen und der Thurm mit zwei weitern niedrigen achtseitigen Geschoßen, einem entsprechenden Kuppeldache und einer Glockenlaterne überhöht.

An die Stelle des ursprünglichen kleinern Chors, der sich dem Thurme östlich vorlegte, trat um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein größerer und höherer, innen gewölbter, dreiseitig geschlossener Chor. Eine Grabschrift an dessen südöstlicher Ecke beweist, daß er 1378 bereits so dastand. Zu seinen drei schmalen hohen Spitzbogenfenstern wurde am Ende des 15. Jahrhunderts dem neu errichteten Hochaltare zu Lieb noch ein großes, breites und hübsches gothisches Fenster in die Südwand des Chors eingebaut. Nächst am Chore, südlich vom Thurme, ist die gewölbte Sakristei. An deren Ecke steht ein kleines ausdrucksvolles, einst bemaltes Steinbild der h. Katharina aus dem 15. Jahrhundert auf einer Console; in den Giebel ist ein alter Löwe eingemauert, das Symbol des nach Raub brüllenden Satan, welches in den mittelalterlichen Kirchen gewöhnlich außen, als vor das Heiligthum herausgebannt erscheint.

Treten wir nun in die Kirche, so erscheint zunächst am Opferstock in der Laibung der Spitzbogenthüre ein Gemälde auf Holz, das einen reichen Bürger vorstellt, wie er drei Armen Almosen reicht. Die Unterschrift lautet: „Gebt eur Almoßen durch Gotts willen hausarmen Leuten: 1540."

Sofort begegnet uns der alte große Taufstein, welcher die Gestalt eines mächtigen dreizehnseitigen Kelches hatte, aber erst in neuerer Zeit um seinen schönen Fuß gekommen ist. In dreizehn gothischen, reich geschmückten Nischen

sind die Brustbilder Christi und der zwölf Apostel mit ihren Marterwerkzeugen — nun leider schlecht übermalt — zu sehen.

Jenseits des Taufsteins steht an dem nordöstlichen Thurmpfeiler ein schöner gothischer Stuhl, oben und an den Seiten in reichen Mustern durchbrochen und an der linken Wangenseite unten mit kräftig schönem Laubwerk geschmückt. Dieser — ehemalige Beicht-? — Stuhl war hinter dem Altare in einer dunkeln Ecke dem Verfalle nahe und der Zerstörung preisgegeben. Es gelang, eine Summe von vierzehn Gulden freiwilliger Beiträge zu sammeln und damit das Zerbrochene durch geschickte Hand ausbessern, das Fehlende ersetzen und dem Ganzen einen würdigen Anstrich in Eichenholzfarbe geben zu lassen (1850).

Ueber diesem Stuhle sitzt die Maria mit dem Kinde. Die Krone, welche ihr von katholischer Hand als der Himmelskönigin gegeben wurde, mag evangelisch uns an die davidische Königstochter erinnern. In dem etwa 3 Fuß hohen, schön aus Holz geschnitzten Bilde trägt die Gebenedeiete unter den Weibern einen schön und reichgefalteten blauen, goldgesäumten Mantel, einen weißen Schleier darüber und ein rothes, erst jüngst neubemaltes Gewand darunter. Mit der rechten Hand hält sie das nackte, auf ihrem Knie stehende Jesuskind, das nach dem goldenen Apfel greift, welchen die Mutter ihm mit der Linken darreicht. Das Bild, welches (1844) auf Kosten etlicher Frauen aus der Gemeinde wiederhergestellt wurde, ist aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Aelter ist das steinerne Bild, welches wir gegenüber an dem südlichen Thurmpfeiler in einer runden, blau mit gelben Sternen bemalten kleinen runden Nische sehen. Es ist die h. Katharina, der zu Ehren die Kirche erbaut ist. Als Königstochter und Blutzeugin trägt sie die verdiente Krone der Ehren und einen purpurnen, mit goldenen Blumen bemalten Ueberwurf über dem blaßrothen engen Aermelkleide. In der Linken hält sie eines der mit scharfen eisernen Messern besetzten Räder, mit denen sie zerfleischt werden sollte, in der Rechten hat sie das Schwert, womit sie schließlich enthauptet wurde, als ein Blitzstral jenes ausgesuchte Marterwerkzeug zerschmettert und die Henkersknechte erschlagen hatte. Der Kaiser Maximin II., auf dessen Befehl die gelehrte Jungfrau aus Alexandrien mit mehreren heidnischen Philosophen disputiren mußte und zu dessen Verdruß dieselben von ihr beschämt und zum Christenthum bekehrt wurden, der gekrönte heidnische Tyrann, welcher lange Zeit vergeblich die Reine (so heißt Katharina auf Deutsch) zu verführen und ebenso vergeblich sie von ihrem Glauben, dem Felsengrunde ihrer Tugend, abwendig zu machen suchte, derjenige, welchen sie nicht fürchtete, weil er nur den Leib, nicht die Seele tödten konnte, liegt nun im Bilde unter der heiligen Ueberwinderin und muß auf dem Boden ausgestreckt ihr zum Schemel ihrer Füße dienen. Auch diese, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammende, 3 Fuß hohe Figur wurde (1844) auf Kosten etlicher Frauen aus der Gemeinde dem Untergang entrissen und der Kirche als bleibendes Denkmal weiblicher Ehre erhalten.

Wenden wir uns nun zum Chore hin. Denselben füllt zur Linken das neue, vor sechs Jahren in gothischem Style nach Hrn. Bauinspektor Pflügers Entwurf errichtete und mit Eichenholzfarbe angestrichene Gestühle für den Pfarr-

gemeinderath, in der Mitte der kostbare alte Hochaltar, rechts der neuhergestellte „Oelberg“ und oberhalb beider die Orgel mit ihrer Empore. Als im Jahre 1746 „dem dreieinigen Gott zu Ehren, der christlichen Gemeinde zu St. Katharina zu Vermehrung der Andacht und der Kirche zur Zierde“ ein neues größeres Orgelwerk errichtet wurde, mußte diese, den Chor entstellende, den Altar überragende Empore noch größer gemacht werden, als sie im J. 1688 angelegt war, wo die Kirche erstmals mit einer Orgel versehen wurde. Zu jener Zeit des künstlerischen und kirchlichen Verfalls wurden ja leider allenthalben die Altarräume der Kirchen mit Orgeln verbaut und entstellt. Leider kann unser Katharinenkirchen-Chor nicht in sein Urrecht wieder eingesetzt werden, so lange das allerdings zu kleine Schiff nicht vergrößert und erhöht ist. So sollte eben das Mögliche geschehen, um wenigstens einige Beleidigung dem Auge und dem kirchlichen Sinn einige Verletzung zu ersparen.

Das große hölzerne und bemalte Bild des Gekreuzigten, welches den Altarschrein hoch überragte, war der neuen Orgel zu Gefallen vom Altare getrennt und unter den westlichen Thurm- oder Chorbogen frei aufgestellt, unten mit dem Stamm in den Fußboden eingelassen und oben am Spitzbogen mit Eisen befestigt worden. Da zerschnitt es den Blick in den Chor und verdeckte den am Altar stehenden Geistlichen vor der Gemeinde. So war es nothwendig, daß man den Crucifixus wieder an seine Stelle hinter und über dem Altare verbrachte, wo er nun hoch oben den Chor und Altar beherrscht, soweit es die dahinterstehende Orgel erlaubt. Damit das Bild sich von der letztern besser abhebe, wurde die weiße Lackfarbe der Orgelfronte mit Eichenholzfarbe gedeckt. Der überlebensgroße Crucifixus ist anatomisch richtig und mit kräftigem Gefühle behandelt; das Haupt ist stark im Tode geneigt. Das — erst 1844 schwarz angestrichene Haar sollte nach der geschichtlichen Ueberlieferung, daß Jesus tiefblondes Haar hatte, anders gefärbt werden, ebenso verlangte das Lendentuch statt der weißen Oelfarbe seine ursprüngliche Vergoldung zurück. Die Kosten obiger Veränderungen wurden mit zwölf Gulden durch eine Collekte bestritten.

Der Altarschrein war ursprünglich mit gothisch-geschnitztem Zierwerk auf seiner obern Abtreppung gekrönt. Als die Kirche von langjährigem Wuste gereinigt wurde, namentlich auch von den abscheulichen Vergitterungen der Sitzplätze, womit die Perrückenzeit ihren Kirchenschlaf einst zu verdecken suchte, da mußte auch die zerfallene und verstäubte, den Spinnen zur Freude und zur Benützung überlassene Altarbekrönung als altes Gerümpel weichen. Seither erschien der Altarschrein wie ein Körper ohne Kopf. Es bedurfte aber nur der Anregung in der Gemeinde, sowie einer Bitte an die Oberkirchenbehörde, und es kamen so viel freiwillige Beiträge zusammen, daß sie sammt dem Zuschusse aus der Staatskasse, in welche unsere Kirchenstiftungen inkamerirt sind, zur Herstellung einer einfach würdigen, dem Altarkasten entsprechend blau und roth gemalten, reich vergoldeten Aufsatzes reichten. Derselbe (1857) vom hiesigen Zeichnungslehrer, Hrn. E. Herdtle entworfen, vom Schreinermeister Adam Leonhard um den Preis von vierzig Gulden geschnitzt, von Maler Hettinger um den Preis von dreißig Gulden bemalt und vergoldet, erhebt sich über das von spitzigen Pfeilern eingefaßte gothische Gitterwerk der beiden Treppen in

einem schön durchbrochenen, von einer Kreuzblume gekrönten Spitzgiebel mit vergoldeten Bossen oder Krappen. Nun gewährt der Altar auch im Aeußern den befriedigenden Anblick eines abgeschlossenen Ganzen, wie er in seinem Innern ein harmonisches Ganzes bildet.

Betrachten wir übrigens den Altarschrein zunächst von seiner äußern oder „Werktags=" Seite. Die Predella oder der Untersatz enthält zwischen roth= und gold=gefärbtem gothischem Rahmwerk sechs Heilige in halber Figur auf blauem Grunde gemalt. In deren Mitte erhebt, auf Goldgrund gemalt, der Erlöser die Rechte zum Segnen, während er in der Linken die mit dem Kreuze gekrönte Weltkugel trägt. Rechts von ihm ist Maria mit dem Kinde, das einen dargebotenen Apfel ergreift; dann die h. Katharina mit Buch, Schwert und Rad; zu äußerst die h. Barbara mit der Krone auf der Stirne und mit dem Thurme in der Hand, in welchem die standhafte Bekennerin sich freiwillig einschloß, um ihre Reinheit und ihren Glauben zu bewahren, bis ihr eigener Vater sie dem Gerichte überlieferte und mit eigener Hand enthauptete (um 250 unter Kaiser Maximin). Der im Thurme sichtbare Kelch nebst Hostie erinnert an die Stärkung, welche sie in ihrer Einsamkeit im h. Sakrament gefunden. Während um dessen willen das katholische Volk glaubt, ein Verehrer dieser heiligen Blutzeugin werde nicht eines plötzlichen Todes, d. h. nicht ohne Sakrament sterben, steht sie mit dem hierauf bezüglichen Kelche als eine evangelische Protestation gegen die nachmalige päbstliche Kelchentziehung würdig auch im Angesicht der evangelischen Gemeinde. Links von dem Erlöser sind drei männliche Heilige — wie die weiblichen in halber Figur und mit goldenen Heiligenscheinen. Der h. Veit, der Landesheilige von Böhmen, seit König Wenzeslaus im 8. Jahrhundert einen Arm des jungen sicilischen Blutzeugen für die Metropolitankirche in Prag erworben hat. Vitus, schon frühe zum Christenthum bekehrt, war durch keine Drohung seines Vaters und seines Richters zum Abfall zu bringen, floh dann über's Meer und wurde unter Kaiser Diocletian gefangen und gemartert. Der edle, reichgelockte Jüngling hält in dem Bilde die Palme des Ueberwinders und den Oelkessel, in welchem er gesotten worden. — Neben ihm steht der h. Bischof Erasmus, rechts den geistlichen Hirtenstab, links die Winde haltend, um welche ihm die Eingeweide aus dem lebendigen Leibe gehaspelt wurden, als er nicht widerrufen wollte. — Endlich kommt der h. Sebastianus, einen Mantel um den nackten Leib geschlagen, in welchem fünf Pfeile stecken. Einen sechsten hat er in der linken Hand und mit der Rechten segnet er die Kriegsknechte, welche den jungen Hauptmann der kaiserlichen Leibwache (unter Diocletian 288 n. Chr.) lebendig an einen Baum binden und zum Ziel ihrer Geschoße machen mußten, weil er Christ geworden war. Alle diese Figuren sind von kräftiger Hand nicht ohne Innigkeit gemalt.

(Schluß folgt.)

Evangelischer Kirchenbau.

(Schluß.)

Die Kanzel.

Die richtige Stellung der Kanzel ist an einer der Ecken des Chorbogens, wo Chor und Schiff zusammenstoßen, und bei einer wohlorientirten Lage des Baues wohl am zweckmäßigsten auf der Südseite, damit der Prediger die Mittagssonne, die durch die Kirchenfenster hereinfällt, hinter sich statt gegen sich habe, zumal wenn dann auch die Sacristei auf der wärmeren Kirchenseite angebracht werden kann. Von der Ecke des Chorbogens aus wird der Prediger am sichersten allgemein gesehen und gehört. Bei einem umfassenderen, mit Seitenschiffen versehenen und von Pfeilern oder Säulen getragenen Kirchenbau mag unter Umständen einer von den Pfeilern, welche dem Chor am nächsten stehen, vorzuziehen sein. Eine höchst unpassende Stellung dagegen ist an der einen oder andern Langseite, wo der Sprechende die große Mehrzahl derjenigen, zu welchen er spricht, zur Rechten und Linken hat und in Versuchung geräth, sich während des Vortrags bald hier- bald dorthin zu drehen, um je nur von einem Theile der Zuhörer, nirgends aber ganz verstanden zu werden. Besser zum Behuf des Gesehen- und Verstandenwerdens ist nun zwar die Stellung der Kanzel in die Mitte einer Schmalseite, und man hat deswegen in den modernen Kirchen oblonger Form diese Stellung beliebt, auch, wenn der Scheinchor nur die Sacristei faßte, von hier aus den Prediger durch eine Thüre in die Kanzel treten lassen. Gemeiniglich steht alsdann die Kanzel direct über und hinter dem Altar. Aber mit Recht sagt darüber §. 12 der Dresdener Thesen, völlig falsch sei es und geradezu widersinnig, die Kanzel über dem Altar anzubringen. Falsch und widersinnig ist es, die Kanzel, den Ort menschlicher Auslegung, über dem Altar, dem Orte göttlicher Gnadenspendung erscheinen zu lassen. Mit einer nur einigermaßen gesunden Liturgie vereint sich diese Anordnung nimmermehr, und vollends nicht, wenn dann hinter der Kanzel, wie in einzelnen Kirchen in Berlin, auch noch die Orgel steht; eine Construction, die dem seligen Schleiermacher einst guten Grund darbot, die Durchführung der Agende Friedrich Wilhelms III. in seiner Kirche für unthunlich zu erklären. Aber es sollte in keiner Kirche mehr geduldet werden, die Kanzel so zu stellen, als wenn der evangelische Gottesdienst, der ja wohl ohne Predigt nicht bestehen kann, in der Predigt eigentlich aufgienge oder doch culminirte.

Die Orgel.

Daß der Orgelbau dem Kirchenbau stilgemäß entspreche, ist eine der ersten Forderungen. Eine andere nicht minder wichtige Forderung ist, daß die Orgel dem Chore gegenüber auf der Seite des Haupteingangs in die Kirche stehe. Weniger angemessen ist es, wie man oft in großen Kirchen sieht, sie in einer der Ecken des Schiffs neben dem Chorbogen aufzustellen. Am Unangemessensten und Verwerflichsten ist aber die Aufstellung im Chor, leider die häufigste in protestantischen Kirchen germanischen Stils aus älterer Zeit, da man mit den hohen und

tiefen Chören nichts Besseres anzufangen wußte, als die Orgeln in ihnen aufzubauen. Soll aber der Chor die Bestimmung, die in seiner Idee liegt, erfüllen, so muß er Altarraum und von ihm getrennt, ihm gegenüber gestellt muß der Orgelraum sein, von wo die Wechselbeziehung der Responsorien mit dem Amt des im Altare dienenden Liturgen ausgeht. Mit unglaublicher Blindheit wird auch für neue Orgeln immer der alte unpassende Chorplatz ausersehen, und es scheint namentlich im Interesse oder Geschmack der Orgelbauer zu liegen, daß sie den Ansichten und Wünschen übelunterrichteter Kirchenvorstände nicht entgegentreten. Um so mehr ist es Allen, die einen Kirchen- oder Orgelbau im Sinne haben, an das Herz zu legen, daß sie die Orgel nicht anders als für den correcten Ort, welchen der obenerwähnte §. 16 der Dresdener Thesen bezeichnet, bestellen. Es ist auch schon oft vorgekommen, daß die Behörden, auf das Richtige hingewiesen und zu einer zweckmäßigen Aufstellung geneigt, ihre gute Absicht an der Antwort des Orgelbauers scheitern sahen, daß es nun zu spät, weil auf die erste Bestellung hin die Anlage und Einrichtung des Pfeifenwerks für die Räumlichkeit des Chors bemessen sei. Um so nöthiger wird es, daß man sich gleich von vorneherein richtig und klar entscheide. C. G.

Zum Weihnachtsbaum.



Die neueste Veranstaltung des Holzschnittes zur Freude und Belehrung der christlichen Jugend sind die Engelgeschichten der heiligen Schrift. Vierzig Bilder, gezeichnet von Oskar Pletsch, in Holz geschnitten von A. Gaber (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses), in Quer-Octav mit je einer Bibelstelle unter dem Bilde; von dem Engel, der die ersten Eltern aus dem Paradiese treibt, bis zu demjenigen, der (Off. Joh. 14, 6—7) mit dem ewigen

Evangelium mitten durch den Himmel fliegt, um allen Heiden und Geschlechtern, Sprachen und Völkern auf Erden das nahende Gericht anzukündigen. Es ist ein schöner und recht passender Ge-



danke, welcher diesem kleinen und doch inhaltreichen Bilder- und Spruchhefte zu Grunde liegt, da Kinder mit besonderer Liebe bei den Erzählungen, in welchen Engel erscheinen, zu verweilen pflegen, und weil ihnen auf ihrer geistlichen Erkenntnißstufe gerade dadurch der Zusammenhang mit der höheren Welt und einer ewigen Bestimmung am leiblichsten und lieblichsten im Bewußtsein haftet. Auch ist das Bild der Engelwelt, wenn es so, wie hier, rein aus den heiligen Urkunden geschöpft wird, durch keine der ungeeigneten Vorstellungen getrübt, welche mit dem Süßlichen anfangen und beim Widerlichen aufhören, oder welche durch ihren Gegenstand an dem evangelischen Glaubensgrunde rütteln. Es darf mithin das freundliche Büchlein christlichen Eltern für ihre junge Welt wohl empfohlen werden, und dasselbe wird sich zumal durch einzelne sinnig aufgefaßte Scenen, wie Hagar in der Wüste, der Engel in der Wolkensäule vor dem Zuge der Israeliten, Elias, Daniel, Joseph im Traum, Petrus im Gefängniß, Paulus im Schiff, am Besten selbst empfehlen, wenn auch da und dort eine sorgfältigere Zeichnung zu wünschen wäre. Das Ganze kostet 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr., elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Bei diesem Anlaß weisen wir zugleich auf die holdeste Weihnachtspende, den Dresdener Kinderengel von Ludwig Richter und A. Gaber hin, der, im Richter-Gaberschen Verlag schon früher herausgegeben, für die kleineren Kleinen die noch nicht so weit, um die Engelgeschichten mit dem rechten Verständniß zu betrachten, und doch der ersten Kunde des Heilandes und seines Gnadenreiches innegeworden sind oder innewerden können, ein herziges Büchlein. Nach Vorausschickung des illustrirten Briefes von Luther an sein Söhnchen Hänsigen folgen sich in lieblicher Abwechselung, vom Erwachen an durch Engelskuß, Kinderbilder mit untergesetzten angemessenen Reimen oder Sprüchen, dann Gruppen aus den heiligen Festzeiten, Denk- und Bibelsprüche sammt Gebeten für Kinder, Alles mit wahrhafter Kunstschönheit so lebendig, wahr, innig, anheimelnd und mit dem Hauche der ewigen Heimath durchweht, daß wir treuen Müttern nichts Besseres auf den Weihnachtstisch zu legen rathen können. Und zum Glück ist der Preis dieser köstlichen Gabe auch für die Unbemittelten zu erschwingen, da das Büchlein nur 12 Silbergroschen oder 42 Kreuzer kostet. Die edeln Verleger, die durch diese und andere Unternehmungen so vielseitig und Gott gebe! nachhaltig auf die Pflege des religiösen Gefühls in Verbindung mit schönen Anschauungen hinwirken, haben auf unsern Wunsch für die gegenwärtige Anzeige die beiden Holzschnitte abgetreten, die wir im Abdruck unsern Lesern vorführen. G.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

16. Dez. 1858. Nro. 6.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Die Kirche zu St. Katharina in Hall und ihre Restaurationen.

Von H. Merz, Stadtpfarrer daselbst.

(Schluß.)

Nicht minder bedeutend sind die Gestalten auf den Thüren des Altarschreins. Zwei Doppelflügel 4 Fuß hoch und 3 Fuß breit zeigen außen in ganzer Figur Johannes den Täufer mit dem Lamm auf dem Buche, das er im härenen Mantel hält; Maria mit dem Jesuskinde, das, bis zu den

Knieen in ein Kleidchen gehüllt, nach einem dargebotenen Rosmarinstengel greift; die h. Katharina, im Begriffe, auf das zu ihren Füßen liegende zerbrochene Rad niederzuknieen; endlich Johannes den Evangelisten mit dem Nachtmahlskelch in der Linken, mit welchem seine Feinde ihn einst der Sage nach vergiften wollten, aus welchem er aber durch die Segnung das Gift entfernte — es entweicht im Bilde unter der Gestalt eines bösen Drachen. Diese vier Figuren haben goldene Heiligenscheine und stellen sich auf dunkelm Grunde in ernster Würde dar. — Der in der Mitte überhöhte Schrein ist hier oben mit zwei kleinen Thürchen geschlossen, welche auf der Außenseite die h. Barbara mit dem Thurme in der Linken und die h. Magdalena mit dem Salbengefäße in der Rechten zeigen.

Oeffnen wir diese kleinen Oberthürchen des Altarschreins, so sehen wir auf der Innenseite das Bild des Alten und des Neuen Testamentes. Jenes, eine weibliche Figur in langem, gelbem Aermelkleide, sinkt in die Kniee zusammen. Die Augen sind mit einer langen weißen Binde (der „Decke Mosis") verbunden, der linken Hand entfällt das Buch (des steinernen Gesetzes), ein Spieß, auf den sich die Rechte stützen will („der Stecken des Treibers"), zerknickt in drei Stücke. Das ist die trostlose Verzweiflung des alten, unhaltbaren Gesetzesbundes. Dem gegenüber hält eine weibliche Figur in rothem Kleide und blauem Mantel, weißem Schleier und goldenem Heiligenschein in der Rechten den Kelch des Neuen Testamentes.

Die geöffneten zwei großen untern Doppelflügelthüren stellen mit ihren Innengemälden im Vereine mit den Holzschnitz-Figuren des Altarkastens die evangelische Geschichte dar vom Einzug in Jerusalem bis zum Pfingstfeste. Dem Beschauer zur Linken erscheint auf dem äußersten Flügel gemalt Jesus im purpurnen Mantel auf dem jungen Esel in Jerusalem einreitend. Hinter ihm gehen Petrus und Johannes. Ueber ihm bricht ein Knabe Zweige von einem alten deutschen Weidenbaume. Vor ihm breitet eine vornehme Person knieend ein Purpurkleid auf den Weg. Aus dem Stadtthore kommt ein Anderer im goldbrokatenen Gewande, entblößt das Haupt und grüßt ehrerbietig; ein Zweiter steht unbedeckten Hauptes unter dem Thore zum Willkomm bereit. Die Luft ist Goldgrund; die Köpfe sind weich und ausdrucksvoll, das Ganze hat eine kräftige Färbung. Auf dem folgenden Bilde sehen wir den Verrath und die Gefangennehmung Jesu. Oben zeigt sich Kirche, Stadtmauer, Wartthurm und Umgegend von Jerusalem, als wäre es die deutscheste Stadt gewesen; unten im Vorgrunde liegt der Knecht Malchus, mit einer Blendlaterne in der Hand, heulend am Boden, während Petrus nach vollbrachter Heldenthat sein Schwert in die Scheide steckt. Jesus hat das abgehauene Ohrläpplein in der heilenden Hand, als eben Judas roh sich an ihn herandrängt zum Kusse, um den fünf mit Spießen und Stangen bewaffneten Knechten das Zeichen zu geben.

Nun setzt sich die Leidensgeschichte durch fünf anderthalb Fuß hohe Gruppen fort, welche in hocherhabener, theilweise fast runder Arbeit je aus einem Stück Lindenholz vortrefflich geschnitzt, ganz vergoldet und nur in den Gesichtern bemalt sind. Sie stehen auf einem reich und schön durchbrochenen Sockel unter

äußerst zierlichen, reich vergoldeten Baldachinen, über denen sich wieder ein sehr fein durchbrochenes Gesimse hinzieht. Die erste Gruppe bildet die Dornenkrönung. Jesus sitzt im Königsmantel auf einem Stuhle, hinter ihm steht der Landpfleger. Rechts und links drücken zwei Schergen die Dornenkrone mit zwei Hebeln in das Haupt des Herrn. Einer kniet vor ihm, gibt ihm ein Rohr in die Hand und höhnt: „gegrüßet seist Du Judenkönig.“ Gegenüber holt ein Anderer mit der Rechten aus, um Jesu einen Backenstreich zu geben. — In der zweiten Gruppe trägt Jesus das Kreuz, vorn durch einen Kriegsknecht an einem Stricke um den Leib geführt, von hinten durch einen Schergen mit Hand und erhobenem Knie vorwärts gestoßen; Soldaten und Oberste begleiten den Zug. — Die dritte Gruppe ist unter dem Kreuze. Oben erheben sich in dem mitten überhöhten Altarkasten die drei Kreuze über den Felsen des Golgatha. Unter den Armen des gekreuzigten Heilandes fangen zwei schwebende Engel das herabfließende Blut auf. Zu seiner Rechten hängt der bekehrte Schächer, dessen begnadigte Seele in Gestalt eines kleinen betenden Kindleins von einem lichten Engel in's Paradies getragen wird. Zur Linken des Herrn hängt der Verstockte mit wild verstellter Geberde; über ihm trägt ein schwarzer Drache seine Seele in Gestalt eines, die Hände ausstreckenden, schreienden Kindes von dannen. Aus der Gruppe der auf dem Calvarienberge Stehenden hebt sich der Soldat heraus, welcher eben den Lanzenstoß in das Herz Jesu thun will. Schön ist der Gedanke, wie eine Jüngerin Jesu den Speer faßt, um den Stoß von der Seite des geliebten Meisters fern zu halten. Im Vordergrunde sinkt die schmerzenreiche Mutter von Johannes und zwei heiligen Frauen gehalten zusammen, daneben spricht der heidnische Hauptmann zu den umstehenden Soldaten und Volksobersten: „das ist ein frommer Mann und Gottes Sohn gewesen.“ — Die vierte Gruppe stellt die Grablegung dar. Joseph von Arimathia und Nikodemus senken den Leib des Herrn auf einem Leintuche in den Sarkophag; Maria, von Johannes und zwei Frauen unterstützt, führt die rechte Hand ihres Sohnes, um sie zu küssen, an ihren Mund. — Die fünfte Gruppe enthält die Auferstehung Jesu. Ein Engel hebt hinten den Deckel des Sarkophages, aus welchem der Herr mit dem Kreuz in der Linken, mit der Rechten segnend herabsteigt, mitten zwischen den zwei Wächtern hindurch, welche vorn daliegen, während ein Dritter den schlaftrunkenen Kopf auf den Sarkophag lehnt. — Hiernach folgt auf der einen Hälfte des rechten Doppelthürflügels das Gemälde der Himmelfahrt Jesu. Im Hintergrunde erscheint Landschaft und die Stadt Jerusalem mit altdeutschen Erkerhäusern. Durch die goldene Luft entschwebt eben in einer Wolke der Herr, von dem naiverweise nur mehr der untere Theil des Körpers mit den nackten Füßen gesehen wird — eine Darstellung, die sich namentlich auch bei A. Dürer findet. Die Fußstapfen Jesu haben sich deutlich auf der Spitze des Oelbergs eingedrückt, um welchen die nachschauenden Jünger in sehr lebendiger Bewegung voll betender Verwunderung versammelt sind. — Auf der äußersten Tafel endlich sehen wir die Ausgießung des h. Geistes. Die Jünger sitzen und stehen im Tempel lebhaft bewegt um Maria herum, welche halb in einen Schleier gehüllt, zarten, schönen Antlitzes in der Mitte sitzt. Petrus liest die propheti-

schen Stellen aus dem Alten Testamente vor; während die Taube in goldener Glorie herniederschwebt. Die Köpfe haben Heiligenscheine. Die Figuren sind kräftig gemalt. Eine Meisterhand bekundet sich insbesondere in den geschnitzten Figurengruppen mit ihren richtigen Verhältnissen, lebhaften Bewegungen, sinnigen Motiven, weichen Linien, fließenden Gewändern und trefflichen Zusammenstellungen. Der geöffnete Altar mit dem Reichthum von Darstellungen und mit dem Glanze seiner blitzenden Vergoldung kann seines Eindruckes nicht verfehlen. Bei der Kirchenreinigung im Jahre 1844 wurde die Neuvergoldung der Figuren und die Reinigung der Gemälde durch hiesige Meister beschafft. Die Kosten betrugen gegen 175 fl. und wurden durch die K. Finanzverwaltung, sowie durch 80 fl. freiwilliger Beiträge aus der Gemeinde bestritten. Die Gesichter der Schnitzbilder, schlecht übermalt, harren noch der ihnen gewachsenen Künstlerhand.

Zur völligen Herstellung des Altars in seinen alten Bestand hat neuerdings ein Gemeindeglied behufs der bei Communionen und an Festen nach althallischem und alt-lutherischem Brauch anzuzündenden Lichter zwei große eiserne, in Wasseralfingen gegossene, und dann mit Broncefarbe versehene Leuchter gestiftet. Sie kosteten zusammen 28 fl., die Broncirung 1 fl. 12 kr.

Erheben wir nunmehr das Auge in die Höhe des Chors, so schaut von dem Schlußstein des Gewölbes ein schön und würdig ausgehauenes Haupt des Erlösers herab. Das südliche Fenster des Chores aber winkt uns zu näherer Besichtigung seiner Glasgemälde. Da sind acht Felder mit weißen Lilien inmitten eines blau und roth verzierten Bandes umrahmt. Innerhalb dieser Umfassung erhebt sich ein goldgelber Baldachin zwischen zwei Spitzthürmchen in eine Kreuzblume. Unter dem Baldachin steht in der Nische auf blauem, damascirtem Grunde je eine aufrechte, etwa zwei Fuß hohe schlanke weibliche Gestalt in edler Stellung, bedeutsamer Haltung, ausdrucksvoller Geberde und schöner Gewandung. Die Gesichter und Haare, sowie die übrigen Linien sind in schwarzen, starken Umrißlinien in das farbige Glas eingeschmelzt. Ueber jeder Figur sagt ein Spruchband ihre Bedeutung. Zwei Figuren stellen die h. Dorothea und die h. Margaretha vor. Jene trägt in der Linken die Palme, ein Körbchen voll Blumen und Früchten in der Rechten; ein Rosenkranz schmückt ihre Stirne. Als man nämlich diese Bekennerin zum Martertode führte, erklärte sie, laut der Legende, daß sie jetzt zu ihrem Bräutigam gehe. Höhnisch erwiederte darauf ein Jüngling, er möchte doch auch etwas von ihrem Bräutigam sehen. Da brachten die Engel des Herrn ihr Blumen und Früchte, welche sie nun dem Spötter zusandte. Die h. Margaretha hat gewöhnlich die Krone auf dem Haupte, ein Schwert in der Hand und einen gefesselten Drachen unter den Füßen. In der letzten großen Christenverfolgung von ihrem eigenen Vater, einem Priester, angeklagt und dem Gerichte überliefert, wurde sie, wie die alte Sage erzählt, einem wilden Ungethüm ausgesetzt und als dasselbe der frommen Jungfrau kein Leid anthun durfte, ward sie mit dem Schwerte hingerichtet. —

Sechs andere Figuren stellen die Haupttugenden im siegreichen Kampfe mit den Hauptlastern dar. Letztere liegen zu ihren Füßen und werden mit Speeren und Gabeln zu Boden gedrückt und niedergehalten. Auf den Spruch-

bändern stehen ihre lateinischen Namen in gothischer Mönchsschrift angeschrieben. So sehen wir in der obern Reihe: 1. Die Mäßigkeit (Sobrietas) hält mit einer Gabel den Vielfraß (Gula) unter sich, eine männliche Gestalt, welche im rosenrothen Gewande daliegend, ein goldenes Gefäß in der Linken hält und mit der Rechten einen gebratenen Hahn in's Maul schiebt. — 2. Die stiftende Frömmigkeit oder Wohlthätigkeit (Pietas), eine zarte Gestalt mit enganliegendem violettfarbigem Kleide und mit goldenem Gürtel um die Lenden, stößt mit beiden Händen ihr Schwert auf den Geiz (Avaritia), welcher im grünen Gewande daliegt mit einem großen Geldsacke in den Händen, woraus ihm die Silberlinge auf die Brust fallen. — 3. Die sorgfältig umhüllte Keuschheit (Castitas) unterdrückt die Unzüchtigkeit (Luxuria) in Gestalt zweier, liegend sich umarmender, bekleideter Figuren männlichen und weiblichen Geschlechtes. — 4. Die fröhliche Geduld (Patientia) stemmt mit aller Kraft sich gegen die unter ihr liegende Zornmüthigkeit (Ira). — 5. Die Güte (Bonitas) stößt den Neid (Invidia) unter ihre Füße — eine männliche Figur mit schlangenumwundenem Kopfe. — 6. Die nonnenartig verschleierte, mit dunkelblauem Mantel bekleidete Demuth (Humilitas) drückt mit ihrer Gabel die Hoffart (Superbia), welche eine Krone auf dem Haupte und einen Spiegel in der Linken trägt, zu Boden. — Unterhalb dieser Bilder kommen zwei Felder mit einer allerdings nicht evangelischen Darstellung von Himmel und Hölle (oder Fegfeuer) auf schönem Teppichgrunde in sehr schön verzierter Umrahmung. Voran steht lebhaft fürbittend Maria mit der Krone auf dem Haupte und mit blauem Mantel über dem grünen Untergewande vor dem Throne, auf welchem Gottvater und Christus sitzt, letzterer mit einem Buche auf dem Schooße. Hinter ihm sind noch mehrere Köpfe, namentlich der des h. Petrus sichtbar. Gegenüber lodert das Feuer in dunkelrothen Flammen, fünf Figuren brennen darinnen und zwei Henkersknechte stoßen mit ehernen Gabeln die aus dem Feuermeere auftauchen wollenden Sünder tiefer hinab. Oberhalb aber trägt ein goldgeflügelter Engel in einem weißen Tuche die bereits gereinigten Seelen in Gestalt dreier jugendlicher Köpfe gen Himmel.

Diese Glasgemälde sind aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Sie machen einen vorzüglich ernsten und würdigen Eindruck und gehören zu den anziehendsten Darstellungen, die uns in Glas erhalten sind*. Hin und wieder beschädigt, sehnten sie sich nach einer gründlichen Wiederherstellung. Und da sie zugleich in dem nordöstlichen Fenster des Chorschlusses fast nie von der Sonne berührt, dagegen durch die Orgelbühne der Gemeinde versteckt waren, so hat der Pfarrgemeinderath von St. Katharina beschlossen, die Glasgemälde reinigen, ergänzen und an das schöne große Südfenster des Chores versetzen zu lassen in guter Zuversicht, daß die Gemeinde auch hiefür willig steuern und daß die K. Finanzverwaltung mit bisher bewährter Liberalität für die würdige Erhaltung eines so kostbaren Erbstückes aus alter Zeit wieder ihre milde Hand aufthun

* Ein junger Künstler von hier, H. Biermann, hat eine höchst getreue, vortreffliche Abbildung dieser Glasgemälde gemacht, welche durch den Grafen Wilhelm von Württemberg dem württembergischen Alterthumsverein zu einem Geschenk erkauft, wohl eine der nächsten Veröffentlichungen des Vereins schmücken dürfte.

werde. In den 10 Glasgemälden fanden sich mehr denn 100 Glasstückchen zu ergänzen. Dazu kommen zwei ganz neue Felder aus Glasmosaik mit Kreuz und Kelch in der Mitte, sowie die Ausfüllung des Maßwerkes in der Fensterspitze mit farbigem Glase nach dem Entwurfe des Hrn. Herdtle dahier. Die nicht leichte Arbeit kostet über 70 Gulden.

Unter dem südlichen Fenster des Chores, dicht am Eingang in denselben, steht noch als ein kunst- und schicksalreiches Denkmal der Oelberg. Früher außen an der Sakristei angebaut und durch schöne eiserne Gitter hindurch für alles Volk sichtbar, aber auch allem Wetter ausgesetzt, hatte er solchen Schaden gelitten, daß im Jahre 1844 seine Erhaltung nicht der Mühe werth erschien. Die angelegentlichen Bitten der an ihren kirchlichen Erinnerungen mit Liebe hängenden Gemeindeglieder konnten ihn nicht retten und die aus Holz geschnitzten Figuren waren schon zum Feuertode verurtheilt. Das erbarmte den Meßner der Kirche, er erbat sich die Schnitzbilder und verbarg und hütete treulich seinen Schatz sieben Jahre lang im geheimsten Winkel des Kirchendaches vor feindseligen Gewalten. Es war nicht schwer, vom württembergischen Alterthumsverein eine Summe von dreißig Gulden und ebenso viel durch die Oberkirchenbehörde vom K. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens zu Bestreitung der Wiederherstellungskosten dieses Kunstdenkmals zu erlangen. Das noch Fehlende kam durch eine Collekte in der Gemeinde und aus dem Erlös eines Schriftchens, worin ich unsere St. Katharinenkirche in ihrem damaligen Bestande (1851) beschrieb. So geschah es, daß durch hiesige Künstler und Handwerker die gar sehr von Sonne und Regen zerrissenen und verwaschenen, auch durch Muthwillen verderbten vier Holzfiguren ausgekittet, ergänzt und frisch bemalt in einen schön geschnitzten und bemalten Schrein versetzt wurden. Die Fertigung des Schreins und die Ergänzung der Figuren kostete 60 fl. Die Kosten für Bemalung und Vergoldung betrugen 45 fl. Ein violetter Zugvorhang dazu kam auf 18 fl. zu stehen. Tausende haben sich seitdem an dem schönen Werke erfreut und erbaut, das namentlich in der Charwoche und nach dem Wunsche des Pfarrgemeinderathes an den Abendmahls-Sonntagen der feiernden Gemeinde sich offen vor Auge und Gemüth stellt. Oeffnen auch wir nun den Vorhang.

Da erscheint im Hintergrunde mit Oel auf die Wand gemalt die Stadt Jerusalem. Vorn ganz links kniet Jesus lebensgroß (4½ Fuß hoch) mit zusammengelegten, zum Beten erhobenen Händen am Oelberg. Der stark längliche Kopf, dessen Nase ergänzt werden mußte, entbehrt zwar der höhern Idealität, hat aber einen innigen, mildernsten Ausdruck. Vortrefflich fließt der blaue Mantel in leichter, weicher Faltung an dem hagern Leibe hinab zu den (ergänzten) Füßen. Hinter ihrem Herrn sitzen die drei Jünger in Figuren von 3—4 Fuß Höhe und von ausgezeichnet schöner, feiner, ausdrucksvoller Haltung und Gewandung. Ergreifend ist die sinnige Abstufung des Seelenlebens und der Empfindung in den drei Gestalten. Am entferntesten rechts sitzt Jakobus, das geschlossene Buch auf den Knieen vor sich haltend, mit beiden darauf übereinandergelegten Händen; der Kopf ist tief zur Brust gesenkt, als in festem, ruhigem Schlafe — fast hört man ihn laut Athem ziehen. Mitten sitzt Petrus mit dem Buche in der Linken, das Haupt unruhig erhoben und etwas zur Seite ge-

bogen, mit der Rechten noch unruhiger das Schwert haltend — er ist offenbar von lebhaftem Traume ergriffen. — Zunächst seinem geliebten Meister sitzt Johannes, das blasse, sanfte, hagere Antlitz leicht in die rechte Hand und den rechten Ellbogen auf ein Buch aufstützend. Vor Mattigkeit, Sorge, Angst und Gram sind ihm die Augenlider zugefallen; aber es ist nur ein leiser Schlummer, ein Schlafen „vor Traurigkeit," wie Lukas sich ausdrückt. — Diese herrlichen Figuren mögen hier nach einem Lichtbilde in getreuem Holzschnitte stehen.



Wie Schade, daß wir den Meister dieses Oelbergs nicht kennen! Ich stehe übrigens nicht an, sie demselben Künstler zuzuschreiben, welcher das Altarwerk und die andere vortreffliche Holzschnitzarbeit gemacht hat, zu deren Bewunderung wir nun aus dem Chor in das Schiff der Kirche gehen wollen.

In einer großen, 4 Fuß tiefen, 9½ Fuß breiten und ebenso hohen, in flachem Bogen gewölbten Nische der nördlichen Wand des Schiffes ist (auch von außen her durch ein gothisches Fenster sichtbar) das heilige Grab, ein Hauptdenkmal alter hallischer Kunst — für gewöhnlich durch einen violetten, von einer Frau aus der Gemeinde neugestifteten Rollvorhang geschlossen, der Gemeinde namentlich in der Charwoche geöffnet. — Zu Häupten und Füßen des Grabes sind Nikodemus und Joseph von Arimathia beschäftigt, den Leichnam Jesu auf einem Leintuch einzusenken. Der eine trägt einen braunen, der andere einen rothen Ueberwurf, jener ist baarhaupt, dieser mit einem vorn aufgekrempten Hut bekleidet. Ihre Höhe ist bei fünf Fuß, also nahezu Lebensgröße. Ueberraschend ist der edle, treue Porträt-Ausdruck der (bemalten) Gesichter, die lebensvolle Haltung, die zarte Schonung und leise Behutsamkeit in Vollziehung des ernsten Geschäftes: man merkt, wie sie den Athem zurückhalten, um recht sanft und still den Leib ihres Herrn zur Ruhe zu legen. Dieser selbst ist mit vollendeter anatomischer Kenntniß, auch offenbar treu nach der Natur bis auf den offenstehenden Mund, dabei äußerst fleißig und kräftig gearbeitet. — Hinter dem Grabe stehen in fein abgestuftem Seelenausdrucke vier sorgfältig und fein

geschnitzte Figuren aus Lindenholz. Rechts der Lieblingsjünger Johannes, wehmüthigen Antlitzes, die Hände zum Gebete faltend; am Gürtel hängt sein Psalterlein in einem Beutel. Dann die Mutter Jesu mit stillthränendem Auge, die reine zarte Stirne von einem weißen Tuche tief verschleiert, die feinen gefalteten Hände mit dem Ausdrucke des tiefsten, aber gefaßten Schmerzes, nach unten faltend. Hierauf stärker weinend, ihr Gefühl weniger bemeisternd, Maria Magdalena, gleichfalls im Schleier, den sie mit der Rechten hält, während die Linke das Balsamgefäß trägt. Endlich Maria Joses, schluchzend, mit dem Zeigefinger der Linken die stark über die Wangen rinnenden Zähren abwischend, in der rechten Hand die Balsambüchse, und mit dem Ellbogen das Gewand haltend, das ihr wie den zwei andern Frauen in schönen Falten herabfließt. Die Formen und Linien sind von ungemeiner Zartheit ohne Schwächlichkeit. Leider, daß bei der 1844 vorgenommenen Kirchenreinigung sie einen neuen Anstrich, nicht durch berufene Hand, erhalten haben. — Im Hintergrunde der Grabnische sind in landschaftlicher Umgebung rechts und links je zwei kerzenhaltende und rauchfaßschwingende Engel auf die Wand gemalt.

Die Vorderseite des Sarkophags wird von einem Steine gebildet, der ursprünglich zu einer Darstellung der Auferstehung gehört haben wird. Daran sind nämlich in mehr als halberhabener kräftig naturalistischer Arbeit zwei wachhaltende Soldaten ausgemeißelt und bemalt. Mit Harnisch, Schnabelschuhen und turbanartiger Kopfbedeckung, auch mit starker Warze am Backenknochen versehen, haben sie ein sehr lebendiges Aussehen. Natürlich liegen die Wächter *schlafend* vor dem Grabe nach der falschen künstlerischen Ueberlieferung des katholischen Mittelalters, welches seinen Künstlern nicht das Neue Testament in die Hand gab, damit sie darin hätten lesen können, wie die Hohenpriester den Kriegsknechten Gelds genug gaben, damit sie *sagen* sollten, sie hätten geschlafen und den Leichnam von den Jüngern stehlen lassen.

Auf dem obern Rande dieses zum heil. Grabe gehörigen Steines steht die Jahreszahl 1470 — das ist wenigstens ein Anhaltspunkt für die Bestimmung der Zeit, in welcher diese Denkmale entstanden sind, welche schon dem Stile nach in die Jahre 1470 bis 1500 gehören.

Die heilige Bilderlust konnte in jener Zeit sich nicht genug thun. Die Farben- und Figurenreste vor unserer südlichen Kirchthüre erinnern an alte *Wandgemälde* daselbst. Alte Leute gedenken noch der Wandmalereien, womit das Innere unserer Kirche vordem bedeckt war. Die Zerrissenheit der Wände machte (1844) eine Neuvergypsung nothwendig und so mußten jene Gemälde spurlos verschwinden. Nur im nordöstlichen Winkel des Schiffes an dessen Ostwand, links vom Chorbogen, hatte ich eine Zeit lang unter abfallender Tünche lebhafte Farbenspuren beobachtet, welche sich mit dem die Tünche lösenden Messer weiter verfolgen ließen. Eines schönen Tages gelang es mir auch in Gemeinschaft mit dem hiesigen Herrn Zeichenlehrer Herdtle ein großes *Wandbild* von 9 Fuß Breite und 7 Fuß Höhe völlig unversehrt von der vielfachen Tünche zu befreien, unter welcher es seit Jahrhunderten vor ärgeren Feinden geborgen war. Schon 1597 war es in seinem obersten Theile durch Einziehung von Balken für eine Empore etwas beschädigt, im Jahre 1688 wurde es aber bei Gelegenheit einer

sogenannten Renovation der Kirche ganz übertüncht. Eine unbegreifliche Rohheit, aber ein großes Glück; denn es entging so dem Vandalismus der modernen „Bildung". In eigenthümlicher Weise und mit ergreifenden Motiven stellt es den Augenblick vor der Kreuzigung Jesu dar. Eine ähnliche Auffassung begegnet uns in viel kleinerem Bilde auf der einen Flügelthüre des großen Hochaltars im Kloster Blaubeuern bei Ulm. Was die Form betrifft, so ist der Mangel an Perspective, die Steifheit und Magerkeit der Glieder für ein modernes Auge allerdings abschreckend, aber die Kraft des Ausdruckes, die Sinnigkeit des Ganzen ersetzt reichlich den Mangel an übriger Formvollendung. Der tiefbedeutsame Inhalt eben dient zur wirklichen Erbauung der Gemeinde.

Das Bild besteht aus fünf Hauptparthien. Ganz oben werden die zwei Schächer mit gebundenen Augen und kreuzweise auf den Rücken geschlossenen Armen von einem Schergen am Stricke zur Schädelstätte geführt, wo bereits zwei Kreuze aus rohen Stämmen für sie errichtet sind. Für das dritte Kreuz gräbt eben ein Knecht das Loch aus, bei welchem Geschäfte er das zu warme Oberkleid abgelegt hat. — Drei Reiter, von denen einer die Fahne mit dem Zeichen des Scorpions trägt, sprengen um den Hügel herum zu der übrigen Soldateska, welche die Vertreter der jüdischen und heidnischen Obrigkeit umgibt. Trefflich gemalte und erhaltene Köpfe und Figuren zu Pferd und zu Fuß füllen die ganze rechte Seite des Bildes. Ein Oberster mit eisernem Streitkolben, ein anderer mit dem Kommandostabe vorwärts deutend, ein Hoherpriester tückischen Blickes, mit der Bischofsmütze bedeckt, reitet voran. — Zu unterst im Vorgrunde erhebt sich ein kleiner mit Pflanzen bewachsener Hügel, da sitzt auf einem Steine ein Beamter in der Tracht der Deutschordenskommenthure, welche in Hall eine bedeutende Commende hatten, mit hoher rother Mütze, schwarzem Gewande und einem Papierstreifen auf den Knieen, worauf er „Jesus Nazarenus, König der Juden" schreibt. Zu seiner Linken kniet ein mit Panzerhemd und Schwert bewaffneter Diener, hält ihm das Dintenfaß dar und schielt zugleich neugierig auf die Schrift. — Links in der Ecke unten erscheint eine offenbar dem Herrn freundlich gesinnte Gruppe von Reitern und Fußgängern in lebhaftem Gespräche über die Dinge, die da kommen sollen — ehrwürdige Häupter, edle Herren, vielleicht Nikodemus, Joseph von Arimathia oder sonst Einer, „der nicht gewilligt hatte in ihren Rath und Handel." Jedenfalls spricht sich tiefe, ernste Theilnahme an dem inmitten des Bildes vor sich gehenden Schauspiel aus. Vor ihnen sitzt auch ein treu und ernst dreinblickendes Hündchen. — In der oberen Ecke links erheben sich über einem Hügel die Mauern, Thürme und Häuser Jerusalems. Aus dem Stadtthore sind Jünger und Jüngerinnen Jesu mit Maria trauernd hervorgeschritten der Schädelstädte zu: ein Polizeisoldat verbietet ihnen barsch, weiter dem Marterplatze zu nahen. Diese Figuren sind durch Einziehung eines Balkens leider beschädigt. — Und nun inmitten dieses Platzes liegt ein Kreuz schräg an dem aufsteigenden Boden. Unten in dessen Stamm bohrt ein Henker in rothen Hosen und blauem Wamms knieend und mit roher Geberde das Loch für den schon bereit liegenden Nagel. Auch Hammer nebst Strick und zwei kleinere Nägel liegen am Boden. Am rechten Kreuzesarm bohrt ein anderer Henker in halb weißen, halb blauen Hosen und

rothem Wammse ebenfalls knieend mit allem Diensteifer. Ein dritter am linken Kreuzesarme ist eben mit dem Bohrer in der Hand aufgestanden und gibt rückwärts deutend dem rechts heranreitenden Obersten Antwort auf eine Frage. Mitten aber auf dem Kreuzesbalken sitzt Jesus nackt, bis auf's Lendentuch ausgezogen — sein ungenähter blauer Rock liegt daneben —, die rechte Hand auf den ausgestreckten rechten Fuß auflegend, das dorngekrönte, von einer Glorie umgebene Haupt stützt er in die linke Hand und den Ellbogen aufs linke Knie. Vom letzten Gange ausruhend, wartet er still sinnend, bis die Schergen mit ihren entsetzlichen Vorbereitungen fertig sind. Der hagere Körper zeigt die Spuren von Blut und Geißel, der unten am Kreuzesstamme bohrende Scherge hinter ihm speit ihm noch dazu auf den Rücken; aber das edle Antlitz, mit liebender Sorgfalt gemalt, schaut ruhig und geduldig vor sich hin. Es ist nicht Sorge für sein Leben, sondern tiefe Trauer über die Welt, was auf ihm lastet; mit voller Ergebung in den Willen des Vaters harrt seine heilige Seele auf die Vollführung des göttlichen Rathschlusses. Die ganze Anordnung des Bildes ist darauf berechnet, eben diese tiefe Ergebung, sowie die ganze Verlassenheit des Herrn hervorzuheben. Diese ungeheure Einsamkeit inmitten der grausamen Feinde und hülflosen Freunde und die heilige Stille dieses Wartens macht einen tiefen Eindruck auf die Seele des Beschauers.

Sämmtliche Figuren, namentlich die Köpfe sind ganz wohl erhalten unter der Tünche hervorgekommen. Unvergeßlich bleibt mir der Augenblick, als plötzlich unter dem schabenden Messer „das Haupt voll Blut und Wunden" aus der es noch umgebenden Tünche zum erstenmal hervorblickte .... Nur hin und wieder hatten die Messer namentlich den gelbgrünen Grund des Gemäldes geritzt — von den in fetter Tempera sehr sorgfältig und kräftig gemalten Figuren und Köpfen war die dicke Tünche durchweg sehr leicht und in großen Stücken abzulösen. Die Farben traten noch ganz frisch hervor, nur ein Blau war vom Kalk der Tünche verblaßt. Etliche Figuren rechts waren durch eine frühere Abspitzung der Mauer verletzt. So wurde einige Restauration nöthig, welche denn auch (1854) mit der von der Oberkirchenbehörde und dem K. Cult-Ministerium geneigtest gewährten Summe von 22 fl. durch Herrn Maler Eberlein von Stuttgart (Nürnberg) auf's gewissenhafteste und treulichste ausgeführt wurde, so daß die Köpfe kaum vom Pinsel berührt und die übrigen Retouchen völlig in den alten Linien und Farben ausgeführt wurden. Der Raum unter dem Bilde forderte noch zu einer Inschrift auf, und welche andere konnte gewählt werden, als das Wort aus dem großen Evangelium des Alten Testaments: „Da Er gestraft und gemartert ward, thät Er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das erstummet vor seinem Scherer." Jes. 53, 7. —

Das wären die alten Denkmale, die unsere St. Katharinenkirche zu einem kleinen Heiligthum christlicher Kunst machen. Indessen sollte dieß Kirchlein nicht blos so glücklich in Erhaltung und Wiederherstellung des Alten sein: auch an glücklichem neuem Zuwachs sollte es ihm zu dieser Zeit nicht fehlen. Eine Angehörige der Gemeinde hätte gerne die Bildnisse unserer zwei Reformatoren Luther und Brenz in die Kirche gestiftet. Eben war (1853—54) der geschickte

Porträtmaler Hr. Baumann von Stuttgart in hiesiger Stadt thätig und derselbe ergriff mit uneigennützigem Eifer die ihm dargebotene Idee. Luther kam nämlich 1518 zum Augustiner-Convente nach Heidelberg, disputirte öffentlich über 40 Sätze und gewann das Herz des jungen Brenz dermaßen, daß er mit andern Jüngern dem Meister in die Herberge folgte zu näherer Unterredung. Unter diesen Jüngern war der Reformator Erhard Schnepf von Weinsberg und vielleicht auch Johannes Isenmann von Hall, welcher erst 23 Jahre alt bereits zum Stadtpfarrer bestimmt, Nachfolger des trefflichen Sebastian Brenneisen, des Vorläufers der Reformation in Hall, und Ursache wurde, daß Brenz als Prediger nach Hall kam. (1550 heirathete Brenz eine Tochter Isenmanns, der nach dem Interim württemb. Superintendent in Urach geworden war. Die erste Frau des J. Brenz war eine Schwester des Mich. Gräter, des ersten evang. Pfarrers an unserer St. Katharinenkirche.) Unweit der hübsch im Renaissancestil 1694 erbauten Kanzel hängt nun in schönem, von dem hiesigen Meister Adam Leonhard nach Hrn. Herdtle's Angaben geschnitztem goldenem Rahmen das wohlgelungene, 5 Fuß hohe, 3½ Fuß breite Bild, wie Brenz und Isenmann Abends zu Luther in Heidelberg auf die Herberge kommen und vor der aufgeschlagenen Bibel eingehende Erläuterung finden über den, in der Bekrönung des Rahmens eingeschriebenen evangelischen Grundsatz, „daß der Mensch vor Gott gerecht werde, ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben." Römer 3, 28. Luther steht lebendig bewegt in der Mitte und faßt die Hand seines jungen Freundes, des 19jährigen Brenz, der neben ihm als selbständiger Schüler am Pulte lehnt und den linken Arm nachdenklich darauf stützt, während er mit dem rechten Zeigefinger auf eine Stelle in der offenen Bibel deutet. Der junge gelehrige Isenmann dagegen sitzt auf einem Schemel mit Stift und Schreibheft in der Hand und hängt ganz hingegeben an den beredten Lippen des Meisters Martinus. Im Hintergrund scheint die Abendsonne durch die Scheiben des Fensters, durch dessen offene Hälfte das alte Heidelberger Schloß ersichtlich ist. — Das seine Meister lobende, ein evangelisches Herz erfreuende Werk hat der Maler der Kirche zu Ehren um den geringen Preis von 75 fl. geliefert, der Rahmen dazu kam mit Schnitzwerk, Vergoldung u. s. w. auf fast 60 fl. — das sei ihr Luther und Brenz wohl werth, meinte die fröhliche Stifterin. —

Neue Holzschnitte.

O. Pletsch's Weihnachtsbild und L. Richter's Haussegen.

In einer Zeit, wo die künstlerische Production nur zu oft mit dem Kunstbedarf im schreiendsten Widerspruch steht, hat man mit sicherem Instinct den Holzschnitt, der lang verachtet im Staub der Vergessenheit ruhte, hervorgeholt, um durch ihn die Kunst dem Herzen des Volks wieder näher zu bringen. Ein Kind des deutschen Volks entspricht der Holzschnitt am meisten der Gefühlsweise des deutschen Volks. Anspruchslos und gefügig wie wenig Darstellungsmittel, für jeden Gedanken zugänglich und fähig alle Töne anzuschlagen, die

Töne tiefsinniger Phantastik und blühenden Humors, innerlichster Empfindung und dramatischer Bewegtheit, ist der Holzschnitt besonders dazu geeignet die Kunst in das Leben zurückzuführen. Seit seiner Wiederbelebung zu Anfang unseres Jahrhunderts entwickelte er sich schnell zur Blüthe, einer Blüthe, die sich mit jener, welche das sechszehnte Jahrhundert sah, messen darf. Während Franzosen und Engländer eine mehr malerische Wirkung anstrebten, griffen die deutschen Holzschneider mit reinem Gefühl und Verständniß zu der ursprünglichen, treuherzigen und derbkernigen Weise des alten Holzschnittes zurück, wie er von den altdeutschen Meistern gepflegt worden war. Angeregt durch die illustrative Thätigkeit Schnorr's, Ludwig Richter's und Anderer, schlug diese Richtung ihr Hauptquartier in Dresden auf. Bürckner und Gaber gründeten hier Schulen und ihr Hauptstreben war darauf gerichtet, dem Holzschnitt seinen saftig derben, breiten Charakter zu erhalten, ihn schlicht und rein, ohne Uebergriffe in andere Darstellungsgebiete, das aussprechen zu lassen, was er zu sagen hat.

Aus der Werkstatt Gaber's sind kürzlich zwei Blätter hervorgegangen, auf die wir hier die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchten.

Das eine, von O. Pletsch gezeichnete Blatt, mit der Unterschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen," führt uns unter das niedere Dach, welches auf den Trümmern ehemaliger Herrlichkeit aufgeschlagen ist, vor die Krippe, in welcher der Heiland geboren ward. In stiller Demuth kniet die seligste aller Mütter, in betender Stellung, vor dem Sohn Gottes, den ihr einst der Engel verkündete. Eine fromme Freudigkeit, Andacht und Unschuld ruhen auf den Zügen Maria's. Ihr gegenüber kniet Joseph, dessen gutmüthiges Antlitz sich ebenfalls in freudiger Neugier dem Neugebornen zuwendet. Durch den offnen Hintergrund der Hütte erblickt man auf einer Anhöhe die Hirten, aufschauend zu den Gloria singenden Heerschaaren der Engel, welche in Licht und Glanz aus den geöffneten Pforten des Himmels hervorgehend, die Geburt des Herrn begrüßen. Die Zeichnung, welche sowohl das christliche Gemüth wie den kunstverständigen Sinn befriedigen wird, zeugt besonders von dem Studium guter Muster.

Eine eigenthümlichere Auffassung noch und einen poetisch reicheren Gedankengehalt bietet das zweite Blatt, welches von Ludwig Richter gezeichnet ist und unter dem Titel: „Christlicher Haussegen" im Verlag von Gaber und Richter, ebenso wie das erste Blatt, erschienen ist. Die Composition zerfällt in drei Theile, welche durch eine reich quellende Arabeske zusammengehalten sind und das ganze still heitere, auf Gottesfurcht gegründete Glück der Familie vor unserem Auge entfalten. In dem Mittel- und Hauptbild läßt uns der Künstler einen Blick in das Haus werfen. Da kniet das ehrenfeste Haupt der Familie, dessen Wahlspruch ist: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, umgeben von den Seinen, kräftigen Gestalten und echt deutschen Physiognomien. Ihr lebendiger Glaube, ihre innige Bitte: Komm Herr Jesu sei unser Gast, hat Erhörung gefunden und die edle, milde Gestalt des Heilandes tritt mitten unter sie. Die beiden Seitenbilder, in welchen sich das Grundthema fortspinnt, führen uns in herzigen Gestalten, sinnigen Motiven in das werkthätige Leben der Familie, führen uns die Zeit der Aussaat und der Ernte vor. Die beigegebenen,

auf die Darstellung Bezughabenden und dieselbe ergänzenden Sprüche umranken zwischen harmlos frommen Kindergesichtern und Engelköpfchen, in Bändern, Wappenzier und Blumengewinden das Ganze, welches tröstlich und erquickend in das Gemüth tönt. Eine innige Frömmigkeit adelt und stilisirt die Gestalten Ludwig Richters, doch sucht seine unbefangene und harmonische Empfindung die Frömmigkeit nirgend in der Verachtung reiner, lebensvoller Formenschönheit. Es ist kein gemachtes, künstliches, es ist athmendes Leben in seinen Gestalten, aus denen aber das Ewige der Psyche in seiner unzerstörbaren Einfalt leuchtet.

Die Ausführung des Holzschnittes ist trefflich; durch eine Tonplatte sind die Lichtstellen hervorgehoben, womit eine glückliche Gesammtwirkung erzielt wurde. Beide Blätter, durch ihre Billigkeit auch dem Unbemittelten zugänglich (das erstere kostet 21 Kr. oder 6 Sgr., das andere 35 Kr. oder 10 Sgr.), sind recht dazu geignet als frommer Zimmerschmuck über der Thür unseres Volkes zu prangen, ein Ehrenplatz, der leider nur noch zu häufig von den grobsinnlichsten, buntesten Sudeleien eingenommen wird. c. c.

Nachträge.

Zu Nro. 2 des christl. Kunstblatts:

Laut des alten Kirchenbuches der Stiftskirche zu Stuttgart ist der Bildhauer Johann Heinrich Dannecker in dieser Stadt und nicht, wie früher angegeben worden war, in dem Städtchen Waldenbuch geboren. Am 15. Oktober dieses Jahrs ist sein Gedächtniß zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages von einer ansehnlichen Anzahl von Verehrern durch Rede und Gesänge in den Sälen des Stuttgarter Museums gefeiert worden, worüber das Morgenblatt im Novemberheft 1858 nähere Kunde bringt.

Zu Nro. 3:

Herr Professor Ernst Rietschel in Dresden hat sich in Folge eingehender Erwägungen entschlossen, das Standbild Luthers für Worms im Chorrock nicht in der Mönchskutte auszuführen.

Abonnements-Erneuerung für das Jahr 1859.

Die verehrl. Abonnenten werden ersucht, nach Empfang dieser Nummer das Abonnement bei der jeweiligen Postanstalt oder Buchhandlung zu erneuern, durch welche der Bezug seither geschah. Eine Unterlassung würde eine störende Unterbrechung der Fortlieferung zur Folge haben.

Die Verlagshandlung.

Inhalts-Anzeige.

Namen-Register.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.



Jahrgang 1859.

Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld

durch

G. Bunz,
Candidat des Predigtamts.

Stuttgart.
Verlag von Ebner & Seubert.



Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

15. Jan. 1859. Nro. 2.

Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder $7^1/_2$ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Die Bibelübersetzung Luthers.

Ein Carton von Gustav König.

Die bildende Kunst scheint sich gegenwärtig in regsamerer Weise als früher mit der Reformationszeit beschäftigen zu wollen. So erhält Martin Luther ein Standbild in Worms; ebendaselbst wird mit ihm eine ganze Reihe von Männern geehrt, welche wichtig waren für den Umbau der christlichen Kirche. Auch Melanchthon soll ein eigenes Monument erhalten. Das Denkmal Johann Friedrichs des Großmüthigen wurde vor Kurzem enthüllt. Im Münchener Glaspalast sah man eine Reihe von Oelgemälden, welche, freilich ohne ein durchaus richtiges Verständniß zu enthüllen, sowohl die Erregtheit des Volkes als die Geschicke vorherrschender Persönlichkeiten aus der großen ernsten Zeit der Geburtswehen der evangelischen Kirche zu veranschaulichen suchten. Für die Wartburg wird eine größere Anzahl von Darstellungen aus Luthers Leben geschaffen werden. Wenn man nun davon abzusehen vermöchte, daß im Berliner Museum neben der Schilderung von Vorgängen, welche auf weltgeschichtliche Umgestaltungen der Menschheit hindeuten, ein im Vergleich zu den Begebenheiten des Reformationszeitalters gewiß weit nachstehendes Ereigniß untergeschoben werden soll, dann könnte man sich einigermaßen über den ausgedehnteren Raum freuen, welcher der bildenden Kunst zur Verherrlichung einer mit der ganzen Entwickelung des deutschen Nationallebens so eng verbundenen religionsgeschichtlichen Heldenzeit gegönnt wird. Daß der Sinn für die künstlerische Verherrlichung jener Heldenzeit dermalen so wach erscheint, dazu hat Gustav König in München durch sein Leben Luthers in bildlichen Darstellungen nicht wenig beigetragen. Man weiß es und sagt es, daß der genannte Meister ein Nationalwerk, ein Werk aus dem Herzen der Nation geschaffen habe, das eben, weil es ächt ist, auch in andern Ländern, wie in England, Holland und Amerika, sich einbürgert. Er hat sich ja wie kein zweiter Künstler eingelebt in die Lebensgeschichte des Reformators, und hat es wie kein Zweiter verstanden, Andern dazu zu verhelfen, daß sie sich wahrheitsgetreu Bilder aus jener Geschichte vors Auge zu führen vermögen. Darum konnten, als von der Verherrlichung die Rede war, welche dem

deutschen Reformator auf der Wartburg zu Theil werden sollte, die Urtheilsfähigen zunächst auf keinen Andern als auf den genannten Meister verfallen.

Die deutsche Kunstausstellung brachte einen großen Carton Gustav Königs. Auf demselbigen zeigt sich Luther in der Mitte stehend; er erscheint alsbald als die vorherrschende Persönlichkeit, als die herrschende Seele des Ganzen, er hat das rechte Wort gefunden, das steht auf seinem markigen Antlitz geschrieben, und in seiner Haltung ist es zu lesen. Zu seiner Rechten beugt sich Melanchthon herüber, um in die Bibel zu schauen, welche Luther, eine Stelle in derselben bezeichnend, dem ihm zur Linken stehenden Bugenhagen entgegenhält. Zur Rechten stehen und sitzen noch um den runden Tisch Ziegler, Röhrer, Forstenius, Justus Jonas, Aurogallus, zur Linken Cruciger mit zwei Rabbinen. Es ist nicht bloß Luther, es ist das Ganze, es ist die Gesammtgruppe in wahrhaft monumentalem Stil gehalten. Gruppen in monumentalem Stil zu entwerfen verstehen aber heutzutage nur sehr Wenige. Bei Standbildern aus Stein oder Erz fühlt man noch durchschnittlich den Drang, dem Begriff des Monumentes nachzukommen, welcher vor Allem verlangt, daß das Andenken einer hervorragenden Persönlichkeit verewigt werde. Man sucht doch einigermaßen an der betreffenden Persönlichkeit das heraus, was würdig ist für alle Zeit in Erinnerung zu bleiben. Denn sonst hat ja das Denkmal keinen Sinn, wenn man nicht demselben ansieht: das stellt Jemanden vor, der sich für die Geschichte der Menschheit unsterblich gemacht hat, und dessen man darum immer gedenken soll. Auf dem Gebiete der Malerei scheint die Grundidee des Monumentalen mehr und mehr in Vergessenheit zu gerathen. Aber auch auf diesem Gebiet sollte man einem seiner Bedeutung wegen gewählten geschichtlichen Moment ansehen, daß es eben ein Moment sei, welcher unsterblich weiterwirkend in der Geschichte fortlebt, und welcher hiemit die Verewigung durch die Kunst verdient. Da nun in einem solchen Moment, wie ihn gewöhnlich der Maler aussucht, mehrere zu einer Gruppe verbundene Persönlichkeiten zusammenwirken, so wird eben die Gesammtgruppe monumentales Gepräge an sich tragen müssen. Zu denjenigen, welche solche Monumentalgruppen hervorzubringen vermögen, gehört König. Das hat er in seinem Lutherwerk dargethan, in welchem er Gruppen schuf, welche so aussehen, als müßten sie der Hauptsache nach so und nicht anders gebaut sein, Gruppen, welche typisch, mustergültig aussehen, so daß durch dieselben jedem Nachfolger auf demselben Gebiet das Beste in die Hände gearbeitet ist. Jenes Monumentalgepräge offenbart sich auch an dem erwähnten Carton. Man sieht es den Versammelten an, daß sie zu einem großen heiligen Werke sich vereinigt haben; sie erscheinen gehoben von der gewaltigen Bedeutung der hier ins Leben tretenden geistigen Großthat, die in der Geschichte fortzuwirken bestimmt ist. Bei entschiedener Porträttreue ist ihnen Allen die ernste Forschermiene gemeinsam. Jeder ist in seiner besonderen Weise in sich selber mit dem Centrum der Sache, mit der rechten Einkleidung des göttlichen Wortes ins Deutsche beschäftigt, und indem er so von der zu lösenden Aufgabe gehoben erscheint, ist er zugleich von derjenigen Persönlichkeit angezogen, in welcher jenes Centrum zu seinem kraftvollsten Ausdruck gelangt, von der Persönlichkeit Luthers, auf dessen Antlitz Forschermiene und Entdeckermiene eins ge-

worden sind. Es ist eine religiöse und es ist eine nationale Großthat, welche Luther damit vollbrachte, daß er, um das Bibelwort in seine Muttersprache zu übertragen, diese letztere in ihren Tiefen ergründete und ausnützte, und daß er ihr hiedurch gerade eine göttliche Weihe verlieh. Luther hat nicht allein das Gotteswort für seine Muttersprache, sondern auch seine Muttersprache für die Majestät des Gotteswortes erobert. Es ist erfreulich, daß dem Carton, welcher diese religiöse und nationale Großthat vergegenwärtigt, für die nächste Zeit eine würdige Stätte bereitet ist in dem Hause des großen deutschen Meisters, welcher mit warmer Begeisterung sich einst persönlich der Reformation angeschlossen hat, im Hause Albrecht Dürers in Nürnberg. L.

Berathungen über christliche Kunst auf dem Hamburger Kirchentage.

(Fortsetzung.)

Die 9. und 10. These hatten die auf diesem Gebiete waltenden Nothstände: die vorhandene Unempfänglichkeit für die Kunst, so wie die Kunstarmuth auf der einen, die Kunstüppigkeit auf der andern Seite, als Schuld und zwar als eine Gesammtschuld hingestellt, deren Tilgung als gemeinsame Aufgabe anzuerkennen sei. Die 11. wies darauf hin, wie diese Schuld nur da getilgt werden könne, wo die Bildung sich auf's Neue erfrische durch die aus den Realitäten der Offenbarung wie des Volkslebens geschöpften Kräfte; d. i. wo sie sich emancipirt von der Tyrannei bloßer Theorien nnd schattenhafter Abstraktionen und mit sicherem Fuße sich stelle auf den Boden der göttlichen Thatsachen, in denen alle Sittlichkeit und auch alle Kunst wurzelt; — und wo sie mit also geöffnetem Sinne, d. i. mit hingebender Liebe sich hineinsenkt in die realen Bedürfnisse des Volkes und in die naturgemäßen Ordnungen und Gestaltungen seines Lebens. Wo das geschieht, da wird die Kunst in gleichem Maße zu gesunder Produktion erweckt als die gesunde Empfänglichkeit für dieselbe belebt werden.

Der Gedankengang hatte so mit Nothwendigkeit auf die innere Mission hingeleitet, deren Wahlverwandtschaft mit der bildenden Kunst, weil eben jene Realitäten des Gottes- und des Menschenlebens ihr Ausgangs- und ihr Zielpunkt sind, an der nächsten These hervorgehoben wurde. Aber damit stand die Darlegung auch vor der dunklen Region der Nothstände, in welche hinein den Blick zu eröffnen und die Kräfte der Hülfe zu leiten die innere Mission einmal den Beruf hat.

Der Vorsitzende konnte hier nicht anders als Zeugniß ablegen wider jene entartete und entadelte Kunst, die im Dienste gewinnsüchtiger Industrie Stadt und Land mit einer Art Bildwerken überschwemmt, welche in gleichem Maße den ästhetischen wie den sittlichen Sinn des Volkes untergraben. Er ließ, als Proben solcher in den weitesten Kreisen verbreiteten Fabrikate, Bilderbogen und Lithographien (meist aus Neu-Ruppiner Fabriken herstammend) durch die Hände

der Versammlung gehen, welche in der That die auf diesem Gebiete herrschende Noth und die Nothwendigkeit der Abhülfe auf's Abscheulichste vor Augen stellten. Biblische und nicht biblische Bilder wetteiferten in der Niedrigkeit und Rohheit der Form, so daß kaum zu entscheiden war, ob dort die Form, ob hier der Inhalt verwerflicher sei. Vielleicht findet sich eine andere Gelegenheit, auf diese Entartung unseres Bilderwesens eingehender zurückzukommen; hier sei nur noch eines besondern Abweges Erwähnung gethan, auf welchen die Bilderfabrikation gerathen ist: das ist der Abweg fromm scheinender Sentimentalität, in welche die lüsterne Sinnlichkeit sich kleidet. Sicherlich ist die Sittlichkeit des Volkes durch derartige weit verbreitete und bei der Menge nur allzuleicht sich einschmeichelnde Bilder noch viel ernstlicher gefährdet, als durch die unverhüllte Rohheit des Häßlichen. Auch für Darstellungen solcher Art lagen Proben vor, auf welche der Vorsitzende insbesondere aufmerksam machte. — Pfarrer Heß aus Hutzdorf (Großherzogthum Hessen) erwähnte noch insbesondere der lithographirten Deckel der Schulbücher, durch welche so häufig die Geschmacklosigkeit in die Kinderwelt hineingetragen, ja durch welche in Schule und Haus für eine gewisse Sorte flacher Moralität, selbst für den Radikalismus Propaganda gemacht werde. Er sprach den lebhaften Wunsch aus, es möge jene Art von Schreibheften durch bessere ersetzt werden. — Der Vorsitzende machte darauf aufmerksam, daß Zeichnungen gerade dieser Art von Schubert in Berlin geliefert seien. — Pfarrer Luck in Wolfskehlen bei Darmstadt wies auf die häufig sehr unangemessenen Bilder und Bildchen hin, welche, nicht selten erotischer Art, von Kindern als Zeichen in Gesangbüchern und Bibeln gebraucht würden. Von Seiten der Lehrer müsse mit Sorgfalt auf Abstellung dieses Uebels gehalten werden.

Die 14. These wandte sich zur Erwägung des Grundschadens, welcher bei einem großen Theil der Bevölkerung der Kunst den Eingang in das Haus versperrt: es fehlt an vielen Stellen das Allererste und Nothwendigste, nämlich die menschliche Gestaltung des häuslichen Lebens. Wo Raum, wo Licht, wo Luft fehlt, wo zwischen vier engen, feuchten Wänden zwei, drei und vier Familien in wüstem Durcheinander, in grenzenlosester Unsauberkeit ihr armseliges, von Lastern verwüstetes Leben führen, das kaum mehr Leben zu nennen ist, — mit welchen Ansprüchen kann in solche Brutstätten des Elends die Kunst hineintreten? Wer gewisse Zustände in großen und auch in kleinen Städten und die in manchen Kreisen des ländlichen Lebens kennt, in denen alle Stufen der häuslichen und sittlichen Verwilderung bis zu einer an der Grenze der Thierheit stehenden Entartung uns begegnen, der muß bekennen, daß, wenn die Kunst für das Volk ihres Amtes warten soll, andere Potenzen vorangehen und mit kräftigem Kehrbesen das Terrain reinigen müssen, denen die Kunst nur mitwirkend zur Seite stehen, und denen sie folgen kann. Hier treten (These 15) im Bunde mit der Volkswirthschaft alle übrigen Zweige der inneren Mission ein, und insbesondere ist es dann die bürgerliche Baukunst, welche, wie der ethischen, so auch der ästhetischen Gestaltung des häuslichen Lebens die Stätte zu bereiten hat.

Pfarrer Heß berichtete hiebei von den in seiner Dorfgemeinde vorhandenen,

noch anders gearteten Nothständen. Der dortige Bauernstand sei ein kräftiger, aber er sei im Begriff, die Einfalt der Väter zu vergessen. Alles werde städtisch: Hausrath, Meubeln und jegliche Einrichtung; nichts entspreche mehr den Bedürfnissen des Bauernstandes; der Bauer höre auf, Bauer zu sein. Viele fangen sogar an, ihren Stand zu verachten, schieben den Pflug bei Seite, verpachten ihr Ackerland und möchten wie die städtischen Herren leben. Dagegen müsse gekämpft werden; auch die Kunst habe hier die Aufgabe, den Bauern solche Wohnungen, solche Meubeln und Hausgeräthe zu bieten, die ihnen wohlgefallen und doch ihrem Stande angemessen seien.

Der Vorsitzende konnte sich in Bezug hierauf nur zustimmend aussprechen und fügte hinzu, daß in jedem Falle die besonderen Sitten, die in den verschiedenen Landstrichen im Hausbau und in Ausschmückung der Wohnung ererbt seien, nach Möglichkeit zu conserviren seien und den Wohlhabenderen eine bessere und behaglichere Einrichtung ihrer Hausstände nicht vorenthalten werden dürfe. Wo etwa Rath und Aushülfe begehrt werde, da sei der „Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche" dazu jederzeit gern bereit.

Die 16. These führte zur Bedeutung des Holzschnittes für das Haus- und Familienleben. Hier durfte der Vorsitzende das freudigste Zeugniß ablegen für so viel Schönes und Großes, was die Kunst auf diesem Gebiete in den letzten Jahren geschaffen. Eine Blüthenfülle des Schönen, die für die Zukunft noch Größeres verheißt, ist hier über uns ausgeschüttet. Wie vorher, als von der entarteten Kunst die Rede war, konnte auch hier der Augenschein lauter reden als Worte. Der Vorsitzende wies den herrlichen Crucifixus (nach Michel Angelo) vor, der, von Gaber in Holz geschnitten, in der Gaber und Richter'schen Kunsthandlung in Dresden in Tondruck erschienen ist. Ihm zur Seite das Bild des Auferstandenen nach Hemling, und das von Oscar Pletsch in Berlin gezeichnete neue Weihnachtsbild: „Ehre sei Gott in der Höhe"; — welchen lieblicheren Festschmuck für ein Christenhaus könnte man finden? * — Dazu der von Ludwig Richter eben vollendete Haussegen (10 Sgr.), — und der herrliche Reichthum der übrigen Arbeiten dieses Meisters, die für die Geschichte deutscher Kunst und des deutschen Hauses bleibende Bedeutung behalten werden. Außerdem wies der Vorsitzende die großen Holzschnittblätter vor, welche der Verein für religiöse Kunst ins Leben gerufen: der zwölfjährige Jesus im Tempel, von Schnorr von Carolsfeld — und Christus am Oelberge von Pfannschmidt: und schließlich ein von Professor Huber angeregtes und bereits weit gefördertes Unternehmen: die Herstellung großer biblischer Bilder in Holzschnitt zum Gebrauch für Krankensäle, Schul- und Wohnzimmer. Von den voraussichtlich sieben Blättern, deren Herstellung zu Stande kommen wird, konnten zwei in C. Andreä's Handzeichnung vorgewiesen werden: die Weisen des Morgenlandes, dem Jesuskinde Geschenke bringend, — und der auferstandene Heiland. Diese Blätter, ein jedes in der bedeutenden Größe von 4 Fuß Höhe und 2½ Fuß Breite (wohl zu den größten gehörig, die jemals im Holz-

* Die genannten Blätter sind von der genannten Kunsthandlung zu dem niedrigen Preise von 6 Sgr. gestellt worden, s. Christl. Kunstbl. 1858, Nro. 6.

schnitt geliefert sind) werden in Gabers Atelier wohl noch vor Ablauf dieses Jahres vollendet sein und von der Agentur des Rauhen Hauses, welche den Verlag übernommen, zu einem verhältnißmäßig sehr billigen Preise ausgegeben werden. * Die übrigen Blätter sollen möglichst bald folgen. Hier tritt die altdeutsche Kunst neu verjüngt der Gegenwart nahe, um in die Familien und mitten hinein in die Kreise der Jugend, und unter Kranke und Sterbende den Trost des Evangeliums zu pflanzen.

Pfarrer Baur aus Ettinghausen (bei Lich) sagte allen Denjenigen Dank, die zur Erneuerung des Holzschnitts beigetragen. Früher habe geklagt werden müssen, daß die römische Kirche uns auf diesem Gebiete weit überflügelt habe; jetzt sei zu solcher Klage kein Grund mehr, vielmehr habe die evangelische Kirche mit ihren Leistungen sie weit hinter sich gelassen; aber die Mahnung der 18. These, daß es nicht nur der Action, sondern der Agitation bedürfe, wenn das Schlimme verdrängt und getilgt werden solle, könne nicht genug beherzigt werden.

Hülfsprediger Weber aus Magdeburg erinnerte an die kirchlichen Scheine, Gevatterbriefe u. dergl., deren oft sehr unwürdige Illustrationen auf weite Kreise nachtheilig wirken. Von den neuerdings (von L. Richter in Dresden) hergestellten Scheinen der Art, welche die Hand der Kunst würdig ausgestattet, seien durch ihn in einem halben Jahre 10,000, jetzt schon 20,000 Exemplare verbreitet. Auch von der „Christenfreude in Lied und Bild," die bei Gaber und Richter erschienen, seien einzelne Blätter, ein jedes zu dem Preise von wenigen Pfennigen, gedruckt, und während zwei Jahren ohne Colportage, allein durch ihn etwa 8000 Exemplare verbreitet worden.

Indem der Vorsitzende zur 17. These sich wandte, gab er in kurzen Umrissen Bericht über den „Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche," und verschiedene von demselben angeregte und zum Theil ausgeführte Bildwerke, von denen jene zwei größeren Holzschnitte von Schnorr von Carolsfeld und von Pfannschmidt bereits oben erwähnt sind. An sie reiht sich als größere von dem Verein ausgegangene Arbeit der Ecce homo von Steinbrück in der St. Philipp-Apostelkirche zu Berlin, und das freilich nur erst vorbereitete Brunnenmonument, welches der Verein gleichfalls in Berlin aufzurichten im Sinne hat, und dessen ebenso sinniger als schöner Entwurf, — eine Zeichnung Schievelbeins, — vom Vorsitzenden der Versammlung vorgelegt wurde. — „Jener Verein hat sich," so fuhr derselbe fort, „von Anfang zu weite Grenzen gestellt; er hatte gehofft, daß locale Bildungen und territoriale Vereinsgruppen zusammentreten und an ihn, als an einen Mittelpunkt, sich anschließen würden. Diese Hoffnung ist nur für Berlin in Erfüllung gegangen, wo ein Localverein gegründet worden ist. Vielleicht wäre es rathsamer gewesen, überhaupt nur zunächst auf Preußen sich zu beschränken. Mancher Orten will man Vieles nicht, nur weil es von Berlin kommt. Wohl! wenn man nur überall Hand ans Werk legen und selbständig zur Erreichung des gleichen Zieles Hand anlegen wollte." Der Verein für religiöse Kunst, der ja nichts für sich selbst sucht, werde das mit Freuden begrüßen. Möchten hier in Hamburg

* Dieselbe nimmt hierauf schon längst Bestellungen an.

gleichgesinnte Männer zusammentreten, um mit gemeinsamer Kraft der christlichen Kunst an dieser Stelle die Wege zu bahnen!

Von Bedeutung und sehr eigenthümlich in seiner Art sei der neuerdings begründete „Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche von Württemberg.“ Was diesen auszeichne, sei die nahe Verbindung, in welche er mit dem Organismus der württembergischen Landeskirche getreten, — eine Verbindung, durch die der Verein, von der obersten Kirchenbehörde geschützt und gefördert, in alle Gemeinden des Landes hinein den offensten Zutritt gefunden.

(Schluß folgt.)

Neue Taufgefäße.

Nach dem Entwurfe von Leins.

Der in dem voranstehenden Bericht über die Besprechung der christlichen Kunst auf dem Hamburger Kirchentag erwähnte Verein für die christliche Kunst in der evangelischen Kirche von Württemberg hat schon früher eine einfache Form für Abendmahlskannen nach der Zeichnung des nunmehrigen Oberbauraths



Leins in Stuttgart durch den geschickten Zinngießer Kurz daselbst herstellen lassen und einer Anzahl bedürftiger Gemeinden die Erwerbung einer solchen Kanne aus feinem englischem Zinn, im Gehalte von vier Schoppen, um den Ankaufspreis von 8 fl. 30 kr. (4 Thlr. 26 Sgr.) vermittelt, wobei altes Zinn an Zahlungsstatt mitberechnet wird.

Da die bei diesen Abendmahlskannen um der leichtern Ausführung und des billigeren Preises willen gewählte einfache Form einen christlichen und kirchlichen Charakter im engeren Sinne nicht an sich trägt, so hat der genannte Künstler zunächst für Taufgefäße in einem mehr spezifisch kirchlichen Stil eine Zeichnung entworfen, nach welcher nunmehr die erforderlichen Formen bereitet

werden sollen. Eine Abbildung sowohl der Taufschale nach ihrer Ansicht von oben und nach ihrer Höhe als auch der Taufkanne ist durch ihn selbst bereit=



willigst für den Holzstock gezeichnet worden und in unserm gegenwärtigen Blatt abgedruckt. Unser Holzschnitt gibt das Viertel der wirklichen Größe. Die Evangelistensymbole bedeuten den schriftmäßigen, historisch sicheren Grund des Taufsakraments. Die Figur des Kreuzes ist nicht nur allgemein als Zeichen des Christenthums verwendet, sondern steht im nächsten Zusammenhang mit der Anschauung der Taufe als Eintauchung, Einpflanzung in Christi Tod, nach Röm. 6. Die übrigen Ornamente enthalten gleichfalls ihre Hinweisung auf das materielle Element der Taufe als des Wasserbads im Wort (Eph. 5, 26), während die Umschrift der Einsetzungsformel Bild und Bestimmung des Gefäßes erklärt.

Es ist zum würdigen Gebrauch dieser Gefäße erforderlich, daß, nach Ausgießung des Wassers aus der Kanne in die Schale zum Behuf des sakramentlichen Akts, die Kanne wieder auf ihren Ort in der erhöhten Mitte der Schale gestellt werde. Den Preis beider Gefäße, in der Ausführung durch Zinn oder Silber, werden wir später zur Anzeige bringen. G.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Febr. 1859. Nro. 3.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder $7\frac{1}{2}$ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Die Grablegung Christi.

Marmorrelief von August Wittig.

Ein Bericht über die große Berliner Ausstellung des vorigen Herbstes, vom Standpunkte dieser Blätter aus erstattet, würde nicht ohne Interesse gewesen sein. Angesichts dieser Säle, der 1575 darin aufgestellten Werke, der darin wogenden eifrigen Menge, würde es nicht schwer gewesen sein, die Lauen unter

unsern Freunden zu überzeugen, wie viel geistige Kräfte auf diesem Gebiete sich bewegen, wie wenig es die Nichtachtung verdient, mit der sie es behandeln. Und wenn dann einer von ihnen vielleicht dies ganze Treiben als der Welt angehörig und unchristlich verachten wollte, so würden wir ihm nachgewiesen haben, wie so manches, was jetzt als Eitelkeit erscheint, aus einer christlichen Wurzel, wenn auch aus krankhaft gewordener, weil nicht richtig genährter, selbst aus tiefer, wenn auch unklarer, weil nicht richtig geleiteter Sehnsucht nach christlichen Anschauungen stammt. Kirchliche Kunst war hier freilich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, nicht stark vertreten; größere Werke sind durch ihren Umfang, oder ihre Technik ausgeschlossen, zartere scheuen die zerstreuende Mannigfaltigkeit, die hier auf den Beschauer andrängt. Aber die dreißig bis vierzig Kunstwerke christlich religiösen Inhaltes, die sich dennoch hier fanden, würden den Stoff zu mancher belehrenden Betrachtung gewährt haben.

Indessen eine so umfassende Aufgabe würde die Gränzen unsres Blattes überschreiten, und meine Absicht ist nur, von Einem Kunstwerke zu sprechen, weil es ein christliches im vollsten Sinne des Wortes ist, und überdies auf dem Wege aus der römischen Werkstätte des Künstlers zu einer wenig zugänglichen Stelle in Ostpreußen, nur hier Rast machend, sich unseren Blicken sonst leicht entziehen könnte. Der Künstler, August Wittig aus Dresden, einst Rietschels Schüler, den Freunden ernster Kunst schon durch eine vor vier Jahren auf der Berliner Ausstellung gesehene Gruppe „Hagar und Ismael“ bestens bekannt, ist seit mehreren Jahren in Rom und hat dort dies Relief auf Bestellung der Gräfin von Dohna-Dönhofstädt für ihre Schloßkapelle oder Ortskirche (welches von beiden ist mir unbekannt) ausgeführt. Das Kunstwerk hat eine Breite von 4′ 7″ und eine Höhe von 2′ 2″. Es ist, wie der Katalog sagt, „zur Vorderseite eines Altars“ bestimmt, soll mithin nicht über der Altarplatte stehen, sondern den Fuß des Altartisches bilden und bekleiden. Es ist, wie die Kunst des Mittelalters es nannte, ein Antependium, und es wird nützlich sein, wenn wir diese, bei uns nicht ganz gewöhnliche Bestimmung in Erinnerung behalten.

Wir freuen uns, unsern Lesern eine Abbildung vorlegen zu können, obgleich wir uns bescheiden, daß sie bei aller Geschicklichkeit unseres Zeichners von der Schönheit des Werkes doch nur eine schwache Vorstellung geben kann. Schon deshalb, weil sie nach einer Photographie nicht des Marmors, sondern des Gypsmodells gefertigt ist, und somit die feinen Züge, welche des Künstlers Hand dem vollendeten Relief gegeben hatte, nicht enthält, noch viel mehr aber, weil bei der zwiefachen Uebersetzung Manches verloren gehen mußte, und weil überhaupt die bloße Zeichnung die Wirkung des plastischen Werks nicht wiedergeben kann. Indessen reicht sie jedenfalls aus, um die Composition kennen zu lernen. Sie ist auch ohne Erklärung verständlich. Die kleine Zahl der Freunde, die bei dem Gekreuzigten ausgeharrt hatte, ist am Ziele angelangt. Voran Joseph von Arimathia; das Grab ist sein, er mußte den Weg zeigen, die Pforte öffnen. Er zeigt aber nicht bloß den Weg, der reiche Mann hat hier sich selbst der körperlichen Arbeit unterzogen, eine stattliche Gestalt in kurzem Kleide und fliegendem Mantel beschreitet er eben die Stufe, die Leiche in dem Leintuche, in

das sie gelegt ist, am Fußende tragend, und vorsichtig sich nach seinem Gefährten umblickend, um gleichen Schritt zu halten. Dieser im langen Kleide, weiten Mantel, bloßen Füßen, wie wir die Jünger des Herrn zu sehen gewohnt sind, jugendlich, mit langem Haare, kann nur Johannes sein; der Liebling Jesu, der an seiner Brust ruhen durfte, hat das schmerzliche Recht, Ihm noch jetzt der Nächste zu sein, Ihn in seinen Armen zu halten, das theure Haupt, zu dem er so oft aufgeschaut, an seine Brust zu lehnen. Er trägt mit körperlicher Anstrengung, aber mit jugendlicher Kraft, bekümmert, aber nicht gebrochen; Glauben und Hoffen hat ihn auch am Kreuze nicht ganz verlassen; er weiß, wem er dient. Unmittelbar hinter ihnen folgen die Frauen, durch keine körperliche Arbeit hingenommen, und darum freier dem Gefühle Raum gebend. Die Mutter des Herrn hat es vermocht, den schweren Weg zurück zu legen, sie ist am Ziele angelangt, und sieht die dunkle Höhle vor sich, ihr mütterliches Herz fühlt noch ein Mal den ganzen Schmerz des Scheidens, wie dort am Kreuze. Ihre Kniee versagen, sie sinkt zusammen, nur von ihrer bisherigen Führerin aufrecht erhalten; der Körper vermag nicht mehr zu folgen, aber ihr schmerzerfülltes zu Ihm gerichtetes Antlitz, ihre vorgestreckten Arme und sehnsüchtig geöffneten Hände zeigen, wohin ihre Seele strebt. Auch die Begleiterin, obgleich in treuer Sorge sie stützend, kann es nicht lassen, die weinenden Augen nach der geliebten Leiche hin zu wenden; dort ist der Mittelpunkt des Lebens der kleinen Gemeinde, dort die Stelle, worauf ihre Hoffnung gerichtet. Den Zug beschließt Maria Magdalena, denn an sie hat offenbar der Künstler bei jener weiblichen Gestalt gedacht, welche mit leichtem jugendlichen Schritte, aber mit sorglos aufgelöstem Haar, gedankenvoll, in sich gekehrt, den Andern folgt. In ihrem Wesen ist etwas Gehobenes, in ihrem Schmerze ein Zug von Begeisterung. Wir bemerken, daß sie in ihrem Mantel etwas birgt und innig an ihre Brust drückt, es ist die Dornenkrone nebst andern Werkzeugen der Schmach und der Marter des Herrn; die rohen Spötter haben sie bei Seite geworfen, die treue Magd hat sie eifrigst aufgehoben, und bewahrt sie als theuerstes Besitzthum.

Schon auf den ersten Blick ergreift uns die Tiefe, die Innigkeit der Empfindung. Vor allem sind es die beiden knieenden Frauen, die unsre Augen fesseln; jede Miene, jede Muskel an ihnen ist Schmerz und Sehnsucht, ihr ganzes Wesen spricht dies so eindringlich, so rührend aus, daß wir folgen möchten, und auch unsre Arme nach Ihm ausstrecken, wie dort Maria. Gehen wir dann aber von diesen anziehendsten Gestalten zu den andern Theilnehmern des Zuges über, so entdecken wir nach und nach, daß eigentlich jeder von ihnen nicht minder tief ergriffen ist, nur jeder in seiner Weise, daß gerade diese Verschiedenheit dazu dient, den ganzen vollen Accord der Schmerzenstöne am Grabe des Erlösers in unsrer Seele anklingen zu lassen, daß selbst die mächtige Wirkung, welche jene beiden Frauengestalten auf uns ausüben, darauf beruht, daß sie gleichsam die Oberstimmen dieses Chorgesanges sind, ja endlich, daß auch der stumme Leichnam, in der edlen beweinenswerthen Heilandsgestalt, in der er uns vorliegt, mit zu diesem Accorde gehört, dessen alles tragenden Grundton Er in uns bildet. Ja wenn wir in dieser Prüfung fortfahren (besonders vor dem Werke selbst, von dessen Feinheiten die Zeichnung wie gesagt nur ein

schwaches Schattenbild gibt), können wir nicht verkennen, daß außer den Gestalten selbst manches Andre zu dieser Wirkung beiträgt, zu dessen Würdigung wir freilich näher auf künstlerische Technik eingehen müssen. Ich spreche zunächst von der Behandlung des Reliefs. Es steht bekanntlich auch in der Beziehung in der Mitte zwischen der vollrunden, freistehenden Plastik und der Malerei, daß es theils, wie jene, durch volle Körperlichkeit, theils aber, wie diese, durch andeutende, nur in der Phantasie die Vorstellung einer gewissen Körperlichkeit erweckende Zeichen spricht. Sobald sie nicht bloß eine Reihe in gerader Linie wandelnder Gestalten, sondern nähere und entferntere Gegenstände zugleich zeigen will, hat sie dafür kein andres Mittel, als daß sie jene stärker, diese in schwächerem Relief aus der Grundfläche heraustreten läßt. Von sinnlicher Richtigkeit kann dabei nicht die Rede sein (das flache Relief der entfernteren Gestalten existirt in der Natur) nicht, nicht einmal von mathematischer Berechnung. Das Gefühl des Künstlers, das darin zu der Phantasie des Beschauers sprechen will, kann allein das Maß finden. Eben daher wirkt aber alles darauf ein, was im Gefühl des Künstlers bei diesem Werke liegt; nicht bloß der räumliche, auch der ethische Gedanke prägt sich in dem Wechsel der Hebungen und Senkungen aus und theilt sich dem Beschauer mit. Man halte dies nicht für etwas Willkürliches, für einen Kunstgriff; es liegt völlig im Wesen des künstlerischen Vortrags. Der Künstler kann sein Gefühl nicht theilen, es macht sich überall ganz geltend, und ebenso tritt es dem Beschauer ungetheilt entgegen, die Stimmung, welche er bloß dem Seelenausdrucke der Gestalten zuschreibt, ist wesentlich auch durch jene technischen Elemente bedingt. Und gerade hierin ist unser Künstler sehr glücklich gewesen. Die Verschiedenheiten sind ziemlich bedeutend, das Profil des Johannes und der eine Arm der Jungfrau treten frei hervor, während der Körper ihrer Begleiterin, der des Joseph von Arimathia, und theilweise auch der Christuskörper sehr flach gehalten, und die Berge des Hintergrundes fast nur gezeichnet sind, allein diese Bewegung des Steigens und Fallens ist ungeachtet der starken Gegensätze so weich und wellenartig, der Rhythmus dieses Wechsels so sanft und klar, daß die elegische Stimmung, welche die ganze Erscheinung erweckt, dadurch in edelster Weise gesteigert wird. Es ist gleichsam die Instrumentalbegleitung zu jenem Chore der Gestalten.

Auch ein Zweites verdient nähere Betrachtung, nämlich die Gewandung. Wie wichtig sie ist, wie sehr von ihrer Behandlung der Ausdruck des Ganzen bedingt wird, bedarf keiner Ausführung. Mit dem bloßen Naturalismus, mit der bloßen Richtigkeit, oder auch mit andern allgemeinen Eigenschaften ist es dabei nicht gethan, auch sie ist ein Theil des künstlerischen Vortrages, der im Verhältnisse zu den übrigen Theilen stehen muß. Sie spricht immer mit, ist also nie gleichgültig und wird die Wirkung des Ganzen entweder unterstützen und steigern, oder lähmen und theilweise aufheben. Und gerade in der Gewandung liegt, wie die Sachen jetzt stehen, noch eine große Schwierigkeit, besonders für die Plastik. Der antike Gewandstil ist nicht nur durch sein Vorkommen an den Werken einer künstlerisch hochstehenden Zeit empfohlen, nicht nur durch die Studien von Jahrhunderten bei den Bildhauern traditionell geworden, er sagt auch den Stilgesetzen der Plastik besonders zu, ist ihr gewissermaßen natürlich. Und



dennoch ist er mit dem Ausdrucke, den wir von christlichen Gestalten fordern, unvereinbar. So lange er in den Bildhauerschulen allein bekannt war, konnte kaum ein befriedigendes christliches Werk zu Stande kommen, selbst Anklänge daran genügen, um die beabsichtigte Wirkung zu hemmen. So verhält es sich nun jetzt nicht mehr, die Bahn ist längst gebrochen, keiner unserer bedeutenderen Meister verkennt, daß die Gewandung bei modernen Gegenständen anders als bei antiken, bei religiösen anders als bei weltlichen sein müsse. Einige unter ihnen haben auch wirklich vortreffliche Beispiele einer, wenn wir so sagen dürfen, christlichen Gewandung gegeben. Aber die Sache ist doch noch neu. Bestimmte Vorbilder christlicher Gewandung besitzen wir nicht; von den Werken des Mittelalters, besonders aus seiner Blüthezeit ist viel zu lernen, aber zu unbedingter Nachahmung, soweit eine solche überhaupt künstlerisch möglich und rathsam ist, sind sie nicht geeignet. Worin der Unterschied der christlichen von der antiken Gewandung bestehe, wird man wohl im Allgemeinen angeben können. Während diese so viel wie möglich den Körper durchscheinen läßt, wird jene ihn mehr verhüllen, voller umgeben; zunächst damit der Seelenausdruck des Hauptes stärker, ungetheilt wirke; dann aber auch, um durch diese, wenn ich so sagen darf, nordische Umhüllung den Ausdruck menschlicher Bedürftigkeit, im Gegensatz gegen die antike, göttergleiche Selbstgenugsamkeit, stärker zu betonen, und endlich um dadurch ein Mittel für den Ausdruck specifisch christlicher Empfindungen und Eigenschaften, so wie für die größere Mannigfaltigkeit individueller Charaktere zu erlangen. Allein von Worten und Begriffen zu künstlerischer Ausführung ist noch ein weiter Weg, und die Plastik hat gerade hier mit technischen Schwierigkeiten und traditionellen Gewohnheiten zu kämpfen. Jedenfalls aber ist die Zahl der Beispiele glücklicher Lösung nicht gerade sehr groß, und eine feste Praxis noch nicht entstanden. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß Wittig auch hierin das Richtige getroffen hat, sowohl in dem allgemeinen Grundtone, als in der rhythmischen Mannigfaltigkeit und der individuellen Bedeutsamkeit der Gewandung. Auch in dieser Beziehung möchte ich meine Leser zunächst auf die Gruppe der knieenden Frauen verweisen, um sich anschaulich zu machen, wie völlig abweichend diese Gewandbehandlung von der antiken ist, und wie sehr in ihr, namentlich in der ziemlich matronenhaft gehaltenen der Jungfrau, ein specifisch christlicher und der momentanen Empfindung entsprechender Ausdruck liegt. Vor dem Relief selbst würde ich wagen dürfen, auch an den andern Gestalten im Fall und Faltenwurf der Gewänder bedeutsame Züge aufzuzeigen; bei der schriftlichen Besprechung wird es angemessener sein, dies dem Leser, seiner Betrachtung der Abbildung, und seiner ergänzenden Phantasie zu überlassen.

Für diese habe ich denn endlich auch noch eine andre, schwerere Zumuthung, die nämlich, sich das Werk nicht so alleinstehend und losgelöst, wie es sich auf der Ausstellung darstellte, sondern an dem Orte seiner Bestimmung zu denken. Es gehört zu den Misständen unsrer Kunst (bei denen immer religiöse und sittliche Misstände durchschimmern), daß wir gar zu sehr geneigt sind, auch die Werke der bildenden Kunst, wie Gedichte oder musikalische Compositionen, abstract und in der Luft schwebend zu betrachten, und daß unsre Künstler gewohnt, und freilich auch durch die Umstände genöthigt sind, ihre Werke, selbst offenbar

kirchliche, ohne feste Bestimmung, und mithin auch ohne Berücksichtigung einer wirklichen Lokalität zu componiren, während doch die strengeren Kunstgattungen durchaus das Bedürfniß haben, sich einem größeren architektonischen Ganzen anzuschließen und unterzuordnen. Wenigstens sollte man doch, wenn ein Werk eine feste, und besonders eine so eigenthümliche Bestimmung hat, wie dieses, sich dieselbe möglichst vergegenwärtigen, weil sie auf die Gestaltung des Kunstwerks nothwendig Einfluß gehabt hat und also zum Verständniß desselben dient. Unser Relief ist, wie ich oben erwähnt habe, zur „Vorderseite" eines Altartisches, zum Antependium, also zu einem Schmucke bestimmt, der bei uns ungewöhnlich, aber keineswegs übel angebracht ist. Denn er hängt zusammen mit der Gestalt des Altares als eines bloßen Tisches, kam auf, während die alte Kirche diese Form festhielt, und verlor sich, sobald und in so weit es Gewohnheit wurde, Gemälde oder anderes Bildwerk auf den Altar zu stellen. Diese Bestimmung bedingte nicht nur die Form des Bildfeldes (etwa doppelte Breite bei mäßiger Höhe) und hatte schon dadurch einen mittelbaren Einfluß auf die Composition, sondern sie war auch für die Behandlung des Gegenstandes maßgebend. Denn diese Stelle darf, wenn auch mit so reichem Schmucke bedacht, nicht den Anspruch machen, das letzte Wort zu sprechen, den Beschauer bleibend zu fesseln. Sie steht ihm vor Augen, wenn er sich den Stufen des Altars nähert, und muß ihn daher auch in ihrem Bildschmuck auf diesen hinweisen, mithin den Charakter eines vorübergehenden Moments haben. In diesem Sinne ist schon der Gegenstand (sei es von dem Künstler, oder von der edlen Bestellerin) mit richtigem Takte gewählt, denn die Grablegung muß ja der Auferstehung, wie die Buße, auf die sie symbolisch hindeutet, dem Genusse des Sakraments vorhergehen. Und diese Bedeutung hat dann ferner den Künstler bei der weiteren Ausführung geleitet. Auch die Grablegung kann ja sehr verschieden aufgefaßt werden; selbst wenn man, wie hier, den Trauerzug noch vor der Grabeshöhle zeigt, kann man den Standpunkt so wählen, daß die Begleitung zusammengedrängt, um den Körper Christi gruppirt erscheint, wodurch dann das Ganze einen festeren Abschluß erlangt, an Einheit, vielleicht an ergreifender Wirkung gewonnen haben würde. Für ein Altarbild würde eine solche Auffassung den Vorzug verdient haben; an dieser Stelle wäre sie ein Fehler gewesen; ihr entsprach vielmehr die Auffassung des Zuges in seiner vollsten Entfaltung, im Vorwärtsschreiten, wo die einzelnen Theilnehmer sich gesondert zeigen. Dies ergibt sich nicht bloß aus jener liturgischen Rücksicht, sondern auch aus dem Architektonischen. Denn die Vorderseite des Altars setzt Seitenwände voraus und darf sich gegen diese nicht abschließen, also auch nicht ein fertiges Ereigniß, sondern nur einen Moment darstellen, der auf ein Vorher und Nachher hinweist. Auch sonst wird man das Werk nur bei Berücksichtigung dieses architektonischen Verhältnisses vollständig würdigen. Ich habe wohl von Beschauern des Reliefs eine Bemerkung darüber gehört, daß die drei aufrechtstehenden Gestalten, Joseph von Arimathia, Johannes, Magdalena, fast gleicher Größe sind, und daß sie in ihrem Verhältniß zu den beiden dazwischen liegenden niedrigeren und breiteren Massen, hier der Leiche, dort der knienden Frauen, einen wiederkehrenden Rhythmus bilden. Offenbar dachten sie an die concentrirte Anordnung einer Altartafel, bei welcher aller-

dings diese Wiederkehr auffallend erscheinen kann. Hätten sie sich dagegen das Werk an seiner Stelle in jener ruhenden tragenden Bedeutung vorgestellt, so würde es ihnen als ganz natürlich, ganz richtig erschienen sein, und weit entfernt, sie zu stören, vielmehr dazu gedient haben, ihnen den Ernst des Trauermarsches mit seinem gedämpften Tone vor die Seele zu führen.

Und so mag denn das Werk des tüchtigen Künstlers uns zugleich die eigenthümliche Bedeutsamkeit der Stelle, zu deren Ausstattung er berufen war, und die nur zu oft vernachlässigte Anforderung solcher architektonisch-bildnerischen Durchführung der Aufgaben anschaulich machen. Ihm selbst aber, der jetzt wie wir hören, mit einem größeren Werke, mit der Gruppe der Pietas, der am Leichname Christi trauernden Jungfrau, für die Schloßkapelle eines ausgezeichneten Gönners christlicher Kunst beschäftigt ist, mögen wir ein gleiches und fortschreitendes Gelingen wünschen. K. S.

Luther in der Auslegung des andern Artikels des christlichen Glaubens. 1533.

Man pflegts auch an die Wände zu malen, wie Christus hinuhterfähret, mit einer Chorkappen und mit einer Fahne in der Hand, vor die Hölle kommt und damit den Teufel schlägt und verjagt, die Hölle stürmet und die Seinen herausholet. Wie man auch in der Osternacht ein Spiel für die Kinder getrieben hat. Und gefället mir wohl, daß mans also den Einfältigen vormalet, spielet, singet und sagt, und solls auch dabei bleiben lassen, daß man nicht viel mit hohen, spitzigen Gedanken sich bekümmere, wie es möge zugegangen sein.

Wie Christus selbst allenthalben im Evangelio dem Volk das Geheimniß des Himmelreichs durch sichtige Bilder und Gleichniß vorhält; oder wie man das Kindlein Jesum malet, daß er der Schlangen auf den Kopf tritt, und dgl., solche Bilde sind fein, helle und leicht, ein Ding dadurch zu fassen und behalten, und dazu lieblich und tröstlich, und dienen ja dazu, ob sie sonst nirgend zu gut wären, daß dem Teufel gewehret werde mit seinen gefährlichen Pfeilen und Anfechtungen, der uns mit hohen Gedanken will vom Wort führen, daß wir mit der Vernunft klettern und klügeln in den hohen Artikeln, bis er uns zuletzt stürze.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

15. Febr. 1859. Nro. 4.

Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Anschariuskapelle in Hamburg.



Im Nachfolgenden wird von einer kleinen neuerbauten Kirche die Rede sein, worüber wir den beiden jungen Architekten, welche sie zu bauen unter=

nommen und auch die Zeichnung zu den hier beigegebenen Illustrationen gefertigt haben, ein kurzes Wort von ihrer Geschichte und den Gründen ihrer Entstehung, sodann die anschauliche Beschreibung des interessanten und, wie wir mit ihnen wünschen, vorbildlich anregenden Bauwerkes verdanken.

Hamburg theilt mit den meisten größeren evangelischen Städten Deutschlands, deren Gründung oder Blüthezeit in die letzten Jahrhunderte fällt, das

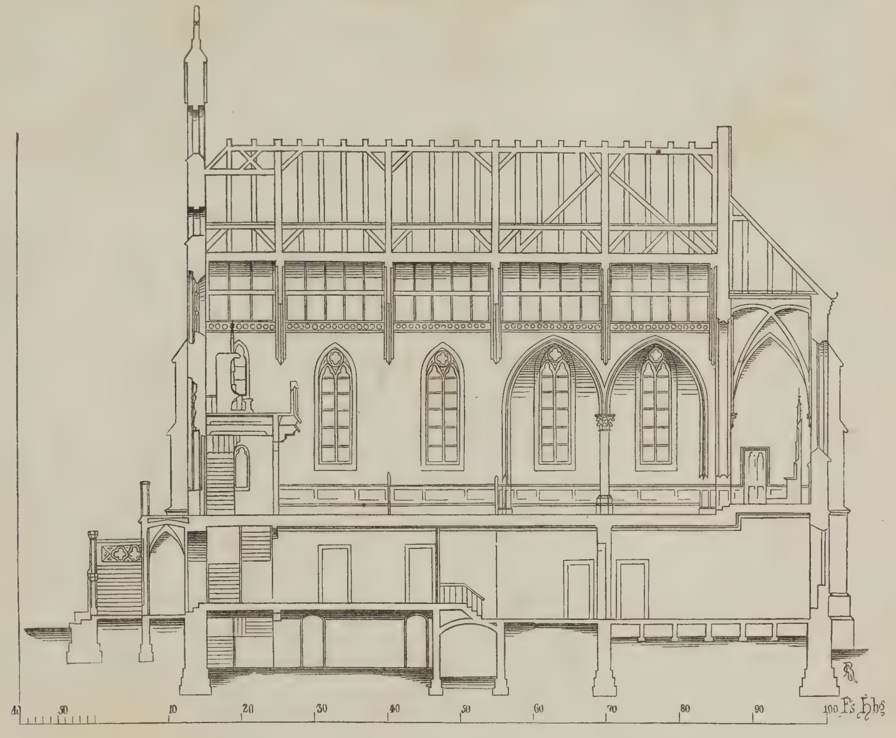


Innere Ansicht.

Schicksal einer großen Armuth an kirchlichen Gebäuden. Es waren ihm aus katholischer Zeit eine hinreichende Zahl von Kirchen überliefert: fünf große Hauptkirchen und eine Anzahl von kleineren Klosterkirchen und Kapellen. Allmählig aber waren nebst dem großen Dome die meisten von den letztern abgetragen worden, und der verheerende Brand im Jahre 1842 äscherte überdies zwei Haupt- und drei Nebenkirchen ein. Von den beiden Hauptkirchen ist St. Petri wieder hergestellt, St. Nicolai ist noch im Bau begriffen und wird, wenn vollendet, ein Werk sein, auf das Hamburg mit Stolz blicken, das den herrlichen Werken des Mittelalters an die Seite gestellt werden darf. Von den kleineren Kirchen ist aber innerhalb der Stadt keine wieder hergestellt worden.

Dadurch ist nun die Zahl der Kirchen zu der der Einwohner in ein großes Misverhältniß getreten. Während in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch auf circa 90,000 Einwohner 12 kirchliche Räume kamen, hat die jetzt auf 130,000 Seelen angewachsene Bevölkerung nur 5 Kirchen. In der großen

Michaelis-Gemeinde haben 50,000 Seelen nur eine Kirche mit 4 Geistlichen, ähnlich steht es in den Vorstädten und auf dem Lande.



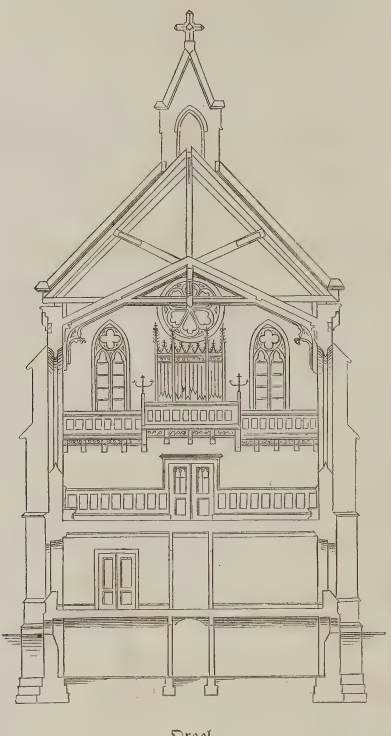
Durchschnitt.

Daß diese geringe Zahl der kirchlichen Bauten für die Gemeindebedürfnisse ganz ungenügend sei, scheint auf der Hand zu liegen, und doch ist das nicht der Fall. Die Kirchen sind bei Weitem nicht gefüllt, selbst bei beliebten Predigern nicht. Es hat dies darin seinen Grund, daß bei uns das Kirchengehen fast ausschließlich Sitte der höheren Stände ist, der arme Mann hat sie längst verlernt und vergessen und schämt sich sogar in seinem geringen Kleide neben dem Vornehmen zu erscheinen. Bei etwaigen Neubauten war also vor Allem die Aufgabe, für die Armen und namentlich auch für die Kinder zu sorgen, um diese wieder an den Kirchenbesuch zu gewöhnen.

Da hat man angefangen in der Vorstadt St. Georg inmitten eines Armenviertels einen einfachen aber kirchlichen Betsaal zu erbauen, daneben eine Wochenschule für 200 Kinder und eine Wohnung für einen Kandidaten der Theologie. Die Bausumme von 12,000 Thlr. wurde von einigen Freunden vorgestreckt und trägt sich allmählig durch Geschenke und Sammlung in den ausgestellten Becken ab. Es werden dort Kinder-Gottesdienste und Bibelstunden gehalten, und da der Besuch derselben ein sehr erfreulicher und regelmäßiger war, hatte man darin eine Anzeige, wie dem herrschenden Mangel an Gotteshäusern abzuhelfen und die kirchliche Sitte zu heben sei.

So beschloßen einige Männer in Gottes Namen auch in der Stadt an

den Bau einer Kapelle zu gehen und wie in St. Georg eine Schule nebst Lehrerwohnung damit zu verbinden. Die diesem Aufsatz beigegebenen Zeichnungen stellen den Entwurf dar, wie er jetzt ausgeführt wird.



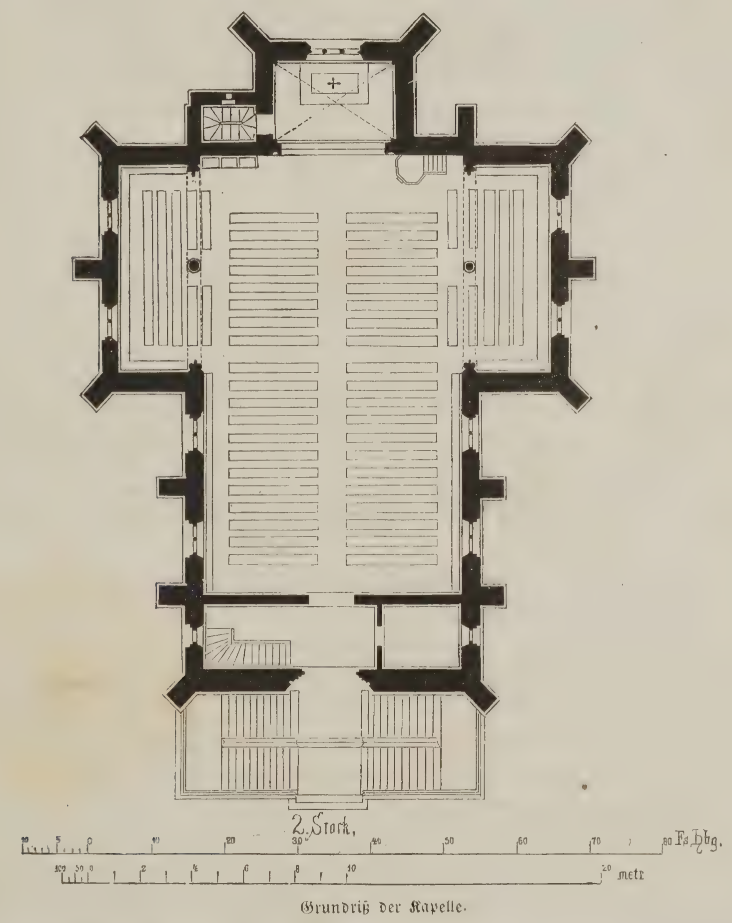
Orgel.

Am 28. Juli v. J. wurde der Grundstein gelegt, nachdem die nicht unbedeutenden Grundbauten bereits vollendet waren. Schon am 10. November, dem Geburtstage unseres Luther, konnte das Dach gerichtet werden, im Laufe des Winters und des nächsten Sommers wird der Innenbau vollendet und zum Herbst, so Gott will, wird sie bezogen werden.

Es war eine schwierige Aufgabe, den geeigneten Platz zu finden, da er in einem bevölkerten Stadttheile liegen sollte und die Behörden glaubten, keinen zu diesem Zwecke hergeben zu können. In dem Michaelis-Kirchspiel fand sich endlich ein solcher, auf welchem die reformirte Gemeinde seit Jahren ihre Kirche gehabt hatte, die sie vor Kurzem mit einer neu erbauten vertauschte. Dieser Platz wurde von den Herren, welche für den Bau einer Kapelle zu einem Komité zusammentraten, um die Summe von 20,000 Thlr. erstanden. Er hat eine durchschnittliche Breite von 80 Fuß bei einer Tiefe von 300 Fuß, und liegt an einer ziemlich frequenten Straße, doch so, daß der hintere Theil von Gärten umgeben ist; seine Längenausdehnung geht von Norden nach Süden.

Um die Kosten möglichst zu verringern, wurde beschlossen, die Kapelle auf dem hintern Theile des Platzes zu erbauen, den vorderen werthvolleren Theil aber anderweitig zu benützen. Zu dem Ende mußte die Kapelle selbst auf einen möglichst geringen Raum beschränkt werden, was dadurch erreicht wurde, daß

man die Schule nebst Wohnung nicht neben, sondern unter die Kapelle legte, wodurch, da diese circa 10,000 □Fuß in Anspruch nahm, Schule und Wohnung wenigstens 4800 □Fuß erfordert haben würden, der Preis für den Grund allein um 3800 Thlr. vermindert wurde. Außerdem wurden für die Schule Grundmauern und Dachdeckung gespart, für den äußern Bau aber ein günstigeres Höhenverhältniß gewonnen.



Grundriß der Kapelle.

Die Dimensionen des ganzen Gebäudes waren natürlich durch die Größe der Kapelle bedingt, welche 600 feste Sitzplätze enthalten sollte. Der Hauptraum der Kapelle ist ein Oblongum von 35 Fuß Breite und 70 Fuß Länge, ein Kreuzarm 28 Fuß breit, springt an jeder Seite des Oblongums 12 Fuß vor, in der Verlängerung des Mittelraums schließt sich ein 18 Fuß breiter, 12 Fuß tiefer kleiner Chor an, mit geradem Abschluß, der bei so geringen Maßen in der Regel vorzuziehen sein wird. Der Chor liegt hier nach Süden, da bei der Richtung des ganzen Platzes eine Orientirung nicht möglich war. An der südlichen Wand des Mittelraums zur Seite des Chorbogens befindet sich die Kanzel nur wenige Stufen über dem Fußboden erhöht. Da zu der Kapelle keine für sich abgegrenzte Gemeinde gehört, so bedurfte sie keines eigenen Tauf=

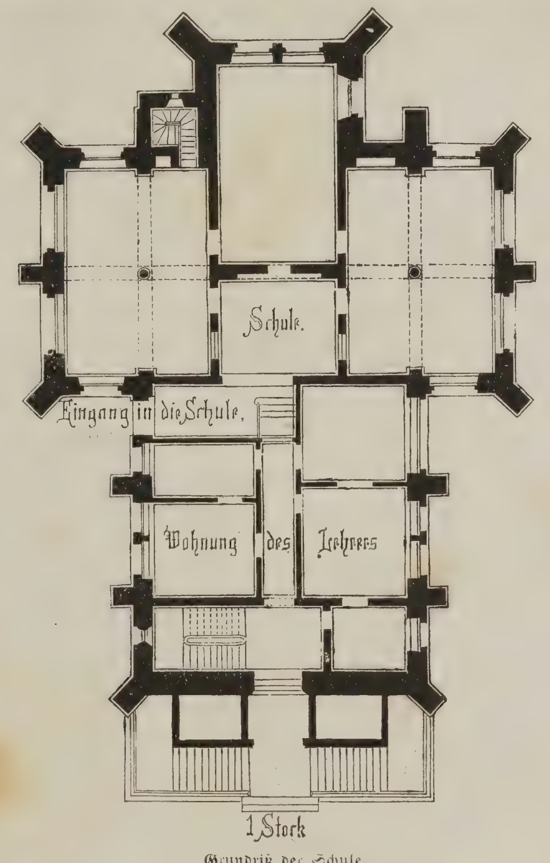
steines. Eine Orgel hat ihren Platz auf einer kleinen Empore über dem Eingange, auf welcher außerdem Raum ist für circa 50 Sitzplätze. Zur Rechten des Einganges findet sich ein kleines, den Sakristeizwecken entsprechendes Zimmer. Wie schon erwähnt, enthält die Kapelle circa 600 fest Sitzplätze; in Ausnahmefällen, wenn auch die Gänge besetzt sind, könnten aber wohl über die Hälfte mehr Personen Platz finden. Zu der Kapelle gelangt man mittelst einer steinernen Freitreppe von 27 Stufen, statt deren aber bei schlechtem Wetter eine entsprechende innere Treppe benützt werden kann.

Der untere Stock enthält in drei hinteren Räumen die Schule, in den vorderen die Lehrerwohnung. Zu letzterer gelangt man durch die vordere Eingangsthür unter der Freitreppe, die zugleich zu der innern Treppe führt. Zu beiden Seiten des mittleren Korridors liegen rechts nach Westen ein kleines Studirzimmer und zwei Wohnzimmer, links zwei Schlafzimmer. Unter der Wohnung ist ein geräumiger Keller mit Küche und anderen Haushaltungsräumen, aus welchem unter der Treppe eine Thür ins Freie hinausführt. Aus dem mittleren Korridor tritt der Lehrer in die Schule, während die Kinder ihren Eingang links von außen haben. Von den drei Schulsälen haben die beiden seitlichen Raum für 80, der mittlere für 60 Kinder. Die Schule ist nicht kellerhohl. Die Heizung sämmtlicher Räume, auch der Kapelle geschieht mittelst gewöhnlicher Oefen. Neben dem Chorausbau führt eine kleine Wendeltreppe bis auf den Dachraum hinauf. — So viel über die Raumvertheilung; nun noch einige Worte über das Material, die künstlerische Ausstattung und den Kostenpunkt.

Es war von vorn herein erforderlich, mit den Geldmitteln in allen Dingen so haushälterisch wie möglich zu Werke zu gehen; es sollte aber auf der andern Seite das Gebäude einen entschieden kirchlichen Charakter erhalten und aus gediegenem Material ausgeführt werden. Somit war eine stilistische monumentale Durchführung des ganzen Baues ermöglicht, die allen falschen unwahren Schmuck verschmäht, das Nothwendige aber künstlerisch gestaltet und ziert.

Das Material im Aeußern ist rother Backstein; weißer Sandstein ist nur verwandt zu sämmtlichem Maßwerk in den Fenstern, den Gewänden, Sturz und Bogenfeld im Portal, der Abdeckung des Giebels und des denselben krönenden Mauerbogens mit seinem Kreuze, so wie zu den Stufen und Gesimsen der Treppe. Ob dies auch bei dem Geländer derselben geschehen wird, steht noch in Frage; vielleicht wird ein aus schmiedeeisernen gewundenen Stäben gebildetes vorgezogen. Alles Uebrige, ein paar Kragsteine ausgenommen, ist rother Backstein, selbst die Abschrägungen der Strebepfeiler und die Abwässerungen der Fenster sind mit flach gelegten Backsteinen gedeckt, und die verschiedenen Gesimse, Thür- und Fenstereinfassungen aus Formsteinen gebildet. Die Dachdeckung besteht aus rothen Pfannen, die mit schwarzen geschmorten gemustert sind. Im Innern sind die beiden Säulen in den Schulsälen und die darüber stehenden in der Kapelle mit ihren Basen und Kapitälen aus Sandstein, ebenso die Anfänge der Kreuz- und Chorbögen, während die Bögen selbst aus gelben Formsteinen gemauert und ausgefugt sind. Die glatten Wandflächen im Innern haben sämmtlich Verputz. Mittel- und Kreuzraum der Kapelle haben eine sicht-

bare Holzdecke, der Mittelraum in zwei nach der Mitte zu ansteigenden Flächen, so daß die Binderbalken zum Theil sichtbar werden. — Auf den zur Dachkonstruktion gehörenden schräg liegenden Hölzern ruhen Langhölzer, unter denen



Grundriß der Schule.

die Holztäfelung angebracht wird, deren Fläche durch Leisten getheilt ist. Unter der Decke schließt ein bemaltes Friesbrett die Wandfläche nach oben ab. Der Kreuzarm ist ähnlich, nur schwach gedeckt. Die Art der Dachkonstruktion bei den verhältnißmäßig schwachen stark durchbrochenen Mauern bedingt die Verstärkung derselben durch Strebepfeiler. Der Altarraum ist mit einem Kreuzgewölbe versehen, um ihn in seiner Würde besonders auszuzeichnen. Ueber die Höhe der Kapelle, die 25 Fuß an den Wänden, 35 Fuß in der Mitte, also etwa $^{6}/_{7}$ der Breite beträgt, sei auch noch hinzugefügt, daß sie in Wirklichkeit nicht einen niedrigen Eindruck macht, wie man nach der perspektivischen Skizze glauben sollte, sondern bei Weitem genügend ist. Die Fenster haben in einer Bleifassung weißes Glas, mit einem schmalen, das Maßwerk geleitenden, blauen Streifen. Der Fußboden ist mit föhrenen Dielen belegt. Als weiteren bildnerischen Schmuck soll das Portalfeld die Statue des Bischofs Anscharius erhalten, nach welchem die Kapelle den Namen hat, da er als Apostel des Christenthums um unsere Gegenden sich verdient gemacht hat, Bischof

von Hamburg war und früher schon eine kleine Kapelle am Hafen, so wie noch jetzt mehrere unserer Straßen nach ihm genannt sind. In das nächste Jahrzehend fällt der tausendjährige Gedenktag seines Märtyrertodes. Der Altar soll einen kleinen in Eichenholz geschnitzten Aufsatz tragen, mit dem Gekreuzigten, Maria und Johannes. Das große Fenster darüber wird mit einem Glasgemälde geschmückt und das Bild des Auferstandenen erhalten.

Die Stilformen des Gebäudes sind die gothischen; nicht etwa blos deshalb, um auszudrücken, daß das Gebäude eine Kirche sei, sondern weil wir der Ueberzeugung sind, daß der gothische Stil in seinem Konstruktionssystem sowohl, als dem ihm innewohnenden Geiste nach, der entwickeltste ist, der allen Aufgaben gewachsen ist, in dem am reinsten die Eigenthümlichkeit unseres Volkes und des christlichen Glaubens ihren Ausdruck gefunden hat. Dabei meinen wir indessen nicht, daß eine archäologisch strenge Anwendung desselben der Kunst unserer Zeit Heil bringen werde, sondern wollen vielmehr eine möglichst freie Erfassung und Entwickelung seiner Grundprinzipien befürworten.

Die Kosten des Baues sind folgende: derselbe ist mit allem Zubehör, als Gestühl, Kanzel u. s. w., ausschließlich der Orgel, der Figur über dem Portal, des Altaraufsatzes, des gemalten Chorfensters, von einem Bauübernehmer für die kontraktliche Summe von 26,600 Thlr. fertig herzustellen. 2400 Thlr. sind für außerordentliche Grundarbeiten verausgabt. Das gibt per Quadratfuß Grundfläche 5⅝ Thlr., wovon nach dem Kubikinhalt vertheilt ca. 4 Thlr. auf die Kapelle, ca. 1⅝ Thlr. auf die Schule mit Wohnung kommen.

Diese Summe ist zum großen Theil durch Schenkungen, theils durch zinsfreie, allmählig abzutragende Darlehen von höchstens 2000 Thlr. aufgebracht worden.

Bei der Benutzung und Verwerthung des vordern Bauplatzes wird es eine Hauptsorge sein, der Kapelle die würdige Umgebung zu sichern. Es liegt bereits ein Projekt dazu vor, wornach an der Straße ein größeres Wohnhaus, an beiden Langseiten des Platzes Armenwohnungen zu erbauen wären.

Damit ist von einigen wenigen Männern ein Werk begonnen, das auf Jahrhunderte hinaus für die Vaterstadt von größtem Segen sein kann, wenn das lautere Gotteswort in diesem Hause den Armen und Geringen gepredigt wird; es ist aber auch, das müssen die ausführenden Architekten dankbar anerkennen, für die kirchliche Kunst eine That geschehen, indem jene Männer den Muth hatten, nicht einen nur nothdürftigen Betsaal zu erbauen, sondern einen wirklich kirchlichen Bau aufzuführen, an dem die Kunst in ihrem Theil bescheiden aber ungeschmälert mitwirken durfte zur Ehre dessen, der sie dem Menschen als köstliche Gabe anvertraut hat und in dessen Dienst allein sie ihr wahres Endziel findet. Und wir fügen den Wunsch hinzu, daß dies Beispiel auch an andern Orten, wo ähnliche Zustände wie hier um Abhülfe schreien, eine erfreuliche Nachfolge finden möge.

Hamburg, December 1858.

E. Glüer. C. Remé.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. März 1859. Nro. 5.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Berathungen über christliche Kunst auf dem Hamburger Kirchentage.

(Schluß.)

Ueber den Bestand und die bisherige Wirksamkeit des Vereins für christliche Kunst in der evangelischen Kirche von Württemberg gab der Vorsitzende nach den Mittheilungen des Vorsitzenden jenes Vereins, Hrn. Oberhofprediger Dr. v. Grüneisen, folgende Notizen:

Unter 400 Mitgliedern zählt er 122 Corporationen, darunter 82 Pfarrgemeinderäthe, die übrigen sind Kirchenconvente oder Stiftungsräthe, oder gemischte Collegien.

In den $1^1/_2$ Jahren seines Bestehens hat er berathen:

den kirchlichen Neubau bei 2 Gemeinden,

den Umbau oder Restauration der ganzen Kirche oder bedeutender Theile bei 8 Gemeinden, darunter die Hauptkirchen von 2 ehemaligen Reichsstädten.

Er hat theils bewirkt, theils zu bewirken unternommen:

den Bau neuer Altäre in 2 Gemeinden,

die Herstellung von passender Altarumgitterung in 3 Gemeinden,

von Altar, Kanzel und Taufstein in 3 Gemeinden,

die Beschaffung kirchlicher Gefäße in 5 Gemeinden.

Unter den Gefäßen sind Altarkannen und Kelche, Hostienkapsel, Leuchter, Taufgefäße. Die Hostienkapsel und die Leuchter sind nach altchristlichen Mustern (letztere aus dem Comburger Ritterstift) ausgeführt.

Er hat für die Gefäße Zeichnungen fertigen lassen und Offizinen in Stuttgart zur Herstellung eingerichtet.

Ueber Ausführung von Altar-, Wand- und Fenster-Gemälden steht er mit 5 Gemeinden (darunter 3 in größern Städten) im Benehmen.

Wegen Aufstellung von Crucifixen auf dem Altar oder Gottesacker hat er es dermalen mit 9 Gemeinden zu thun,

und wird in Bälde 5 Muster schöner Crucifixe (darunter von Eberhard in München, Zwerger in Frankfurt, ein älteres aus der italiänischen Schule,) auf seinem Lager haben.

Ein tüchtiger Bildschnitzer, der jüngst von der römischen zur evangelischen Kirche übergetreten ist, arbeitet dermalen für den Verein und unter Aufsicht des in seinen Vorstand eingetretenen Bildhauers, Prof. v. Wagner.

Der Architekt des Vereins, Baumeister Leins, der Erbauer des neuen Königsbaues in Stuttgart mit seiner Vorhalle von 36 Säulen, reist mit dem uneigennützigsten Interesse bei den Gemeinden umher, die die Hülfe des Vereins nachsuchen und wo persönliche Anschauung nöthig ist.

Das Consistorium fordert das Gutachten des Vereins in Fragen des Kirchenbau's, namentlich der Restauration, und die Gemeinden freuen sich der Theilnahme und Fürsorge, die er ihnen widmet,

und wobei der Geldaufwand des Vereins bis jetzt ein nur mäßiger war. Diejenigen Gemeinden, deren kirchliche Behörden dem Verein mit mindestens 1 fl. im Jahr beitreten, haben immer den ersten Anspruch auf die Unterstützung des Vereins.

Jedes Mitglied bekommt nach dem ersten Biennium der Verwaltung des gegenwärtigen Ausschusses eine Vereinsgabe (von den Berliner Blättern, dem Gaber'schen Crucifixus, Königs Luther u. A.).

In der That sprechen diese Thatsachen aufs Lauteste dafür, daß der würtembergische Kunstverein seine Aufgabe recht gefaßt und mit praktischer Weisheit und thätigem Ernst in den Boden seiner Wirksamkeit sich einzuwurzeln begonnen hat. In der von ihm befolgten Methode liegt Manches, was sicherlich auch für andere Verhältnisse als mustergültig, wenn auch immerhin als schwer ausführbar, gelten dürfte.

Zu eingehenderer Erwägung fordert die 21. These auf, in welcher auf die Bedeutung der Presse für die Kunst das Augenmerk gerichtet ist. Aber die Zeit gebot zum Schlusse zu kommen. Der Vorsitzende konnte nur darauf hinweisen, wie die Presse, wenn auch in dieser Beziehung mancher Vorwurf sie treffe, doch nicht für diese Angelegenheit ganz stumm geblieben sei. So hat die Evangelische Kirchenzeitung seit Jahren mit großem Ernste die Interessen der Kunst ihrem Leserkreise nahe gebracht, und noch vor Kurzem sehr lesenswerthe Artikel über den Kirchenbau mitgetheilt. Auch die Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses seien in ihren Artikeln „Von Bildern und Illustrationen"

(Maihefte 1856 und 1857) auf dies Gebiet in beachtungswerther Weise eingegangen. Seit lange freilich habe man gewünscht, ein Organ zu besitzen, das diesen Interessen ausschließlich zu dienen den Beruf habe. Jetzt endlich sei es möglich geworden, in Stuttgart das Christliche Kunstblatt zu begründen, das unter günstigen Auspicien einer sachkundigen Redaction übergeben sei. Der Vorsitzende verlas das Programm des Kunstblattes und forderte zur Mitarbeit und Theilnahme an demselben auf.

Wir müssen wohl zum Ende unseres Berichtes eilen und können hier auch nur an die Nothwendigkeit eines Bilder-Kataloges erinnern, welchen die 22. These als dringendes Bedürfniß gefordert hat. In Bezug auf die so wünschenswerthe Vorbereitung zum Verständniß volksthümlicher Kunst, wie sie zukünftigen Geistlichen und Lehrern geboten werden müßte, wies der Vorsitzende auf das von Professor Piper neu begründete christlich-archäologische Museum hin, das für Berlin der Befriedigung dieses Bedürfnisses einen Anhaltspunkt zu geben geeignet sei. Daß aber der Wunsch, welchen die 24. These ausspricht: Den Sinn für Pflege dieser Interessen auch in weitere Künstlerkreise getragen zu sehen, kein bloßes pium desiderium sei, davon gab ein Lebenszeichen Kunde, das in eben jener Stunde aus der Mitte des Hamburger Künstlerkreises in die Versammlung trat. Hr. Otto Speckter hatte ein Wort über volksthümliche Kunst zu reden, das er aber schriftlich abzugeben vorzog und das als das seinige verlesen wurde. Es lautet so:

Für Bilderbogen sind verschiedene Vorschläge gemacht, unter andern: Fabeln, Kindersprüche, Sprichwörter und neu erfundene christlich moralische Geschichten. Alle diese Vorschläge können, richtig aufgefaßt, Gutes liefern. Doch glaube ich nicht, daß sie im Volke, für welches doch diese Bilderbogen bestimmt sind, vielen Anklang finden; ich fürchte, sie werden zu kindisch, zu unbedeutend und weichlich befunden werden. Nach meiner Meinung müssen es zusammenhängende Geschichten sein, die sich zu Bildern eignen, einen poetisch-romantischen Anstrich haben, daher die alten Mährchen so vielen Anklang finden. Also Geschichten, **wahre**, ergreifende Geschichten; darum ist es zu erklären, daß die Mordgeschichten der Bänkelsänger sich bis zu uns zu unserm Glück erhalten haben, von ihnen können wir, soviel an ihnen auszusetzen ist, doch auch Manches lernen, um wieder auf den guten Grund zurückzukehren.

Wir Christen haben die schönsten Geschichten und wissen nichts davon. Da stehen, Gott sei Dank, noch unsere Heiligen und Märtyrer an den Kirchen, doch unser Volk hat keine Ahnung mehr, wer diese Helden waren, und halten sie wohl gar für Schreckbilder. Die heil. Katharina an der Katharinenkirche in Hamburg gilt für eine bekannte hamburgische Mörderin, die ihren Mann in Stücke zerschnitt und mit dem Rade, welches sie hält, gerichtet wurde, u. s. w. Dagegen, wo dem Volke etwas von den Heiligen-Geschichten erzählt wird, wie begierig hört es zu! Das habe ich u. A. in Herrmannsburg bei Pastor Harms erfahren, der seiner Gemeinde gerne solche Geschichten erzählt; so hörte ich dort die Geschichte des heil. Laurentius, nach welchem die Kirche in Herrmannsburg benannt ist. Im Ratzeburger Dom hängt eine Tafel mit vielen Bildern und Erklärung darunter; es ist das Leben und der Tod des heil. Answehr, welches vom Volk mit Bewunderung und Andacht betrachtet wird, und Jedermann weiß dadurch, daß das alte Kreuz vor dem Thor die Stelle bezeichnet, wo der Heilige erschlagen wurde, und daß Vorfahren der Familie N. N. in dem nächsten Dorfe dabei betheiligt waren.

Ich glaube, wenn wir nicht rein religiöse Bilder liefern wollen, so können wir in dem begrenzten Raume eines Bilderbogens nichts Besseres geben, was die Größe und Herrlichkeit des Christenthums zeigt, zu unsrer deutschen Volks- wie Ortsgeschichte in so naher Beziehung steht, dabei von Jedermann verstanden wird und kurzweilig ist, als das Leben der Märtyrer.

Ich wünsche, daß der Verein für religiöse Kunst auch dazu berufen sein möge, unserem

Volke diesen Schatz, der ihm gehört, und demselben leider durch den Protestantismus unrechtmäßiger Weise genommen ist, wieder gegeben werde.

Mein Vorschlag geht dahin: in Art der Münchner Bilderbögen, in einzelnen oder Doppel-Bögen, mit einzelnen Bildern und Text die Geschichten der Heiligen und Märtyrer (auch die nach der Reformation) darzustellen, doch nicht als Randzeichnung, die leicht für den einfachen Sinn unverständlich wird, sondern in klarer Gestaltung mit einfachen Strichen zu geben. Einige Blätter von Schwindt, z. B. Nro. 41. 42 der Münchner Bilderbögen, können als Muster dienen, wie ich denn Schwindt als ersten Meister in diesem Fach bezeichnen muß. Der Text muß kurz sein und nur als Erklärung der Bilder dienen. Hans Sachs hat seine Texte gereimt, und wenn wir den rechten Dichter finden, müßten wir es auch so machen. Einiger poetischer Schmuck, z. B. Heiligenschein, kann fortbleiben. Nach meiner Ansicht wäre es sehr gut, wenn die Zeichnung sich nicht zu sehr in dem sogenannten streng historischen Stil bewegte, sondern sich mehr dem Genremäßigen näherte, ich glaube, sie würden unsrer Zeit und Volk näher treten; ich muß wieder auf Schwindt verweisen, z. B. sein Einsiedel, Winter, und viele andere.

Zur Ausführung ist Holzschnitt selbstverständlich.

Schließlich bitte ich die Herren, welche Geschichten der Art kennen, oder wissen, wo sie zu finden sind, sie aufzugeben, damit auf jeden Fall ein Versuch gemacht werden kann.

Mag das Wort des trefflichen Künstlers durch dies Blatt weiter getragen werden und in ferneren Kreisen anregend wirken, wie es im Kreise derer gewirkt hat, für die es zunächst bestimmt war. Wir hoffen, der, von welchem es ausgegangen, wird nicht säumen, das ins Leben rufen zu helfen, was er hier angedeutet hat und wozu gerade er vor Vielen die Begabung und den Beruf haben mag. Nicht unmöglich, daß in Hamburg sich die geeigneten Kräfte bald finden, deren ein solches Unternehmen zur Unterstützung bedarf. Noch in jener Special-Conferenz kündigte Hr. Dr. Abendroth an, daß er alle diejenigen, die zur Gründung eines Vereins für christliche Kunst in Hamburg sich ihm anschließen wollten, auffordere, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Jetzt, nach wenigen Wochen, können wir bereits die gute Nachricht bringen, daß der dort beabsichtigte Verein sich bereits constituirt und persönliche Kräfte in sich gesammelt hat, die eine günstige Entwickelung und rüstige Thätigkeit desselben, soweit bis jetzt zu ersehen ist, verbürgen.* Daß auch namhafte Künstler aus den Kreisen der dortigen Maler und Architekten sich ihm angeschlossen, ist sehr erfreulich. Wir hoffen, zur Zeit Näheres über den neu gebildeten Verein berichten zu können.

Zum Schluß nur noch die Mittheilung, daß außer den eben erwähnten Holzschnitten noch eine reiche Sammlung von Zeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen für die Theilnehmer der Conferenz ausgelegt war. Wir nennen unter ihnen das werthvolle lithographirte Porträt des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, gezeichnet von Barth in Heidelberg, und eine schöne Sammlung von Zeichnungen und Holzschnitten, die Oscar Pletsch in Berlin eingesandt hatte, darunter ein herrlich großer Crucifixus, von dem genannten Künstler erfunden und auf Holz gezeichnet, — ein Blatt, das sich hoffentlich noch in weiten Kreisen Anerkennung erwerben wird; und neben mehreren historischen und biblischen Zeichnungen und Holzschnitten die Skizze zu einem größeren Oelgemälde: Jephtha's Tochter, das, soviel wir wissen, seiner Vollendung entgegengeht.

Wir schließen unseren Bericht in der freudigen Gewißheit, daß diese Con-

* Christl. Kunstbl. 1858 Nro. 2 S. 16.

ferenz keine fruchtlose gewesen ist, sondern eine Anregung gebracht hat, die fortwirken und zur Erfrischung des oft noch so dürren Ackers unserer evangelischen Kirche das Ihre beitragen wird. — Daß unmittelbar nach der Conferenz eine nicht unerhebliche Zahl von Theilnehmer sich zum Eintritt in den „Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche" meldete, darf als Beleg dafür und als ein gutes Vorzeichen gelten. O.

Neue Holzschnitte.

„Für's Haus"

hat Ludwig Richter das neueste Heft seiner Zeichnungen betitelt.* In der That sind sie „für's Haus," weil sie „aus dem Hause" kommen, nämlich aus dem Familiengeiste, mit dem des Künstlers eigenes Haus und eigenes Leben erfüllt ist. Was aus dem Herzen kommt, geht zu Herzen, — und so auch: was aus dem Hause kommt; denn das Haus ist nur Haus durch das Herz, das darin nistet. Richters Zeichnungen schließen uns das Haus auf, denn sie schließen uns sein Herz auf, in dessen klarer Tiefe das A und O alles Familienthums, die Gottesliebe, sich abspiegelt. Wohl schwerlich dürfen wir von einem unserer neueren Künstler mit demselben Rechte sagen, wie von Ludwig Richter, daß Alles, was er zeichnet, seine eigene Lebensgeschichte, — wenn man will, sein eigenes Porträt ist. Ludwig Richter bedarf kaum eines Biographen, er ist sein eigener Biograph. Darin steht seine Kraft, — darin auch seine Schranke.

Richter spricht sich über das, was er will, in einem kurzen Vorworte aus. Er nennt dies Vorwort: „Ein Wort vor der Thüre," und ladet uns damit ein, über seine Schwelle zu treten, an der er selbst als freundlicher Wirth uns begrüßt. Er sagt:

„Schon seit vielen Jahren habe ich den Wunsch mit mir herumgetragen, in einer Bilderreihe unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Kirche, zum Hause und zur Natur darzustellen, und somit ein Werk in's liebe deutsche Haus zu bringen, welches im Spiegel der Kunst Jedem zeigte, was Jeder einmal erlebte: der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimath, den gemeinsamen Blumen- und Paradiesesgarten, der den Samen getragen hat für die spätere Saat und Ernte. Gelingt es nun, das Leben in Bildern schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen, wiederzugeben, so wird ja wohl manchem der einsam oder gemeinsam Beschauenden der innere Poet geweckt werden, daß er ausdeutend und ergänzend schaffe mit eigener Phantasie; und damit wäre der Zweck der kleinen Holzschnittbilder reichlich erfüllt. — Ich werde von nun an alles zusammenhalten und in diesen Heften niederlegen, was mir auf dem Wege entgegenblüht; möchten sie werden ein: „Judex omnia sua secum portans" nach besten Kräften und Vermögen."

Treffender als mit diesen Worten konnte nicht ausgesprochen werden, was

* In Holz geschnitten von A. Gaber. Dresden, Verlag v. Gaber u. Richter. Preis 1 Thlr.

Richter in jenen Zeichnungen gewollt, worauf seine poetische Intention hinarbeitet. Das Familienleben, das „liebe deutsche Haus“ ist es, dem er zeichnend sein hohes Lied singt. Mit diesen schlichten, treuen Bildern will er Gegenwärtiges und Zukünftiges, Erinnerung und Hoffnung, nicht nur vor uns ausbreiten, sondern auch, mit dem Zauberstabe der Kunst unsere Herzen berührend, das Nachklingen des eigensten Lebens ihnen entlocken.

Auf gut bürgerlich beginnt er mit dem Neujahr, und dies erste Heft, das als traulicher Wintergast zu uns gekommen, führt mit seinen zwölf Zeichnungen die Aufschrift: „Im Winter.“ — „Ich beginne mit dem Neujahr,“ so heißt es weiter im Vorworte, „und Epiphanias soll den Winter einläuten. Ernst und Kurzweil, Modernes und Romantisches, Spruch und Lied, Sage und Mährchen, Geistliches und Weltliches sollen geleiten durch die Jahreszeiten hindurch bis wieder zur Krone deutscher Familienfeste, der fröhlichen Weihnachtszeit, wo Kirche und Haus, Jugend und Alter am innigsten zusammenschließen.“

Das erste Blatt führt uns gleich in die Familienstube, in der die Enkelkinder dem Großpapa ihren Neujahrsgruß mit feierlicher Verlegenheit hersagen, während die Großmutter mit ansehnlichen Kaffeekannen bereit steht und das Jüngste sich zärtlich an den Hals der Mutter schmiegt. Die behagliche Wärme des Ofens weht einem ordentlich aus dem Bilde entgegen, aber erquickender noch die warme Liebe, deren Athem dies stille Hausleben durchweht und die Innigkeit des deutschen Familienthums über ihm ausströmt. Draußen ist es bitter kalt; ein Engel schüttelt vom Dach den großflockigen Schnee wie Federn aus seinem Säckchen, während drei andere Engelsgestalten, von frierenden Sperligen umflattert, das Neujahrshaus mit festlichen Guirlanden umwinden. Auf der in Schnee begrabenen Gasse hört und sieht man Prosit Neujahr! rufen, und um die Freude voll zu machen, klopft schon der schmalwangige Briefträger an die Thüre und bringt einen großen Brief, den ohne Zweifel der älteste Sohn als Neujahrsgruß aus der Ferne sendet. —

Und dann kommt Epiphanias mit der heiligen Familie und der Anbetung der Könige, und die Kinderstube mit der Badewanne und den zappelnden Buben, an denen das Mutterauge sich weidet.

„I bin e chleine Pumpernickel,
i bin e chleine Bär,
und wie mi Gott erschaffe hät,
so wagglen i derher.“

Gar sinnig und lieblich ist das traumhaft knospende Jungfrauenleben symbolisirt:

„Marthen Fleiß, Marien Gluth,
schön wie Rahel, klug wie Ruth,
Mägdleins bestes Heirathsgut.“

Aber die Jungfrau ist zur Frau herangereift, und auf dem Schoße der Schlummernden schlummert ihr liebes Kind, — ein holdes Blumenleben, wie das der Rose, die neben ihr im Glase duftet. Wer fühlt nicht aus diesem Bilde heraus und wer fühlt nicht dem Bilde nach die Liebe, die an dem „lieben Schlafgesindel“ sich weidet! — Und dann die Lust und der Humor des Kinder=

Carnevals, und der lustige Winterjubel mit Schlittenbahn, Schneemann und Schneeballen, an dem die ausbündige Jugend sich nicht minder delektirt, als der gemüthliche Philister. Und dann das arme Engelskind, das von der Barmherzigkeit sein Stückchen Brod empfängt. Und nun geht's wieder in den dunklen Wald hinaus, wo Genovefa ihr zitternd Kind an's Herz drückt, und die Hirschkuh lagert zu ihren Füßen, — und in's Feld zu den halb erfrorenen, Holz suchenden Kindern, deren eines das andere tröstet, — und dann wieder zurück zum stillen Hause, zur lichten Sternennacht, in deren Zauber zwei Menschen, die einander lieb haben, mit Auge und Herz sich versenken, bis das letzte Blatt die Hausmusik als fröhlich häuslichen Schlußakkord aus der warmen Stube uns entgegenbringt, während draußen der Regen in Strömen herabgießt und der Drachenkopf an der Dachrinne mit vollen Backen Wasser speit, so daß wir des sicheren Hauses mit seinem Schutz und seiner Liebesgemeinschaft doppelt froh werden. — So ist es überall das Leben der Liebe, das vielgestaltige und in sich einige, das mit dem Naturleben bedeutsam zusammenklingt.

Doch Eines verwundert uns: daß Ludwig Richter in diesem Hefte, wie er am Schluß der Vorrede sagt, „den Anfang seiner Haupt- und Lieblingsarbeit den trauten Familienkreisen" zu übergeben meint. Denn irren wir nicht, so ist das, was Richter hier gibt, nicht ein Anfang, sondern eine Fortsetzung dessen, was er seit Jahren mit reichen Bildergaben dem deutschen Volke dargeboten hat. Oder was ist das „Beschauliche und Erbauliche," das „Vater unser," die „Glocke" Anderes als das „für's Haus?" — Und damit möchten wir einen Wunsch andeuten, den wohl auch andere Freunde des verehrten Künstlers mit uns theilen. Richter ist Lyriker, und was ihn bedeutend macht, ist die Kraft seiner edlen, eigenartigen, geisterfüllten Gefühlswelt. Aber alles Arbeiten aus dem Gefühl droht zu ermatten, wenn es sich nicht an neuen, wirklich neuen Gegenständen des kirchlichen und Volkslebens aus Gegenwart oder Vergangenheit erfrischt und in sie vertieft. Das Recht der Objekte anerkennen! Durch die Hingabe an das Objektive im Leben und in der Geschichte bei aller Kraft der Subjektivität frei werden von deren Herrschaft! Das ist eine Aufgabe, deren Lösung uns Allen, dem deutschen Volke wie dem deutschen Künstler nur zu leicht sich entwindet. In dieser Aufgabe möge der Meister, dem wir so Vieles verdanken, seine Kunst auf der Bahn einer Entwickelung und Vollendung fördern, welche unserem Volke ein schöner Gewinn und ihm selber ein unerschöpflicher Lohn sein wird.

γ.

Zur Statistik christlicher Kunst.

Nach einer Mittheilung in dem bekanntlich in Köln erscheinenden und mit überwiegend katholischer Tendenz redigirten „Organ für christliche Kunst" sind im Lauf des verwichenen Jahres in England (man ersieht indessen nicht recht, ob wirklich nur England oder die drei Reiche gemeint sind) außer den Herstellungsbauten in den Kathedralen von Peterborough, Ely, York, Lincoln u. s. w.

siebenundzwanzig Kirchen neu gebaut, von denen auf London allein sechs kommen, und nicht weniger als dreiundvierzig baulich wieder hergestellt und theilweise vergrößert worden.

Es wäre wünschenswerth, auch für Deutschland solche statistische Nachrichten zu sammeln, sei es auch nur, um die allerdings bei uns noch schwächern Regungen christlicher Kunst zu ermuthigen und anzuspornen. Mit englischem Reichthume und namentlich auch mit den Beiträgen, welche die englische so stattlich dotirte Geistlichkeit für solche Zwecke zu geben pflegt, kann freilich die evangelische Kirche Deutschlands nicht wetteifern. Dennoch glaube ich kaum, daß wir in der Zahl solcher kirchlichen Neubauten und Erneuerungen viel nachstehen dürften. Zur genauern Vergleichung müßte man freilich wissen, ob bei jener Angabe von allen in Arbeit begriffenen, oder nur von den im Laufe des Jahres neubegonnenen Bauten die Rede ist.

Der Berichterstatter des „Organs" drückt dabei seine Freude aus, daß diese neuen englischen Kirchen mit wenigen Ausnahmen alle im gothischen Stile seien, und hofft, daß dieser „alleingültige Kirchenstil" auch in Deutschland „trotz allem akademischen, heidnischen Zopfe" sich immer mehr Bahn brechen werde. Die evangelische Kirche und ihre Kunst werden sich freilich nicht zu einem „alleingültigen Kirchenstile" bekennen, aber sie steht doch mit dem gothischen Stile fast in engerem Zusammenhange als selbst die katholische. In den Kirchen dieses Stils erklang zuerst die Predigt der reinen Lehre, in ihm baute man in den evangelischen Städten noch fort, während St. Peter in Rom und die Baupläne der Jesuiten denn doch wohl einige Spuren „heidnischen Zopfes" trugen. Daher wird denn auch bei uns die Erneuerung jenes vaterländischen Stiles wohl Fortschritte machen, und es dürfte auch in unserm Blatte die Frage, in wie weit es wünschenswerth sei, ihm den Vorzug einzuräumen, wohl der nähern Beleuchtung werth sein.

Sittenpolizei für öffentliche Bilder.

In der Stadt Goslar im Königreich Hannover haben Magistrat und Bürgerverordnete beschlossen, jeden Haus- und Gartenbesitzer, der unanständige Bilder am Haus oder Gartenzaun auf geschehene Weisung nicht wegnehme oder vertilge, mit einer Strafe von zwei Thalern zu belegen.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. April 1859. Nro. 7.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder $7^1/_2$ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg.

Auf unser Ersuchen hat Herr Geheimer Regierungsrath von Quast die Güte gehabt, die Beschreibung des nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung hergestellten Portals der Wittenberger Schloßkirche abzufassen. Der Holzschnitt, den wir mitgeben, ist nach zwei Lichtbildern unter Zuratheziehung einer Durchzeichnung des architektonischen Aufrisses gefertigt und leider nicht im Stande, auch die preiswürdigen ornamentalen Details der Broncethüren, namentlich die Knabengestalten und Gruppen und das Laubwerk, deutlich wiederzugeben.

Wenn Jerusalem und Bethlehem unter allen Orten der Welt am höchsten stehen, da von ihnen das Heil ausging, welchem wir unsere Seligkeit verdanken, und sie daher bei allen Christen von Alters her und immer in höchster Verehrung standen; so ist Wittenberg nach ihnen der evangelischen Kirche stets theuer gewesen, da die Reformation der Kirche Christi hier ihren segensreichen Ursprung nahm. Vornehmlich ist es die Schloßkirche daselbst, welche mit der Geschichte der Reformation von ihrem ersten Anfange an aufs engste verknüpft war. Wer wäre nicht von heiliger Ehrfurcht ergriffen worden, wenn er in ihrem Innern vor den Gräbern Luthers und Melanchthons stand oder vor denen der großen Kurfürsten, welche ihnen, siegreich schützend, zur Seite standen, und hätte nicht mit innigster Theilnahme die über denselben aufgerichteten Bildnisse betrachtet, fast die einzigen, welche das Innere noch bewahrt? Vor Allem ist es aber die ewig denkwürdige Thür, welche von dem neben der Nordseite der Kirche gelegenen Schloßplatze aus in deren Inneres führt, welche unser lebhaftestes Interesse in Anspruch nimmt, dieselbe, an welche Luther an jenem 31. Oktober 1517 die weltbewegenden 95 Thesen wider den Ablaß anschlug.

Doch ist es nicht zu verkennen, daß das Gefühl stets ein gemischtes war. Zwar sind es noch dieselben hohen Kirchenmauern mit ihren hochgeöffneten Fenstern zwischen vortretenden Strebepfeilern, welche Zeugen jenes großen Aktes waren; es ist noch dasselbe Spitzbogenportal in einfacher spätgothischer Architektur, welches einer so großen Bestimmung gewürdigt wurde: aber aus dem im vorigen Jahrhundert nach feindlicher Verwüstung erneuerten Innern weht uns ein kalter nüchterner Geist an, der dem damals herrschenden flachen Rationalismus zu verwandt ist, als daß er unser Inneres für die großen Thaten Gottes, welche hier geschehen, wahrhaft erwärmen könnte, und das gefeierte Portal sogar machte einen erkältenden Eindruck, trotz der Vasen auf den oberen Ecken, aus welchen wohl Opferflammen emporlodern sollten, und der geschwungenen Verzierungsleisten auf den hölzernen, weißangestrichenen Kirchthüren.

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, diese Uebelstände tief mitfühlend, befahl bald nach dem Antritt seiner Regierung, denselben abzuhelfen, und daß zunächst das Portal durch Thüren aus Erz geschmückt werde, denen die 95 Thesen einzugraben seien. Der von Unterzeichnetem vorgelegte Entwurf erhielt die Allerhöchste Genehmigung. Die Vollendung selbst geschah aber nach wechselvollen Schicksalen, besonders in Folge der Ereignisse des Jahres 1848, welche das ganze Werk in Frage gestellt hatten, erst nach 15 Jahren.

Die Kirche ist,* wie schon erwähnt, im spätgothischen Stile am Ende des XV. Jahrhunderts erbaut. Das Portal trägt über dem stumpfen Spitzbogen die Jahreszahl 1499. Der Thürbogen wird von tiefen nischenartigen Hohlkehlen eingefaßt, zwischen denen theilweise säulenartige Rundstäbe hervortreten, die sich zuoberst durchschneiden, während andere senkrecht nach oben fortlaufen, um mit dem Horizontalgesimse, welches das Portal deckt, eine viereckige Umschließung desselben zu bilden und hier an den Ecken flache Konsolen von eigenthümlich

* Ueber das Geschichtliche findet man in Kürze das Nähere in des Unterzeichneten Vortrag über Schloßkapellen 2c. S. 24 ff.



scharf vorspringender Form aufzunehmen. Hart über dem Portale beginnt das Fenster, welches wie alle übrigen der Kirche eine durch einwärtsgekehrte Kurven gebildete Zwischentheilung zeigt, zur Deckung des innern Anschlusses der Emporen, welche der Kirche als fürstlicher Schloßkapelle nicht fehlen durften. Daß diese Anordnung im Wesentlichen die ursprüngliche sei, ergibt, außer dem unverwerflichen Zeugnisse der die Architektur bildenden Steine, ein alter Holzschnitt in dem bereits 1509 erschienenen berühmten Werke: „Dye Zaigung des hochlobwirdigen hailigthums der Stiftkirchen aller hailigen ze Wittenburg," welcher das Aeußere der Kirche zeigt. Es kommt uns hier der überaus günstige Fall zu Statten, daß die Abbildung nur um 8 Jahre älter ist, als der Zeitpunkt, zu dessen Verherrlichung das neue Werk geschaffen werden sollte, und nur um 10 Jahre jünger als die Erbauung des Portals. Für die Herstellung ergab sich daraus, was allerdings auch durch ältere Beschreibungen feststand, daß auf den obern Konsolen ehemals Statuen von Heiligen standen.

Bei dem Entwurfe waren nun vornehmlich folgende Gesichtspunkte leitend. Wenn im Allgemeinen bei Restaurationen der Grundsatz festzuhalten ist, daß durch Beseitigung späterer schlechterer Zusätze und durch Ergänzung der zerstörten Theile möglichst der ältere Zustand zu erneuern ist, so konnte derselbe hier jedoch nur theilweise zur Anwendung kommen. Allerdings war dem Alterthümlichen hier insofern Rechnung zu tragen, als die Thür in ihrer Gesammtheit wie im Einzelnen, soweit sie noch dem ursprünglichen Baue angehörte, aufs sorgsamste konservirt werden mußte; der Werth ist hier aber vor Allem der, daß dieselben Steine in ihrer noch jetzt vorhandenen Zusammenstellung die Zeugen der großen Thaten Gottes waren, welche hier geschehen sind; denn diese Bedeutsamkeit der Thür ist hoch erhaben über deren rein architektonischen Werth, welcher allerdings nur ein sehr relativer ist. Deshalb konnte bei den Ergänzungen der übrigen Theile, welche die Zeit vernichtet hatte, von einer archäologischen Herstellung nicht die Rede sein. Wären die ursprünglichen Thüren noch vorhanden gewesen, an welchen die Thesen einst angeschlagen wurden, so hätte keine Hand sie berühren dürfen, auch wenn man sie aus Gold und Edelsteinen anstatt aus Erz hätte erneuern wollen.

Aber eine bloß moderne Nachahmung der alten Form einfacher Thüren mit Beschlägen eiserner Bänder, wie die ursprünglichen sicher waren, schickte sich so wenig wie die Wiederherstellung von Bischofs- oder andern Heiligenfiguren auf den obern Ecken. Es galt hier, die Thüre zu einem Ehrenmonument der Reformation selbst zu gestalten, so daß deren innerster Kern, sowie die vornehmsten dabei mitwirkenden Personen und deren Hauptthaten in lebendigster Weise, und, wie es der Kunst geziemt, in edelster Darstellung uns vor Augen treten und zum Lobe Gottes auffordern. Es war keinem Zweifel unterworfen, welches der vornehmste Inhalt der Reformation und welche Persönlichkeiten es seien, die darzustellen wären. Die Lehre der freien Gnade Gottes in Christo dem Gekreuzigten war wieder aus der Vergessenheit der Jahrhunderte hervorgehoben worden und die Heilige Schrift durch Luthers Verdeutschung aller Christenheit wieder zugänglich gemacht. Luthers von ihm nie zu trennender treuer Gefährte Melanchthon, der Doctor Germaniae, hatte aus den wiedergefundenen Schachten

die Schätze des reinen Evangeliums reichlicher zu Tage gefördert und in dem Bekenntnisse, welches die Evangelischen im Jahre 1530 zu Augsburg vor Kaiser und Reich ablegten, für alle Zeiten die feste Grundlage der Kirche gegeben. Die großen sächsischen Kurfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige pflegten die keimende Reformation und schützten sie gegen offenbare und geheime Feinde, bis sie durch Gottes Gnade stark genug war, eines solchen weltlichen Schutzes zu entbehren und selbst die Hitze der Trübsal und Verfolgung zu überdauern. Auch war es Gottes Wille, daß diese vier großen Männer, nachdem sie Seinen Willen hier auf Erden vollendet, in dieser Kirche beisammen ruhen sollten, um dem großen Tage der Auferstehung gemeinsam entgegen zu harren.

Demgemäß ergab sich folgende Anordnung. Für die eigentlichen Thüren wurde der untere viereckige Theil des Portals bestimmt, wo eine Oberschwelle quer überliegt, gegen welche die Thür anschlägt. Das Bogenfeld darüber wurde zu bildlichem Schmuck bestimmt. Die Erzthüren selbst sind zusammen 10′ hoch bei 8′ 4″ rhein. Breite. Außer einem hohen und ziemlich vortretenden Sockel wird die ganze Fläche durch schlanke, schrägkannelirte Säulchen, deren hohe, polygon ausgeschweifte Basen auf dem geschweiften Vorsprunge des vorgenannten Sockels ruhen, in sechs hohe Flächen getheilt, die sich oberhalb in geschweifte Spitzbogen zusammenschließen, umgeben von reichstem Laubwerke, das über den Kapitälen jener Säulchen sich erhebt. Vor der Mitte der Thür bildet eine zur Deckung des Anschlages frei vortretende Säule mit den Ecksäulchen beider Flügel vereinigt eine stärker ausgesprochene Gruppirung. Die sechs Felder sind dann mit den 95 Thesen angefüllt, wobei die glücklicherweise auf der Königl. Bibliothek zu Berlin noch in zwei Exemplaren vorhandenen Original-Abdrücke der Thesen den sichern Text lieferten, der auch wörtlich, mit Einschluß der Abbreviaturen, zum Grunde gelegt wurde. Selbstverständlich sind sie auch, wie im Originale, lateinisch wiedergegeben. Allerdings konnte es fraglich sein, ob man die Thesen nicht in deutscher Uebersetzung geben müsse, damit sie Jedermann lesen und verstehen könne; das war aber doch hier nicht die Hauptsache, vielmehr das Monument, welches der That gesetzt werden sollte. Wer den Inhalt nicht von den Thüren selbst ablesen kann (die Schrift ist trotz des beschränkten Raumes doch groß genug, um es zu ermöglichen), wird eben eine leicht zugängliche Ausgabe nebst Uebersetzung * zur Hand nehmen müssen; er wird dann aber auch finden, daß die 95 Sätze in ihrer welthistorischen Bedeutsamkeit durch Vertiefung in dieselben zwar mehr und mehr gewinnen, im Einzelnen aber keineswegs schon immer der evangelischen Kirchenlehre entsprechen, und daher, in so monumentaler Weise dem großen Haufen vor Augen gestellt, ihres Zweckes eher verfehlen dürften. Zur Schrift wurde, der übrigen Umgebung, auch der Ausschmückung der Thüren selbst entsprechend, die neugothische Minuskel gewählt, wie sie sich namentlich in den ältesten Guttenbergischen Drucken so vorzüglich gestaltet findet.

Zwischen dem Laubwerk der oberen Krönungen verblieb oberhalb noch Raum, um kleinere Figuren auf den Kapitälen aufzustellen. Da sie nur wenig

* Eine solche ist bereits vor Aufstellung der Thüren von Herrn Oberreallehrer Stier in Wittenberg herausgegeben worden.

über einen Fuß hoch werden konnten, so durfte ihnen kein selbstständiger bedeutsamer Charakter verliehen werden. Es empfahl sich daher, hier singende und musicirende Knaben anzubringen, da es ja vorzugsweise die Musik in ihrer edelsten, der Kirche dienenden Thätigkeit war, welche zur Verbreitung der Reformation so wesentlich beitrug, wie diese selbst wieder durch sie ihre innersten Gefühle der Beseligung und Hoffnung aussprach. Ja, Luther selbst, ehe er noch von seiner späteren großartigen Wirksamkeit eine Ahnung hatte, trat zuerst als singender Knabe zu Gottes Preise auf und verlieh auch später stets durch eigenste persönliche Mitwirkung der Musik die Bedeutsamkeit, die sie seitdem in unserer Kirche bewahrt hat. Neun seelenvolle Gestalten, die drei mittleren über den drei Mittelsäulen zu einer Gruppe zusammengefaßt, von Drake's Meisterhand, geben diesem Gedanken einen künstlerischen Ausdruck. Das reich verschlungene Laubwerk, welches zwischen ihnen emporsteigt und sie jedesmal in neuen Formen zu umkränzen scheint, von Holbein gleichfalls meisterlich modellirt, scheint den Gefühlen, welche jene musikalischen Anschauungen erregen, einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Der Guß der Thüren, aus edelstem Erze, und deren Ausarbeitung ist in vollendeter Weise durch den seitdem schon verstorbenen Erzgießer Friebel erfolgt, denselben, der das gewaltigste Denkmal der Neuzeit, Friedrich des Großen zu Berlin, vollendet hat. Von Kennern wird es besonders bewundert, daß der Guß so großer gerader Flächen in so vollendeter Weise zur Ausführung gekommen ist; nicht minder wird man sich der gelungensten Ausarbeitung des durchbrochenen und tiefhinten verbreiteten Laubwerks bis in die kleinsten Zacken hinein erfreuen. Jeder Flügel wiegt 21 Centner. Die Hinterseiten blieben absichtlich glatt und zeigen nur einfache, von profilirten Leisten umschlossene Feldereintheilungen. Seine besondere Dankbarkeit spricht der Unterzeichnete dafür aus, daß dieses Hauptwerk des ganzen Monuments nun in so vollendeter monumentalster Weise aus edlem Metalle gegossen dasteht, während es anfänglich Gefahr lief, in der modernen Technik der Galvanoplastik oder später gar des Zink- oder Eisengusses surrogatartig ausgeführt zu werden.*

Das Bogenfeld oberhalb der Thüre ist, höchstem Befehle gemäß, durch ein Gemälde ausgefüllt, welches in Lava eingebrannt ist, um dadurch von den Einflüssen der Witterung unabhängig zu sein. Auf goldenem einfach gemustertem Grunde ist in der Mitte der gekreuzigte Christus dargestellt, als Kern des ganzen Reformationswerkes, zu dessen Seiten rechts (von Christo) Luther, zur Linken Melanchthon, verehrend knieen, jeder Christo die besten Gaben darbringend, die er in Seinem Namen der Christenheit geben durfte, Luther die geöffnete Heilige Schrift in deutscher Sprache, Melanchthon die 1530 zu Augsburg überreichte Confession. Im Hintergrunde sehen wir das Profil der Stadt Wittenberg mit seinen ehemals so stattlichen Thürmen und dem breiten Elbstrome im Vordergrunde; eine lokalisirte Darstellungsweise des Gekreuzigten, wie sie im Zeitalter der Reformation auf Gemälden und Holzschnitten vorzugsweise beliebt

* Die von dem Tischlermeister Bidtel vortrefflich aus Birnbaumholz gearbeiteten Modelle nebst den Originalschnitzwerken der Holbein'schen Ornamente schmücken jetzt das Hauptportal der St. Bartholomäi-Kirche zu Berlin; leider fehlen ihnen die Thesen.

und für den innersten Geist derselben so bezeichnend war, und daher hier wohl in angemessener Weise wieder zur Anwendung kommen durfte, um zu zeigen, daß Wittenberg es war, wo der unmittelbare Zugang zum gekreuzigten Erlöser ohne Vermittelung von Klerus und Heiligen der Christenheit wieder aufs Neue erworben wurde. Professor von Klöber zu Berlin, der sich schon früher eingehend mit der Lavamalerei beschäftigte, hat dieses Bild in kräftig harmonischen Farben ausgeführt; in Lava gebrannt ist es, nach dem Tode des Chemikers Dr. Faß, der es begann, von Mertins.

Am Aeußern des Portals, auf dessen obern Ecken, stehen anstatt der alten, jetzt bedeutungslosen Heiligenfiguren die beiden streitbaren Helden, die Kurfürsten von Sachsen, zum Schutze der erneuerten Kirche gegen Jedermann bereit. Deshalb haben sie ihre ritterliche Rüstung angelegt, wie auf den Bildnissen, welche sie als Stifter der Kirche, je zu den Seiten des Altars knieend, darstellen; darüber aber tragen sie auch, gleich den Vischer'schen Erzbildern über ihren Gräbern, den friedlichen Hermelinmantel der Kurfürsten, weil mehr noch ihr hochfürstliches Ansehen im Rathe des Reiches, als ihre Bereitschaft zum Kampfe der Reformation zum Heile gediehen ist. Mit beiden Händen aber fassen sie als Zeichen ihres Ehrenamtes, als des heiligen Reiches Erzmarschälle, das große Reichsschwert, gleicherweise die höchste Gerichtsbarkeit wie den obersten Heeresbann des höchstgestellten Herrschers der Erde vergegenwärtigend, und im Namen desselben es nunmehr gegen innere und äußere Feinde der Kirche Christi führend. An den Sockeln sehen wir im vorderen Hauptwappen dieselben Schwerter gekreuzt neben dem sächsischen Rautenkranze und meißnischen Löwen, bezeichnend, welchem Geschlechte jene hohen Fürsten angehörten und welche hohe Stellung ihnen gebührte. Auch zu diesen meisterlich kräftigen Gestalten ist das Modell von Drake angefertigt, demselben, dem wir die Erzstatue des dritten großen Fürsten der Reformation, Johann Friedrichs, zu Jena verdanken. Holbein hat sie sodann in doppeltem Maßstabe fast lebensgroß in Stein gearbeitet. Jeder dieser Fürsten hat nun drei statuarische Monumente in der Kirche und als viertes die gravirte Grabplatte, die Reformatoren ein jeder deren zwei in Malerei ausgeführt.

Wenn so die Helden und Männer Gottes geehrt wurden, welche vor mehr als 300 Jahren berufen waren, Seinem Reiche so wesentliche Dienste zu leisten, so durfte ihnen auch der Name des hohen Herrn beigefügt werden, dem wir die Vollendung dieses Werkes verdanken. Inmitten des Steinbalkens, der das Lavabild von der Thüre trennt, ist ein Bronceschild mit dem preußischen Adler befestigt. Zu beiden Seiten ist dem Steine die von der Königlichen Akademie der Wissenschaften verfaßte lateinische Inschrift eingegraben, welche besagt, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Jahre 1857 dieses Ehrendenkmal habe vollführen lassen. Es war dieses Jahr festgehalten worden als das letzte, welches seiner uns noch immer aufs schmerzlichste berührenden Krankheit vorausging, obschon die feierliche Einweihung, der seine Gegenwart nur fehlte, erst ein Jahr später an Luthers Geburtstage, am 10. November 1858, erfolgen konnte.

Das ganze so durch und durch in monumentalster Weise ausgeführte Werk hat, einschließlich der nicht unbedeutenden Transport- und Aufstellungskosten, im Ganzen nur gegen 12,000 Thaler gekostet.

Radensleben in der Mark Brandenburg. F. v. Quast.

Ueber den Tag und die Feier der Einweihung ist in den öffentlichen Blättern ausführlich berichtet worden. Wir theilen daraus Folgendes mit. Am 10. November 1858, als dem Geburtstage des Reformators, erscholl früh um 7 Uhr von den Thürmen der Wittenberger Stadtkirche der Choral „Ein feste Burg" in Posaunentönen. Um $9^1/_2$ Uhr erfolgte das Einläuten des Festes. Den Festzug, zu dem man sich in der Stadtkirche versammelt hatte, bildeten unter Vorantritt der Lutherschule und anderer Schulen die Mitglieder des Predigerseminars, die Direktoren desselben, ihre Festgäste geleitend, die Geistlichkeit, Offiziere, königliche und städtische Beamte, und zuletzt die Bürgerschaft. Unter dem Gesange „Nun freut euch lieben Christen g'mein" bewegte sich der Zug an Luthers festlich bekränztem Standbild vorüber auf den Schloßplatz, wo die zwei ersten Verse von „Ein feste Burg" gesungen und von dem Superintendenten Dr. Sander an einem der Pfeiler neben dem noch verhüllten Portal eine kräftige Rede gehalten wurde, die von dem Inhalt der 95 Thesen ausgehend die rechte Christenfreiheit als eine solche verkündigte, deren Grund und Bestand Christus der Gekreuzigte sei. Von diesem Gekreuzigten, und daß „der Gerechte wird seines Glaubens leben," predige von nun an dieses Portal, das Friedrich Wilhelm IV., ein so treuer Bekenner wie die beiden in Stein vergegenwärtigten Kurfürsten, hergerichtet habe. Sodann folgte die Uebergabe der Thüren durch den Architekten, Geheimen Regierungsrath von Quast, der die Ueberreichung des in Wittenberg gefertigten gothischen Schlüssels an das Seminardirektorium mit sinnigen Worten begleitete: seit die Thüre des Paradieses sich geschlossen und die Thüre des Grabes Christi gesprengt sei, gebe es keine Thüre in der Welt denkwürdiger als diese. Direktor Dr. Schmieder, durch die Gutheißung des Oberkirchenrathspräsidenten von Uechtritz dazu ermächtigt, öffnete nach dreimaligem Anklopfen im Namen des Dreieinigen und hielt hernach die Festpredigt über die zuvor von dem Domchor bei der Liturgie vorgetragenen Worte Joh. 10, 7: Ich bin die Thür zu den Schafen. Am Abend war ein geistliches Concert des Berliner Domchors in der Schloßkirche, und Nachts wurde auf dem Markte um das in Flammenglanz strahlende Lutherbild von der zahlreich versammelten Gemeinde das Lutherlied nochmals gesungen. Eine Beschreibung der Thüren von Dr. Schmieder ist im Druck erschienen; ebenso eine Reihe lateinischer Festgedichte von Professor Dr. Lommatzsch, worunter eine kräftige Ode: Portae aeneae XCV. thesibus exornatae Romam alloquentes, ein Zeugniß der ehernen Thüren Wittenbergs wider Rom.

Vom Luthers-Monument für Worms.

(Aus einem Dresdener Schreiben.)

Ernst Rietschel hat sein Luthersdenkmal im Kleinen zusammengestellt. Es wird ein mächtiges Werk. Die feste Burg mit ihrem menschlichen Kommandanten unter göttlichem Oberkommando tritt Einem gewaltig entgegen. Gott gebe Seinen Segen! An allen Ecken und Enden ist er nothwendig: vor Allem auch unsrem Bildner selbst, der mit seiner Gesundheit wieder übel daran ist.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Juli 1859. Nro. 13.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Zwei Blätter christlicher Kunst.

Die Holzstöcke zu den beiden Illustrationen sind uns auf Ersuchen von der Redaction der fliegenden Blätter des Rauhen Hauses mitgetheilt worden.

Professor Huber, jetzt in Wernigerode, ist den Freunden christlicher Kunst als einer ihrer eifrigsten Beförderer bereits längst bekannt, und sie wissen, daß er vorzugsweise für den wichtigen Zweig derselben, den er selbst den volks-

thümlichen genannt hat, wirkt, und dabei aus manchen Gründen die Technik des Holzschnittes verwendet und sich gern an Werke altdeutscher Kunst, bei denen er die Gewähr nationaler Volksthümlichkeit zu haben glaubt, anschließt. In diesem Sinne ist er früher als Mitglied des evangelischen Büchervereines in Berlin bei der bildlichen Ausstattung eines Evangelienbuches und einer Bibel, dann durch Herausgabe kleiner Holzschnitte als Festgaben auf eigene Kosten thätig gewesen, und nun zu einem größern Unternehmen, nämlich zur Herstellung großer Wandbilder in Holzschnitt übergegangen. Von den sieben Blättern, auf die es zunächst abgesehen ist, sind gegenwärtig zwei erschienen,* dieselben, deren Zeichnungen schon dem vorjährigen Kirchentage zu Hamburg vorgelegen haben und bei Gelegenheit desselben in unserer Nr. 2 d. J. erwähnt sind, die Anbetung der Könige und die Auferstehung darstellend, beide so gelungen und so vortrefflich ausgeführt, daß es mir zur wahren Freude gereicht, sie anzuzeigen.



Anbetung der Könige.

Es sind Blätter von ungewöhnlicher Größe, die Zeichnung selbst 33 Zoll hoch und 24½ Zoll breit (mit dem Rande 41½ und 31½), in Tondruck und wahre Meisterstücke des Holzschnittes. Die Auffassung der „Anbetung" ist die gewöhnliche. Unter dem Strohdache einer in eine Ruine hineingebauten Hütte sitzt Maria in herkömmlicher Tracht mit jugendlich anmuthigen Zügen, das liebliche, lichtstrahlende Christuskind auf ihrem Schooße; vor ihr kniet der älteste der Könige, mit schlicht gefalteten Händen und ernsten Zügen, das Auge scharf auf das Kind der Verheißung gerichtet, hinter ihm steht der zweite, ebenfalls schon ein Mann reifen Alters, in reichdurchwirkter Tunika mit halbgebogenem

* Im Verlage der Agentur des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg. Der Preis jedes Blattes 1 Thlr., für 100 Exemplare 75 Thlr. (131 fl. 15 kr.). Auf Leinwand gespannte Exemplare 1 Thlr. 9 Sg. (2 fl. 18 kr.) und bei Abnahme von 100 nur 100 Thlr. (175 fl.).

Knie und innigem Ausdrucke ein goldenes Prachtgefäß überreichend, im Vorgrunde der jüngste der Magier in kurzem, pelzverbrämtem Rock, den Deckel von einem goldenen Becher hebend, in zierlicher Stellung, seine Züge nicht unedel, wiewohl durch die aufgeworfenen Lippen den Mohren andeutend. An ihn schließt sich Gefolge zu Fuß und zu Roß mit phantastischer, turbanartiger Kopfbedeckung an, das sich unter wehenden, mit Sternen gezierten Fahnen in den Bergen des Hintergrundes verliert. Es versteht sich, daß der leuchtende Stern über der Hütte und innerhalb derselben, die Krippe mit Ochs und Esel nicht fehlt. Joseph scheint durch das Geräusch der Ankommenden heraus gelockt ihnen entgegengegangen zu sein; wenigstens glaube ich ihn in einem mit der spitzen Mütze des Juden bekleideten Manne zu erkennen, der mit einem der Turbanträger im eifrigen Gespräche begriffen ist. *



Auferstehung.

Das Auferstehungsblatt gibt einen minder üblichen Moment. Wir sehen nämlich den Heiland nicht mehr aus dem Grabe aufsteigend, sondern über demselben von leichten Wölkchen getragen schwebend und von anbetenden Engeln im dichten Kranze umringt. Unbekleidet, blos von dem leichten, in starken Falten bewegten Mantel umflattert, mit der Rechten segnend, mit der Linken die Siegesfahne hebend, beleuchtet er mit den von ihm ausgehenden Lichtstrahlen die Engel, die theils in Jünglingsgestalt, mit dem vollen Diakonengewande bekleidet, das edle lockenumwallte Haupt in ehrfurchtsvollem Nachsinnen senken, theils als liebliche geflügelte Kinder im leichten Kleidchen und mit vollem Gliederbau die Köpfchen zuversichtlich heben und in ihrer Mannigfaltigkeit die ganze Skala kindlicher Zärtlichkeit erschöpfen. Unter dieser leuchtenden Himmelsfreude liegt dann auf der Erde das Grab mit seinen Wächtern noch von Nacht

* Auf dem beigefügten kleinen Holzschnitte ist diese ganz in der Ecke stehende Figur nur theilweise sichtbar.

bedeckt; einige schlafen fest, andere sind erwacht, ein alter Krieger lehnt sich über das Grab und bemerkt staunend die Leere, während von der andern Seite ein Offizier, wie seine vollständigere Rüstung andeutet, heranschreitet und augenscheinlich nach dem Vorgefallenen fragt. Es ist also noch nicht der Ostermorgen, wo der Engel den trauernden Frauen die frohe Botschaft verkündet, es ist das Wunder der Auferstehung selbst, das keines Menschen Auge gesehen, keine Zunge beschrieben hat, die himmlische Vorfeier der nahen Himmelfahrt, in gläubiger und würdiger Poesie dargestellt.

Man hat wohl gesagt, daß Bilder der evangelischen Kirche auch nur aus dem evangelischen Texte genommen werden dürften, und vor einer solchen Kritik würde allerdings auch dieses Bild nicht bestehen. Allein ich glaube kaum, daß dieser Rigorismus einer Widerlegung bedarf, wenigstens könnte damit keine christliche Kunst auskommen. Mich dünkt es genug, wenn sie im Sinne der Evangelien bleibt, dann aber darf man ihr gern die Freiheit gestatten, auch über das Wort hinauszugehen und die Lücken, die dieses seiner Natur nach lassen mußte, nach besten Kräften anspruchslos zu ergänzen. Auch die Krönlein, die wir auf dem ersten Bilde an den Hüten der „Weisen des Morgenlandes" sehen, und das königliche Gefolge können sich nicht urkundlicher Beglaubigung rühmen, sondern mögen wohl ihren Ursprung der Legende verdanken; aber sie dienen dazu, der evangelischen Wahrheit, daß hier ein Kind geboren, vor dem alle Völker in ihren Vertretern, alle Könige und Gewaltigen sich beugen sollen, einen Ausdruck zu leihen, den schlichte Frömmigkeit und mit ihr die Kunst sich nicht nehmen lassen wird. Eine solche Beschränkung aufstellen, hieße überdieß uns den ganzen Schatz künstlerischer Tradition, alle Kräftigung, die wir durch die Frömmigkeit ganzer Generationen auf diesem Wege erlangen können, versagen, was von den Lesern unsres Blattes wohl keiner zugeben wird.

Es versteht sich nach dem Obengesagten von selbst, daß auch diese beiden Blätter nicht neue Erfindung, sondern älteren Meistern nachgebildet sind, das erste einem kleinen Kupferstich von Martin Schön (Schongauer), das zweite einer (wenn ich nicht irre als getuschte Zeichnung in der kaiserlichen Sammlung in Wien befindlichen) Komposition Albrecht Dürers. Aber freilich sind es keineswegs Kopien, wie sich das schon daraus ergibt, daß beide Originale sehr viel kleiner sind als unsre Blätter, der Kupferstich Martin Schöns sogar nur $6^1/_3$ Zoll breit und $9^1/_2$ Zoll hoch, daß also eine Vergrößerung vorzunehmen war, welche schon bei einer modernen Komposition nicht wohl ohne freie, ergänzende Thätigkeit geschehen könnte. Dazu kommt dann aber, daß diese alten Meister neben ihrer bewundernswerthen Tiefe der Empfindung denn doch auch mehr oder weniger Unvollkommenheiten der Zeichnung, Härten, eckige oder spröde Formen und Wunderlichkeiten der Tracht haben, welche bei dem Zwecke der Herausgabe nicht so wiedergegeben werden durften, die aber doch auch nicht bloße Fehler, sondern zum Theil Ausdrucksmittel sind, welche nicht ohne Weiteres fortgelassen und korrigirt werden können. Die Aufgabe war daher recht eigentlich die eines gewissenhaften Uebersetzers, der in den Geist des Originals wohl eingedrungen und auch in dem seiner eigenen Zeit recht einheimisch sein muß, um weder den Charakter des ersten zu verwischen, noch dieser einen fremdartigen und nicht

beabsichtigten Eindruck zu machen. Wer irgend mit dem Wesen der bildenden Kunst vertraut ist, weiß, daß eine solche Uebersetzung auf ihrem Boden viel schwerer ist als auf dem der Poesie, weil eben die Hand weniger fügsam und weniger dem Bewußtsein zugänglich ist als das Wort. Es gehört dazu eine große Pietät für jene Meister, welche doch das Wesentliche von dem mehr Zufälligen zu scheiden weiß und sich nicht, wie es so häufig geschieht, gerade in die Aeußerlichkeiten verliebt, und wir können den Unternehmern Glück wünschen, daß sie in dem Maler Andreä, welcher den Lesern d. Bl. wenigstens aus der „Christenfreude" bekannt sein wird, gerade den geeigneten Mann gefunden haben. Die Aufgabe ist bei beiden Blättern in der befriedigendsten Weise gelöst, obgleich bei jedem beider Meister andere Schwierigkeiten zu überwinden waren. Albrecht Dürer, der Zeitgenosse der Reformation, steht uns schon näher, er hat gründlichere Kenntniß des Körpers und eine Richtung der Studien, die von der der heutigen Kunst nicht allzufern liegt. Selbst seine Fehler sind uns weniger fremd; es sind Fehler der Kraftfülle, die etwas mit der uns wohlbekannten Sprache Luthers gemein haben. Bei ihm war also nur zu mildern und auch dies mit Vorsicht; denn diese Kraftfülle ist doch ein Theil seines Verdienstes, und es kam recht eigentlich darauf an, sie im Gegensatz gegen moderne Glätte und Eleganz geltend zu machen. Ganz anders bei Martin Schön. Herr Andreä selbst spricht (in einer von der Agentur des Rauhen Hauses in den fliegenden Blättern 1859, Nro. 1 mitgetheilten Aeußerung) mit sehr schöner Begeisterung von ihm. Vor allen andern deutschen Meisterwerken, die er unter den Schätzen des Dresdener Kupferstichkabinets behufs der Auswahl zu diesen Blättern betrachtet, hätten ihn keine so erbaut, wie Meister Martins biblische Kompositionen. „Bei ihm ist eine Innigkeit, eine Beredsamkeit des Ausdrucks, ein Versunkensein in die heiligen Gegenstände, daß man ganz entzückt fragt: wo ist mehr lieblichstes, erbaulichstes Wesen, was wird unser Volk mehr erfreuen und zur Hinnahme christlicher Bilder reizen, als dies und dem Verwandtes?" Allerdings hat Martin Schön Eigenschaften, die unsere Zeitgenossen, wenn wir sie ihnen recht verständlich machen könnten, sehr, vielleicht noch mehr als Dürers Tiefe, ansprechen dürften. Fast hundert Jahre vorher geboren, ehe Luther seine Thesen an die Wittenberger Thüre anheftete, wenige Jahre nach der Geburt des Reformators gestorben, ist er von den Kämpfen des Glaubens noch viel weniger berührt, steht er noch viel mehr in den Traditionen des Mittelalters. Da ist eine Heiterkeit ungetrübten Friedens, eine Süßigkeit frommer Hingebung, eine naive Anmuth und Schönheit, wie sie sich mit dem strebenden, ringenden Sinn des großen Meisters von Nürnberg nicht vereinigen ließ. Aber freilich fehlt ihm dafür auch die Körperkenntniß, die dieser besaß, und gerade neben jenen Zügen idealer Milde sind die Unvollkommenheiten der Zeichnung, die eckigen Bewegungen, die dünnen Arme und Beine, die scharfen Faltenbrüche, die phantastischen Trachten, die Uebertreibungen des Charakteristischen um so auffallender, und daher für das kritische Gelüsten, das unserem Publikum leider bis in die untersten Regionen anhaftet, unvermeidliche Klippen. Hier mußte daher nicht blos gemildert, sondern auch ergänzt und selbst geradezu geändert werden. Herr Andreä hat dies mit großem Geschick und richtigem Takte gethan; das Anstößige ist verschwunden, das

Milde und Ansprechende erhalten und das Ganze harmonisch und klar, und völlig geeignet, die religiöse Bedeutung des Moments anschaulich zu machen. Der Sachkundige erkennt das Wesen des alten Meisters ungeachtet der Aenderungen, der gewöhnliche Beschauer wird durch das Alterthümliche nicht verletzt. Die liebliche Herrlichkeit des von einem Strahlenkranze bekrönten Kindes, die milde Schönheit der Jungfrau, der mannigfaltige Ausdruck der Frömmigkeit in den Königen werden auch dem ungeübten Auge verständlich sein und in mancher schlichten Seele andächtige Empfindungen erwecken.

Bei dem zweiten Blatte fesselt vor Allem die Gestalt des schwebenden Erlösers schon durch ihre Größe (sie hat mehr als 16 Zoll Höhe) dann aber noch viel mehr durch ihre hohe Schönheit und Würde den Blick, der von da auf den reichen Kranz anbetender Engel mit seiner Fülle des Anmuthigen und Lieblichen übergeht und endlich in der Nachtscene am Grabe Ruhe findet. Die Falten am Mantel des Erlösers sind nach Dürers Weise stark und unruhig gebrochen, die Lage der schlafenden Kriegsknechte ist nicht ohne unbequeme Formen, aber alles hat doch seine verständliche Bedeutung und dient dazu, die Wirkung der großartigen Hauptfigur recht kräftig zu betonen, so daß das Ganze fast in noch höherem Grade gelungen scheint und den meisten Beschauern einen vielleicht noch tieferen Eindruck machen wird, wie das erste Bild.

Nicht minder gelungen wie die Arbeit des Zeichners ist besonders auch die des Holzschnittes. Ich stimme ganz mit Prof. Huber in der Würdigung des Holzschnittes als des vorzüglichsten, ja einzig richtigen Vervielfältigungsmittels christlich-volksthümlicher Kunst überein. Nicht sowohl wegen der größern Wohlfeilheit, die ihm vielleicht noch streitig gemacht werden könnte, als wegen seiner innern künstlerischen Eigenschaften. Gerade seine Mängel sind seine Vorzüge; daß er nicht so weiche Modellirung, nicht so vollständige Details der ganzen Körperlichkeit geben, nicht mit schmeichelnder Zartheit das Auge so sehr bestechen kann, wie manche andere Technik; daß er genöthigt ist, durch derbe Gegensätze, durch Andeutungen die Phantasie des Beschauers aufzuwecken und zu Hülfe zu rufen, damit sie das Fehlende ergänze, das gibt ihm seine Bedeutung. Es ist eine Lebensfrage des Christenthums und der Kunst, und also gewiß der christlichen Kunst, ob wir dahin kommen werden, uns aus der Verweichlichung, welche überall glatte Uebergänge und feinste Vermittelungen fordert, aus dem Materialismus, der nur eine sinnliche Wahrheit kennt, wieder zu dem höhern Geistesleben emporzuraffen, welches kräftigere Gegensätze vertragen kann und eine Wahrheit ahnet, die durch die Erscheinungen nur angedeutet, nicht erschöpft wird. Der Holzschnitt ist auf seinem Gebiete ein Mittel, uns in solcher Freiheit zu üben. Aber freilich muß er dazu auch Holzschnitt sein, und wenn er, wie es jetzt so häufig geschieht, sich seiner Eigenthümlichkeit schämt und mit Verkennung derselben die weichere Schattirung der Radirnadel nachzuahmen strebt, verfehlt er seine Aufgabe. Die Gaber'sche Officin in Dresden, aus der unsere Holzschnitte hervorgegangen, hat das Verdienst, sich von diesem Irrthum freigehalten zu haben, und gerade die gegenwärtigen Blätter leisten darin das Vorzüglichste; sie sind von einer Energie, und bei aller Einfachheit der Mittel von einer Richtigkeit der Zeichnung und Betonung, die kaum an einzelnen Stellen

etwas zu wünschen übrig läßt. Bei beiden sind die Lichter weiß gelassen, während der Grund einen farbigen Ton hat, bei der Auferstehung in einem kräftigen Grau, welches im Gegensatze gegen die strahlende Glorie des Auferstandenen das Dunkel der Nacht glücklich versinnlicht, bei der Anbetung der Könige gelblich, wohl um neben jenem Nachtbilde dieser Frühstunde im Leben des Erlösers und des Christenthums einen Schimmer der Morgenröthe zu geben. Andrerseits möchte man freilich fragen, ob nicht ein gleicher Farbenton für beide Blätter vorzuziehen, ob es nicht besser wäre, auch der Anbetung der Könige den ruhigeren, dunkleren Ton der Auferstehung zu geben. Dies um so mehr, weil das letztere Blatt durch die bestimmteren und anschaulicheren Massen und Umrißlinien, die es gewährt, dem Zwecke der Beschauung in größeren Räumen und aus größerer Entfernung unverkennbar glücklicher entspricht und wahrscheinlich mehr wirkt als das andere nach Martin Schön, welches mit etwas unruhigern Linien und mit dem Ueberrest phantastischer Kostüme ohnehin der Klasse von Beschauern, für welche das Unternehmen vorzugsweise bestimmt ist, leicht noch fremdartig erscheinen mag.

Und so sind denn die schönen Blätter recht geeignet, anzuregen und zu erbauen, so daß wir ihnen eine recht schnelle und weite Verbreitung dringend wünschen können, welcher Wunsch uns dann freilich auf die praktischen Bedenken führt, welche die außerordentliche Größe und der dadurch bedingte, allerdings an sich keineswegs hohe, sondern sehr billige Preis von 1 Thlr. für jedes Blatt erweckt. Prof. Huber selbst hat sich darüber in Bekanntmachungen, die in den fliegenden Blättern des Rauhen Hauses und allein abgedruckt sind, ausgesprochen. Er gesteht, daß sie für die niedrigen Wohnungen der ärmeren Klasse sich nicht wohl eigneten, bemerkt aber, daß dieses Mal weniger an solche, als an öffentliche Anstalten für Kranke, Arme, Waisen, an Hospitäler und Rettungshäuser, an Schulen und Gefängnisse gedacht sei, daß sie auch in Sakristeien und kleinen Betsälen oder in Privathäusern etwa von Geistlichen, Gutsbesitzern, größern Arbeitsgebern und andern Geschäftsleuten, die viel mit dem Volke verkehren, in den Wartezimmern, sonst aber in Kinder- und Dienstbotenstuben sehr dienlich sein möchten. Das Alles ist gewiß sehr wahr; der Segen, den diese Bilder an solchen Versammlungsorten namentlich in den Kranken- und Speisesälen der genannten Anstalten ausüben können, ist unberechenbar, und die Größe der Dimensionen ist bei solchem Zwecke mindestens sehr nützlich, wo nicht nothwendig. Es ist daher dadurch einem wahren Bedürfnisse abgeholfen und alle Freunde der innern Mission auf diesem Gebiete haben Ursache, Prof. Huber für die Energie, mit der er dafür gesorgt, dankbar zu sein. Auch wird es gewiß nicht an Gebern fehlen, welche für einen solchen Zweck einen Thaler bereit haben. Aber freilich entsteht dann ein zweites Bedenken, nämlich die Frage der Einrahmung, welche, wenn man sie mit einem Glase und einem der Schwere desselben entsprechenden Rahmen bewirken wollte, einen ungleich höhern Betrag (ich mag kaum berechnen, um wie viel höheren) als den Preis des Bildes in Anspruch nehmen würde. Auch darauf erwiedert jene Bekanntmachung, indem sie empfiehlt, das Bild auf Leinwand zu spannen und mit einem Firniß zu überziehen. Die Verlagshandlung erbietet sich auch, gegen eine

Entschädigung von 9 Sg. (32 kr.) für das Exemplar die Blätter auf Leinwand aufgespannt und für fernere 6 Sg. (21 kr.) auch mit Oesen zum Aufhängen (Henkeln) und einer Einfassung von schwarzem Bande zu liefern, so daß ein vollständig hergestelltes Bild nur 1 Thlr. 15 Sg. (2 fl. 38 kr.) kosten würde. Ich glaube, daß es sich in dieser Weise so gut und so lange erhalten wird, wie ein von dem Glase bedecktes Exemplar, jedenfalls erhält es sich gewiß viele Jahre lang, wobei die bei vorsichtiger Wahl des Firnisses sehr geringe Verdunkelung keineswegs nachtheilig wirken, sondern vielmehr dem Bilde einen recht warmen und weichen Ton geben wird. Für Räume, wie die obenerwähnten, wird diese Behandlung vollständig ausreichen. Herr Huber scheint mir aber zu bescheiden, wenn er nur an solche Oertlichkeiten denkt. Es fehlt nicht an hohen Räumen wohlhabender Bewohner, deren leere Wände durch diese Blätter eine würdige und belebende Zierde erhalten würden, und wenn hier die Einrichtung nothwendig Glas und Goldrahmen fordert, so läßt sich nicht einsehn, daß man ihnen diese versagen muß, weil sie Holzschnitt und wohlfeil sind; an innerem Werthe wiegen sie gewiß schwerer, wie viele Kupferstiche, die täglich kostbar umrahmt werden. Es käme vielleicht gerade darauf an, die innere Bedeutung durch diese äußere Zier anzuerkennen und zu betonen und so das Vorurtheil zu beseitigen, welches den Holzschnitt gering schätzt, weil er weniger kostet.

In der That aber beruhet die Wohlfeilheit des Holzschnittes, namentlich bei so großen und schwer zu behandelnden Platten wie die vorliegenden nur auf der Voraussetzung eines ausgedehnten Absatzes. Mir sind die Preise der Zeichnung und des Schnittes der vorliegenden Blätter nicht bekannt, aber der Holzschnitt, Christus am Oelberge nach Pfannschmidt, den der Berliner Verein für religiöse Kunst herausgegeben hat, und dessen Preise in den Rechnungen desselben veröffentlicht sind, gewährt eine Vergleichung. Dieses Blatt hat nämlich auch schon eine bedeutende Größe (12 Zoll Breite und 18 Zoll Höhe), aber dennoch nur etwa ein Drittel des Flächeninhaltes der Huberschen Blätter; dennoch sind die Kosten so groß, daß sie bei dem Preise von 15 Sg. (54 kr.), für den es verkauft wird, erst durch den Absatz von mehr als 4000 Exemplaren gedeckt sein werden. Es ist daher sehr wohl zu begreifen, daß, wie in der Anzeige S. 48 dieses Jahrganges unsres Kunstblattes gesagt, die Herstellungskosten von 4000 Exemplaren sich auf 900 Thlr. belaufen. Es erklärt sich dies sogar nur durch die große Uneigennützigkeit, durch die das Unternehmen von allen Theilhabern begünstigt ist; Freunde der Sache haben die Kosten gegen 4 Prozent Zinsen vorgeschossen und die Agentur des Rauhen Hauses hat den Betrieb unter Bedingungen übernommen, wie sie bisher wohl noch nicht erhört sind, nämlich gegen Zusicherung von 6 Prozent des reinen Gewinnes. Die entfernteren Freunde christlich-volksthümlicher Kunst werden dem nicht nachstehen und durch zahlreiche Verbreitung das Vertrauen rechtfertigen, mit welchem die Unternehmer vorgegangen sind.

K. S.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

15. Juli 1859. Nro. 14.

Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und **J. Schnorr von Carolsfeld.**

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Diakonissenhaus Elisabethenstift zu Darmstadt.

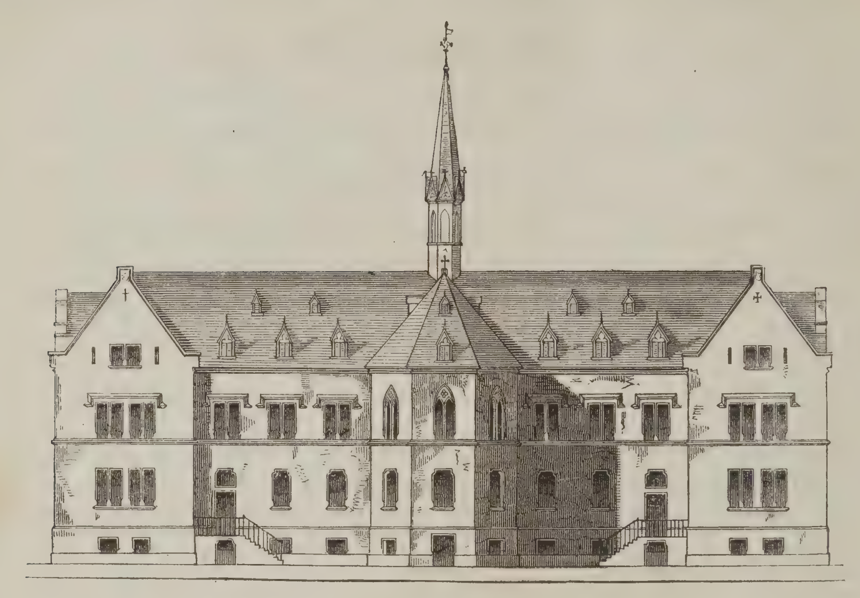
Die Diakonissenhäuser haben nicht selten den vorzugsweisen Zweck, christliche Krankenpflegerinnen zu bilden, und vereinigen dann mit einem Schwesternhaus, welches die für die Diakonissen erforderlichen Räumlichkeiten enthält, ein Hospital, in welchem die Schwestern die für ihren Beruf nöthige praktische



Vorderansicht.

Uebung und technische Fertigkeit an den Krankenbetten selbst sich aneignen sollen. Das erste Diakonissenhaus entstand im Jahre 1835 in Kaiserswerth; und gegenwärtig, nach kaum 24 Jahren, bestehen bereits nahe an 30 solcher Anstalten, welche übrigens größtentheils in älteren vorhandenen Gebäuden eingerichtet wurden.

Vor drei Jahren wurde auch in Darmstadt der Plan entworfen, ein Diakonissenhaus zu errichten, ein Plan, der überall lebhaften Anklang und bereit-



Hinteransicht.

willige Unterstützung fand, und zu dessen Ausführung alsbald ein Comité zusammen trat. Namentlich ließ auch die Regierung dem Unternehmen mit dem dankenswerthesten Entgegenkommen alle thunliche Förderung zu Theil werden. Die Verwirklichung des Planes jedoch in einer dem Zwecke entsprechenden Weise wurde nur ermöglicht durch eine bedeutende Stiftung Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Karl zu Hessen, Tochter der in gesegnetem Andenken fortlebenden Prinzessin Marianne von Preußen. Diese hohe Fürstin übernahm zugleich das Protektorat der Anstalt und erlaubte, das Haus mit ihrem Namen Elisabethenstift zu benennen.

Nachdem im Jahre 1856 zwei Comitémitglieder die Diakonissenanstalten in Kaiserswerth, Straßburg, Neudettelsau, Karlsruhe rc. besucht hatten, und mit den Gründern und Leitern derselben in persönliche Verbindung getreten waren, wurden im Winter 18$^{56}/_{57}$ die Statuten aufgestellt, von der Regierung genehmigt, und auf Ersuchen des Comité's zugleich von dem Unterzeichneten der Plan für das zu errichtende Gebäude entworfen.

Fast gleichzeitig war ein für die Anstalt trefflich geeignetes Gelände erworben worden durch Ankauf eines dicht bei der Stadt gelegenen, über fünf hessische Morgen umfassenden, von einer Mauer umringten Gartens, der, weit umher frei und gegen Norden durch einen kleinen Hügel geschützt, sich von einer sanften Anhöhe herabzieht.

Auf dem hochgelegenen Theile desselben, der den Blick über ein freundliches, von Bergen umgebenes Thal und über einen Theil der Stadt gewährt, wurde am 9. Juni 1857, dem Geburtstage des hohen Landesherrn, der Grundstein

zu dem Gebäude gelegt, das seiner Länge nach sich von Ost nach West erstreckt, und mit seiner Rückfaçade, die die Wohn- und Krankenzimmer enthält, nach Süden liegt.

Noch in demselben Jahre kam der Bau unter der sorgfältigen und umsichtigen Leitung des Herrn Hofbaukondukteur Heim bei dem günstigsten Wetter unter Dach. Verflossenes Jahr wurde der innere Ausbau vollendet, und an dem Elisabethentage (19. November) 1858 die feierliche Einweihung in der Hauskapelle vollzogen.

Die Diakonissenanstalt Bethanien in Berlin hat sich des Darmstädter Unternehmens von Anfang an mit Rath und That in herzlicher Weise angenommen. Das Darmstädter Diakonissenhaus hat ihr die treffliche Oberin, Fräulein Joh. Succrow aus Fürstenberg in Mecklenburg, zu danken, wie es auch von dorther



Durchschnitt.

für einige Jahre zwei ausgebildete bewährte Diakonissen und zwei Probeschwestern empfangen hat, zu welchen bereits einige neue Schwestern aus unserem Hessenlande hinzugekommen sind.

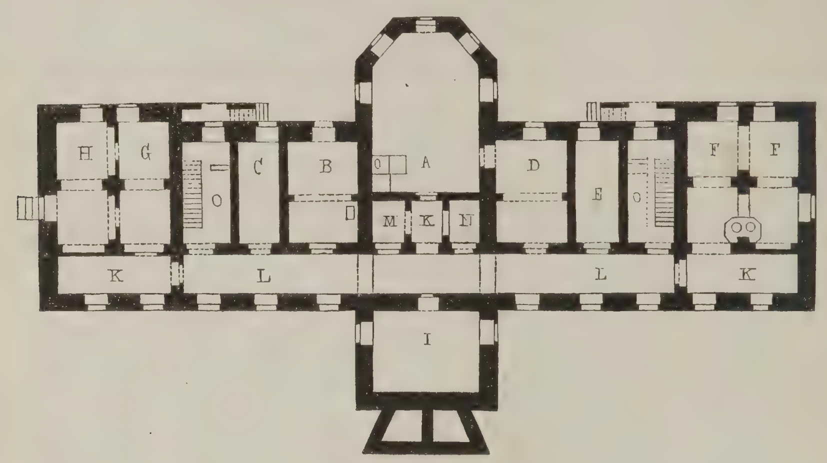
Bezüglich des vorliegenden Planes möchte als Erläuterung Folgendes hervorzuheben sein.

Die Lage und Umgebung des Gebäudes gestattete die Wahl eines Stils, bei welchem mit verhältnißmäßig geringen Mitteln der Eindruck eines kirchlichen Ernstes, wie er dem innern Zwecke der Anstalt entspricht, am leichtesten erreichbar schien.

Wenn einerseits bei Beginn des Baues unter den hier obwaltenden Verhältnissen noch nicht vorauszusehen war, auf welche verfügbare Mittel im Ganzen gerechnet werden könne, so war doch andrerseits von dem Comité der Wunsch ausgesprochen worden, daß das Gebäude eine solche Einrichtung erhalte, die

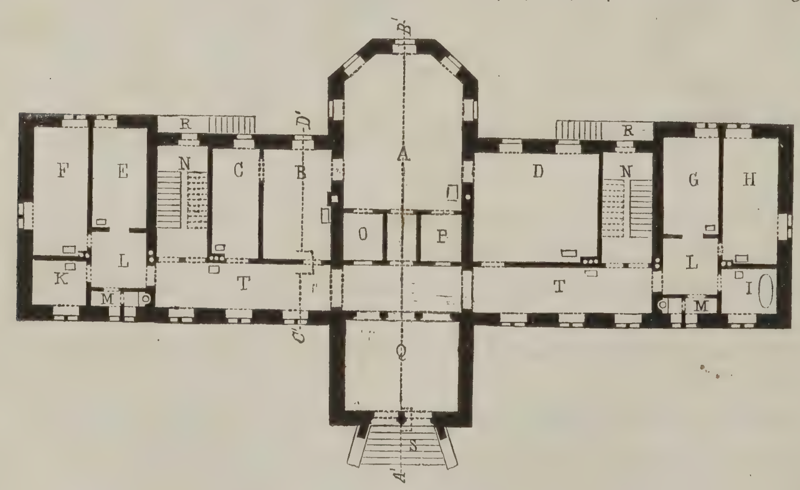
späterhin leicht eine Vergrößerung zulasse, wenn es einmal die Umstände möglich machen sollten.

Dieses war mit ein Grund, auf der Rückseite des Hauses zwei vorspringende Giebelseiten anzubringen, deren vorspringende Theile ohne große Um-



Grundriß des Erdgeschosses.

änderungen leicht noch weiter vorgeschoben werden können. Außerdem sollte die Anordnung getroffen werden, daß der Theil des Hauses, worin die Männer verpflegt werden, von dem, worin sich die Krankensäle für die Frauen befinden, einigermaßen abgesondert wäre, was zunächst die Anlage zweier Treppen bedingte. Außer den allgemeinen Krankensälen waren auch für solche Kranke, die gegen



Grundriß des ersten Stockes.

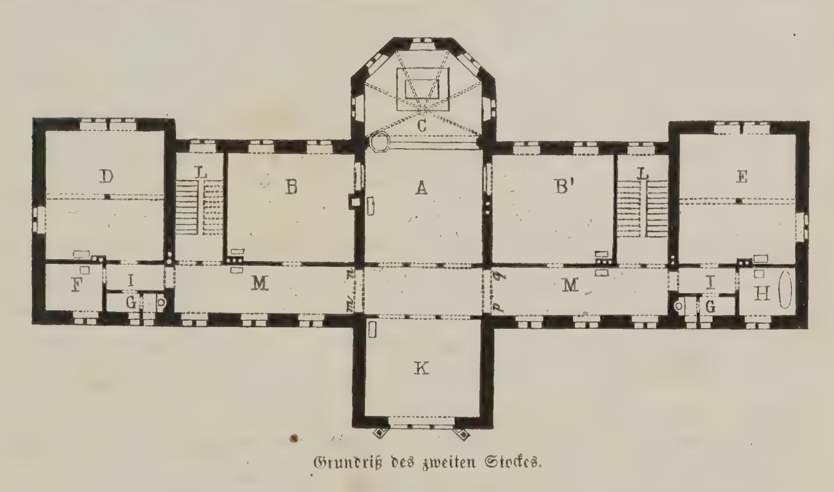
entsprechende Entschädigung Einzelpflege wünschten, abgesonderte Räume vorzusehen, zu welchem Zwecke hier die Räume E, F, G und H des Grundrisses des ersten Stockes bestimmt sind. Für die Pflege von einigen Pfründnern werden gegenwärtig in den Giebelräumen des Dachstockes noch einige Zimmer und

Kammern hergerichtet. Da bei einer wohleingerichteten Krankenanstalt auch Badezimmer unentbehrlich sind, so ist in jedem Stockwerke hiefür die nöthige Fürsorge getroffen. Das Wasser dazu wird in einem besondern Dampfkessel erwärmt, der in dem Raum K neben der Waschküche im Erdgeschosse aufgestellt, und aus dem es möglich ist, in den Badezimmern durch Oeffnen eines Hahns das warme Wasser in beliebiger Menge zu erhalten.

Das kalte Wasser strömt durch einen Wasserbehälter zu, welcher sich auf dem Speicherraum befindet, wohin dasselbe durch eine vor dem Hause befindliche Pumpe hinaufgepumpt wird.

Aus diesem, sowie einem andern, auf der entgegengesetzten Seite des Dachraums befindlichen Wasserbehälter kann mittelst einer durch das ganze Haus ziehenden Wasserleitung das Wasser in allen Krankenzimmern, Küchen, Abtritten und wo es sonst nöthig ist, erhalten werden.

Die Beleuchtung des Hauses geschieht in allen Räumen durch Holzkohlengas, die Erwärmung durch glasirte Thonöfen, welche hier sehr billig fabrizirt werden. Die Vertheilung der Räume ist zwar aus den einzelnen Grundrissen



Grundriß des zweiten Stockes.

und den beigeschriebenen Erklärungen ersichtlich, doch dürfte in dieser Beziehung vielleicht noch Folgendes zu bemerken sein.

In dem Erdgeschosse ist neben dem Sektionszimmer auch ein Raum für Ausstellung von Todten vorgesehen, welcher in Berücksichtigung der Freunde und Verwandten, die einen Verstorbenen noch einmal sehen wollen, in angemessener Größe als Bedürfniß erkannt worden war. Die Küche sowie das Sektionszimmer haben mittelst weniger Stufen direkten Ausgang in das Freie, die übrigen Räume stehen durch die beiden Stock-Treppen mit dem obern Theile des Hauses in Verbindung. Die Räume des Erdgeschosses sind mit Thonplatten, die Gänge, Vorplätze und Abtritte der beiden obern Stockwerke mit Sandsteinplatten belegt. Der Vorplatz des ersten Stockes erhält seine Beleuchtung durch die zwei großen Hausthüren, deren Füllungen aus eisernen Verzierungen bestehen, welche mit Glas verschlossen sind.

Nach dem Gange zu ist genannter Vorplatz noch einmal durch Glasthüren

abgeschlossen, deren sich auch an den beiden Treppenräumen in beiden Stockwerken befinden, so daß die Gänge gut erwärmt werden können.

Um in den Garten ohne Umwege gelangen zu können, sind zwei freiliegende Treppen auf der Rückseite des Hauses angebracht. Der Raum A des Grundrisses des ersten Stockes dient ebensowohl als Speisesaal, wie als Lehrsaal und überhaupt als Wohn- und Versammlungszimmer der Schwestern, während der anstoßende Raum D zum Schlafzimmer des größeren Theils der Schwestern bestimmt ist. Die Fensternischen der beiden obern Stockwerke sind auf Brüstungshöhe mit kleinen Schränkchen ausgefüllt, welche besonders in den Krankenzimmern zum Unterbringen von Leinwand und Geräthen sich sehr dienlich erweisen. Wie aus dem Plane ersichtlich, springt der Betsaal oder die Hauskapelle mit dem gegenüberliegenden zum Sitzungszimmer bestimmten Raume (in Form eines Kreuzes) vor das Gebäude vor. Der Chor, woselbst Altar und Kanzel sich befinden, liegt um zwei Stufen höher als der übrige Raum des Betsaales. Auf beiden Seiten des letzteren befinden sich die Krankensäle B und B′, in welchen 6 Fuß breite Fenster nach dem Betsaal hin angebracht sind, so daß es möglich ist, auch von hier aus die Predigt anzuhören. Der Betsaal, sowie das für den Vorstand bestimmte Sitzungszimmer sind auf der Seite nach dem Gang hin durch Flügelthüren geschlossen, der Gang selbst bei m n und p q ebenfalls mit dreiflüglichen Thüren versehen. Durch Oeffnen der Flügelthüren der erstgenannten Räume ist es möglich, diese, sowie den Gang gewissermaßen zu einem, nur durch vier Pfosten unterbrochenen Raume zu vereinen, und den Betsaal somit bedeutend zu vergrößern.

Wie aus dem Durchschnitt ersichtlich, befindet sich über dem Gangraum m, n, p, q und über dem Sitzungszimmer K die Orgelbühne, woselbst ebenfalls Raum für eine größere Anzahl Zuhörer ist. Durch die geschilderte Einrichtung können einige hundert Personen an dem Gottesdienst in der Hauskapelle theilnehmen, und hat dieselbe seit ihrer Einweihung sich bisher auch an jedem Sonn- und Festtage eines starken Besuchs zu erfreuen gehabt.

Die Chorfenster der Kapelle sind mit buntem Glas verglast, welches, sobald es die Mittel gestatten, durch Glasmalerei ersetzt werden soll.

Die Decke der Kapelle und der Orgelbühne ist in Form eines Spitzbogengewölbes, welches sich hoch in den Dachraum hinein erstreckt, gebildet; dieselbe ist verschalt und getüncht.

Die zu dem Mauerwerk verwendeten Steine sind Melaphyr, welcher hier allgemein zu diesem Zwecke dient, und in Entfernung einer halben Stunde von der Baustelle gebrochen wird. Von außen ist das Haus getüncht.

Die Baukosten haben, einschließlich der Einrichtung der Wasserleitung und des Dampfkessels, der Kirchenstühle und Thonöfen, sich auf nahezu 40,000 fl. belaufen.

Darmstadt am 25. April 1859. Dr. **Weyland**, Hofbaumeister.

Die christliche Kunst in den Wohnungen des Volks.

II.

Haben wir anschaulich zu machen gesucht, was die christliche Kunst in den Wohnungen des Volks thun könnte, so bezogen wir dies Können allerdings zunächst nur auf die Kunst selbst, ihre Natur und ihr Wesen in deren Anwendung auf gewisse Räume und Verhältnisse. Insofern bedeutet dieses Können allerdings eine blos allgemeine Möglichkeit und noch lange keine bestimmte Wirklichkeit. Die Kunst könnte das Alles schaffen, aber: ob sie es kann? — das ist die eigentliche Frage! — In der That würden wir vor dem eigenen Gewissen schlecht bestehen, wenn wir nicht eben diese Frage hauptsächlich in's Auge gefaßt hätten und zwar mit der Zuversicht, sie genügend beantworten zu können. An unterhaltenden, aber unfruchtbaren Darstellungen dessen, was erfreulich ist oder wünschenswerth wäre, und an betrüblichen und eben so unfruchtbaren Schilderungen des Unerfreulichen in der Wirklichkeit, ist auch auf dem Gebiet der christlichen Kunst bald kein Mangel mehr! — Unfruchtbar beides, weil und soweit nicht damit Hand in Hand geht die Nachweisung der Mittel und Wege bestimmter That zur Verwirklichung des an sich Möglichen und Wünschenswerthen. Allerdings liegt gerade hier die eigentliche Schwierigkeit, in dem Maaße, wie erfreuliche Darstellungen und gefühlvolle Klagen weit eher angenehmen Eingang finden, als praktische Erörterungen, die eben nur insofern Werth haben, als sie nicht blos das allgemeine Interesse für die Sache in Anspruch nehmen, worin an sich weder Opfer noch That irgend einer Art liegt, sondern den Stachel bestimmter Zumuthungen mit sich führen. Diese aber sind um so missliebiger, je weniger sie sich mit gutem Gewissen abweisen oder ignoriren lassen, je mehr jedem Einzelnen die Möglichkeit und sofern die Pflicht für ihn selbst einleuchten muß, zu ihrer Erfüllung das Seinige beizutragen.

So mag denn auch Mancher sich gerne in müßiger Stunde das Bild einer durch christliche Kunst geschmückten Hütte — um den Ausdruck im weitern idyllisch-poetischen Sinne zu gebrauchen! — vor Augen stellen — vorausgesetzt, daß er nach genugsamer Betrachtung und behaglicher Besprechung sich abwenden und seinem Gewerbe oder Erholung nachgehen könne, und daß man ihm nur nicht zumuthe, sich über die Mittel zur Herstellung eines solchen Idylls in der trivialen Wirklichkeit den Kopf zu zerbrechen. Und zumal ist es der leidige Geldpunkt, der zuletzt in allen sublunarischen Dingen der Art als amari quid aufsteigt, sobald man sich nicht damit begnügt, blos an dem Becher zu nippen. Der Punkt hat aber gerade auf diesem Gebiete etwas ganz absonderlich Zurückschreckendes. Nicht etwa, daß mit Geld schon Alles gethan wäre; aber gewiß, daß ohne Geld nichts gethan ist und am wenigsten in dieser Sache. Wissen wir doch alle, wie schwer es bisher geworden ist, auf dem Gebiet des eigentlichen Bilderwesens dem trüben Strom der schlechten Kunst, oder gänzlicher Rohheit, welcher unser Volksleben verschlungen hat, auch nur von Zeit zu Zeit einige wenige Tropfen aus reinerer Quelle beizumischen, — was natürlich in dieser Weise fortgesetzt, niemals eine im Großen und Ganzen irgend merkliche Klärung herbeiführen kann. Und fragen, klagen wir über diesen schwächlichen Tropfen-

fall, so weist man unwillig auf den Mangel an Geld zum schwunghaftern Betrieb hin, und ermahnt uns, das Wenige doch dankbar hinzunehmen und die Sache nicht durch solches Murren und Brummen ganz misliebig zu machen. Wie nun gar, wenn von Wohnungen, von Gebäuden, oder doch Veränderungen und Ausbesserungen an bestehenden Bauwerken die Rede ist! — Wie, wenn wohl gar, was doch hier die Natur der Sache verlangt, die Einführung christlicher Kunst in die Wohnungen des Volks mit der christlichen und menschlichen Wohnungsreform im Allgemeinen — wenn die sinnliche Unschönheit und Rohheit in diesen Dingen mit der großen sittlichen Wohnungsnoth in Beziehung steht! Da stellen sich der Einbildungskraft alsbald die langen Zahlenreihen der Baukosten vor, wobei wir natürlich die etwaigen eigenen Erfahrungen mit den Tausenden und Zehntausenden multipliciren, die uns als solcher Hülfe bedürftig vorschweben. Dann aber ist es kein Wunder, daß (zumal in Kreisen, welche nur für das Senfkörnlein Sinn haben!) jede Zumuthung hier mit der That vorzugehn, als eine unziemliche, phantastische Extravaganz, eine bedenkliche weltliche Leichtfertigkeit — ja geradezu als eine ruchlose Versuchung zurückgewiesen wird. Wo in aller Welt sollte denn dazu das Geld herkommen? — In der That, das Bedürfniß auch nur der bescheidensten, nachhelfenden, ausbessernden Reform steht in so schreiendem Misverhältniß zu den Mitteln, welche bisher als disponibel gegolten haben, daß demnach schwerlich Jemand, dem sein guter Ruf als solider Mann etwas werth ist, es wagen möchte, auch nur mit einer Andeutung in diesem Sinn hervorzutreten.

Mancher freilich wird sich in aufrichtig guter Meinung über den wirklichen Umfang des Bedürfnisses täuschen und mit der unbefangenen Zuversicht vertrösten, daß auch hier ein gelegentlicher Tropfenfall hinreichen werde, um das Gedeihen der Pflanze zu sichern. Und wirklich, wenn und wo ein solches Verhalten auch nur einige noch so dürftige Früchte der That — also z. B. hier einige Spuren praktischer Verschönerung der nächst zur Hand liegenden Wohnungen des Volks hervorzutreiben vermag, so ist es immer noch besser als die gründlichste blos negative Kritik über das, was geschehen ist oder geschehen könnte. Nur täusche man sich nicht über die gänzliche Unzulänglichkeit solcher Thätigkeit und versuche sie nicht als genügenden Ersatz für einen großartigen Betrieb hinzustellen und diesen zu verhindern oder zu schwächen, wenn er etwa sonst möglich wäre. Wir jedenfalls können uns solcher Unbefangenheit und Bescheidenheit nicht rühmen. Wir können uns die misliebige Wahrheit nicht verbergen: soll hier irgend etwas geschehen, was zu einer wirklich merklichen Reform im Sinne des christlich Schönen führen kann, so bedarf es Geld, viel Geld, sehr viel Geld! Und zwar ist es dabei zunächst und im Allgemeinen sehr gleichgültig, wie die Last zu vertheilen sein wird. Wir können uns z. B. keineswegs dabei beruhigen, daß man es zuletzt, sofern man nicht ganz willkürlich nur an Arme im engern Sinn denkt, doch immer mit Leuten zu thun hat, welche so wie so irgendwo auf eigne Kosten wohnen, also entweder den Preis oder die Miethe einer Wohnung und davon die Zinsen des Preises oder Werthes zahlen müssen und zahlen. Dies ist zwar, wie wir sehen werden, eine unendlich wichtige, in gewissem Sinn und richtig verstanden und benutzt, eine entscheidende Thatsache; zunächst aber liegt hier nur ein todter Schatz, oder ein, wenn auch noch so reicher Erzgang, der nur durch geeignete Hebung oder Ausbeutung zu einer praktisch verwendbaren Kraft wird. Und schon diese Ausbeutung kostet Geld, viel Geld, sehr viel Geld! Woher soll dies Geld kommen? Das ist zunächst die eigentlich praktische Frage und schon die darin liegende Zumuthung möchte für eine Menge im eminentesten Sinne wohlgesinnter Kreise hinreichen, über die ganze Frage zur Tagesordnung überzugehen — wenn man sich nur erst klar gemacht, worauf es dabei ankommt. (Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. August 1859. Nro. 15.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Die Statue Händels in Halle.

Von H. Heidel.

Der erste Juli war ein Festtag für die alte Musenstadt Halle. Sie ist bekanntlich die Vaterstadt des im J. 1685 daselbst geborenen Georg Friedrich Händel; aber freilich nur die Vaterstadt und die Stätte seiner ersten Jugendbildung. Frühzeitig, nachdem er sich kurze Zeit dem Studium der Rechte ge-

widmet, verließ er sie, kam später durch Vermittelung des Kurfürsten von Hannover nach England, ließ sich dort nieder und widmete die beste Zeit seines Lebens und seiner künstlerischen Wirksamkeit dem neuen Vaterlande. Hier starb er auch, am 13. April 1759. Die Engländer betrachten ihn daher mit Stolz als den Ihrigen, und wie in ihrem Charakter ein hohes Bewußtsein nationaler Würde und Größe mit einem zarten Gefühle hingebender Pietät für das Andenken ihrer großen Männer sich einigt, so feiern sie Händels Namen noch fortwährend mit patriotischer Begeisterung. Unter diesen Umständen war es eine Pflicht, eine Ehrenschuld Deutschlands, durch einen feierlichen Akt zu erklären, daß es nicht gewillt sei, sich einen der größten unter seinen großen Meistern der Tonkunst entreißen zu lassen. Denn Händel ist ein Deutscher, nicht blos der Geburt nach. Er stand bereits auf der Höhe seiner künstlerischen Ausbildung und hatte sich längst einen Namen in Deutschland und Italien erworben, als er nach England übersiedelte. Und wenn er auch dort seine besten und größten Werke schuf, so waren es nicht englische Meister, nicht die englische Kunstbildung, die ihn dazu befähigt oder auch nur zu seiner weiteren Entwickelung beigetragen hätten, sondern die deutsche Zartheit des Gefühls, die deutsche Innigkeit des Gemüths, die deutsche Tiefe und Klarheit des Gedankens, kurz jene spezifische Begabung des deutschen Volks, die es zum Träger der größten Musiker und lyrischen Dichter erhoben hat. Diese Gaben brachte Händel nach England mit, und hat sie mit englischer Charakterfestigkeit sich bewahrt, mit deutschem Ernst und Fleiß gehegt und gepflegt. Denn während zu jener Zeit alle bedeutenderen Geister Englands dem schalen Deismus, der sich dort zuerst entwickelte, huldigten und in die Knechtschaft des affektirten französischen Kunstgeschmacks gerathen waren, steht Händel unbeirrt und ohne Wanken neben unserem großen Seb. Bach, festhaltend an dem biblischen Christenthum und alle Macht seines Genius aufbietend zur Verherrlichung seines Gottes und Heilandes. Händels Messias (das anerkannt schönste und bedeutendste seiner zahlreichen Werke) und Seb. Bachs Passionsmusik sind die beiden großen, bis jetzt unübertroffenen und vielleicht unübertrefflichen Monumente im Gebiete der Tonkunst, welche der Geist des Evangeliums aus der Tiefe des deutschen Geistes heraus geboren und zur Ehre Gottes errichtet hat; jener die Darstellung des Erlösungswerkes gleichsam von seiner objektiven Seite als einer That Gottes, gegründet auf den ewigen Rathschluß seiner göttlichen Allmacht und Gnade, Bachs Passionsmusik die Darstellung desselben großen Ereignisses von seiner subjektiven, geschichtlichen Seite, wie es sich abspiegelt in der Seele der Gläubigen, in den Gefühlen der Reue und Buße, der tiefsten Dankbarkeit und innigsten Hingebung.

Vor drei Jahren trat daher eine Anzahl patriotischer Bürger Halle's zu einem Verein zusammen und entwarf den Plan, ihrem großen Mitbürger am hundertjährigen Gedenktag seines Todes ein seines Namens würdiges Monument zu errichten. König Friedrich Wilhelm IV. schenkte dem Unternehmen Beifall und freigebige Unterstützung. Der edle Künstler, von ähnlichen Gefühlen beseelt, machte sich anheischig, das Modell zu liefern und den Erzguß zu überwachen, auch wenn die gesammelten Beiträge nicht so viel ergeben sollten, um

ihm seine Arbeit angemessen zu lohnen. So wurde denn muthig ans Werk gegangen und es — trotz der Ungunst der Zeiten — glücklich hinausgeführt: nur eine längere Krankheit des Künstlers verzögerte die Aufstellung der Statue, so daß die Enthüllungsfeierlichkeit statt am 13. April erst am 1. Juli erfolgen konnte.



Statue Händels in Halle.

Es war, wie gesagt, ein Festtag für die ganze Einwohnerschaft Halle's. Schon früh 7 Uhr verkündeten ihn als solchen die Posaunen des Chorals: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren." Um 8½ Uhr zogen die Studirenden in akademischem Schmuck mit ihren Verbindungsfahnen nach dem Marktplatz,

dem Standort des Denkmals, und stellten sich auf der einen Seite in weitem Kreise um dasselbe herum, auf der andern Seite die vereinigten Liedertafeln der Bürger mit ihren Fahnen und Emblemen. Nachdem im festlichen Zuge — an dessen Spitze der Künstler, umgeben von den Mitgliedern des Händel-Comité's — die städtischen und königlichen Behörden, die Professoren und Docenten der Universität, die Geistlichen und Lehrer erschienen waren und den Raum vor dem Denkmal eingenommen hatten, ertönte der berühmte Siegeschor aus Händels Judas Makkabäus: „Seht er kommt mit Preis gekrönt.“ Darauf wies der Oberbürgermeister v. Voß, Vorsitzender des Comité's, in einer trefflichen Rede auf die höhere Bedeutung der Feier hin, und hob namentlich hervor, daß, wenn auch die ganze Tiefe und Schönheit Händel'scher Musik nur dem musikalischen Künstler zu vollem Verständniß sich erschließen möge, doch Händels Leben mit seinem reichen Inhalte, mit seiner gewaltigen Wirkung zu jedem schlichten, für wahre Größe empfänglichen Sinne vernehmlich spreche, und daß es nur eines Herzens bedürfe, dem Gott, Vaterland, Freiheit und Heldenmuth keine leeren Namen sind, um von seinen erhabenen Tongebilden in der Tiefe der Seele ergriffen zu werden. Am Schluß der Rede fiel auf einen Wink des Sprechers die Hülle, und mit einem dreifachen Jubelruf ward das schöne Standbild von der versammelten Menge begrüßt. Der Choral: „Nun danket alle Gott“ schloß die Feier. Aber das leibliche Bild des großen Meisters durfte nicht enthüllt werden, ohne zugleich den hohen und edlen Geist, der die leibliche Hülle einst beseelte, durch eine würdige Aufführung eines seiner Meisterwerke zur Darstellung zu bringen. Unmittelbar auf die Enthüllungsfeierlichkeit folgte ein geistliches Concert, welches Rob. Franz, der Dirigent der Hallischen Singakademie, leitete und in welchem Händels Samson in der gelungensten Weise, unter Mitwirkung berühmter auswärtiger Künstler, die religiöse Tiefe und künstlerische Größe des Gefeierten den vielen Hunderten von Zuhörern vor die Seele rief.

Die Statue (gegossen von Gladenbeck, ciselirt von Syrel in Berlin) ist 10′ hoch und steht auf einem einfachen Piedestal von Granit, das auf der Vorderseite den Namen „Händel,“ auf der Rückseite die Inschrift: „Errichtet von seinen Verehrern in Deutschland und England,* 1859,“ auf den beiden andern Seiten einen Lorbeer- und einen Eichenkranz zeigt. Händel ist dargestellt in der Tracht seiner Zeit, in engem bis an die Kniee reichendem Leibrock, kurzen Beinkleidern, Schuhen und Strümpfen, den Galanteriedegen an der Seite, die Lockenperücke mit dem bis zum Rücken herabwallenden Haar auf dem Haupte, die linke Hand in die Seite gestemmt, die rechte, welche den Taktirstab hält, auf ein halb hinter ihm, halb zur Seite stehendes Notenpult gestützt. Auf letzterem liegt die Partitur des Messias aufgeschlagen; der dreieckige massive Fuß des Pultes ist mit emblematischen Darstellungen verziert, auf der hintern Seite die Gestalt des königlichen Sängers David in heiliger Begeisterung die Harfe spielend, auf der vorderen, durch die Statue etwas verdeckten Fläche, die Zahl 1741, das Jahr, in welchem der Messias zuerst aufgeführt ward, auf der dritten Seite

* Von England ist eine nicht unbedeutende Summe zu den Kosten des Denkmals eingegangen.

(zur Erinnerung an die zahlreichen, aus der antiken Mythe und Heroensage entlehnten Opern Händels) der thracische Priestersänger Orpheus, mit der Kithara im Arm, durch die Macht seines Liedes die Thiere des Waldes (von den englischen Wappenthieren Löwe und Einhorn repräsentirt) zähmend; die Fläche des Pultes selbst zeigt auf der Rückseite die heilige Cäcilia im Spielen der Orgel begriffen. Wenn der Künstler ihr die Züge der berühmten Sängerin Jenny Lind gegeben hat, so läßt sich das wohl nur rechtfertigen durch den besonderen Umstand, daß der reiche Ertrag der unter ihrer Mitwirkung veranstalteten Aufführung des Messias vorzugsweise die Herstellung des Monuments ermöglichte.

Die Porträtstatue, oder richtiger die statuarische Porträtirung eines neueren Künstlers, insbesondere eines Musikers, bietet große Schwierigkeiten dar. Heidel hat sie, wie uns dünkt, glücklich überwunden. Sein Werk lehnt sich im Allgemeinen in Stil und Behandlung den großen Vorbildern an, die Chr. Rauch, der Begründer einer neuen Aera für die im engeren Sinn monumentale Plastik, hinterlassen hat; nur zeigt es, in Anschluß an die vorherrschende Richtung des Zeitgeistes und der gegenwärtigen Kunst, eine größere Neigung zu einer realistisch-naturalistischen Darstellungsweise. Ob dieser Neigung nicht vielleicht ein etwas zu weiter Spielraum gelassen sei, mögen die Autoritäten der Kunstkritik entscheiden. Jedenfalls ist es Heidel gelungen, den schwierigsten Theil seiner Aufgabe zu völliger Befriedigung zu lösen. Bei der Abbildung eines Mannes von Händels Geist und Charakter, den man vorzugsweise den Sänger der Allmacht und Majestät Gottes nennen kann, und dessen ganze Persönlichkeit das Gepräge des Großartigen trägt, war es sicherlich schwer, den Schein zu vermeiden, als repräsentire das Standbild statt eines Künstlers vielmehr einen Helden oder Fürsten. Heidel hat ihn vermieden. Sein Händel erscheint zwar von stattlicher, ja großartiger Körperbildung: aber die nach vorn geneigte Stellung des Kopfes, die etwas eingezogene linke Seite, in welche er den Arm einstemmt, die etwas gekrümmten Kniee und der auf das Pult gestützte rechte Arm geben dem Körper eine gewisse läßige Haltung, die den Eindruck des Gebieterischen, Heroischen nicht aufkommen läßt. Der Ausdruck der Gesichtszüge, obwohl sie die volle Energie des Händelschen Geistes abspiegeln, zeugt überwiegend mehr von einem hohen Ernste der Gesinnung und Schwung und Tiefe des Gedankens, als von Größe der Thatkraft oder Gewalt des Willens. Andererseits erkennen wir doch auf den ersten Blick, daß wir eine bedeutende, mächtige Persönlichkeit vor uns haben. Es ist, als sähen wir Händel, wie er, soeben unter die versammelte Menge der Musiker und Zuhörer eingetreten, mit prüfendem Herrscherblick die Kräfte überschaut, die er bei der Aufführung eines seiner großen Musikwerke zu leiten hat, und zugleich, seiner hohen Aufgabe sich bewußt, sich in sich selber sammelt und Herz und Geist nach oben richtet, von wo allein alle wahre Begeisterung, wie alles Gelingen und Vollbringen kommt. So steht er da, ein würdiges Sinnbild der großartigen Wirksamkeit, die er einst übte, der erhabenen Gedanken und edlen Gefühle, die sein Herz einst bewegten, eine schöne, bedeutsame Zierde der alten Musenstadt, in der er einst das Licht der Welt erblickte.

Halle. H. Ulrici.

Die christliche Kunst in den Wohnungen des Volks.

(Fortsetzung.)

Es gilt nämlich hauptsächlich schon hier Bauten in sehr großem Zuschnitt — Musterbauten, gelungene mehr oder weniger bedeutende Ansiedelungen der verschiedensten Art, um nicht nur durch Rath, sondern auch durch That und Beispiel und Erfahrung den besten Weg zu zeigen und zu bahnen, der mit den möglichst geringsten Schwierigkeiten und Kosten zum Ziel führt. Ist dann die Nachfolge einmal geweckt, so ist Alles gewonnen, der Bann gelöst, der Schatz hebt sich, das Erz verwandelt sich in edles Metall und wirkt nach Gottes Ordnung sein Werk. Und dies wird dann auch in der Weise geschehen können, daß ein solcher Vorgang nach beiden Seiten wirksam sein wird, sowohl für die Konsumenten als die gewöhnlichen Producenten und Verkäufer und Vermiether des Wohnungbedarfs — abgesehen davon, daß auch fortwährend dieselbe Gesinnung, welche dort die Bahn gebrochen, sich hülfreich in Rath und That zu erweisen bereit sein muß und wird, und zwar in Neubau, Ausbau, Umbau oder bloßer Ausschmückung, aber nicht in einzelnen zerstreuten Fällen, sondern massenweise, daß dem äußern und innern Sinn des Volks Gewalt angethan werde.

Aber was ist mit alle dem gesagt oder geholfen, wenn eben die Mittel nicht vorhanden sind, welche als Anlage und Betriebskapital zur Ausbeutung jenes Bergwerks in diesem Sinne dienen — wodurch, mit andern Worten, das Volk bewogen, ihm die Möglichkeit gezeigt und verschafft werden könnte, den Theil seines Besitzes oder Erwerbs, den es überhaupt auf seine Wohnung verwenden kann, statt wie bisher auf häßliche, schlechte, fortan auf schöne und gute Wohnungen zu verwenden? Auf den ersten Blick erscheint die Frage allerdings entscheidend und eine günstige Antwort unmöglich. Woher in der That, auch nur auf je hundert Familien dieser Volksschichten eine Musterwohnung gerechnet — die Hunderttausende nehmen, die dazu erforderlich wären! — Aber wie, wenn sich auch hier eigentlich dieselbe Erscheinung wiederholte, die sich oben hinsichtlich des Volks selbst uns darstellte? Wie, wenn auch hier nicht der Schatz, nicht die Erzlager, sondern die Hebung und Ausbeutung fehlte? Und wie, wenn zu dieser Operation zunächst nicht etwa wieder ein materielles Betriebskapital erfordert würde — was uns ja nur aus einer Schwierigkeit oder Unmöglichkeit in die andre treiben würde! — sondern wenn es sich hier nur um die Lösung eines geistigen und sittlichen Bannes, um die allgemeinere Verbreitung richtiger An- und Einsicht, tüchtigerer Gesinnung, um die Beseitigung von Vorurtheilen und Schwächen handelte, welche bisher die Ausbeutung reichlich vorhandener Mittel verhindert haben? Sollte dann nicht an die Stelle jenes scheinbaren Misverhältnisses zwischen dem scheinbar und vermeintlich sehr geringen Betrag der disponibeln Mittel und dem vorliegenden Bedürfniß, ein der wirklichen Disponibilität entsprechendes und dadurch im Wesentlichen genügendes Verhältniß treten? Oder endlich: ist es denn eine hoffnungslose Thor-

heit, vorauszusetzen, daß die Gebildeten des Volks — die christlich Gebildeten — einer solchen Berichtigung ihrer Ansichten durch genügende Gründe nicht ganz unzugänglich sein werden! Zu einer sanguinischen Steigerung dieser Hoffnung hat gewiß Niemand weniger Veranlassung, als wer seit einem halben Menschenalter fast ohne alle sichtliche Wirkung bemüht ist, mit Wort und That in gewissen specifisch christlichen Kreisen, gewissen Thatsachen und Folgerungen, gewissen Begriffen, Anschauungen und Gesinnungen, gewissen Gedanken- und Gefühlsweisen Eingang zu verschaffen, die der leidigen Routine, die sich auch im christlichen Leben nur allzu leicht festsetzt, fremd und unbequem sind. Aber an der Bewährung der allgemeinen Regel, daß jede fruchtbare Wahrheit endlich doch durchdringt, sind wir darum noch keineswegs irre geworden.

Worauf aber läuft dies Alles endlich hinaus? um welche Wahrheit, die anzuerkennen, um welche Irrthümer, welche Vorurtheile, die zu entfernen wären, handelt es sich? Welcher Zauberspruch könnte den Schatz heben und flüssig machen, mit dem dann wieder weiter das opus magnum christlicher Wohnungsverschönerung und Wohnungsreform zu betreiben wäre? — Dürfen wir die Antwort in der trivialsten Form geben, so sagen wir: es kommt lediglich darauf an, daß man gewisse Thatsachen nicht beharrlich ignorire, sondern sich darum bekümmere, — Thatsachen, welche beweisen, daß die Lösung der Wohnungsfrage, nach allen Seiten, die Abhülfe der Wohnungsnoth im Sinne christlicher Sittigung sowohl zur Befriedigung des Schönheitsbedürfnisses als anderer noch dringenderer Nothstände durchaus auf demselben Wege und durch dieselben Veranstaltungen geschehen, oder doch wirksam und im Großen eingeleitet werden kann, welche täglich zur Befriedigung der mannigfaltigsten Bedürfnisse in mehr oder weniger großartigen Unternehmungen mit Erfolg — d. h. so angewendet werden, daß Niemand dabei zu Kurze kommt, Niemand ein eigentliches Opfer zu bringen braucht, sondern Jedermann mehr oder weniger seinen ehrlichen Vortheil dabei finden kann. Damit ist denn schon gesagt, daß auf diesem Wege auch die nöthigen Geldmittel flüssig gemacht werden können. Dieses Verfahren ist kein anderes, als dasjenige, wodurch z. B. die civilisirte Welt mit einem Netz von Eisenbahnen und Telegraphendrähten überzogen worden ist, deren unermeßliche Bedeutung für die ferneren Geschicke der Christenheit gewiß Niemand in Abrede stellen wird, wie man auch sonst darüber urtheilen mag. In der That, der Hauptpunkt, worauf es in der christlichen Wohnungsfrage — nach allen Seiten und auch nach der Schönheitsseite! — ankäme, wäre der: wie sind die Kreise, die durch äußere und innere Lebensstellung überhaupt hier in Betracht kommen können, endlich von der Wahrheit zu überzeugen, daß eine sonst und namentlich durch innern und äußern Beruf der leitenden Persönlichkeiten wirklich geeignete Aktiengesellschaft hier ganz dieselben Resultate, ganz dieselben Bürgschaften für die Lösung ihrer Aufgabe gewähren könnte, wie jede andere solide Aktiengesellschaft. Daß zu ihrer Qualifikation namentlich in dem leitenden Organ nach der sittlichen und ästhetischen Eigenthümlichkeit der Aufgabe noch andere Eigenschaften gehören würden, als z. B. bei einer Eisenbahn, versteht sich von selbst. Aber wer möchte behaupten, daß Persönlichkeiten der Art — und zwar solche, die dabei nicht an eigene Bereicherung denken würden — in

jenen Kreisen gar nicht zu finden wären, wenn nur erst die ganze Idee Anerkennung gefunden hätte. Auch die übrigen Theilnehmer, die Aktionairs, werden hoffentlich außer ihrem Aktienantheil am zinsentragenden Betriebskapital der Unternehmung die Hülfe noch anderer und höherer Kräfte zubringen und auch an andere bessere Zinsen denken können, als die sie mit ihren Coupons flüssig zu machen wissen. Jedenfalls bleibt eine solche höhere Auffassung jedem unbenommen und wird solche Möglichkeit der Sache nicht nothwendig zum Präjudiz gereichen müssen! Was aber weiter den Geldpunkt betrifft, der nun einmal conditio sine qua non ist, so wird Niemanden etwas anderes zugemuthet, als was Tausende und Zehntausende schon längst zu thun gewohnt sind, oder jeden Augenblick thun könnten, ohne daß dabei irgend von Opfern die Rede ist. — Statt daß man größere oder kleinere Ueberschüsse, wo solche vorhanden, wie bisher in Eisenbahnaktien, oder sonst landesüblich verzinslichen Papieren anlegt, braucht man sie blos in Aktien einer christlichen Baugesellschaft anzulegen — damit ist, was den Geldpunkt betrifft, Alles gesagt und gethan! — Wer keine Ueberschüsse hat und deshalb keine solche Papiere kauft, der braucht sich dies natürlich nicht zuzuziehen; hat er sonst guten Willen, so gibt es immer genug zu thun, und Zeit und Kräfte sind auch ein Kapital, was in solchen Dingen verzinst werden kann. Doch möchte hinsichtlich der Betheiligung durch Aktien noch zu bedenken sein, daß man diese so klein machen kann, daß sie auch dem kleinen Mann zugänglich werden — z. B. statt der Sparkasse. Und wenn er damit sein eigen oder des Nachbars Haus bauen hilft, desto besser! Oder es kann eine Aktie auch von vielen gemeinsam belegt werden, wenn sonst nichts entgegensteht! — Wie die Sachen jetzt liegen, tritt hier ohne Zweifel das Haupthinderniß entgegen, daß man entweder nichts von den Thatsachen weiß, welche beweisen, daß das Alles schon mit vollem Erfolg geschehen ist und also auch ferner geschehen kann; oder man meint wohl gar im Gegentheil, die Versuche der Art seien fehl geschlagen, die Erfahrung beweise, daß es mit all diesen schönen Dingen: Baugesellschaften, cités ouvrières, lodging houses u. s. w. nichts sei. Daß diese ganze falsche Ansicht oder jene Unbekanntschaft so allgemein verbreitet ist, kann schon deßhalb nicht befremden, weil die Tagespresse aller Farben sich der größten Gewissenlosigkeit in dieser Beziehung durch Schweigen oder falsches Zeugniß schuldig macht. (Fortsetzung folgt.)

Wiedererstehen eines alten Kunstzweigs.

Die Gebrüder Pape in Brügge beschäftigen sich gegenwärtig mit Herstellung einer Großfoliohandschrift von der „Nachfolge Christi“ im Stil der alten Evangelienbücher auf feinstes Pergament gemalt. Neben den Ausmalungen der Anfangsbuchstaben, den Arabesken ꝛc. soll das Werk zahlreiche Miniaturen nach den berühmtesten Bildern von Johann van Eyck, geb. um 1370, Rogier von Brügge, geb. um 1400, Hemling, geb. 1439, u. A. enthalten.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

15. August 1859. Nro. 16.

Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Die neue Kirche der evangelischen Gemeinde A. C. zu Zauchtel in Mähren.

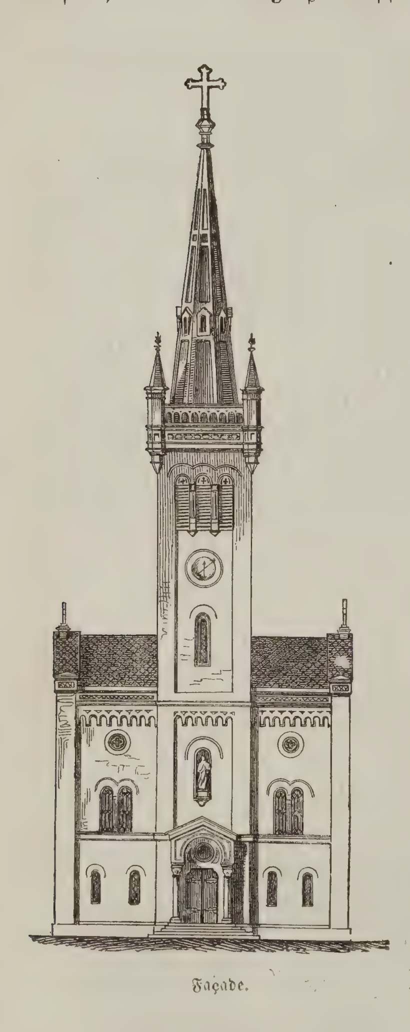
Als im Jahre 1817 die evangelischen Gemeinden in den deutschen Erblanden Oesterreichs das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation feiern durften, waren zum Text die Worte des Psalmisten, 126, 3 ausgeschrieben: Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich!



Seitenansicht.

Seit jener Zeit fing der Himmel an, sich allmählich aufzuklären, damit das kaiserliche Wort des unsterblichen Joseph II.: „Duldet euch unter einander"

nach immer mehreren Beziehungen sich in dem Grundsatz der Gleichberechtigung verwirkliche. Die Zeit einer fremden Vormundschaft tritt zurück! Der Klang der ehedem versagten Glocken ruft die Gemeinden zu ihrer Andacht, und die Andachtsstätten selbst, die sich vordem von Privatgebäuden nicht unterscheiden durften, werden mit großer Opferbereitwilligkeit in Kirchen verwandelt, deren Anblick schon von Weitem dem Fremdlinge zuruft: auch hier ist ein Haus Gottes!



Façade.

Eine Frucht dieser Verbesserung des Schicksals der evangelischen Kirche Oesterreichs war insbesondere für die Gemeinde Zauchtel der 17. Oktober 1858, an welchem Tage ihre neu erbaute Kirche feierlich eingeweiht worden ist.

Die Gemeinde Zauchtel, ehedem Zauchtenthal genannt, liegt an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, in dem schönen Oderthale, welches seiner berühmten Viehzucht wegen unter dem Namen des Kuhländchens bekannt ist, zwischen den Städten Neutitschein, Fulnek und Odrau, und zählt ohne die in der Umgegend zerstreuten Glaubensgenossen 1100 Seelen, die sich von Ackerbau und Viehzucht nähren. Sie schreibt ihren Ursprung von den böhmischen und mährischen Brüdern her. Im Jahre 1624 mußte sich zwar der Gemeindeverband auflösen; aber das evangelische Christenthum verlor sich nicht, so daß nach der Bekanntmachung des Toleranzpatentes vom 13. Oktober 1781 an dem darauf folgenden 24. Februar 1782 sich 933 Seelen öffentlich vor den Behörden zur evangelischen Kirche A. C. bekannten. Erst im Jahre 1788 wurde es der neu erwachten Gemeinde möglich, ein gemauertes, höchst einfaches und ärmliches Gotteshaus zu erbauen, nachdem sie sich während der ersten sechs Jahre zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen nur eines nothdürftig von Brettern zusammengefügten Raums bedient hatte.

Im Laufe von 64 Jahren wurde das gemauerte Bethaus allmählich baufällig, für die zunehmende Bevölkerung und neuerlichst für die an der Nordbahn angestellten evangelischen Glaubensgenossen aus der Fremde immer kleiner, und so faßte die Gemeinde im Jahre 1852, da man Thürme mit Glocken protestantischerseits besitzen durfte, den Entschluß, eine neue Kirche zu bauen, und legte unter Anrufung der göttlichen Gnade am 19. Oktober 1852 den Grund dazu.

Die Gemeinde besaß nur den unbedeutenden Baufond von 898 fl. C. M., während der Kostenüberschlag eine Summe von 24,898 fl. 58 kr. C. M., wozu die innere Einrichtung und die Glocken nicht gerechnet waren, erforderte. Desto größer war der Eifer der gläubigen Gemeinde und ihre Opferwilligkeit. So wurde das neue Heiligthum nach dem beiliegenden von Herrn Ludwig Förster, Professor der k. k. Akademie in Wien, entworfenen Plane — mit welchem der edle Mann seinen Glaubensgenossen ein Geschenk machte — unter Gottes Beistande und einer höchst freundlichen Unterstützung des um die evangelische Kirche Oesterreichs hoch verdienten Gustav-Adolf-Vereins, der Nordbahndirektion, des Freiherrn von Rothschild und anderer Wohlthäter, auch mancher aus den Mitbürgern katholischer Confession, im Herbste des Jahres 1858 so weit vollendet, daß dasselbe zu seiner Bestimmung geweiht werden konnte.

Der Tag dazu war der 20. Sonntag nach Trinitatis, welcher auf den 17. Oktober fiel.

Schon am 16. traf zur Vornahme des Weihaktes der hochwürdige Superintendent von Mähren und Schlesien, Herr Joh. Georg Gumnitzer von Brünn, mit dem k. k. Consistorialrathe Herrn Dr. H. A. Stählin von Wien, am Bahnhofe in Zauchtel ein, von wo diese beiden Würdenträger unter Glockengeläute und Begleitung einer zahlreichen Gemeinde-Jugend zu Pferde in vierspännigem Wagen abgeholt, an einer vor dem Pfarrhause errichteten Ehrenpforte von der versammelten Schuljugend, dem Kirchenvorstand und einer großen Menge Volks herzlich bewillkommt, in der bescheidenen Wohnung des Pfarrers einkehrten.



Hinteransicht.

Am 17., der mit Musik vom Thurmkranze begrüßt worden war, begaben sich die erwähnten hohen Kirchenbeamten mit noch acht Geistlichen aus dem Seniorate, zehn Schullehrern und dem Kirchenvorstande auf den mit Tannenbäumen geschmückten Platz, auf dem noch vor wenigen Tagen das alte baufällige Bethaus gestanden hatte. An der Stelle des früheren Altars befand sich ein Tisch, auf welchem das Kruzifix, die Bibel und die heiligen Gefäße aufgestellt waren. Nach kurzer Abschiedsrede des Ortspfarrers von dem Platze, an dem er selbst 35 Jahre dem Herrn gedient, nahmen der Superintendent das Kruzifix, der Consistorialrath die Bibel, die andern Geistlichen die heiligen Gefäße, und an der Hauptpforte der neuen Kirche angekommen, empfieng aus den Händen des ersten Kirchenvorstehers und Bürgermeisters, Herrn Johann Liebisch, der Superintendent den Kirchenschlüssel und öffnete mit einem Segenswunsche die Kirche, bekleidete den — freilich noch unvollendeten — Altar mit den heiligen Gegenständen und intonirte: Ehre sei Gott in der Höhe! Ein kurzer Gesang ging der durch Herrn Dr. Stählin gehaltenen ersten Ansprache vom

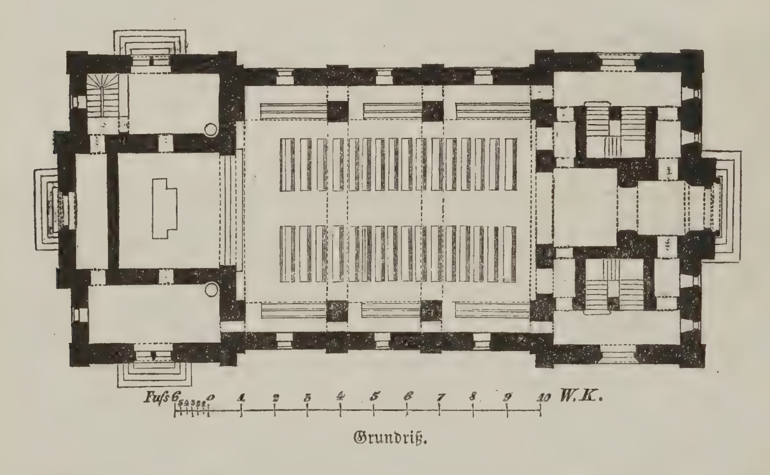
Altare voraus, und alsdann vollzog der Superintendent als Oberhirte der Diöcese den feierlichen Weiheakt.

Nächst der erbaulichen Festpredigt des Christdorfer Pfarrers, Herrn August Kauder, sprach Herr Daniel Sloboda, Pfarrer in Rottalovitz, in böhmischer Rede zu den aus der Nachbarschaft zahlreich Herbeigekommenen; dann wurde ein Tauf- und Trauungsakt vorgenommen, die Kommunion, aber nur unter den Predigern, gehalten, und endlich das Ganze mit einem Dankgebet des Ortsgeistlichen vor dem Altare, mit einer Fürbitte für des Kaisers Majestät, den Gustav-Adolfs-Verein und alle Wohlthäter in der Nähe und Ferne, und mit dem Segen des Oberhirten geschlossen. Joh. Szepeßy,

Senior und Pfarrer in Zauchtel.

Zur Erläuterung der Abbildungen fügen wir nach eingeholter Auskunft Folgendes bei:

Die Thüre rechter Hand im Presbyterium (Chor) führt in die Sakristei, die zu linker Hand in die Todtenkammer. Hinter dem Altare ist eine Quer-



Grundriß.

mauer, welche einen Gang von 4' Breite bildet; die Treppe auf die am rechten Pfeiler des Presbyteriums stehende Kanzel befindet sich hinter dieser Mauer, von wo man zugleich in die beiden Oratorien (Emporen) rechts und links gehen kann. Die innern drei Fenster hinter dem Altare sind von gefärbtem, die äußern von gewöhnlichem Glase. Die Höhe des Altars — welcher noch der Vollendung wartet — reicht bis zu dem mittelsten gefärbten Fenster. Die Mittellosigkeit der Gemeinde gestattete noch nicht, den Altar mit einem geeigneten Bilde zu schmücken; es wurde einstweilen das Bild aus der alten Kirche, welches das heilige Abendmahl vorstellt, aber ohne Werth und überdies klein ist, eingesetzt. Auch die Kanzel ist noch unvollendet. Die Orgel hat 18 Register und ist ein Werk des geschickten Orgelbauers Johann Neißer in Neutitschein. Bei Benützung der älteren Orgel von acht Registern hat die jetzige Herstellung nur noch 637 fl. C. M. gekostet. Der Thurm ist wie die ganze Kirche mit Schiefer gedeckt. Die

drei im Thurme befindlichen Glocken wurden in Wienerisch Neustadt von dem k. k. Hofglockengießer Ignaz Hilzer gegossen. Die größte mit der Aufschrift: Ehre sei dem Vater und dem Sohne — dem heiligen Geist in Einem Throne — Der heiligen Dreieinigkeit — Sei Lob und Preis in Ewigkeit, wiegt 15 Ctr. 46 Pfd.; die mittelste mit der Aufschrift Psalm 95, 8: Heute so ihr Gottes 2c. 7 Ctr. 74 Pfd.; die kleinste mit der Aufschrift Joh. 3, 16: Also hat Gott die Welt 2c. 4 Ctr. 18 Pfd.; der Preis aller drei Glocken war 2801 fl. 30 kr. C. M. Die Nordbahndirektion hat den Frachtpreis der Gemeinde geschenkt.

Die ganze Kirche ist aus hartem Material erbaut, der Sockel von Sandquadern, das Mauerwerk aus gebrannten Steinen, untermischt mit Sandstein, der auch die Säulen des Hauptportales, sowie die Stufen desselben und der drei andern Eingangsthüren bildet. Die Kapitäle der Säulen hat der Architekt aus weichem weißem Sandstein in Wien fertigen lassen. Die Ornamentik des Gesimses, die Gallerie des Thurms, die vier Kreuze auf den Frontgiebeln und die Spitzen der Erkerthürmchen sind in der Thonwaarenfabrik des Herrn von Hochstetter ausgeführt. Dieselbe Fabrik hat auch die Statuen der Apostel Petrus und Jakobus zur Ausstattung des Altars geliefert. Das auf der Thurmspitze befindliche vergoldete Johanniterkreuz, in Wien aus Weißblech um 150 fl. C. M. gefertigt, hat ein für christliche Zwecke thätiges Mitglied der Gemeinde, Herr Franz Teltschik, gestiftet. Die äußeren Eingangsthüren sind von Eichenholz; die inneren Thüren und die Sitzbänke von weicherem Holz sollen den Anstrich des Eichenholzes erhalten. Altar, Kanzel, Orgel und Emporen sind weiß lakirt und mit einfachen Goldverzierungen geschmückt. Die Kommunionbank um den Altar ist aus geschnitztem Eichenholz. Der Taufstein, Geschenk eines auswärts begüterten Zauchtelers, Herrn Franz David, ist aus weißgrauem Marmor in Gnadenfeld gearbeitet. Die angemessene Austünchung und Bemalung der inneren Kirchenwände, namentlich des Presbyteriums, bewirken zu lassen, ist den Kräften der Gemeinde bis jetzt noch nicht möglich gewesen. Auch die auf der Vorderansicht angebrachte Statue des Heilandes ist noch nicht zur Ausführung gebracht. Der Kirchenboden besteht aus viereckigen bläulichen Steinplatten. „Wollte Gott," schreibt Herr Senior Szepeßy unter dem 11. März d. J. an die Redaktion, „daß die Bekanntmachung dieser Angaben uns noch Freunde erweckte, die dem noch vorhandenen Mangel des Hauses liebreich zu Hülfe kommen möchten; meine kleine Gemeinde ist jeder Unterstützung bedürftig und — auch würdig."

Das Kirchengebäude steht mitten im Dorfe auf einem schönen Platze, rechts und links von Gärten umgeben, und hinter demselben befindet sich der neuerrichtete evangelische Friedhof, mit einem zwar einfachen aber schönen Portale; in der Mitte desselben ist ein einfaches steinernes Kreuz mit der Aufschrift: Jesus Christus ist die Auferstehung und das Leben — das Geschenk eines Mitglieds der Gemeinde.

Die Kirche, welche an die bekannten preußischen Musterpläne erinnert, macht gewiß einen ansprechenden und erhebenden Eindruck, doch wohl mehr in ihrer inneren Anlage, als in der Außenansicht, welche von hinten genommen die dem Kirchengebäude so wichtige Hervorhebung des Altarraums vermissen läßt. Die

Thüre dieser Hinterseite ist wohl nur durch den Umstand, daß sie aus der Kirche und Todtenkammer auf den Gottesacker führt, gerechtfertigt.

Die christliche Kunst in den Wohnungen des Volks.

(Fortsetzung.)

Zu einer ausführlichen Widerlegung ist hier nicht der Ort, unser Zeugniß jedoch in ganz entgegengesetztem Sinne sind wir der Sache schuldig. Damit aber jeder es nach seinem wirklichen Gewicht annehmen möge, dürfen wir die einfache Thatsache zur Erwägung geben, daß wir alle bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiet der Wohnungsreform sowohl in als außerhalb Deutschlands (mit sehr wenigen und unerheblichen Ausnahmen) sehr genau aus eigener wiederholter Anschauung kennen — eine der gelungensten und bedeutendsten aber durch eigene Betheiligung nicht nur als einer der Hauptaktionäre, sondern auch jahrelang als Schriftführer. Mit dieser Qualifikation behaupten wir zuversichtlich: es liegt keine einzige Thatsache vor, welche irgend geeignet wäre, die Ueberzeugung zu schwächen, daß in Bauunternehmungen der Art, wie wir hier im Auge haben, ein genügendes Aktien-Kapital zu 4% — 6% gerade so sicher angelegt werden kann, wie in irgend einer der Eisenbahnen, worin doch jährlich wirklich Millionen angelegt werden, davon ein nicht unbedeutender Theil aus Kreisen fließt, bei denen mehr oder weniger Interesse an der christlichen Wohnungsfrage notorisch vorhanden oder billig vorauszusetzen, oder voraussetzlich zu wecken wäre. Was da und dort z. B. in Paris mit den sogenannten cités ouvrières Bedenkliches, Widriges und Nachtheiliges vorgekommen, kennen wir genau; aber die einzige Folgerung, die vernünftiger Weise daraus gezogen werden kann, ist diese ohnehin keines Beweises bedürftige: bei mehr oder weniger bedeutenden Fehlern, oder wohl gar bei grober Untreue muß auch die an sich in der Natur der Sache und nach den zur Sache wirklich gehörenden Umständen den besten Erfolg verbürgende Unternehmung fehlschlagen. In den meisten jener Fälle sind aber eben die Fehler nur allzunotorisch, die das Mislingen herbei führten! Alle diese Fehlschlagungen beweisen also nichts gegen die Sache selbst — zumal wenn auch nur eine unter keineswegs anomalen und exceptionellen Umständen gelungene Erfahrung entgegensteht. Deren liegen aber nicht eine oder ein Paar, sondern Dutzende in England und einige in Frankreich, in der Schweiz und jedenfalls eine der bedeutendsten in Deutschland (die Berliner gem. Baugesellschaft) vor, und damit ist bei unbefangener ernstlicher Erwägung Alles gesagt. Uebrigens bemerken wir ausdrücklich, daß allerdings bei allen diesen Unternehmungen der christlichen Kunst in unserem Sinn noch lange nicht genug Rechnung getragen worden ist. *

* Nächst den schon früher erwähnten größern Werken von Hoffmann und Müller, sei es gestattet, hier auf einen Artikel über den gegenwärtigen Stand der Wohnungsreform in Frankreich aufmerksam zu machen, der nächstens in der Zeitschrift des Berliner Central-Ausschusses

Was also auch sonst der Anwendung des gewaltigen Hebels der Aktienkraft auf die Wohnungsreform im Wege stehen mag — dem Vorurtheil der geschäftlichen, materiellen Unanwendbarkeit desselben darf jedenfalls nicht die geringste Berechtigung zugestanden werden. Also was wäre denn sonst dagegen einzuwenden? Nun, wir wissen, daß es eine christliche Lebensauffassung gibt, welche überhaupt an dem Princip der Aktie, ja wohl gar an jedem Geschäft, wobei von Zinsen u. s. w. die Rede ist, oder doch jedenfalls an der ganzen Art und Weise wie diese Dinge in der Welt betrieben werden — an Allem, was innerlich und äußerlich dabei mit unterläuft, mehr oder weniger Anstoß nimmt. In solchen Kreisen wird man denn allerdings gewissenshalber die Zumuthung, sich bei Dingen der Art zu betheiligen, zurückweisen — auch als Mittel zu einem an sich löblichen und Gott wohlgefälligen Zweck. Es kann uns nicht einfallen, hier auf weitere Erörterungen einzugehen: genug, daß wir eine, wirklich das ganze Leben umfassende und regelnde, ernste, aufrichtige, praktische, konsequente, ascetische oder puritanische Ueberzeugung, wo wir sie finden, gar wohl zu verstehen und zu achten wissen. Auch hier gilt zwar für jeden, was aus dem Glauben und nicht gegen das Gewissen geht; aber auch da ist besten Falls Niemand befugt noch berufen, den Nächsten nach dem Maaß zu richten, das er sich selber gestellt, noch mit dem Strick zu binden, den er sich selber gedreht. Dagegen also, gegen die aktiv und aggressiv negative Intoleranz, die in diesen Dingen nur allzu oft eine Art von lähmendem Terrorismus über solche übt, die an sich einer freiern, frischern, thätigern, fruchtbarern Behandlung der Dinge gar nicht abgeneigt wären — dagegen muß um so entschiedener Verwahrung eingelegt werden, je mehr dort bei allem Anspruch auf ascetische Strenge und evangelische Korrektheit doch Fleisch und Blut im Spiel sind. Es handelt sich eben hier um Gegensätze der Naturanlage, des Temperaments, der ganzen Bildung und Lebenshaltung, die nach beiden Seiten neben relativer Berechtigung und eigenthümlichen Vortheilen für die Sache auch eigenthümliche Gefahren und eventuelle Nachtheile mit sich führen. Gewiß aber ist, daß in specifisch christlichen Kreisen die Gefahren und Nachtheile, welche mit einer gewissen Weichlichkeit, Kleinlichkeit, Peinlichkeit, Beschränktheit, wohl auch Trägheit verbunden sind, lange nicht hinreichend beachtet und vermieden werden. Die Folgen aber zeigen sich nicht blos in der Scheu gegen Alles, was in der materiellen, finanziellen Behandlung solcher Dinge über das Maaß individueller Wohlthätigkeit in tropfenweisen Spenden hinaus geht, sondern gegen jede freiere großartigere Auffassung der Sachen. Da thut es wahrlich Noth, auch gegen das Misverständniß zu protestiren, womit man sich von gewissen Seiten auf den Gegensatz des Maria- und Marthatypus oder das Gleichniß vom Senfkorn zu berufen liebt. In aller Samariterarbeit gelten solche Gegensätze nichts, sondern Beten und Arbeiten — d. h. rechte Hülfe mit treuem Gebet. Zu

für das Wohl der arbeitenden Klassen erscheinen wird. Auch unsere Reisebriefe von 1854 enthalten ausführliche Nachrichten über die Pariser Unternehmungen der Art, und besonders über die Mülhauser cité ouvrière, welche in mancher Hinsicht unstreitig das gelungenste und erfreulichste Unternehmen auf diesem Gebiet ist — und so leicht jedem Freunde der Sache im südwestlichen Deutschland erreichbar!

solcher Arbeit aber fordert jeder „sociale“ Schaden auf, an dem das Volk zu Grunde geht. Wem das allgemeine Gebot der Liebe hier nicht genügt, der bedenke auch jenes: „reiß weg allerlei Last (Jes. 58, 6)“ und so manches andere ernste Wort der h. Schrift. Jenem ausschließlichen Wohlgefallen an dem Kleinen, Stillen darf man billig die Frage entgegenstellen: was ist denn groß und was ist denn klein vor Gott? Was berechtigt uns denn, die Werkzeuge, die uns der Herr zur Arbeit anweist oder verstattet, zurückzuweisen, weil sie uns zu groß oder nicht klein genug dünken? — Gilt es da nicht viel mehr: das eine thun und das andere nicht lassen? Sollte nicht die rechte Arbeitslosung sein: nichts zu groß und nichts zu klein, wenn es die Arbeit fördert und nicht gegen das Gewissen ist? — Nicht umsonst heißt es: „mein ist Silber und Gold;“ und wir sind nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet, den Mammon dieser Welt in den Dienst des Herrn zu ziehen, wo und wie wir in den Gränzen göttlicher und menschlicher Ordnungen auf Erden vermögen. Also erstlich: Opfer, Gaben, Almosen tropfenweise oder bach- oder stromweise — je mehr, je besser! — Sehn wir zu, wie weit wir damit kommen, und soweit das langt, braucht von andern Operationen nicht die Rede zu sein. Aber jener Weg ist oft nicht etwa blos wegen Mangels an Opferfreudigkeit verschlossen und ungangbar, sondern es erheben sich dagegen auch ernstliche sittliche Bedenken. Es ist mindestens zweifelhaft, ob der Besitzende das Recht hat und recht thut, sich um des Armen willen selbst zum Armen zu machen, statt das ihm anvertraute Pfund zu Nutz und Frommen nicht nur des Armen, sondern des hülfbedürftigen Nächsten überhaupt zu verwalten. Zweitens ist nicht zweifelhaft, daß gerade auf diesem Gebiet, wo man es keineswegs blos mit Armen zu thun hat — die Behandlung solcher Dinge mit Almosen, Gaben, Opfern, also als Armensache geradezu verwerflich und im höchsten Grade schädlich ist. Während die wichtige Behandlung dieser Fragen ganz von selbst eine der Hauptschwierigkeiten der Armenfrage im Wesentlichen lösen würde, durch Abschluß einer Hauptquelle der Armuth. Allerdings liegt hier — in der Wohnungsfrage nach allen ihren Seiten — eines der dringendsten Bedürfnisse der innern Mission vor — aber ein solches, dessen Befriedigung durch materielle Opfer nicht nur thatsächlich unmöglich, sondern geradezu verboten und überdies gar nicht nöthig, ohne alle Opfer aber eben so möglich als berechtigt wäre. Allerdings handelt es sich hier in einzelnen Lokalitäten um Hunderttausende, im Großen und Ganzen um Millionen zum Anlegekapital — aber nicht als Opfer, sondern als Einsatz und Vorschuß, dessen Zinsen alle Tage wirklich bezahlt werden und dessen Heimzahlung nur eine Zeitfrage ist. Und diesen in so vielen andern nützlichen Unternehmungen um des eigenen Gewinnes willen von der Welt längst betretenen Weg, den einzigen der auch hier zu dem viel höheren und wichtigern Ziel führen kann, sollten diejenigen beharrlich sich selbst und andern verschließen, die doch als Christen das Ziel ernstlich zu wollen verpflichtet sind und vorgeben? Nimmermehr kann das als letztes Wort des in der Liebe thätigen Glaubens gelten!

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. September 1859. Nro. 17 u. 18.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Lutherbilder.

„Große Männer sind die Feuersäulen auf der dunkeln Pilgerfahrt der Menschheit,“ schreibt ein berühmter Philosoph, „sie stehen als himmlische Zeichen da, als ewig lebende Beweise dessen, was gewesen, als prophetische Verkündiger dessen, was sein wird.“ Oft und gern richtet sich aus der Enge und Schwüle

des Daseins unser Blick auf diese verkörperten Möglichkeiten der menschlichen Natur, und nicht bloße Neugier, sondern eine dem Menschen angeborene Bewunderung des Großen ist es, welche unsere Blicke dahin lenkt, eine Eigenschaft, deren Wurzel in der höchsten und heiligsten Region der Menschennatur, in der Liebe zu suchen ist. Die erste Frucht dieser Liebe ist die Hingebung an das wirklich Große und Hohe, ist die Nachahmung. Mit Leib und Seele wirft sich die Menschheit unter die Füße dessen, was über ihr ist. Oft vergreift sich dieser Zug der Menschennatur und huldigt anstatt der Größe nur der momentanen Berühmtheit, schmückt mit den Gewändern der Verehrung ein Götzenbild, dessen Glorie mit dem Feuerwerk erlischt und vergeht, das allzeit fertige Schmeichler ihm zu Ehren abbrennen. Diesen Hang der Verehrung des Großen im Menschen zu pflegen, ihn von den Irrlichtern des Tages ab auf jene Feuersäulen zu lenken, bleibt daher eine Hauptaufgabe der Erziehung.

Eine solche Feuersäule ist Luther, eine der hervorragendsten Gestalten der Weltgeschichte. Besonders ist für die protestantische Welt sein Leben ein Spiegel, in welchem dieselbe sich betrachten und formen soll. Wissenschaft und Kunst, in ihren letzten Gründen doch nur Dienerinnen der Erziehung, haben die Aufgabe, uns vor diesen Spiegel hinzuführen. Die Wissenschaft ist seit Jahrzehnten redlich bemüht gewesen, den Staub zu entfernen, welchen die Jahrhunderte auf diesem Spiegel abgesetzt haben, damit das Bild des Reformators uns wieder hell entgegenglänze. Vieles und Treffendes ist über Luther geschrieben worden. Auch die Kunst will nicht zurückbleiben, was um so erfreulicher erscheint, da die bildende Kunst vor der redenden und schreibenden den Vortheil des unmittelbar sinnlichen Eindrucks voraus hat. Während die Wissenschaft gewissermaßen nur das Nettoprodukt eines Lebens gibt, weiß die Kunst das Bleibende, Allgemeine, Ewige und den naturwarmen Blick des gegenwärtigen, athmenden Individuums ineinander zu schmelzen und vor uns hinzustellen.

Von anderer Seite wurde bereits in diesen Blättern auf die erfreuliche Thatsache hingewiesen, wie die Kunst gegenwärtig in regerer Weise als früher mit der Reformationszeit sich beschäftige. Lang genug schien es, als schmollte die Kunst mit jener Zeit, in dem Wahne, als habe die Reformation durch ihre negative Haltung gegen das Sinnenleben der Kunst den Boden unter den Füßen weggenommen. Aber die in diesem Wahn Befangenen bedenken dabei nicht, daß jede Läuterung der Religion rigoristisch gegen das Sinnenleben auftritt, wie die Geschichte lehrt, und auch auftreten muß. Die passive Stellung, welche gegenwärtig hie und da die protestantische Kirche der Kunst gegenüber leider noch einnimmt, liegt nicht im Geist des Protestantismus, sondern hat lediglich ihren Grund in dem fast allgemeinen Mangel an Kunstsinn und Kunstbildung des Volkes. Den häufig laut werdenden Klagen über die Schlichtheit unseres Kultus ist zu entgegnen, daß die Wirkung des protestantischen Geistes noch auf einer anderen Seite zu suchen ist. Man blicke auf Dürer, Holbein, Kranach, und man wird erkennen, daß erst die deutsche Kunst des reformatorischen Zeitalters die heilige Geschichte dem evangelischen Volke in ihrer Wahrheit und Wärme, ja als seine eigene Familiengeschichte verständlich vor Augen gestellt und ins Herz gemalt hat. Erst die Reformation gab der Kunst, wie überhaupt dem

deutschen Kulturleben, die Bibel in die Hand, und mit ihr erschloß sie der Kunst das Volks- und Familienleben als reichen Boden künstlerischer Motive und segenbringender Aufgaben. Auf diesem Boden wurde die Kunst ihres Missionsberufes wieder eingedenk, den sie seitdem, ohne sich von dem ästhetischen Pathos der romanischen Kirche länger blenden zu lassen, mit dem Geiste schlichter Wahrheit, gesunder, lauterer Ehrlichkeit und tiefer Innerlichkeit verfolgt.

In Folgendem wollen wir zwei Werke betrachten, welche sich die künstlerische Darstellung Luthers zur Aufgabe gemacht haben.

Zuerst die populären Bilder von C. A. Schwerdgeburth, welche in dem Zeitraum von 1843 bis 1852 erschienen sind und seitdem eine weite Verbreitung gefunden haben. Die sechs in Stahl gestochenen Blätter (je zum Preise von 1 fl. 12 kr. = 20 Sgr.) enthalten Luthers Abschied von den Seinen, seine Ankunft auf der Wartburg, seine Vermählung, seine Predigt unter der Linde in Möhra, ein hübsch angeordnetes Bild, welches eine Menge sinniger und lebensvoller Motive in der Gruppirung und den einzelnen Figuren zeigt; ferner Luther im Kreise seiner Familie zu Wittenberg am Christabend 1536, ein Blatt, das besonders beliebt scheint, und endlich Luther in Jena. Dieses letzte Blatt stellt die Scene im schwarzen Bären zu Jena dar, wo der einkehrende, von der Wartburg kommende Luther noch als Junker Jörg unerkannt sich mit zwei reisenden Studenten aus der Schweiz unterhält. Der eine dieser Studenten, Kessler, hat dies Zusammentreffen selbst erzählt: „In der Stube fanden wir einen Mann bei dem Tisch allein sitzend und ein Büchlein vor ihm liegend; der grüßte uns freundlich, hieß uns herfür zu ihm an den Tisch setzen, bot uns zu trinken, das wir ihm nit abschlagen konnten. — Wir vermeinten aber nit anders denn es wär ein Reiter so nach Lands Gewohnheit da saß in einem rothen Schläpli, bloßem Hosen und Wamms, ein Schwert an der Seiten, mit der rechten Hand des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfangend. — Da fragten wir ihn: „Myn Herr, wüßtet Ihr uns nit zu bescheiden, ob Martin Luther jetzmalen zu Wittenberg oder an welchem Ort er doch sei?" — Antwortet er: „Ich hab gewissen Bericht, daß der Luther jetzomalen nit zu Wittenberg; er soll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist da; er lehret die griechische Sprach, so auch Andre die hebräische lehren, welch beide ich Euch in Treuen rathen wollt zu studiren, denn sie bevor nothwendig sind die Schriften zu verstehen . . ." Unter solchem Gespräch ward es uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchlein, so vor ihm lag, aufhob und auffsperrt: das war ein hebräischer Psalter." — Bald darauf erfuhren die Studenten, wer der Reitersmann gewesen.

Die mit Fleiß und Liebe durchgeführten sechs Bilder treten einfach und anspruchslos auf, und der Charakter der Zeit in Kostüm und Gebahren ist oft glücklich getroffen. Was den Stich betrifft, so erzielt derselbe in einigen Bildern eine recht malerische Wirkung, so daß die einzelnen Blätter sich trefflich zum sinnigen Schmuck christlicher Familienzimmer eignen. Stößt hie und da ein geübtes Auge auch auf kleine Verzeichnungen, wie in der Predigt zu Möhra, wo die Gestalt Luthers durchaus nicht fest auf den Beinen steht, vermißt man in den einzelnen Figuren noch eine schärfere Charakteristik, eine größere Ungebunden-

heit und Bestimmtheit des Ausdrucks, so erfreut doch hauptsächlich der Hauch schlichter Treuherzigkeit, welcher auf den Darstellungen ruht.

Wir können bei dieser Gelegenheit ein Werk nicht mit Stillschweigen übergehen, welches ebenfalls die künstlerische Darstellung Luthers sich zur Aufgabe gestellt hat und diesem Ziele in einer noch strengeren Richtung nachstrebt, als der eben besprochene Bilder-Cyklus. Wir meinen hier das Werk, welches vor mehreren Jahren unter dem Titel: „Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen von Gustav König. In geschichtlichen Umrissen von Heinrich Gelzer" (größere Ausgabe zu 12 fl. 15 kr. = 7 Thlr., kleinere Ausgabe zu 4 fl. 40 kr. = 2 Thlr. 20 Sgr.) erschienen ist, und auf welches immer wieder zurückgewiesen werden muß, wenn von Lutherbildern die Rede ist. Ein Werk, ganz im Geiste der Reformation empfangen und geschaffen, das in jedem Zug den Historienmaler zeigt und das durch den trefflichen Text von Gelzer noch größeren Werth gewinnt. Bild und Wort ineinander greifend, doch so, daß beide Darstellungen auch für sich allein ein selbstständiges, durchaus verständliches Ganze bilden, führen uns den lebendigen Luther des sechzehnten Jahrhunderts in seiner Tiefe nach innen, in seiner Kraft nach außen vor. Der gelehrte Verfasser der „historischen Umrisse" wird zu entschuldigen wissen, wenn wir hier zuerst und hauptsächlich unser Augenmerk auf die bildlichen Darstellungen richten.

Diese Darstellungen, achtundvierzig an der Zahl, sind in Umrissen und nur mit geringer Schattenangabe behandelt. Ueberall ist die Aufgabe mit den einfachsten Mitteln gelöst. Man sieht, der Künstler hatte das vollste Bewußtsein des Gegenstandes; mit Meisterschaft griff er die charakteristischen Momente heraus und zeichnete diese mit festen Zügen hin. So tief und lebendig sie empfunden waren, ebenso lebendig wirken diese Züge auf die Phantasie des Beschauers. Dabei liefert das Werk den Beweis, welche reiche Fundgrube für die künstlerische Darstellung und für die Erbauung und Erhebung schaulustiger Bilderfreunde die Reformationszeit ist. Wie alle Krisen der Weltgeschichte bieten ihre Kämpfe mit der bestehenden Welt eine Fülle großartiger Motive dar; jene Zeit ist dazu mit der unsrigen so vielfach verwandt, daß ihre Stoffe der Gegenwart sich überall vertraut darbieten, daß das bewegte Leben jener großen Zeit unter die fruchtbarsten, der Sympathie sichersten Fundgruben gehört. Ueberall herrschen noch phantasiereiche Kulturformen, überall zeigen sich noch kecke Kontraste und abenteuerliche Schönheiten. Neben dem Kampf eisen- und stahlhaltiger Männer mit den Verderbnissen der alten Zeit blüht die Idylle stiller keuscher Häuslichkeit empor. Neben der Erregtheit und Wildheit, neben den Ausbrüchen der sinnlichen Natur erblicken wir die tiefste Innerlichkeit und geschlossene, den Schwerpunkt in sich selbst tragende Persönlichkeiten; neben der drastischen Bewegtheit das einfach Schöne. Und dann dieser Luther selbst, dieser ganze Mann, ist er nicht der edelste und zugleich nationalste Stoff für die Kunst. Alle jene angedeuteten Gegensätze vereinigt er in seiner Person. Er, dessen Wort Schlachtendonner war, konnte zart wie eine Jungfrau sein. Er war zugleich ein Träumer, der in Melodie und Andacht zerfließen konnte, und ein praktischer Mann der That. Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel,

sondern auch Hände; er sprach und handelte. Er war nicht blos die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit und in seiner Glaubenskraft, seiner Innigkeit und Gemüthstiefe, in der Kraft der Rede, in seinem Familiensinn, seiner seelenvollen Liebe zur Poesie, Musik und Natur, und allen seinen Tugenden und Fehlern — in alle dem erkennt der deutsche Sinn sein innerstes Wesen im idealen Ausdruck wieder. Gustav König hat in dem vorliegenden Werke den Stoff klar erfaßt und ihn mit dem Hauche des historischen Geistes durchdrungen, der zugleich ganz Fleisch wird im Individuum; so daß in den Bildern Königs die Geschichte selbst lebt und athmet und daß sich gegenwärtig wie im Drama das Schauspiel erneuert, dessen Vorhang längst gefallen ist.

Der Künstler führt uns zunächst in Luthers Kinderjahre zurück und zwar in die erste Stunde derselben zu Eisleben. Das Kindlein ist geboren und sein Vater bringt es im Gebet seinem Herrn und Schöpfer dar. Den Hintergrund nimmt das Bett der Wöchnerin ein, still mit gefalteten Händen liegt sie da; rechts an der Wand erblicken wir das Bild des heiligen Martin, welcher dem am Martinstage gebornen Knäblein den Namen gab; „welchen Taufnamen (sagt Johann Mathesius) er auch als ein wackerer Streiter und Ritter des Herrn Christi sein Leben lang mit christlichen Ehren behalten und geführet hat.“ Luther erinnerte sich stets mit Lust an seinen Geburtsort. Er pflegte zu sagen: „haec est Islebia — hier ist Leben!“ weil er es dort erhalten. Wir treten dann in die Schule zu Mansfeld, in welche Hans Luther seinen Martin einführt. Es ist der zweite Schritt ins Leben. Im dritten Blatte stehen wir vor dem Hause der guten Frau Cotta, wo Luther als armer Schüler ums Brod singt. Unter dem Hauptbilde deutete der Künstler an, wie Luther hier im Hause seiner Pflegerin und Trösterin mit noch einer höhern Trösterin vertraut wurde, mit der Musik, der edelsten Erquickung seiner kampfesmüden Seele. Aber noch ein höheres Gebiet, als die Musik, will sich ihm aufthun: die Offenbarung Gottes in der Geschichte, die heilige Schrift. Auf der Universität zu Erfurt findet er zum ersten Male das Buch, welches — wie Gelzer sagt — der Eckstein seiner Thaten wurde. Der Künstler stellt uns den forschenden Jüngling ganz in seinen großen Fund versunken dar, wie er die Scholastiker (Thomas Aquin) und ihr mißverstandenes Haupt (Aristoteles) bei Seite legt. Auf dem fünften Blatt wird Luthers Freund Alexis an seiner Seite auf einer Reise, die sie zusammen machten, vom Blitz erschlagen; diese mächtigen Todesmahnungen, die Leiche des Freundes und der Blitz des Gewitters, welche der Künstler zu Einem Eindruck auf dem Bilde vereinigte, bringen in Luther den Entschluß zur Reife: der Welt zu entfliehen und ganz sich Gott zu weihen. Auf dem folgenden Blatte sehen wir Luther ins Kloster der Augustiner-Eremiten eintreten. Wie er dann feierlich zum Priester geweiht wird, wie aber weder Mönchsgelübde noch Priesterweihe, weder das Marterholz, das er umklammert, noch die Kasteiungen, womit er sich peinigt, den Frieden in sein geängstetes, nach Gott verlangendes Herz bringen, zeigen zwei folgende Darstellungen. Auf dem neunten Blatt werden wir in Luthers Klosterzelle zu Erfurt geführt; wir sehen den von Seelenkämpfen und Kasteiungen geschwächten Jüngling, wie er, in die heilige Schrift sich vertiefend, ohnmächtig geworden, so daß

die Klosterbrüder nur durch die Macht der Musik ihn zu erwecken vermögen. Aber noch kräftiger, als es die Tonkunst vermag, erquickt ihn das lebendige Wort Gottes aus dem Munde eines Gläubigen. „Da schickte ihm Gott," erzählt Mathesius, „einen alten Bruder im Kloster zum Beichtvater; der tröstete ihn herzlich und weiset ihn auf die gnädige Vergebung der Sünden, wie sie in dem apostolischen Glaubensbekenntniß verkündigt wird, und lehret ihn aus des heiligen Bernhards Predigten: er müsse für sich selber auch glauben, daß ihm der barmherzige Gott und Vater durch das einige Opfer und Blut seines Sohnes Vergebung aller Sünden erworben habe, und solche durch den heiligen Geist in der apostolischen Kirche im Worte der Absolution verkündigen lasse. Dies ist unserm Doktor ein lebendiger Trost gewesen — wie er denn seines Beichtvaters mit großen Ehren oft erwähnt und ihm herzlich gedanket hat." — In einer ausdrucksvollen Gruppe voll Einfachheit und Empfindungstiefe führt uns der Künstler hier Luthern vor, in dem bei den Worten des Greises die erste Ahnung der wahren unvergänglichen Kirche aufsteigt. Die Darstellungen: Luther als Bakkalaureus philosophische und theologische Vorlesungen haltend (1508), seine Predigt im Kloster vor Staupitz und den andern Klosterbrüdern als Vorübung zur Schloß- und Stadtkirche sind meisterhaft in der Komposition, neben der geistvollen Charakteristik der Figuren ist die Lokalität geschmackvoll und interessant behandelt. Ebenso ist Luthers Reise nach Rom eine sinnige Arabeskenzeichnung. Ihr folgt die Darstellung, wie Luther durch Karlstadt mit großer Feierlichkeit zum Doktor der heiligen Schrift kreirt und promovirt wird, und eine Darstellung, welche uns Luther in seinen ihm von Staupitz übertragenen Geschäften als Generalvikar des Augustiner-Ordens zeigt. In dem sechzehnten Blatte schlägt Luther die 95 Theses an. Der Künstler faßt in symbolischer Weise die Kirchenthüre zu Wittenberg zugleich als das große Thor der allgemeinen christlichen Kirche, woran Luther mit seinen Thesen mahnend und erschütternd pochte. Ueber seinem Haupte sehen wir im Traumbilde den aus Hussens Flammen erstehenden Schwan. Die Gruppen zur Seite des Hauptbildes, die Holzstöße Tetzels und der Wittenberger Studenten stellen den schon entbrennenden Kampf dar, dessen verborgene Anfänge wir im untern Bild im Beichtstuhle Luthers wahrnehmen. Das nächste Bild stellt Luther vor Cajetan dar und als eines der schönsten Bilder ist die Leipziger Disputation Luthers mit Eck zu bezeichnen; neben dem reinen Ebenmaß von Ruhe und Bewegung in der Komposition herrscht hier die größte Mannigfaltigkeit in den Charakteren und die größte Wahrheit und Schärfe im Ausdruck. Weder die Kardinäle noch die Doktoren, weder Unterhandlungen noch Disputationen vermochten den Streit zu schlichten; es kam zum Bruche. Rom verurtheilte den wittenbergischen Doktor. Der Doktor erklärte feierlich das römische Urtheil für nichtig; er verbrennt im folgenden Bild die Verdammungs-Bulle des Papstes. Aus der stillen Zelle des Klosters, aus den Hörsälen der studirenden Jugend, aus der Mitte seiner mächtig erregten Gemeine wird Luther auf einen noch größeren Kampfsplatz geführt: ganz Deutschland blickt auf ihn wie auf keinen Andern. Der Mönch, der Prediger und Lehrer zu Witttenberg ist der Mann der deutschen Nation geworden. Darum stellt ihn der Künstler auf dem folgenden Blatte in der Mitte seines

Volkes dar, das den Mann, auf den es hofft, freudig begrüßt. Im Wagen bei Luther sitzen seine Freunde Amsdorf, Petrus von Suaven und der Mönch Pezenstein; Justus Jonas und mehrere Herren des sächsischen Adels, die ihm entgegen gekommen, folgen zu Pferde. Das einundzwanzigste Bild zeigt in arabeskenartiger Umrahmung Luther und Frundsberg vor dem Reichssaal-Eingang; oben über dem Hauptbild bereitet sich Luther durch Gebet vor, vor Kaiser und Reich zu erscheinen. In den Ecken der Umfassung sind die Gestalten zweier Ritter angebracht: Hutten mit Harfe und Schwert, den Dichter-Lorbeer um die Stirne, und sein Freund, der tapfere Sickingen, den Feldherrnstab in der Hand. — Mit Wort und Schwert wollten sie ja „ihren heiligen Freund, den unüberwindlichen Theologen und Evangelisten" in Worms schützen helfen, wenn es Noth thue. — Sodann folgt: wie Luther vor Kaiser und Reich (1521) erscheint. Fernere Darstellungen sind: Luthers Entführung auf seiner Rückreise; der Beginn der Bibelübersetzung auf der Wartburg; Luther dämpft den Bildersturm (1522); mit Hilfe Melanchthons setzt er die Bibelübersetzung fort; seine Predigt gegen den Bauernkrieg. Zwischen diesen Darstellungen ist noch ein Blatt anzuführen, welches in seinem untern Theil: Luther die Wartburg verlassend zeigt; während oben links über diesem Bilde das bekannte Zusammentreffen Luthers mit den Schweizer-Studenten im Wirthshause zum schwarzen Bären in Jena geschildert ist, sehen wir auf der rechten Seite daneben: wie Luther im Kreise seiner Wittenberger Freunde von den eintretenden Schweizer-Studenten erkannt wird. Ein schön angeordnetes Bild ist das neunundzwanzigste, Luthers Vermählung darstellend. Im Hause des Stadtschreibers zu Wittenberg segnet Freund Bugenhagen in Gegenwart des Juristen Apel und des Lukas Cranach den heiligen Bund ein.

Mit jedem Blatte wird die Darstellung frischer, freier, lebendiger. Der Künstler wächst mit der Geschichte, die er schildert. So in Luthers Gespräch mit Zwingli über die Sakramentsfrage, in der Uebergabe der Augsburger Konfession. Auf dem letztern Bild sehen wir die Evangelischen zur Rechten, die Katholiken zur Linken des Beschauers gruppirt: dort Melanchthon mit seinem sorgenvoll sinnenden Angesicht, voll Kummer über die bevorstehende Scheidung der Kirchen, neben ihm mit betend gefalteten Händen der Kurfürst Johann der Beständige und hinter diesem der Markgraf Georg von Brandenburg, auf sein Schwert gestützt der Landgraf Philipp von Hessen. Vor dem Kaiser steht der Kanzler Christian Baier, der die evangelische Bekenntniß-Schrift mit lauter Stimme vorliest; die Treppe herauf sieht man das Volk aufmerksam sich zudrängen. Oben im Spitzbogenfelde liegt Luther im Gebete. Im Unterbau des Bildes werden Luthers und Melanchthons Wappen durch ein Band zusammengeschlungen, worauf wir Luthers damaligen Wahlspruch aus seinem Lieblingspsalme lesen: Non moriar sed vivam. Den folgenden Bildern liegen folgende Motive zu Grunde: die Bibelübersetzung; die Schulenverbesserung (Einführung des Katechismus); die Predigt, ein vorzüglich gelungenes, schön gedachtes Bild, alle Elemente des evangelischen Kultus sind darauf angedeutet: durch Taufstein und Altar die Sakramente, durch Orgel und Gesangbuch das Gemeindelied, durch den Almosenstock das Opfer der Barmherzigkeit. Zugleich wird uns die Wahr-

heit in Erinnerung gebracht, daß Luther und die durch ihn erneuerte Kirche frei waren von dem herzlosen, fanatischen Streben, die Künste auszuschließen von der Verkündigung der Gottes-Offenbarung. „Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste deß der sie gegeben und geschaffen hat.“ Auf diese Darstellung folgt: das Abendmahl; Luther liest dem Kurfürsten Johann dem Beständigen aus der Bibel vor; Luther wird auf dem Krankenlager von dem Kurfürsten Johann Friedrich besucht und getröstet (1537); Luther wird von Lukas Kranach gemalt. Standen wir vorher am Krankenbette Luthers, an welchem sein Freund trauerte, so sehen wir ihn in einem andern Bilde an das Krankenlager Melanchthons treten und die fast geknickte Seele des Darniederliegenden mit mächtigen Worten des Glaubens wieder aufrichten. Von Luthers Freunden wendet sich der Künstler zu seiner Häuslichkeit, den Uebergang hiezu bildet die Kantorei im Hause, welche den Beschauer dieses Blattes zugleich an Luthers Verdienst um das deutsche Kirchenlied und den Kirchengesang erinnern soll. Auf dem Bilde übt er im Kreise seiner Kinder und Freunde die ersten evangelischen Kirchengesänge ein, unter der Leitung des kurfürstlichen Kapell-Meisters Joh. Walther, links sitzt der Kantor, rechts Mathesius. Ein reizendes Idyll ist das einundvierzigste Blatt, betitelt: Luthers Sommerfreuden im Kreise seiner Freunde und seiner Tischgenossen; ein Gartenbild, sagt der Text Gelzers, durfte nicht fehlen unter den Gedenkblättern an den Mann, dem im Freien, im Anschauen und Genusse der Natur stets das Herz aufging, der die Schöpfung so gern mit seinem frommen sinnigen Dichter-Auge betrachtete und bewunderte. Den Sommerfreuden folgen die Winterfreuden am Weihnachtsfeste, und der Garten, woran Luther seine Augen weidet, sind seine Kinder, die er für den herrlichsten Segen Gottes hielt. Die Armbrust, womit der älteste Knabe auf dem Bilde nach den Aepfeln des Christbaums schießt, ist eine Erinnerung an jenen Brief, den Luther einst von Koburg aus (1530) an den vierjährigen Hans schrieb, worin er ihm von dem „hübschen lustigen Garten, den vielen Kindern, den Aepfeln und Birnen, den schönen kleinen Pferdlein mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln, den Pfeifen, Pauken und feinen silbernen Armbrüsten“ erzählte. — Melanchthon hat seine Freude an dem kleinen Schützen, wogegen „Muhme Lene“ mit dem jüngern Knaben ein Buch beschaut, während das ältere Mädchen, Magdalene, sich an dem Christengel ergötzt — gleichsam als ahnete ihr die Nähe ihres eigenen Engel-Festes. Ein Wink des Künstlers, der uns auf den Ernst des nächsten Bildes vorbereiten wollte. Wir sehen in dem nächsten Bilde Luther am Sarge seiner Tochter Magdalene. Um den sittlichen Muth Luthers und zugleich die Macht seines Namens hervorzuheben, benutzt der Künstler den Bericht von einer geheimen Unterredung des Reformators mit dem unglücklichen Hans Kohlhase, der — anfangs ein angesehener, rechtschaffener Mann aus Berlin („Cöln an der Spree“), zuletzt aus Zorn und Erbitterung wegen erlittenen Unrechts und fortwährender Rechtsverweigerung ein Räuber und Wegelagerer wurde und sein Leben (1540) auf dem Rade endete. Auf dem Bilde erscheint Kohlhase als ein Verzweifelnder, der sich vor keinem Andern beugen konnte als nur

vor Luther, dem Einzigen, an den er noch glaubt, den er noch achtet; Luther dagegen empfängt ihn mit einem Blicke des tiefsten Ernstes und Mitleides, denn er liest in dieser verdüsterten Seele, daß eine große heilige Kraft in ihr gelegen, deren Entartung und Zerrüttung ihn erschüttert. Auch dem in der Schreckensgestalt der Pest auftretenden Tode sieht Luther glaubensmuthig ins Auge. Auf dem Bilde, das uns in den Jammer einer Pest-Scene hineinblicken läßt, reicht Luther noch einer Sterbenden den Kelch des letzten Trostes. Das folgende Bild zeigt uns Luthern auf seiner letzten Reise, die er von seinen drei Söhnen begleitet im Vorgefühl seines nahen Todes antrat. In dem Bilde darauf knieen seine zwei Söhne vor dem sterbenden Vater; sein treuer Freund und Begleiter Dr. Justus Jonas richtet die letzten Worte an ihn; Magister Michael Cölius betet um die Erhaltung des theuern Lebens; der Diener Ambrosius ist hinausgegangen, Johannes Aurifaber hält die Lampe, der Arzt Simon Wild aus Eisleben die unnütze Arzneiflasche in den Händen; rechts stehen Graf Albrecht von Mansfeld und seine Gemahlin, um derentwillen der müde Kämpfer die beschwerliche Winterreise unternommen hatte. — Unten kniet Meister Lukas Fortnagel aus Halle am Sarge des Entschlafenen, dessen Bild er malen will. Oben im Bild steigt der von Huß prophezeite Schwan als Phönix aufs Neue aus den Flammen empor. Die letzte Darstellung endlich führt Luthers Begräbniß vor.

Einfach und treffend wählte der Künstler die Mittel zur Versinnlichung seiner Gedanken und trotz der kleinen Dimensionen seiner Bilder ist der Ausdruck überall klar und wahr herausgearbeitet; die zartesten Seelenregungen ebenso wie der Ausdruck gewaltigster Willenskraft. Durchgehend bekundet sich ein tiefes Empfindungsvermögen und eine lebendige Phantasie, Gedankenreichthum und ein geläutertes Schönheitsgefühl.

Außer dem kurzen, aber geistvoll auf die künstlerische Darstellung eingehenden Text, welcher den einzelnen Bildern beigefügt ist, gibt Heinrich Gelzer in seinen „historischen Umrissen“ noch eine Darstellung Luthers, in der die reiche Fülle der geschichtlichen Thatsachen in solcher Weise geistig verarbeitet und in große leicht überschauliche Gruppen geordnet ist, daß die wahre wesentliche Bedeutung des Reformators und seines Werkes für seine wie für unsre Zeit uns lebendig in lichtvoller Klarheit daraus entgegentritt. Aufs innigste durchdringt sich in dieser meisterhaft geschriebenen, aus der Tiefe der Ueberzeugung, aus dem ruhigen Ernste umfassender Prüfung hervorgegangenen Darstellung die historische und religiöse Auffassung Luthers. Und so lösen Wort und Bild ihre große und schöne Aufgabe: „in die Hände des evangelischen deutschen Volkes ein Buch zu legen, das in frischen Umrissen das Bild eines seiner größten geistigen Helden erneuert — ein Buch, das der Familienvater im Kreise der Seinen lesen, das der studirende Jüngling auf die Hochschule mitnehmen, der Geistliche in der Stille seines heimischen Pfarrdorfes oder in den Kolonien jenseits des Oceans durchdenken könnte, um auch in der Ferne an das Land seiner Väter und an die geschichtliche Heimath seines geistigen Lebens und Glaubens erinnert zu werden.“

C. C.

Der Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche in Berlin

hat am 7. Juni Nachmittags im Lokal des Kunstvereins unter Vorsitz des Obertribunalraths a. D. Dr. C. Schnaase seine diesjährige Versammlung gehalten. Aus dem eingehenden Berichte des Vorstandes entnehmen wir folgende Stellen:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins ist fast dieselbe geblieben, wie im vorigen Jahre: sie belief sich damals auf 211 (75 in Berlin) und erreicht dieses Mal die Höhe von 204 (69 in Berlin), ist also um 7 gefallen, übersteigt aber die Zahl, mit welcher der Verein vor sechs Jahren begonnen, nämlich 189, noch immerhin um eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Quote. Die in unserem vorjährigen Vortrage erwähnte Stiftung eines Altarbildes in der hiesigen St. Petrikirche, zu welcher wir einen Beitrag zugesagt hatten, ist nicht zu Stande gekommen, weil die nach Abzug desselben noch erforderliche Summe von 600 Thlr. in der reichsten Gemeinde Berlins nicht freiwillige Unterzeichner gefunden hat. Um so erfreulicher ist's, daß eine andere Gemeinde der Residenz, die der St. Matthäikirche, mit einem besseren Beispiel vorangegangen ist. Der Pfarrer und einige Gemeindeglieder haben nämlich den Wunsch gehabt, für die Altarnische dieser Kirche das seiner Vollendung nahe Flügelbild des Professors Herrmann hierselbst: der Ostermorgen, zu erwerben, wozu es denn, da der für die Größe des Bildes und die umfassende Arbeit sehr mäßige Preis auf 2000 Thlr. gestellt war, sehr bedeutender freiwilliger Leistungen bedurfte. Das Bild ist poetisch empfunden und vortrefflich ausgeführt und eignet sich seiner Gestalt und Behandlung nach für die Altarnische dieser Kirche ganz vorzüglich. Der Vorstand nahm daher keinen Anstand, nachdem schon eine beträchtliche Summe dafür gesammelt war, einen Beitrag von 300 Thlr. zuzusagen, und hat die Freude, ankündigen zu dürfen, daß der Ankauf schon jetzt als gesichert angesehen werden darf und gewiß bei der Vollendung des Bildes ganz feststehen wird. Außerdem haben wir in mehreren Fällen durch kleinere Summen für die bildnerische Ausstattung der Kirchen mitwirken können, indem wir 1) zu der Anschaffung eines in Holz geschnitzten Kruzifixes für die St. Stephans-Kapelle, dann 2) zur Herstellung alter, die Apostel darstellender Wandgemälde in der St. Jakobikirche zu Perleberg beigesteuert, 3) der kleinen und dürftigen Kirche zu Angelhausen bei Arnstadt in Thüringen gehörig präparirte Gips-Abgüsse der Apostel Petrus und Paulus von Peter Vischer, und endlich 4) zwei Kirchen-Blätter unseres Vorraths zu einiger Zierde ihrer schmucklosen Sakristei geschenkt haben. Daneben hat sich uns eine andere Thätigkeit eröffnet, die wir als eine sehr nützliche und erwünschte betrachten dürfen. Kurz vor der vorjährigen Versammlung hatten wir nämlich, wie schon in derselben erwähnt ist, einen Aufruf erlassen, in welchem wir Kirchenvorstände aller Art nicht nur zur Mitwirkung zu unserer Sache aufforderten, sondern uns auch zu Rath und That bei allen Fragen kirchlicher Kunst erboten. Dieser Aufruf hat zahlreiches Entgegenkommen gefunden; aus den meisten Provinzen der Monarchie, aus Ost- und Westpreußen, aus Pommern und der Mark, aus Posen und Schlesien, Westfalen und der Rheinprovinz, auch

von außerhalb ihrer Grenzen: aus Thüringen, aus Steiermark sind Anfragen an uns ergangen, denen wir, ohne die Geldmittel des Vereins in Anspruch zu nehmen, durch Rath, durch Mittheilung von Zeichnungen, welche die künstlerischen Mitglieder des Vorstandes bereitwilligst lieferten, durch Nachweisung geeigneter Kunsthandwerker und Unterhandlung mit diesen, entsprechen konnten. Gegenstände dieser Anfragen waren theils die architektonische Einrichtung und die Ornamentation der Kirchen, theils Abendmahlgeräthe, hauptsächlich Kannen, dann auch Kelche und Patenen, theils Taufbecken oder Taufschüsseln, Glasgemälde, Altarteppiche, selbst Glocken. Wir haben bei dieser Gelegenheit die Erfahrung gemacht, wie viel die Fabriken, an welche sich die Kirchenvorstände zu wenden pflegen, in Beziehung auf kirchlichen Stil zu wünschen übrig lassen, und wie wichtig es ist, gerade bei diesen unentbehrlichen Gegenständen des Kultus den Sinn an kirchlich-würdige und künstlerisch schöne Formen zu gewöhnen. Eine Sammlung von Entwürfen für Altarkannen und Kelche, welche wir dem feinen künstlerischen Gefühl und dem Eifer unseres Vorstandsmitgliedes Prof. Pfannschmidt verdanken und Ihnen vorlegen können, wird von der Richtung, welche wir dabei verfolgen, Zeugniß ablegen. — Ohne unmittelbare Mitwirkung unseres Vereins, jedoch mit Wissen des Vorstandes ist seit dem ersten Oktober v. J. ein Blatt entstanden, welches unter dem Namen des christlichen Kunstblattes für Kirche, Schule und Haus sich der Besprechung solcher Fragen widmete, und zu dessen Leitung die Vorsitzenden des hiesigen und des uns verwandten württembergischen Vereines sich mit dem Direktor Schnorr von Carolsfeld in Dresden, dem berühmten Herausgeber der Bilderbibel, vereinigt hatten. Ein besonderes Uebereinkommen mit dem Verleger gewährte uns eine Herabsetzung des Preises, durch die wir in den Stand gesetzt sind, den Mitgliedern das Blatt, und zwar in Quartalheften als eine Vereinsgabe anzubieten. Hoffentlich werden wir bald in der Lage sein, den Mitgliedern des Vereins neben dem erwähnten christlichen Kunstblatte noch eine andere und zwar ungewöhnlich werthvolle Gabe darzubringen, nämlich den schon im vorjährigen Berichte angekündigten in Linienmanier ausgeführten Kupferstich von Becker nach Teschners Ecce homo. Die Platte, deren Vollendung wir damals viel näher glaubten, ist erst jetzt nahebei fertig, und selbst der definitive Abschluß des Vertrages, dessen frühere Verabredungen wegen veränderter Umstände nicht maßgebend sein konnten, hat wegen der Abwesenheit des Herrn Professor Teschner noch nicht erfolgen können. Wir dürfen indessen hoffen, daß diese Hindernisse sich heben lassen und der Kupferstich, der — wie der vorliegende Probedruck ergibt — eine sehr gelungene Arbeit ist, den Mitgliedern zu Theil werden wird. Es tritt zwar dabei der eigenthümliche Umstand ein, daß die Auslagen, welche die Kasse des Vereins für die Beschaffung des christlichen Kunstblattes und dieses Kupferstichs im Laufe eines Jahrs zu bestreiten hat, sich für jedes Mitglied nicht unbedeutend höher als 1 Thlr. belaufen, also bei den Mitgliedern, die nur 1 Thlr. zahlen, den Betrag ihres Beitrags überschreiten. Wir glauben indessen diese Anomalie nicht scheuen zu dürfen, indem die älteren Mitglieder dieser Kategorie durch ihr Beharren bei dem Vereine unsere Mittel so weit gekräftigt haben, daß sie dazu ausreichen, und die neu hinzugetretenen darin, wie wir hoffen, einen

Grund finden werden, uns auch ferner treu zu bleiben. Der Zustand unserer Kasse erlaubt uns diese Ausgabe vollständig, wie die von dem Herrn Schatzmeister vorgelegte Uebersicht ergibt. Wir haben danach, nachdem sämmtliche fällige Ausgaben, namentlich auch der Beitrag zu dem in der Matthäikirche zu stiftenden Bilde und die Zahlung für die zwei ersten Quartale des christlichen Kunstblattes bestritten, und ungeachtet die Beiträge des Jahres 1858 noch sehr mangelhaft eingeliefert und die des Jahres 1859 noch gar nicht eingefordert sind, noch einen Bestand von 866 Thlr 14 Sgr. 8 Pf., aus welchen selbst in dem Falle der Anschaffung des Teschnerschen Blattes für dieses, für zwei Quartale des Kunstblattes und für laufende Ausgaben 300 bis 350 Thlr. ausreichen werden und mithin etwa 500 Thlr. übrig bleiben, für deren Verwendung wir keine augenblickliche Bestimmung haben. — Zum Beschlusse dieses Berichts dürfen wir einige unserer Sache günstige Ereignisse nicht unerwähnt lassen. Das eine ist, daß sich bei Gelegenheit des letzten Kirchentages ein dem unseren ähnlicher Verein für christliche Kunst in Hamburg gebildet hat, an dessen Spitze höchst angesehene und einflußreiche Einwohner dieser reichen und in jeder Beziehung tüchtigen Stadt stehen und dem ein segensreicher Erfolg nicht fehlen wird. Es sind mithin jetzt schon drei solche Vereine im evangelischen Deutschland thätig und wir haben Grund zu vermuthen, daß die Zahl derselben sich bald noch vermehren wird. Ein anderes hieher gehöriges Ereigniß ist das erst in den jüngsten Tagen erfolgte Erscheinen zweier gewaltigen Blätter in Holzschnitt, nach Martin Schön und Albrecht Dürer, Anbetung der Könige und Auferstehung, von Andreä mit größter Liebe vortrefflich gezeichnet, in der Gaberschen Officin in Dresden meisterlich geschnitten und von der Agentur des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg verlegt.* Auch sie sind gewissermaßen das Werk einer Vereinsthätigkeit, indem Professor Huber in Wernigerode, als eifriger Förderer christlich-volksthümlicher Kunst rühmlichst bekannt, das gewagte und kostspielige Unternehmen zum Theil mit Vorschüssen uneigennütziger Freunde der Sache bestritten hat."

Am Schluß der Versammlung wurden die statutenmäßig aus dem Vorstand ausscheidenden Mitglieder wieder gewählt.

Auch zur christlichen Bildersache —

(Aus dem Volksblatt für Stadt und Land.)

und zwar als eines der wirksamsten Mittel für Verbreitung der Wirkungen, welche überhaupt durch Bilder (namentlich mit begleitendem und entsprechendem Wort) im freien Dienste christlicher Erweckung unter dem Volke zu erwarten, — gehört ein Brauch, den Schreiber dieses, nachdem er ihn früher in römischen und romanischen Ländern vielfach bei Kapuzinern u. dgl. beobachtet, nun schon seit Jahren bei häufigen Wanderungen und Reisen geübt. Ich meine die Ver-

* Siehe Christliches Kunstblatt Nro. 13.

theilung von geeigneten Bildern besonders an Kinder — allenfalls auch an Erwachsene. Dazu gehört denn erstlich, daß man immer Bilder bei sich hat, die dann eben wieder nicht bloß durch Gegenstand und Ausführung sondern auch durch Tragbarkeit (womöglich in der Brieftasche) sich zu solchem Gebrauch eignen. Zweitens gehört dazu eine gewisse Gabe der Unterscheidung von Zeit, Ort, Personen und anderen Umständen — was die Welt wohl Takt zu nennen pflegt. Wer nur überhaupt weiß, welchen Eindruck Bilder auf Kinder machen, für den bedarf es keiner allgemeinen Nachweisung und Ausführung der vielen verschiedenen und mannigfaltigen Möglichkeiten erbaulicher oder sonst guter Eindrücke und Anregungen, die auf diese Weise den Kindern und durch sie den Erwachsenen durch Bild und begleitendes Wort und daran sich leicht anknüpfende Wechselrede gegeben werden können, wenn es im rechten Augenblicke und in der rechten Weise geschieht. Die in der Natur der Dinge und Menschen begründete allgemeine Wahrheit und Möglichkeit hat sich mir nun in der besondern Erfahrung unzählige Mal bewährt, und verdanke ich diesem Wanderbrauch nicht wenige der erfreulichsten und ergötzlichsten, ja oft genug erbaulichsten Erinnerungen an kleine Abenteuer in der Kinderwelt, denen auch ihre Engel gewiß mit Wohlgefallen zuschauen werden. Wie manches gute Samenkorn gerade auf diese Weise in den gelockerten und erwärmten Boden des Kinderherzens gelegt werden und unter Gottes Segen Frucht tragen konnte, weiß ich freilich nicht; aber der Hoffnung ist hier weiterer Raum gegeben, als bei gar mancher andern und mit größerer Mühe und Gewicht auftretenden Sämannsarbeit. Um mehr, als ich sagen mag, möchte ich diese Wanderfreuden nicht aufgeben, und habe solche deshalb auch oft genug in engern und engsten Kreisen sowohl als öffentlich dankbar gerühmt, mit Einzelnheiten anschaulich gemacht und zur Nachfolge aufgefordert. Freilich habe ich auch hier, wie in so manchen andern Stücken, meist die Erfahrung gemacht, daß in der engern christlichen Welt unter vielen Hunderten kaum Einer ist, der wenn er hört, was dieser oder jener mit Erfolg in christlichen Liebeswerken irgend welcher Art versucht hat, auch nur einen Augenblick für sich denkt: „Das könntest du doch einmal versuchen." — Geschweige denn, daß man es wirklich versuchte oder auch nur des Andern Thun thätig zu fördern suchte — es müßte denn mit einer kleinen Gabe gethan sein! — Nein — sondern es bleibt eben eine erbauliche oder sonst erfreuliche und ergötzliche, aber ganz unfruchtbare Anregung des Gemüthes, wobei Jakobus 1, 23—24 doch wohl nicht ohne alle Nutzanwendung sein dürfte. So schwer nun auch solche immer wiederholte Erfahrungen dem natürlichen Menschen fallen, so bringen sie doch unter Zucht des Geistes die Geduld und Hoffnung, welche denn auch mich immer wieder zu neuen Anläufen treibt. Grade diese Sache und grade jetzt wieder anzuregen, bin ich aber durch einen neuen und ganz besonders gelungenen Versuch mit bunten Bildern veranlaßt, bei deren Verbreitung auf meinen letzten Wanderungen, besonders im Thüringer Walde, ich die schon früher gemachten lieblichen und ergötzlichen Erfahrungen an Jung und Alt in ganz auffallender Weise gesteigert fand. So habe ich mir gleich vorgenommen, baldmöglichst einmal wieder in dies Horn zu stoßen und gleichgesinnte Wanderer und Reisende in dieser wanderlustigen Jahreszeit nicht bloß

aufzufordern, sich und andern dieselbe sehr wohlfeile und allseitig wohlthuende und ersprießliche Freude zu verschaffen, sondern ihnen auch eine neue Quelle nachzuweisen, wo sie sich mit solcher bunter Bildermunition versehen können. Und allerdings hängt damit gleich eine zweite Angelegenheit zusammen, zu deren Förderung, eben durch Verbrauch solcher Bildermunition, sei es zum Verschenken oder zu anderweitigem Absatz, ich die Leser des Volksblattes heranziehen möchte. Dazu aber gehört ein weiteres Ausholen und eine kleine Geschichte.

Schon lange nämlich beklagte ich den Mangel anderweitig geeigneter bunter Bilder zu solchem Zwecke, und bedarf es hier wohl keiner weitern Ausführung oder Erklärung der Thatsache des gewaltigen Eindrucks der Farbe auf den Menschen und zumal den verhältnißmäßig ungebildeten. Die bekannten Rauhhäusler Bilder „zum Vertheilen an Jung und Alt rc.“ sind in andern Beziehungen (wenn auch sehr ungleich und zum Theil auch den bescheidensten Kunstanforderungen allzuwenig genügend) durchschnittlich leidlich zweckmäßig, einzelne sehr hübsch — namentlich auch das Format für die Brieftasche geeignet u. s. w., so daß ich schon mehr solche Päckchen verschlossen habe als ich sagen mag, und wüßte ich mich kaum einer besser angelegten und auch höhere Freudenzinsen einbringenden Kapitalanlage zu erinnern. Immer aber waren und blieben die Bilderchen schwarz und ich vermißte alle Augenblick die Lust und Macht der Farbe. Anderweitig sind mir nur gewisse Stuttgarter kolorirte Bilderchen bekannt, deren sentimental manierirtes Wesen mir aber ein für allemal ab- und anstößig ist. Da wurde mir im Anfang des vorigen Winters ein wackerer armer Schlossergesell zugewiesen, der an der linken Seite und besonders am Arm völlig gelähmt, zu seinem Beruf und jeder zweihändigen Arbeit völlig unfähig, bei dem sehnlichsten Wunsch und sonst genügender Tüchtigkeit sein Brod durch ehrliche Arbeit zu verdienen, sich zu Müßiggang und Elend und deren Versuchungen getrieben sah. Nach mancherlei vergeblichen Anschlägen mit dieser und jener irgend lohnenden Beschäftigung fiel mir endlich ein: ob er nicht Koloriren lernen könnte — eine Arbeit, deren Nutzbarkeit im christlichen Armenwesen ich schon öfters bedacht und hervorgehoben hatte. Um die Sache kurz zu machen, so ist er nun wirklich im Stande, solche Rauhhäusler und ähnliche Bilder (nach Vorbildern) ganz sauber zu koloriren und schon durch den bloßen Arbeitslohn, den ihm das Rauhe Haus zahlt, sich von Almosen unabhängig zu halten, was er in ehrenhaftem Handwerkssinn bitterlich scheut. Da er ein Häuschen geerbt hat, wo er mit seiner fleißigen Schwester wohnt und ein paar kleine Miethsleute halten, auch in einer hellen Kammer sein „Atelier“ einrichten kann, so wäre das soweit ganz gut, und ist es eine Freude zu sehen, welche Veränderung das Bewußtsein einer ehrlichen lohnenden Arbeit und die Freude gerade an solcher Arbeit in Stimmung, Ausdruck und Haltung des wackern Menschen hervorgebracht. Aber das Häuschen ist sehr baufällig und während der langen Arbeitslosigkeit ist gar viel an Kleidung und Geräth draufgegangen und eine Vermehrung der Einnahme über den sehr geringen Lohn hinaus sehr wünschenswerth, um dies Hauswesen wieder aufzurichten und zu halten. Da hat sich denn mein vulkanischer Kolorist auf meinen Rath entschlossen, seine Kunstprodukte an kolorirten Bildern (vorläufig Rauhhäusler) auch auf

eigne Rechnung zu verkaufen, worüber die nähern Bedingungen in einer besondern Anzeige zu ersehen; hier aber möge solche Waare sowohl Einzelnen als christlichen Vereinen zur Kolportage oder sonstigen Verbreitung bestens empfohlen sein. V. A. H.

Schelling
über das Kunstideal Christi.

In der nunmehr erst etwa zwanzig Jahre nach dem berüchtigten Vordruck des unapostolischen Paulus veröffentlichten Philosophie der Offenbarung (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung) sagt Schelling aus Anlaß der von ihm gegebenen Deutung des Geheimnisses der Menschwerdung des Logos (Bd. II. S. 182 f.), daß mit der Menschwerdung Christi ein völlig neues, zuvor in der Welt nicht gewesenes Element in die Welt gekommen sei, nicht als ein von den Gesetzen der Welt Ausgenommenes, oder das kein sich Analoges in der Welt hatte, sondern die Entherrlichung seines in die Welt Kommens sei gerade darin bestanden, daß es einem in dieser Welt Seienden ganz analog und denselben Gesetzen unterworfen wurde. Solch ein neues Element, das mit Christo in die Welt gekommen, könne dem nicht so unerwartet sein, der z. B. Christi Aeußerungen von seinem Fleisch und Blut als einer himmlischen Nahrung bedenke. Vielleicht könne selbst der Sinn des Nachtmahls nur durch eine solche Voraussetzung völlig begriffen werden. Auch aus anderen Gründen sei anzunehmen, daß Christus, obwohl sonst vollkommener und wahrer Mensch, und nicht etwa blos einen Scheinkörper tragend, wie die sogenannten Doketen annehmen, doch durch seine körperliche Beschaffenheit über den Druck der irdischen Materie erhoben war. Auf eine eigenthümliche höhere Stimmung auch seines Physischen könne man aus manchen Thatsachen schließen, z. B. daß das Volk sich drängte, ihn zu berühren, weil eine Kraft von ihm ausging und alle geheilt wurden (Lucä 6, 19) — er selbst fühle das Ausgehen einer solchen Kraft von sich in einem ausdrücklich erzählten Fall (Marci 5, 30; Lucä 8, 46); es gehören hieher auch seine wundervollen Fortschritte als Kind, die ungemeine Feinheit seines Geistes, sein frühes Verscheiden am Kreuz, da Gekreuzigte sonst bis zum dritten Tag und wohl noch länger Leben in sich behielten.

„Auch für die Kunst ist es nicht unwichtig, wie man über diesen Punkt denkt. Unter den Theologen selbst und unter den Kirchenvätern war über das äußere Ansehen Christi nicht einerlei Meinung. Ein Theil glaubte, er müsse auch äußerlich als der Schönste unter den Menschenkindern gedacht werden, nach der Stelle im 45. Psalm. Andre meinten im Gegentheil, er sei äußerlich unansehnlich, ja häßlich gewesen, nach der Jesaianischen Weissagung (Kap. 53): „Gleich wie viele über ihn sich entsetzten, weil seine Gestalt weniger schön (entstellter) als selbst des Geringsten unter den Menschen war, so werden (in der Folge) viel Heiden über ihn jauchzen." Ein Theil meinte, er sei weder schön noch häßlich von Gestalt und Ansehen gewesen. Wie man nun aber insbesondere die Gesichtszüge Jesu sich denke (wobei jedenfalls die verschiedenen Arten

der Schönheit zu erwägen wären, die der Lateiner durch pulcher, venustus, formosus unterscheidet; Sueton sagt z. B. von einem der Cäsaren (Nero I.), er sei vultu magis pulchro quam venusto gewesen); aber das mußte doch schon in dem Aeußern und Physischen Christi sichtbar sein, daß seiner Körperlichkeit ein Element zu Grunde lag, das nicht von dieser Welt war. In dieser Hinsicht scheint mir in Skulptur und Malerei das wahre Christusideal noch nicht dargestellt."

Denkmünze

auf die Geburt des neuen preußischen Thronerben.

Auf das frohe Ereigniß, welches die Aufschrift bezeichnet, haben die Eltern des neugeborenen Prinzen in der Loosschen Medaillenmünze eine Denkmünze prägen lassen, welche, von A. Fischer modellirt, auf der einen Seite (Avers) einen Engel mit einem Knäblein auf dem Arme darstellt und die Umschrift trägt: FRIEDRICH WILHELM VICTOR ALBERT PRINZ V. PREUSSEN GEBOREN D. 27. JANUAR 1859. Die Kehrseite (Revers) enthält in länglichem Quadratbild mit Rahmen die Köpfe des Prinzen und der Prinzessin



Friedrich Wilhelm von Preußen nach den Bildnissen von Kullrich in gelungener Aehnlichkeit; über denselben schwebt, von zwei Engeln gehalten, die Königskrone, während das Doppelbildniß auf dem preußischen Adler mit ausgebreiteten Schwingen ruht. Die Umschrift besteht aus den Namen des hohen Paars. Die Medaille, gegen zwei Zoll im Durchmesser, hat die doppelte Stärke eines Zweithalerstücks und ist aus gediegenem Gold oder Silber. Sie ist den Pathen des Prinzen und andern Personen als Ehrengeschenk übergeben worden. Erkauft kann sie werden sammt Etui in Gold um 20 Friedrichsd'or, in Silber um 7 Thlr., in Bronce um 1½ Thlr. Niedliche ovale Breloquestücke in der Größe eines preußischen Silbersechsers sind zum Preise von 1 Friedrichsd'or und 1 Thlr. zu haben.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Oktober 1859. Nro. 19 u. 20.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

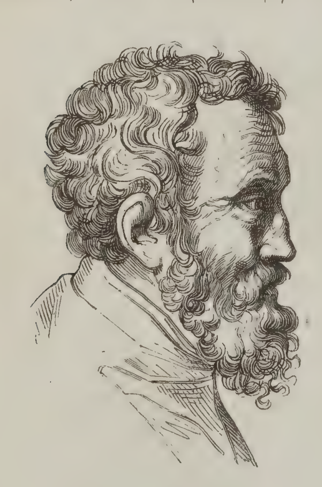
Michel Angelo
und der christliche Begriff der Erhabenheit.

Die Aesthetiker unterscheiden in Betreff der künstlerischen Gestaltung des Inhalts drei Stufen oder Ausdrucksweisen, und bezeichnen dieselben gemeinhin als die Formen der Schönheit, der Erhabenheit und der Anmuth. Jede dieser Formen steht natürlich zu einer ihr entsprechenden Auffassung des Inhalts in

unmittelbarer Beziehung: denn nur die innigste Harmonie zwischen Form und Inhalt macht das Kunstwerk zum Kunstwerk. Und darum sind jene Formen nicht bloße Formen, sondern zugleich Ideen, d. h. sie haben selbst einen bestimmten unterschiedlichen Inhalt, indem sie ein bestimmtes Verhältniß des Innern zum Aeußern, des Wesens zur Erscheinung, des Gedankens (Geistes) zu seiner Verkörperung (Objektivirung) voraussetzen.

Unter den größten Meistern der christlichen Kunst theilen sich in das Reich der Anmuth und Grazie Correggio, Tizian und verschiedene Meister zweiten Ranges; auf der Höhe der Schönheit im engern Sinne, d. h. der Verschmelzung des Anmuthigen mit dem Erhabenen, und damit auf dem Gipfelpunkte künstlerischer Vollendung steht der unsterbliche Urbinate; ihm gegenüber auf der steilen Felsenspitze der Erhabenheit fast einsam und allein sein mächtiger Nebenbuhler Michel Angelo Buonarotti. Raphael, Tizian, Correggio sind allgemein bekannt; einzelne mehr oder minder bedeutende Werke von ihnen finden sich wohl in jeder größeren Gallerie. Michel Angelo dagegen dürften viele unserer Leser nur dem Namen nach kennen, weil seine Schöpfungen fast ausschließlich Italien (besonders Rom und Florenz) angehören. Und doch gewährt es nicht nur vom künstlerischen und ästhetischen, sondern auch vom religiösen und psychologischen Standpunkte aus ein besonderes Interesse, den Geist und Charakter dieses wunderbaren Mannes näher in Betracht zu nehmen.

Michel Angelo war von Geburt wie von Charakteranlage eine aristokratische Natur, aber aristokratisch im edelsten Sinne des Worts: das ist ein erster Grundzug seines Wesens. Er stammte aus dem alten Geschlechte der Grafen von Canossa und wurde am 6. März 1474 geboren zu Caprese oder Chiusi im Casentinerthale (nahe bei Florenz), wo sein Vater Podesta war. Er kam zwar als Knabe in die Lehre bei Domenico Ghirlandajo, wurde auf dessen Empfehlung in die von Lorenzo Medici gegründete Schule für Maler und Bildhauer aufgenommen, und erwarb sich bald die Gunst dieses großen und edlen Mediceers in dem Grade, daß er ihn in sein Haus aufnahm und wie einen Sohn behandelte. Nichtsdestoweniger war er Autodidaktos im vollen Sinne des Worts: die ächt aristokratische Selbstständigkeit, Kraft und Ursprünglichkeit seiner Natur ließ es kaum zu, daß er etwas von fremd her in sich aufnahm: das eifrigste Studium anderer Meister diente ihm nur, seine persönliche Eigenthümlichkeit höher zu entwickeln, und kaum dürfte sich in seinen ersten Jugendarbeiten ein Element aufweisen lassen, das er einem Andern als sich selbst verdankte. — Von Natur fühlte er sich mehr zur Skulptur hingezogen und stellte diese Kunst auch in seinem ästhetischen Urtheil höher als die Malerei; wenigstens erklärte er ausdrücklich, „daß ihm die Malerei soviel besser scheine, als sie sich zum Relief neige,



Michel Angelo.

das Relief dagegen um so schlechter, je mehr es sich der Malerei nähere, — und daß die Skulptur die Leuchte der Malerei sei und zwischen beiden ein Unterschied wie zwischen Sonne und Mond stattfinde" (Guhl, Künstlerbriefe S. 220) — ein Ausspruch, der für seine künstlerische Richtung höchst bezeichnend ist. Dennoch überwand er diese Vorliebe, als Pabst Julius II. trotz seiner Entschuldigung, daß er in der Behandlung der Farben zu wenig geübt sei, darauf bestand, er solle die Decke der sixtinischen Kapelle (im Vatikan) mit Fresken ausschmücken; er malte, und grade seine großen Wandgemälde sind nach dem Urtheil aller Kenner das Vorzüglichste und übertreffen Alles, was er im Gebiete der Skulptur und der Architektur geleistet hat. Denn auch zum Architekten machte ihn seine großartige Willensenergie und die schöpferische Macht seines Geistes; er übernahm schwierige Bauten, nicht nur von Kirchen und Palästen, sondern auch von Festungswerken und Kriegsmaschinen, als Zeit und Umstände ihn dazu drängten, und führte sie mit solcher Kraft und Geschicklichkeit aus, daß (nach Lanzi) seine Zeitgenossen sich verwunderten, wie er doch zu solcher Meisterschaft gelangt sein möge in einer Kunst, die er anscheinend nie studirt hatte.

Diese Willensenergie, diese Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit des Geistes, die ihn befähigte, jede Kunst und jede Aufgabe mit jener künstlerischen Freiheit zu behandeln, welche das Privilegium des Genius ist, paarte sich in ihm mit einer gleich hohen sittlichen Freiheit, mit einem gleich energischen Sinn für Recht und Gesetz, für religiöse und sittliche Wahrheit. Das zeigt sein Benehmen in den Kämpfen und schwierigen Verhältnissen, in die ihn der Gang seines langen ereignißreichen Lebens verstrickte. In den kirchlichen und politischen Bewegungen, welche Savonarola's vergeblicher Versuch, die Kirche zu reformiren und Religiosität und Sittlichkeit wiederherzustellen, angefacht hatte, ergriff er mit Ernst und Entschiedenheit die Partei des Reformators und bedauerte schmerzlich, daß sein Unternehmen keinen bessern Erfolg hatte. Nichts desto weniger rief ihn Julius II., als er kaum den päbstlichen Stuhl bestiegen, nach Rom und überhäufte ihn mit Arbeiten und Gunstbezeugungen. Aber auch ihm (wie seinen Nachfolgern) gegenüber wußte er sein Recht, seine Künstlerehre und Künstlerfreiheit mit solcher Energie zu wahren, daß er zwar mehrfach in Konflikte gerieth, aber stets als Sieger daraus hervorging. So brach er, als Julius II. ihn einst aus dem Palast hatte weisen lassen (weil er zu unnachgiebig auf seinem Rechte bestand), sofort alle Verbindung ab, verkaufte auf der Stelle alle seine Sachen in Rom an einen Juden und kehrte nach Florenz zurück; der Pabst mußte nachgeben, ihn durch die Signoria von Florenz zur Wiederkunft einladen lassen, ihm volle Sicherheit vor willkürlicher Bestrafung gewähren, ja in Bologna persönlich ihm Versöhnung anbieten, ehe er sich bewegen ließ, die angefangenen Arbeiten in Rom wieder aufzunehmen. In den letzten Kämpfen, welche Florenz (1528—1530) gegen die Mediceer um seine Freiheit kämpfte, trat er, trotz der Freundschaft und der Verbindlichkeiten, die er den Mediceern schuldete, auf die Seite des Volks, weil es die Seite des Rechts und der Gesetzlichkeit war, übernahm während der Belagerung der Stadt die Anlage der Befestigungs- und Vertheidigungsbauten, opferte ihr nicht nur

Zeit und Kraft, sondern auch den größten Theil seiner Ersparnisse, und wurde nach Eroberung der Stadt nur um seiner künstlerischen Größe willen von den Mediceern amnestirt. Nachdem er letzteren die Arbeiten geliefert, zu denen er sich verbindlich gemacht, verließ er blutenden Herzens die geliebte Heimath, um, trotz aller Bitten und Anerbietungen, nie wieder zurückzukehren (Guhl, S. 168 ff.). —

Mit gleicher Strenge des Sinnes, mit gleicher Energie und Ausdauer betrieb er seine künstlerischen Arbeiten. Wie er die Marmorblöcke aus den Brüchen sich selber holte, wie er jede Feile, jeden Bohrer und Meißel, den er brauchte, eigenhändig fertigte, alle Malervorkehrungen selber herrichtete, die Farben sich selber rieb und selber anmischte, weil es ihm kein Andrer genau und sorgfältig genug machte, — so geschah es wohl, daß er im Eifer der Arbeit Tage lang nicht aus den Kleidern kam und kaum einige Stunden der Nacht sich Ruhe gönnte, um nachher, nachdem das Werk vollendet, ihm unzufrieden mit sich selbst den Rücken zu kehren. Seine Anforderungen an sich waren fast noch größer, als die er an Andre stellte, und in seinem Streben, das immer nur auf das Größte, Höchste, Schwerste gerichtet war, that er sich niemals genug. Nach der technischen Seite hin war es die Zeichnung, nach der geistigen die Charakteristik, in der er vorzugsweise dies Höchste zu erreichen sich bemühte. Nachdem er, wie man sagt, zwölf Jahre lang mit größtem Eifer Anatomie studirt hatte, besaß er eine solche Kenntniß des menschlichen Knochen- und Muskelsystems, eine solche Sicherheit und Leichtigkeit in der Zeichnung der schwierigsten Verkürzungen, daß man an seinen Figuren Anatomie studiren könnte. Aber je höher sein Geist und seine künstlerische Virtuosität sich hob, desto mehr scheint er den Sinn für jenes innere Maß verloren zu haben, das keine Kunst überschreiten darf, weil es das Maß der Schönheit und Wahrheit ist. Michel Angelo ist κατ᾽ ἐξοχήν der Maler der christlichen Idee der Erhabenheit: die ihm eigne Willensenergie, die Selbstständigkeit und Freiheit, mit der er über alles Typischüberlieferte sich hinwegsetzte und eine eigne Welt nach eignem Ideal sich zu schaffen suchte, sein Streben nach dem Höchsten, Außerordentlichen, Uebermenschlichen, befähigten ihn vorzugsweise dazu und waren die Hebel seiner eminenten Größe. Aber auf der schwindelnden Höhe, zu der er sich hinaufschwang, begann seine Herrschaft über sich selbst zu wanken; er vermochte nicht immer seiner eigenen Meisterschaft, seiner eigenen Größe und Macht mächtig zu bleiben. Er verlor in sich selbst das Gleichgewicht, und damit schlug sein Wollen nicht selten in Willkür, sein Sinnen in Eigensinn um; er verlor jenes innere Maß der Schönheit, — und das Erhabene, Uebernatürliche, das er erstrebte, verwandelte sich ihm unter der Hand ins Unnatürliche und Ungeheure, das Großartige ins Groteske, das Gewaltige ins Gewaltsame; ja er verirrte sich zuweilen wohl soweit, daß er nur darnach trachtete, seine eigne künstlerische Virtuosität geltend zu machen. —

Man hat daher gemeint, seine Darstellungsweise, sein ganzer Stil trete bereits aus dem Geiste und der Weltanschauung des Christenthums heraus; er sei der Erste, dessen Werke nicht mehr blos der Form, sondern auch dem Geiste nach jene Rückkehr der christlichen Kunst auf den Standpunkt der antiken be-

zeichnen, auf welchen die italienische Architektur bereits im fünfzehnten Jahrhundert (im sogenannten Renaissancestil) zurückstrebte; er sei jedenfalls der Erste, der jene Umwandelung der christlichen Weltanschauung angebahnt habe, welche im Verlauf des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich vollzog, und nach welcher Gott nicht mehr erhaben über der Welt, sondern wie die Götter der Griechen und Römer nur innerhalb der Welt sein Wesen und seine Thätigkeit entwickele. Michel Angelo's Richtung sei nicht mehr die idealistische seiner großen Nebenbuhler, des Leonardo da Vinci und Raphael; seine Auffassung und Behandlung sei vielmehr eine entschieden realistische; aber so wenig auch seine Gestalten von der christlichen Verklärung des Irdischen, von der himmlischen Schönheit der Seele und des Leibes an sich tragen, so wenig seien sie doch bloße natürliche Menschen, bloße Abbilder der gemeinen Wirklichkeit; sie erscheinen vielmehr durchweg wie Personifikationen der urweltlichen, elementaren Natur- und Geisteskräfte, welche die Welt halten und bewegen, unberührt von menschlicher Schwäche und Gebrechlichkeit; darin bestehe ihre Idealität; aber eben in dieser Idealität weisen sie nicht über sich selbst hinaus auf ein höheres überirdisches Dasein hin, sondern bewegen sich ganz innerhalb der Welt; denn sie bedürfen keines Jenseits, weil sie in sich selbst ihr Genügen und volle Befriedigung finden. Eben damit aber seien sie, wenn auch nicht der Form, doch dem Inhalte nach, auf Eine Linie mit den Meisterwerken der griechischen Kunst gestellt.

In der That, wenn man die allegorischen Figuren der Nacht und des Tages, der Abend- und Morgenröthe (am Denkmal Giuliano's von Medici und Lorenzo's von Urbino in S. Lorenzo zu Florenz), — nackte Gestalten von gewaltigem Gliederbau und großartigem Rhythmus der Bewegung, — wenn man das jüngste Gericht, das berühmte Wandgemälde in der sixtinischen Kapelle des Vatikan, betrachtet, mit seinen vielen großleibigen Heiligen, die so wenig Heiligkeit und dafür so viel Muskelkraft zeigen, daß sie nicht zum seligen Ruhen in Gott, sondern zu Kampf und Streit in den Himmel gerufen zu sein scheinen, — mit seiner zwar großartigen, aber heftig bewegten Christusgestalt, die nur Zorn und Verderben athmet, so daß selbst Maria zagend und zitternd sich in ihre Gewande hüllt und kaum aufzublicken wagt, — mit seinen kämpfenden Teufeln und Verdammten, die mehr das wüthende Ringen feindseliger Gewalten mit einander, als den Vollzug einer göttlich verhängten Strafe zu versinnlichen scheinen, — wenn man auf diese und einige ihnen verwandte Darstellungen den Blick richtet, so scheint allerdings jenes Urtheil, das die Einen zum Lobe, die Andern zum Tadel umprägen, gerechtfertigt zu sein.

Gleichwohl ist es, wenn nicht falsch, doch entschieden einseitig. Denn die so urtheilen, übersehen nicht nur, daß die angeführten Werke zu den späteren Arbeiten Michel Angelo's gehören, die gerade nicht seine besten sind, sondern sie bemerken auch nicht, daß selbst auf diese Darstellungen ihr Urtheil nur zum Theil paßt. Jener Christus des Weltgerichts würde zwar vielleicht dem christlichen Gefühle mehr zugesagt haben, wenn statt des Zorns der Schmerz aus ihm gesprochen hätte, verdammen zu müssen und nicht retten zu können; aber auch so wie er ist, in dieser Erhabenheit eines unwiderstehlichen vernichtenden

Zorns, zeigt er keine Verwandtschaft mit dem antiken Ideal der Erhabenheit, das die Griechen im olympischen Zeus des Phidias verkörpert fanden. Denn hier wie überall ist die Erhabenheit, die Michel Angelo darstellt, nicht die stille klare Majestät des griechischen Gottes, der in unstörbarer Ruhe die Natur beherrscht, weil er im Grunde mit ihr und ihren Gesetzen eins ist; überall ist es vielmehr die Erhabenheit des Geistes über die Natur, die Majestät Dessen, der den Naturlauf und seine Gesetze durchbricht, weil sie nur seine Werkzeuge sind, der die Welt in Trümmer schlägt, um sie in neuer Gestalt wieder aufzubauen, — es ist die Erhabenheit des christlichen überweltlichen Gottes in seiner unendlichen Größe und Macht, die er mit keinem Andern theilt, weil er nur Er selbst allein ist. Diese Erhabenheit läßt sich nicht unter der Form stiller thronender Ruhe, sondern nur durch den Ausdruck einer mächtigen aufstrebenden Bewegung, die weit über das Irdische sich hinausschwingt, zur Anschauung bringen.

Darum pulsirt eine schwunghafte Bewegung als innerliche Bewegtheit selbst in denjenigen Gestalten Michel Angelo's, die äußerlich in Ruhe und Unthätigkeit versunken erscheinen. Wir finden sie nicht nur in den erwähnten allegorischen Figuren des Tags und der Nacht, der Morgen- und Abenddämmerung, nicht nur in der berühmten Statue des Moses, die das Grabmal Julius II. ziert — eine mächtige sitzende Gestalt mit lang herabwallendem Barte, von niederschmetternder Strenge des Ausdrucks, im Begriff aufzuspringen, wie es scheint, beim Anblick der Anbetung des goldenen Kalbes, — nicht nur in der ebenso berühmten Statue des David mit der Schleuder, die Michel Angelo noch als junger Mann aus einem von Agostino di Guccio verhauenen kostbaren Marmorblock herausarbeitete, sondern auch in dem Hauptwerke seines Lebens, das allgemein für die vorzüglichste Arbeit von ihm gilt, in den großen Deckengemälden der sixtinischen Kapelle. Dieser Cyklus von Freskobildern, der die ganze Decke mit den Gewölbekappen der vier Ecken, mit den Stichkappen und den Bögen über den Fenstern umspannt, bildet ein ideell zusammenhängendes Ganzes, das nicht nur in technischer Beziehung durch die gediegenste charaktervolle Zeichnung, durch großartige Schönheit der Komposition und ein kräftiges entsprechendes Kolorit sich auszeichnet, sondern mehr noch durch die Tiefe des geistigen Gehalts und die Mannigfaltigkeit von Formen und Figuren, in denen überall die Eine Idee der christlichen Erhabenheit verkörpert erscheint. Wer Michel Angelo kennen lernen will, muß diese Malereien studiren; darum sei es uns erlaubt, sie etwas näher zu beschreiben.

Der Grundgedanke des Ganzen ist offenbar, die Geschichte der Menschheit und insbesondere des Volkes Israel von der Erschaffung der Welt bis zum Auftreten der letzten Propheten als Eine fortlaufende, aber nicht blos in Worten, sondern fast mehr noch in Thaten sich aussprechende Prophezeihung auf den kommenden Messias darzustellen. Die Decke selbst zeigt uns daher in dem mittleren flachen Theile ihres Spiegelgewölbes die Hauptscenen aus der Genesis, in vier größeren Gemälden die Schöpfung der Sonne und des Mondes, die Erschaffung Adams, den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese und die Sündfluth; in fünf kleineren dazwischengefügten die Scheidung des

Lichts von der Finsterniß, die Gründung des festen Landes durch Trennung des Wassers, die Erschaffung der Eva und zum Schluß das Dankopfer der der Sündfluth entronnenen Noachiden und Noahs Trunkenheit. In diesen Bildern, in denen fast überall die Gestalt Gott-Vaters bedeutsam hervortritt, erscheint die Erhabenheit in ihrer höchsten Potenz, in vollster Entfaltung ihres Wesens nach Form und Inhalt. Denn hier ist sie eben die künstlerische Form für den schöpferischen Geist Gottes, der, über den Wassern schwebend, von himmlischen Heerschaaren (göttlichen Einzelkräften) getragen, mit mächtigem Flügelschlage daherrauscht; hier versinnlicht sie die Allmacht des Ewigen, die im Schaffen zugleich mit Weisheit scheidet und ordnet, — aber auch die ethische Größe des liebenden Vaters, der mit mildem majestätischem Ernste in Ausdruck und Geberde die eben erschaffene, ihm anbetend zu Füßen sinkende Eva ermahnt, als wolle er den drohenden Sündenfall verhüten. In beiderlei Beziehung, in Darstellung der schöpferischen Allmacht wie in Versinnlichung der höchsten sittlichen Hoheit hat Michel Angelo einen Adel und eine Einfachheit des Stils, eine Großartigkeit und Majestät der Formgebung erreicht, daß man ihn als den Phidias der christlichen Idee des Erhabenen betrachten kann. Unterhalb dieser gleichsam absoluten Erhabenheit eine Stufe tiefer, doch in innerer Beziehung zu ihr stehen die Gestalten Adams und Eva's, beide zwar nicht urweltliche, wohl aber urmenschliche Prototypen unsres Geschlechts, Abbilder der göttlichen Schöpferkraft im verjüngten Maßstabe, beide von mächtigem Gliederbau, selbst Eva zwar ohne Anmuth im engern Sinne, aber von einer edlen großen Schönheit, die, um erhaben zu bleiben, es verschmäht, anmuthig zu sein. —

An die Deckengemälde schließen sich zunächst die Malereien in den Gewölbekappen der vier Ecken an. Sie leiten, in weiterer Entwickelung der Grundidee des Ganzen, zu der Spezialgeschichte des Volkes Israel hinüber, indem sie uns einzelne Thaten und Begebenheiten vorführen, welche das Volk Israel durch göttliche Fürsorge aus Noth und Gefahr gerettet haben, das Wunder der ehernen Schlange, Davids Sieg über Goliath, Judith nach der Ermordung des Holofernes und das Gastmahl der Königin Esther mit der Bestrafung des Haman. In ihnen, wie bereits in der Darstellung der Sündfluth, entfaltet sich ein großartiges d r a m a t i s c h e s Pathos; es tritt eine neue Seite im Begriff der Erhabenheit hervor, das Erhabene im Thun und Leiden, die furchtbare Größe eines göttlichen Strafgerichts, die Hoheit der Gesinnung und die unwiderstehliche Macht der gottberufenen Helden eines von Gott geführten Volkes. Aber auch diese Scenen bilden wiederum nur den Uebergangspunkt zu einer neuen Reihe von Darstellungen. In einer halb gegensätzlichen, halb ergänzenden Beziehung stehen zu ihnen die Darstellungen in den Stichkappen des Gewölbes und den Bögen über den Fenstern. Sie zeigen uns die Vorfahren der Jungfrau Maria, den Stammbaum, dessen höchste und edelste Frucht der Erlöser war; sie weisen also schon bestimmter auf den ideellen Mittel- und Zielpunkt des Ganzen hin. Da von dem Leben, den Thaten und Schicksalen der hierher gehörigen Persönlichkeiten meist nichts bekannt ist, da sie jedenfalls hier nur wegen ihres Verhältnisses zu dem göttlichen Sprößling des Geschlechts, und also nur als F a m i l i e n glieder einen Platz im großen Ganzen einnehmen, so

hat sie Michel Angelo benützt, um in ihnen die verschiedenen Seiten, Verhältnisse und Motive des Familienlebens zur Anschauung zu bringen. Darnach scheint es, als müsse hier nach der Seite der Form hin ein Riß in die Einheit des Ganzen eintreten, da das Familienleben nach der gewöhnlichen Auffassungsweise in keiner Beziehung zur Idee der Erhabenheit steht. Allein die großartige Einfachheit, die patriarchalische Würde und Hoheit des Sinnes, die aus diesen Scenen eines in Gott ruhenden Familienglücks herausspricht, macht die Darstellung doch wiederum zur Offenbarung eines neuen Moments im Begriff der Erhabenheit und zeigt uns, wie Alles in der Welt an ihr Theil hat, das auf göttlichem Grunde ruht und vom göttlichen Geiste durchdrungen ist.

Eben darum aber wird, je enger und unmittelbarer die Beziehung des Menschen zur waltenden Macht und Weisheit Gottes ist, um so höher und entschiedener der Ausdruck der Erhabenheit sein, deren das menschliche Wesen fähig ist. Auf der höchsten Stufe, die der Mensch zu erklimmen vermag und die ihn der göttlichen Erhabenheit am nächsten bringt, stehen daher die auserwählten Werkzeuge Gottes, denen Er seinen Geist einhaucht, auf daß sie der Welt seinen Rathschluß, seine Verwarnungen und Verheißungen, seinen Zorn und seine Gnade verkünden. Diese Stufe — in der sich die verschiedenen Seiten der Idee der Erhabenheit gleichsam mit ihrem Grund- und Ausgangspunkte zusammenschließen — zeigt uns Michel Angelo endlich in den hehren Gestalten der Propheten und Sibyllen, welche die Dreieckfelder des gewölbten Randes der Decke einnehmen. Neben den größeren Deckengemälden machen sie am meisten sich geltend; ja sie sind der Dimension nach die größten Figuren von allen, weil sie die Hauptträger der Einen Grundidee des Ganzen sind. Jeremias, Ezechiel, Joel, Zacharias, Jesaias, Daniel, Jonas, sind ja vorzugsweise diejenigen Propheten, die nicht müde wurden, das entartete Volk zu strafen und auf die Zukunft des Herrn hinzuweisen. Zwischen ihnen finden die (fünf) Sibyllen, die das Alterthum kennt, nur darum ihren Platz, weil sie nach der damaligen populärkirchlichen Tradition von Gott berufen waren, wie die jüdischen Propheten dem Volke Israel, so ihrerseits den heidnischen Völkern den kommenden Heiland zu verkünden. Allerdings scheinen diese gewaltigen, heldenmäßigen, charaktervollen Gestalten mit den nervigen Armen, den mächtigen Nacken und den dräuenden Gesichtern nicht sowohl über Gedanken, die Welt zu belehren und zu warnen, als vielmehr über Thaten, über große, welterschütternde Thaten zu brüten; und mancher wird daher gerade das Prophetenmäßige, den Anhauch des göttlichen Athems, den Ausdruck der Begeisterung und religiösen Verklärung an ihnen vermissen. Allein auf dem Standpunkt, auf den Michel Angelo sich und den ganzen Cyklus seiner Darstellungen stellt, auf dem Standpunkt göttlicher Schöpfermacht und Thatkraft erscheint die Lehre ohne Werth, die nicht zugleich eine That ist, die Thaten dagegen, die aus dem Geiste geboren sind, zugleich als die besten Lehrmeister der Welt; und in Wahrheit waren ja die Offenbarungen, die der Gott Israels seinen Propheten mittheilte, keine neuen Ideen, keine Reflexionen und Lehrsysteme, sondern mächtige Impulse zur Umkehr, zu thatkräftiger Besserung des ganzen Lebens; und die Sibyllen, welche die Geburt des Heilands weissagten, verkündeten damit zugleich das Verderben des

Heidenthums, den grauenvollen Untergang einer ganzen Welt der Bildung und Civilisation in sittlicher Fäulniß, in Sünde und Verbrechen, in Mord und Todtschlag. —

Angesichts dieser Darstellungen und ihrer Motive, die überall einen Genius ersten Ranges verrathen, wird man nicht mehr von einer zum Heidenthum nei-



Jeremias. Sibylle.

genden Weltanschauung, vom Mangel an christlichem Gefühl und christlichem Glauben reden können. Michel Angelo hielt ernst und streng am Christenthum fest, aber er faßte es allerdings in einer Weise und von einer Seite auf, die dem bei weitem größten Theile der Gläubigen unzugänglich sein dürfte. Ihm war das Christenthum die größte, gewaltigste, folgenreichste That, das Seiten- und Gegenstück der Weltschöpfung, die Schöpfung einer neuen bessern Welt, in der alle Schwäche, Kleinlichkeit, Niedrigkeit verschwinden, nur Kraft und Größe walten und wirken sollte. Ihm ist die Wurzel des Bösen eine doppelte, einerseits der titanische Hochmuth, der dem Willen Gottes sich widersetzt und die Macht des Allmächtigen bewältigen oder doch übertrotzen will, andrerseits die gemeine Schwäche, Unsicherheit und Kleinlichkeit des Willens, der aus Mangel an Energie die Bahn zum Guten verläßt und statt zu Gott, dem Ideal der Größe und Majestät, hinaufzustreben, den kleinen, durch Anmuth verlockenden Gegenständen der Welt und ihren Genüssen nachtrachtet; — jener bedingte den Fall Lucifers, diese den Fall des Menschen; jenen versinnlichte Michel Angelo im Weltgericht, diese in den Deckengemälden vom Fall Adams und Eva's und der Trunkenheit Noahs. Demgemäß bedarf der Mensch, soll er von seinem Falle sich wieder erheben, der Mittheilung neuer Willensenergie, neuer Helden-

stärke, neuer Schwungkraft zum Hohen und Großen, die er nur von Gott erhalten kann, nachdem er gläubig in Reue und Buße sich zu ihm zurückgewendet hat. Das Pathos des Ringens und Strebens der Menschheit, um zu der Staffel der Kraft und Größe, von der sie herabgesunken, wieder hinaufzugelangen, das in künstlerischer Beziehung mit dem Streben nach höchster Erhabenheit der Konception und Darstellung in eins zusammenfällt — ist gewissermaßen die Seele aller Schöpfungen Michel Angelo's. Das Reich Gottes war ihm die Erfüllung dieses Ringens und Strebens.

Diese Weltanschauung ließ sich allerdings nicht wohl in die Form idealer Schönheit (im engern Sinne) gießen; sie war vielmehr mit einer Schönheit, die zugleich den Reiz der Anmuth und Grazie in sich vereinigte, unverträglich, und solche Schönheit finden wir daher selten oder nie in Michel Angelo's Gestalten. Gleichwohl war er keineswegs ein gewöhnlicher Realist oder Naturalist; er verachtete vielmehr die gemeine Wirklichkeit, vernachläßigte nicht selten sogar die natürliche Wahrscheinlichkeit und versetzte seine Darstellung in eine ideale Sphäre, in welcher — gemäß der christlichen Weltanschauung — nicht mehr die das irdische Dasein bindenden Gesetze und Verhältnisse, sondern die höheren, im Wesen des Geistes und seiner Freiheit liegenden Beziehungen herrschen und zur Verwirklichung gelangen. Das beweist einer jener charakteristischen Züge, die aus seinem Leben berichtet werden. Der Kardinal de la Grolaye de Villiers, Abt von St. Denis, hatte bei ihm eine Pietà (Madonna über dem Leichnam Christi trauernd) für die Kirche S. Petronilla in Rom bestellt (sie ist später in die Peterskirche gekommen); und als Michel Angelo ihm das fertige Werk vorzeigte, soll ein Abbé vom Gefolge des Kardinals ihn gefragt haben, wo er eine Mutter gefunden, die jünger als ihr Sohn gewesen; Michel Angelo antwortete ohne Besinnen: „im Paradiese," — und schlug damit nicht nur den unberufenen Kritiker auf den Mund, sondern gab zugleich in treffendster Weise zu erkennen, wo die Urbilder, nach denen der wahre Künstler zu arbeiten, die Ideale, die er abzubilden hat, zu suchen und zu finden seien. Dies Paradies war ihm nicht das unbestimmte, gestalt- und farblose Phantom eines sogenannten „höheren" Daseins überhaupt, sondern ganz das und nur das, was das Christenthum unter dem Reiche Gottes oder dem Himmelreich versteht, — wenn auch in einer ihm eigenthümlichen Weise aufgefaßt. Denn daß Michel Angelo trotz seines hochstrebenden Geistes, trotz seiner gewaltigen Willens- und Thatkraft, die zuweilen in Willkür und Eigenmächtigkeit ausartete, doch von Herzen ein strenggläubiger, ernster, demüthiger Christ war, dafür haben wir mannigfaltige unzweifelhafte Beweise. Als ihn der Pabst nach dem Tode des Antonio da Sangallo (1546) zum Baumeister der Peterskirche ernannt hatte und ungeachtet seiner Weigerung darauf bestand, daß er das Amt übernehmen müsse, erklärte sich zwar Michel Angelo endlich bereit dazu, aber nur unter der Bedingung, „daß er dafür keinen Lohn annehme, indem er die Leitung des Baues lediglich um der Ehre Gottes und des heiligen Petrus willen bis an sein seliges Ende zu führen gedenke." — Zehn Jahre früher war er in Rom mit Vittoria Colonna, Italiens berühmtester Dichterin damaliger Zeit, — deren geistliche Lieder eine große Zartheit und Innigkeit des Gefühls athmen und die nach dem

Tode ihres Gemahls, des Marquis von Pescara, in stiller Zurückgezogenheit ganz der Ausübung frommer Werke lebte, — bekannt geworden und hatte eine glühende Liebe für sie gefaßt, die er in zahlreichen (noch vorhandenen) Sonetten ausströmte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es die leibliche Schönheit der frommen, damals 46 Jahre alten Dichterin war, die dem 62jährigen Künstler das Herz entzündete; wir werden annehmen müssen, daß mehr ihr Geist und Gemüth, ihre innige Frömmigkeit und Herzensgüte, kurz die christliche Schönheit der Seele ihn zu ihr zog und in jugendliche Begeisterung setzte. Das ist um so wahrscheinlicher, als sich unter seinen zahlreichen Gedichten mehrere Sonette erhalten haben, welche nach Geist und Charakter den geistlichen Liedern der Vittoria Colonna nahe verwandt erscheinen; sie tragen das Gepräge einer so einfachen, klaren und innigen Frömmigkeit, daß man an ihrer subjektiven Wahrhaftigkeit nicht zweifeln kann, und daß wir hoffen, dem geneigten Leser eine Freude zu machen, wenn wir ihm ein Paar davon (nach der Uebersetzung von Regis: die sämmtlichen Gedichte Michel Angelo's, italienisch und deutsch, 1842) vorlegen. Sie sind beide im hohen Alter, als Michel Angelo bereits 81 Jahre zählte, verfaßt, und geben daher zugleich Zeugniß, wie warm noch sein Herz unter der Eisdecke des Greisenalters schlug.

Auf sturmbewegten Wogen ist mein Leben
Im schwachen Schiff zum Hafen schon gekommen,
Wo von den bösen Thaten und den frommen
Uns Allen obliegt Rechenschaft zu geben.
Und wohl erkenn' ich nun, mein innig Streben,
Das für die Kunst abgöttisch heiß entglommen,
Hat oft des Irrthums Bürden aufgenommen,
Und thöricht ist der Menschen Thun und Weben.
Was kann der eitlen Liebe Reiz noch bieten,
Nun da sich mir zwiefacher Tod bereitet,
Der ein' ist fest, der andre droht, und Frieden
Kann Farb' und Meißel nicht dem Geiste geben,
Der jene Liebe sucht, die ausgebreitet
Die Arm' am Kreuz, um uns emporzuheben.

Matt von der Jahre Last, der Sünden Schwere,
Im eingewurzelt bösen Hang erstarrt,
Steh' ich am Tod, der zwiefach meiner harrt,
Da ich das Herz zum Theil mit Gifte nähre.
Nicht hab' ich eigne Kraft, die fähig wäre,
Zu ändern Leben, Liebe, Sitt' und Art,
Als, Herr, Dein Licht und Deine Gegenwart
Auf meinem Irrgang mir zu Zaum und Lehre.
Doch nicht genug ist's, daß Du, Herr, bereitest
Die Seele mir zur Heimkehr in das Reich,
Wo sie durch Dich dem Nichts einst ward entnommen:
Bevor Du sie des Sterblichen entkleidest,
Verkürze durch die Reue mir den Steig,
Da sie gewiß mag selig zu Dir kommen.

Diese Verse bezeichnen am besten den Ausgang, den einer der größten Genien der christlichen Kunst genommen, den Schluß eines bewegten, mühebeladenen, thatenreichen Lebens, der am 18. Februar 1563 zu Rom erfolgte. —

H. Ulrici.

Philipp Melanchthons Denkmal in Wittenberg.

Der Praeceptor Germaniae, Philipp Melanchthon, des Waffenschmids Georg Schwarzerd in Bretten erstgeborner Sohn, Johann Reuchlins Großneffe, Luthers unvergleichlicher Gehülfe in den Anfängen der Reformation, geboren am 16. Februar 1497, am 25. August 1518 nach Wittenberg verpflanzt, ist daselbst am 19. Februar 1560 gestorben, 63 Jahre alt. Noch steht in alterthümlicher Gestalt, mit dem Giebel der Straße zugewendet, in der Kollegiengasse unfern dem Lutherhause sein Wohnhaus, ausgezeichnet durch eine eiserne Platte, welche die Inschrift trägt: „Hier lebte, lehrte und starb Philipp Melanchthon." In dem ersten Stockwerke ist sein Studirzimmer, wo am Bogen des mittleren Fensters die Stelle seines Schreibtisches mit folgenden fast erloschenen Worten bezeichnet wird:

Ad Boream versis oculis hac sede Melanchthon
  Scripta dedit, quae nunc praecipua orbis habet.
Hier nach Norden gewandt schrieb alle die Werke Melanchthon,
  Welche der Erdkreis nun rühmend die seinigen nennt.*

An der Südseite seiner Wohnung geht man durch einen engen Hof in seinen Garten, wo an den Wall angelehnt noch die Ueberreste von den Wänden seines Hörsaals zu sehen sind. In der Schloßkirche ruhen seit nun fast 300 Jahren zunächst der großen Kirchthüre, an welche einst die 95 Thesen angeschlagen wurden, seine Gebeine, den Gebeinen Luthers gegenüber. Die Nähe des Jahres 1860, wo die 300 Jahre voll sein werden, hat die Dankbarkeit der Nachwelt erweckt, daß sie das Andenken des großen Lehrers durch ein ehernes Standbild ehren will, wozu schon viele freiwillige Gaben eingegangen sind, ein gutes Drittheil aber noch zur würdigen Ausstattung des Werkes erwartet wird. Doch hat man schon zu den Vorbereitungen der Ausführung schreiten können, die ein trefflicher Schüler Rauchs, Herr Professor Drake in Berlin, der Verfertiger des Standbildes von Johann Friedrich dem Großmüthigen, mit besonderer Vorliebe übernommen hat.

Man klagt jetzt häufig über die Denkmalsucht unserer Zeit, und auch die Sammlung für Melanchthons Standbild hat unter misliebigen Vorurtheilen dieser Art gelitten. Wir haben nicht den Beruf, über die Gewissen derjenigen zu richten, die eine edle Entrüstung nur als Aushängeschild benutzen, um niedrige Beweggründe dadurch zu verhüllen und zu beschönigen: aber es gibt wirklich

* Inscriptiones Vitebergae latinae. Die lateinischen Inschriften Wittenbergs, zusammengestellt und übersetzt von G. Stier. Erste Abth. die metrischen Inschriften. Wittenberg 1853 S. 73.

edelgesinnte Gegner, welche es werth sind, daß wir uns mit ihnen zu verständigen suchen. Dies sind die Tiefbetrübten, welche das Elend unserer Zeit fühlen und nach großen rettenden Thaten seufzen, nach Helden und Gottesmännern in Staat und Kirche, durch welche unser Zeitalter aus der Versumpfung, in welche es immer tiefer versinkt, herausgehoben werden sollte. „Ihr gleicht den Pharisäern!“ so donnert ihr Zorn uns an: „den Pharisäern gleicht ihr, die der Propheten Gräber bauen, dem Geschlechte, das seine Nichtswürdigkeit hinter den glänzenden Bildern verschwundener Größe verbirgt, statt den Vorfahren in mächtigen Thaten und edlen Werken nachzueifern!“ Wir fragen diese edlen Mundhelden, wo denn ihre eignen Großthaten sind. Wenn sie aber selbst nichts Herrliches thun und auch keine Thäter schaffen können, sondern blos sehen wollen, so sind sie um nichts besser wie wir, nur noch unfruchtbarer. Denn wir bemühen uns wenigstens, die Bilder unserer trefflichen Väter zur Erweckung schlummernder Kräfte unsrem Volk und unsrer Jugend zu vergegenwärtigen und durch die Augen das Herz zur Nacheiferung zu erwecken. Saget nicht, daß es genüge, die Werke und Geschichten edler Glaubensmänner in Büchern zu haben und mündlich das künftige Geschlecht davon zu unterrichten. Freilich soll dies nicht unterlassen werden: aber überflüßig wird dadurch das öffentlich aufgestellte Ehrenbild nicht. Denn Gott hat dem Menschen insbesondere das Auge dazu gegeben, daß am mächtigsten durch den Anblick der Gestalt die ganze Wirkung der Persönlichkeit in zündenden Strahlen auf den Beschauer eindringe, die oft wunderbar schon in ahndungsreichen Kindern und Jünglingen verwandte Geister weckt. Zehntausende gehen vorüber und erbauen sich still an dem Anblick, wenn auch nichts Neues und Großes dadurch in ihnen erzeugt wird: dann kommt aber Einer, vielleicht noch ein Knabe, und trinkt mit keuschem Auge die volle Macht der großen Persönlichkeit ein, und es wird ein Feuer in ihm entzündet, das nimmer verlischt. So sprechen in Berlin die stummen Gestalten der vaterländischen Helden zu tausend Herzen: nachhaltiger aber wirkt das vereinzelte Standbild des Glaubenshelden Luther auf dem Markte einer stillen Provinzialstadt, die um seinetwillen in ihrer Unscheinbarkeit neben Rom und Genf genannt wird. Hätte man im Jahre 1817 so denkmalfeindlich gedacht, wie heute viele denken, der Mansfelder Verein hätte nicht für ein Lutherdenkmal gesammelt oder Friedrich Wilhelm III. hätte von den gesammelten Geldern ein Waisenhaus in Mansfeld gegründet, statt daß jetzt das mächtige Standbild vom Markte Wittenbergs in alle Fernen hinausruft: Land, Land, Land! höre des Herrn Wort.

Spricht mancher: Luthers Denkmal lasse ich mir gefallen! aber es gibt nur Einen Luther; es ist eine Versündigung an Luthers Größe, wenn der Kleinere gleich ihm geehrt wird. Das ist ungöttlich und unverständig geredet. Hat Gott einen Melanchthon neben Luther gestellt und groß werden lassen, hat Luther selbst seinen Philipp als ein unentbehrliches Werkzeug des Herrn hochgeschätzt und dankbar geehrt, so sollen wir nicht meinen, durch kleinlichen Neid Luthers Ehre einen Dienst zu thun. Doch wollen wir Melanchthon nicht auf den Markt neben Luther stellen, dahin gehörten allenfalls Justus Jonas und Bugenhagen; aber Melanchthons Platz ist sicherlich nicht auf dem Markte, da

er nie öffentlich geredet hat. Er ist ein Mann der Schule und der Feder, und er ist auch mehr als ein bloßer Gehülfe Luthers, er ist ein Stern, der auch von eignem Lichte glänzt. Er hat gleichmäßig der Kirche und der Schule gedient und dadurch den Namen Praeceptor Germaniae erworben. In Wittenberg, wo er 42 Jahre lang gewirkt hat, soll sein Denkmal stehen, aber nicht auf dem Markte neben dem mächtigen Luther, sondern auf dem Kirchhof in der Stille zwischen Gymnasium und Kirche, da er nicht vor einem Universitäts-Gebäude und nicht vor seinem im Garten verborgenen Hörsaal stehen kann. Herr Professor Drake hat den Platz für Melanchthons Denkmal selbst beschaut und in jeder Beziehung als ausnehmend passend begrüßt.

Ueber Melanchthons eigenthümliche Würdigkeit müssen wir hier noch einige Bemerkungen hinzufügen und wir wagen zu hoffen, daß diese bescheidenen Winke auch dem bildenden Künstler nicht unwillkommen sein werden. Melanchthon hat wie Luther eine göttliche Sendung für die Reinigung und Erneuerung oder Auffrischung der höchsten Güter des menschlichen Geschlechts, der Religion und der Sitte; sie waren beide dazu berufen, nach der Fäulniß des späteren Mittelalters evangelischen Glauben und evangelische Sitte der abendländischen Christenheit zu erneuern, aber jeder in ganz verschiedenartiger Wirksamkeit. Es stellt sich in ihnen aufs klarste jene Verschiedenheit heraus, die durch das Thun und Arbeiten der ganzen Menschheit zu gegenseitiger Ergänzung hindurchgeht, und die man im allgemeinsten Ausdrucke als das männliche und das weibliche, als das erzeugende und das pflegende Element bezeichnen kann. Da ist der Bergmann, der das edle Metall in grauer Erzgestalt aus den tiefen Schachten herausklopft, und nach ihm kommt der Schmelzer und der Schmid und der feinste Goldarbeiter, um es für den mannigfaltigen Gebrauch der Menschen zu gießen, zu hämmern und zu glätten. Da ist der Ackerbauer mit Schwielen in der Hand, der den braunen Schollen die nährende Frucht abgewinnt, und nach ihm geht das Getreide durch die Fruchthändler, Müller und Bäcker in die Städte und Paläste, wie in die Hütten der Aermsten. Da sind die großen Erfinder und Dichter, und Andere folgen ihnen nach, die ihre Schöpfungen weiter in das Leben und die Literatur verflößen. Ueberall folgen den Producenten die großen und kleinen Fabrikanten und Handelsleute, und die Einen wie die Andern hat Gott geschaffen zum gemeinen Nutzen. Dies Verhältniß spiegelt sich am schärfsten in Luther und Melanchthon, wie sie hart neben einander und innig mit einander verwachsen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Wittenberg stehen, der Bergmannssohn und der Sohn des Waffenschmids, wie Nitzsch kurz und sinnig es ausspricht,* Luther aus Gottes Quellen neues Leben schöpfend: Melanchthon das Lebenswasser durch neue Röhren in den Verkehr der Schule und Wissenschaft einführend; Luther der gottesgelehrte Christ: Melanchthon der christliche Humanist; Luther der Mann der That, auch wo er nur lehrt: Melanchthon der Lehrer, auch wo er handeln muß; Luther der deutsche Auspräger des Gottesworts: Melanchthon der evangelische Bildner menschlicher Gedanken; Luther mit scharfem Schwert die göttliche Wahrheit von

*) Dr. K. J. Nitzsch, Zwei Vorträge. 1. Ueber Philipp Melanchthon am 20. Febr. 1855 gehalten, Berlin 1855. S. 5.

menschlichem Truge scheidend: Melanchthon die neue Lehre mit der vorhandenen menschlichen Denkweise verknüpfend. Beide arbeiten mit einander für das Reich Gottes, aber jeder anders nach seiner besondern Bestimmung und Sendung. Und eben darum war Melanchthon nicht bloß ein Gehülfe Luthers, wie Jonas, Bugenhagen, Amsdorf und Andere, sondern er war ein Mann für sich, und zwar schon als einundzwanzigjähriger Jüngling, als er zu Ende August 1518 in Wittenberg seine Antrittsrede über die Verbesserung der Schulbildung hielt und Luther bald darauf an Reuchlin über ihn schrieb: „Unser Philippus ist ein bewunderungswürdiger Mensch, ja an dem sich nichts findet, was nicht übermenschlich wäre (quod non supra hominem sit), mir jedoch höchst befreundet und vertraut.“ *) Er war es noch, als er im Jahre 1530 die Augsburgische Konfession abfaßte, und 1546, als Luther starb, und 1560, als er selbst von hinnen schied, nichts verlangend als den Himmel. Man kann von ihm nicht sagen, daß sein ganzes Geistesleben sich in das Wort Glaube zusammen fassen ließ: aber alle seine menschlichen Gedanken, Neigungen und Sitten waren durch Glauben und Frömmigkeit geheiligt und gezügelt. „Unreines von irgend einer Art hat auch kein Feind ihm nachgesagt;“ „aus tiefer Demuth erwuchs ihm eine große Kraft der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung.“ **) Stellt man Melanchthon neben Luther, so geschieht ihm stets Unrecht, weil dann bloß das in die Wagschale fällt, worin er ihm gleichartig, aber um vieles kleiner war, alles Uebrige aber, was in ihm groß war, bei Seite gelegt wird. Wenn Landerer von ihm urtheilt, daß wir in ihm „zwar keinen großartigen, tiefgründenden, geschlossenen und energischen Charakter vor uns haben, aber doch eine edle Persönlichkeit, die man nicht ohne Liebe und Verehrung betrachten kann, ja der man sogar in ihren Fehlern und Schwachheiten diejenige Theilnahme nicht versagen kann, welche der tragische Konflikt einer großen schwierigen geschichtlichen Aufgabe mit einer ihr nicht ganz gewachsenen Kraft und einem widerstrebenden Temperamente erwecken muß;“ ***) so ist dieser Ausspruch zwar nicht unliebsam, aber doch auch nicht ganz gerecht. Denn das Tragische in Melanchthons Stellung bestand nicht blos darin, daß seine geschichtliche Aufgabe für seine Kraft zu groß gewesen wäre, sondern am meisten darin, daß durch Gottes Schickung er in Berufsformen hinein geworfen wurde, die der Form seines innern Lebens widersprachen, wie wenn man einen fruchtreichen Apfelbaum nöthigen wollte, die Stelle der Eiche zu vertreten. Aus dieser schwierigen, seiner Natur widersprechenden Stellung erklärt sich großentheils sein häufiges Zagen und Misbehagen, seine Neigung zur Wehmuth und Bedenklichkeit. Erst wenn man dieß erwägt, wird man seine Person, seine Gaben, seinen Charakter und seine Leiden recht würdigen und sein ächtes Bild in geistiger Anschauung fassen können.

(Schluß folgt.)

*) De Wette, Briefe Luthers Th. 1. S. 196.

**) Nitzsch, Vortrag über Philipp Melanchthon.

***) Landerer in Herzogs Encyklopädie für protest. Theol. u. Kirche. H. 83—85. S. 298.

Otto Speckters Konfirmationsscheine.

Im Verlage von Velhagen und Klasing zu Bielefeld sind jüngst „Vierzig Konfirmationsscheine mit Bibelsprüchen und Liederversen, mit bildlichen Verzierungen gezeichnet, unter Benützung verschiedener Meister, von Otto Speckter" erschienen. Es sind im Ganzen zehn verschiedene Holzschnitte, die der Herausgeber nach den Rubriken: Taufbund, Erneuerung des Taufbundes (heil. Abendmahl), Wort Gottes, Gebet, Gottes Treue und Fürsorge (Vertrauen auf ihn), Erlösung und Versöhnung (rechtfertigender Glaube), Buße und Bekehrung, christlicher Wandel (zwei Blätter) und ewiges Leben unterscheidet. Die gleichartigen Darstellungen sind jedoch stets mit vier verschiedenen Bibeltexten versehen, so daß dem Konfirmator Gelegenheit gegeben ist, die Eigenthümlichkeit der Kinder mit Sprüchen und Liederversen möglichst zu treffen.

Unter den mancherlei Blättern solcher Art, die leider zum Theile recht unschön und geschmacklos, auch in Beziehung auf die christliche Lehre nicht unbedenklich sind, wenn z. B. Taufe, Konfirmationsakt und Abendmahlsgenuß in drei bildlichen Darstellungen gleichen Umfangs als gewissermaßen von gleicher kirchlicher Bedeutung neben einander auf einem und demselben Blatte vorkommen, — nehmen die von O. Speckter entworfenen die entschieden erste Stelle ein. Schon ihre Auswahl der Gegenstände ist ebenso sinnig als mannigfach: Christus unter den Kindern, Einsetzung der Kommunion, der barmherzige Samariter, der verlorene Sohn, Gethsemane, Maria und Martha, Christus als Lehrer, als Hirte, am Kreuz, und die zum Paradies aufschwebende Seele. Man begegnet hier und dort allbekannten Originalien; man ist auch wohl nicht mit jedem Bilde gleich sehr einverstanden, aber im Ganzen muß die Einfachheit der Auffassung, die Richtigkeit des Ausdrucks, die Reinheit der Zeichnung, die Bedeutsamkeit auch des Nebensächlichen, wie die Initialen der in Roth gedruckten Bibelsprüche, anerkannt, und darf somit das wohlangelegte Werk zur Besichtigung und Benützung allerseits empfohlen werden. Auch was die Benützung älterer fremder Kompositionen betrifft, so gereicht sie dem Unternehmen keineswegs zum Vorwurf, zumal bei einem Künstler wie Speckter in Hamburg, der so viel anerkannte Erfindungsgabe besitzt. Sie erscheint im Gegentheil ehrenwerth, weil sie vorhandenem Trefflichen eine größere Verbreitung in allen Volksschichten vermittelt, und ist ein schönes Zeichen jener Selbstverläugnung, worin die moderne Kunst vor derjenigen des Alterthums und des Mittelalters sich zu schämen und von ihr zu lernen hat. Der Preis der 40 Blätter in groß Quart, das Hauptbild etwa 3½ Zoll hoch, 4 Zoll breit, beträgt nur 20 Sgr. oder 1 fl. 10 kr.

G.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. November 1859. Nro. 21 u. 22.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Philipp Melanchthons Denkmal in Wittenberg.

(Schluß.)

Hier steht vor uns in einem zarten Gefäß der reiche Geist, der fast alles Wissen seiner Zeit umfaßte, der Mann von schönem reinem Maß, der unwillkürlich über alle Worte, die er sprach oder schrieb, einen milden Reiz der Anmuth verbreitete, der vielgepriesene Lehrer, zu dessen Füßen Schüler aus allen

Ländern herbei eilten, der Erneuerer griechischer und römischer Studien, dem das Latein seine zweite Muttersprache geworden war, der aber durch christliche Sitte und Frömmigkeit allen heidnischen Schmutz, womit sich auch berühmte Klassiker befleckt haben, fern hielt, der große Sachwalter Luthers und der evangelischen Lehre, der das starke Wort Luthers auch den Feinen und Gebildeten nahe brachte, der vor Kaiser und Königen, vor Kardinälen und ihren Theologen Christum bekannte und die göttliche Wahrheit bezeugte und vertheidigte, der von dem Gekreuzigten gelernt hatte nicht wieder zu schelten, wenn er gescholten ward, nicht zu drohen, wenn er litt. Da steht unter freiem Himmel die hagere Gestalt von mittlerer Größe und richtigem Ebenmaße, der Mann des Studirzimmers und des Hörsaales; es steht ihm wohl an, in einen Pelz gekleidet zu sein, aus welchem der zarte, etwas lange Hals hervorwächst, der den Kopf mit dünnem Haupthaar trägt, den vielleicht nicht unpassend auch eine leichte Bedeckung zieren dürfte. Nur darf die hohe ausgearbeitete gedankenvolle Stirne nicht verhüllt sein, an welcher man auch die leicht anschwellende Zornader bemerkt. Unter der Stirn die feinspürende Nase und dann der holdselig beredte Mund, und das spitze gespaltene Kinn und die harmvollen Wangen. Unter seinen Füßen und über dem Piedestal erkennt man die Sphäre, in welcher er gelebt und gewirkt hat, als der Mann der Schule und Wissenschaft. Wie Fürst Blücher auf eine Kanone tritt, so hat Melanchthon zu seinen Füßen Folianten und Pergamentrollen. Die Folianten bezeichnen die Werke, die er gelesen, ausgelegt und neu herausgegeben: da findet man Naucleri Chronicon, Galenus, Aristoteles, auch Reuchlinus. Auf den Pergamentrollen erkennt man Novum Testamentum, Loci theologici, und vor Allem ausgezeichnet Confessio Augustana. Eine falsche historische Aengstlichkeit wäre es aber, wenn man die augsburgische Konfession hier Apologia nennen wollte, wie sie allerdings bei der Uebergabe zuerst genannt wurde: denn ihre Bedeutung ist nicht in ihrem ersten Gebrauch als Apologie, sondern in ihrem Inhalt als Bekenntniß. Auch glauben wir nicht, daß der Künstler sich entschließen wird, die augsburgische Konfession in Melanchthons Hand zu geben: denn da er sie nicht in seinem Namen geschrieben, sondern im Namen der evangelischen Fürsten und Stände nur abgefaßt hat, da ihm mit Recht das freie Autorrecht an ihren Inhalt und ihre Form, welches er später noch beanspruchte, nicht zugestanden worden ist, so würde es eine zweideutige und ungenügende Ehre für Melanchthon sein, wenn man all sein Verdienst in der augsburgischen Konfession koncentriren wollte. Das Piedestal, auf welchem er steht, mag ein Granitfels sein, wie er bis in den Tod unerschütterlich auf dem Felsen gestanden, der die Inschrift führt: „Wie viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden.“ Dieß mag aber der unausgesprochene mystische Sinn des Granitblocks bleiben. Als Aufschrift würde genügen: Philippus Melanchthon Praeceptor Germaniae, und dieß absichtlich in lateinischer Sprache, weil Melanchthon stets in lateinischer Sprache, der damaligen allgemeinen Sprache der abendländischen Christenheit, gedacht und geschrieben. Auf der Rückseite des Granits, der Kirche zugewendet, dürfte nicht leicht etwas angemessener sein, als jene Worte aus Psalm 119, 46., die Melanchthon selbst der augsburgischen Konfession als Motto vorangestellt hat:

Et loquebar de testimoniis tuis in conspectu regum et non confundebar. („Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht." Nach Luthers Uebersetzung.) Auch dieses natürlich lateinisch.

Dem feinen Sinn des Künstlers wird es überlassen bleiben, ob er das Standbild im Ausdruck völliger Ruhe oder in einer Stellung bilden will, welche eine Thätigkeit andeutet. Dieß könnte aber natürlich nur die Thätigkeit des Lehrers sein, vielleicht mit mäßig gen Himmel sich erhebender Rechten, hinweisend auf seinen lautern Willen, der nichts für sich suchte als den Himmel. Endlich kommt auch die Altersstufe in Betracht, und da dürfte wohl das 33ste Jahr seines Lebens, das Jahr 1530, in welchem er das augsburgische Bekenntniß abfaßte, maßgebend sein.

Wir haben darauf gedrungen, daß Melanchthon, der Lehrer Deutschlands, der evangelische Erzieher der gebildeten Stände, als selbständige Größe geschätzt und mit einem ehernen Denkmal geehrt werde. Zur Steuer der Wahrheit dürfen wir aber zum Schlusse eine allgemeine Bemerkung nicht zurückhalten, deren Beherzigung wir besonders allen den wackern Männern empfehlen möchten, die sich dem wissenschaftlichen Unterricht und der höhern Jugendbildung für den Dienst der Kirche und des Staats unterziehen. Sie sollen doch erkennen, daß Melanchthons Abhängigkeit von Luther nicht blos Zufall oder Schicksal ist, sondern auf einer ewigen Ordnung der göttlichen Weisheit beruht und wesentlich das richtige Verhältniß aller Lehrer und aller Männer der Bildung ausdrückt, in welchem sie zum Reiche Gottes und zu dessen Entwickelung in jeder Zeit stehen sollen. In der großen Haushaltung des Herrn haben sie den weiblichen Beruf der Pflege: damit ist ihnen viel anvertraut, alles Menschliche, alle Schätze überlieferter Kenntnisse und Sprachen und Wissenschaften; die Ausbildung aller Gaben und Kräfte der Jugend ist in ihre Hand gegeben, jedes Talent sollen sie wecken, jede Kraft üben, die wilden Geister der Jünglinge bändigen, ohne sie zu ersticken. Sie dürfen sich das Recht des Besitzes und die Freiheit des Gebrauchs aller überkommenen geistigen Schätze und Gaben als eines großen Bildungsfonds der deutschen Nation nicht verkümmern lassen. Aber sie sollen wissen, daß alle menschliche Kunst und Wissenschaft und Bildung noch nichts über das Heil der Seelen entscheidet: sie sollen das Menschliche nicht vergöttern. Denn diese Ueberhebung und Vergötterung des Menschlichen ist eben das Heidenthum, welches seine Gebildeten der Willkür der eigenen Natur, dem Zufall der Meinungen, der Täuschung falscher Ideale überläßt und mit der Pilatusfrage endigt: was ist Wahrheit? Gott der Herr aber, welcher selbst die Wahrheit ist, hat von Anfang an den Menschen, welche sich ihm nicht entwinden, das Ziel vorgesteckt und den Weg gezeigt, den sie gehen sollen. Er hat durch seine Verheißungen und Gebote, durch Gesetz und Evangelium der Menschheit die Richtung gegeben, die in jeder Zeit zum Heile führt, und in seinem Sohne Jesu Christo Alles zusammengefaßt, um unsern Wandel zu heiligen und durch den Tod zum Leben zu dringen. Er hat durch seinen Schöpfergeist Regenten geschaffen, mächtige Werkzeuge seines Willens, welche jedem Zeitalter nach jedesmaligem Bedürfniß die Richtung vorzeichnen, in welcher das Wort des ewigen Lebens es leiten soll. An der Hand solcher Führer sollen wir uns

in Gottes Wort einlernen und einleben und sollen die Jugend, die wir bilden, anleiten und ihr die Wege bahnen, daß auch sie sich darin einlernen und einleben kann. Wenn die Pfleger der Wissenschaft, die nicht Schöpfergeister sind, sich auch für Schöpfergeister halten, sich und ihre Pfleglinge vom Worte Gottes und den vom Herrn bevollmächtigten großen Rüstzeugen des heiligen Geistes emancipiren oder nur in unwilligem mechanischem Gehorsam sich unterwerfen, so erziehen sie mit allen Bildungsmitteln Jünglinge ohne Rand und Band, Heiden und Widerchristen. Dieß erringen sie, indem sie das sogenannte Reinmenschliche suchen, nämlich das Menschliche, das von Gottes lebendiger Leitung, vom Geiste des Gottesworts und des Gebets verlassen ist. Solche reinmenschliche Humanisten und Poeten gab es zu Melanchthons Zeit in großen Schaaren, geistreich und liederlich: sie sind selbst untergegangen, haben aber die falsche Geistnichtigkeit und Liederlichkeit als eine böse Quecke der Nachwelt überliefert. Melanchthon machte die Musen keusch und fromm, wie er selbst war, und wollte nur sein, wozu ihn Gott geschaffen, ein Vorbildner, Diener und Pfleger für das Reich Gottes. Wo und so lange er nur dieß sein durfte, war er glücklich und gesegnet. Als er aber, der nur fromme, gebildete und bildende Geist, nothgedrungen da mitherrschen mußte, wo er im Dienen und Pflegen sich heimisch fühlte, da sah er sich aus seiner Sphäre gerissen, da trug er ein schweres Kreuz. Ihm war dieß auferlegt und so diente es nur zu seiner Läuterung. Warnend aber ruft sein theures Bild jedem Mann der Schule, jedem Pfleger und Bildner der Jugend zu: Laß dich nicht gelüsten dessen, was dir nicht gegeben ist, sondern begnüge dich ein ganzer Mann und wahrer Christ zu sein in deinem untergeordneten, aber köstlichen fruchtreichen Berufe! Melanchthons Größe ist in seiner Demuth.

S.

Der älteste Kirchenbau.

Von Seiten der Schule ist der Wunsch ergangen, daß das christliche Kunstblatt einige Anleitung für Laien zum Verständniß der christlichen Baukunst nach ihrer geschichtlichen Entwickelung geben möchte. Da dieser Wunsch ein vielseitiger und berechtigter ist, so versuchen wir hiemit eine Darstellung der Anfänge christlicher Kirchenbaukunst und eine Beschreibung der altchristlichen Basilika, als der Wurzel des ganzen abendländischen Kirchenbaues. Indem wir hiezu die Nachsicht der Kenner uns erbitten, denen wir gar nichts bieten können, verweisen wir die Laien, welche sich weiter zu unterrichten begehren, an die kunstgeschichtlichen Hauptwerke von Schnaase und Kugler (namentlich dessen Geschichte der Baukunst, Stuttgart, bei Ebner und Seubert 1855), ferner die Veröffentlichungen von Bunsen, Quast u. s. w., denen wir wesentlich das Folgende verdanken.

Das Wort „Kirche" ist ohne Zweifel aus dem Griechischen in die gothische und deutsche Sprache herübergenommen und bedeutet das dem Herrn gehörige Haus. Im griechischen Neuen Testament kommt dieser Ausdruck nicht

vor. Da heißt lediglich die Gemeine der Gläubigen selber „das Haus oder Bauwerk, der Tempel des lebendigen Gottes" (1. Kor. 3, 9. 16. 1. Tim. 3, 15) als „eine Behausung Gottes im Geiste," (Eph. 2, 21) als „ein geistliches Haus" auf Christus „aus lebendigen Steinen erbaut" (1 Petri 2, 5). Daß Gott ein mit Händen gebautes Haus auf Erden besitzen, an einem besondern Orte wohnen sollte, das gehörte zu den Anfängen des Alten Testaments. Da hatte Moses eine Zelthütte, Salomo ein heiliges Prachtgebäude „dem Herrn" zur Zusammenkunft mit dem Volke und seinem Hohenpriester errichten müssen. Aber als der Vorhang im Tempel zerriß, sollte Gott fortan nur im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden, wollte Gott nur in einer innerlich geheiligten Gemeinde wohnen und deren Leiber sich zu Tempeln und lebendigen Opfern weihen. Die Christen sollen nicht ihm, dem Herrn, ein Haus bauen, sie sollen von ihm sich zum geistlichen Hause erbauen lassen durch Wort und Sakrament.

Für solche Gemein-Erbauung sind aber regelmäßige Versammlungen, und für letztere angemessene Räume nöthig. Zur Predigt des Wortes und zum Gebet gewährte den ersten Christen aus dem Judenthum der Tempel in Jerusalem und die allerwärts befindliche Synagoge noch offenen Raum. „Das Brod aber brachen sie hin und her in den Häusern (Apostelg. 2, 46)," d. h. das Abendmahl und die damit verbundenen Liebesmahle mußten ungestört im geschlossenen Kreise, also in Privathäusern, gefeiert werden. Ebendahin mußte sich auch der ganze Dienst am Worte zurückziehen, als die Gemeinde von den Juden ausgestoßen und von den Heiden verfolgt wurde. Waren die Gemeinden größer, so vertheilten sie sich in verschiedenen Abtheilungen nach den Wohnungen ihrer Mitglieder zu Haus-Gemeinden. Gläubige Häuserbesitzer räumten hiezu ihre Zimmer, Speisesäle und Dachstuben (Söller) ein. So predigte der nach Rom gefangengeführte Paulus „in seinem eigenen Gedinge." Noch im Jahre 168 erklärte der Märtyrer Justin vor Gericht auf die Frage nach den Versammlungsorten der Christen: „Wir kommen zusammen wo ein Jeder will und kann, nicht an Einem Orte. Komme ich nach Rom, so versammeln sich in meiner Wohnung diejenigen, welche meine Vorträge hören wollen." Gewiß war die ganze Einrichtung dieser Bet- und Predigtsäle — ein Tisch zum Mahle, ein Pult zum Vorlesen, Plätze zum Sitzen — ganz schmucklos, wie es sich für die meist aus Armen gesammelte Gemeine geziemte. Auch wo mehr Mittel waren, gebot der Gegensatz zu dem Prunk heidnischer und jüdischer „Gottesdienste" die größte Einfalt. In Zeiten der Verfolgung vollends durfte die Scheel- und Habsucht der Feinde durch keinen Schein von Pracht erregt werden. Da mußte die Gemeine mit ihren geistlichen Gütern sogar in die Sandgruben und Felsklüfte hinab und dort ihre heiligen Blutzeugen wie ihre heiligen Geheimnisse feiern. Im ganzen ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus fehlte mithin den noch kleinen Gemeinden das Bedürfniß wie die Erlaubniß zu Errichtung besonderer Versammlungshäuser für die gemeinsame Erbauung.

Die Zeit von 200—250 erst war die Geburtszeit des christlichen Kirchenbaues. Während dieses halben Jahrhunderts war unter den römischen Kaisern Heliogabal, A. Severus und Philippus Arabs eine nur durch den rohen Thrazier Maximinus (244) unterbrochene Ruhe für die Christen, bis Dezius (250)

für die durch langen Frieden erschlaffte Kirche ein furchtbares Läuterungsfeuer entzündete. In dem Erlasse, in welchem der gegen alle Religion gleichgültige Kaiser Gallienus (259) die christliche Gemeine als eine gesetzmäßig bestehende Körperschaft und das Christenthum als erlaubte Religion anerkannte, befahl er, daß den Gemeinden ihre „gottesdienstlichen Orte," welche unter Dezius weggenommen waren, zurückgegeben würden: Beweis, daß es vor 250 solche Orte offenkundig und förmlich gab. Von dem an vermehrte sich die Zahl der Christen unter allen Ständen außerordentlich. Man mußte und konnte jetzt überall zur Errichtung neuer „gottesdienstlicher Orte" schreiten. Da es jetzt keinen Kampf kostete, Christ zu sein und zu bleiben, strömte auch der Reichthum herbei, und er ließ es sich nicht nehmen, in den größeren Städten zumal prächtige Kirchen zu bauen. Als dann am 23. Februar 303 die letzte und größte Verfolgung unter Kaiser Diokletian ausbrach, wandte sich die Wuth der Heiden vornehmlich gegen die Kirchen, womit alle Städte des Reiches erfüllt waren. Als erste wurde die Prachtkirche in der Hauptstadt Nikomedien vom Pöbel erbrochen, geplündert und verbrannt. Ein kaiserlicher Erlaß befahl ausdrücklich, alle Kirchen dem Erdboden gleich zu machen. Doch im Jahre 312 besiegte Konstantin seinen Nebenbuhler „unter dem Zeichen des Kreuzes." Sofort gab er den Christen die Erlaubniß, die zerstörten Kirchen wieder herzustellen und neue zu bauen, wo und wie sie wollten. Er selbst, der (323) das Christenthum zur Staatsreligion erhob, wandte seinen kaiserlichen Baugeist mit einem nie übertroffenen Eifer dem Kirchenbau zu. Namentlich errichtete er durch Vermittelung seiner frommen Mutter Helena eine größere Anzahl von Prachtkirchen an den heiligen Orten zu Bethlehem über dem Stalle, wo Christus geboren sein soll, zu Jerusalem über der Grabeshöhle und auf der Stätte des Oelbergs, wo Christus gen Himmel gefahren, dann zu Mamre u. s. w. In seinem Konstantinopel erbaute er vor Allem der heiligen Weisheit, d. h. dem Worte Gottes, und den heiligen Aposteln prächtige Kirchen. Aber auch in Alt-Rom begann unter ihm eine Reihe glanzvoller Bauten, deren Zahl sich, bis man 500 Jahre nach Christus zählte, bereits bis an hundert belief.

Allgemein erhielt jede Gemeinde ihre Pfarrkirche, jede Stadt mit römischem Bürgerrecht ihren Bischof und für dessen Stuhl (cathedra) eine Kathedralkirche. Zu jeder solchen städtischen Hauptkirche gehörte eine besondere Taufkirche, in welcher allein der Bischof oder sein Beauftragter die Taufe vollziehen, der Bischof ausschließlich die dazu kommende Konfirmation ertheilen durfte. Allenthalben wo Blutzeugen und Bekenner begraben lagen, waren von Anfang Grabkirchen, zuerst unter, dann über der Erde als Bet- und Gedächtnißkapellen (Oratorien, Memorien genannt) errichtet. Der Tisch des heiligen Mahles wurde unmittelbar über dem Sarge oder der Gruft aufgestellt, in die man dann hinabschauen konnte. Die Gebeine dieser „Heiligen" ruhten da drunten, wie die Seelen der um ihres Glaubens willen Getödteten unter dem Altare in der Offenbarung Johannis. Sofort wurden solche Ueberbleibsel der „heiligen" Blutzeugen und Bekenner auch in die neuen Pfarrkirchen selbst — in Sarkophagen über oder unter der Erde, vor Allem unter dem Altartische beigesetzt, um mit ihnen in der Gemeinschaft des Opfers und der Fürbitte zu

bleiben. Der Raum unter und neben dem Altare hieß von diesen Konfessoren (Bekennern) die Konfession.

Diese Heiligen- und Reliquien-Verehrung war ein Hauptstück des unevangelischen Geistes, der um den Anfang des dritten Jahrhunderts in die christliche Gemeinde eindrang und seit Konstantin zur herrschenden Macht wurde. Eine andere noch folgenschwerere Verirrung war die Verbindung der alttestamentlichen Opferidee mit dem heiligen Abendmahle. Um jene Anfangszeit des dritten Jahrhunderts wurde „der Tisch des Herrn" bereits „der Opfertisch," d. h. Altar genannt, ein unevangelischer Name, der nun selbst nach der Reformation noch bei uns geblieben ist, obschon es nur der katholischen, eben zu jener Zeit aufgekommenen Satzung entspricht, daß an diesem heiligen Tische das unblutige Opfer des Leibes Christi vom Priester für die Gemeinde der Lebendigen und Todten dargebracht werde. Hienach war ein alttestamentliches Priesterthum ins Neue Testament wieder eingeführt. Die Scheidung zwischen Klerus und Laien, Geistlichkeit und Volk, die Sonderung des Klerus wieder in Priester und Leviten, höhere und niedere Geistlichkeit, die immer reichere Ausbildung der Ceremonien und der gesetzlichen Kirchenzucht — dieser Rückfall ins Judenthum, dessen die Kirche, als wäre sie ein Reich von dieser Welt, nach äußerlicher Einheit, Allgemeinheit, Heiligkeit und Herrlichkeit strebend sich schuldig machte, mußte vielfach auch den Kirchenbau nach Absicht, Form und Schmuck bestimmen.

Die mit Konstantin in die Kirche eingedrungene Weltherrlichkeit wollte natürlich durch glänzende Feierlichkeiten und prächtige Gebäulichkeiten den heidnischen und jüdischen „Gottesdiensten" und „Gotteshäusern" es gleich, ja zuvor thun. Aus dem Heidenthum und Judenthum her schlich sich in das christliche Volk der Wahn einer besondern Nähe Gottes im geweihten Orte ein, trotzdem daß erleuchtete Kirchenlehrer daran erinnerten, wie die ganze Welt ein Tempel Gottes sei, daß die Apostel im Kerker gepredigt haben und Paulus auf dem Schiffe das heilige Mahl hielt. Eusebius, der Kirchengeschichtschreiber und Lobredner Konstantins, brachte für das Gebäude, welches zu den Versammlungen des lebendigen Gotteshauses, der Gemeinde, dienen sollte, nun geradezu den Namen Kyriaka (wovon unser deutsches Kirche,) d. h. Gebäude des Herrn auf. Da hatte man wieder wohl oder übel das steinerne „Gotteshaus," von dem das Neue Testament nichts weiß, da glaubte man, einen „Gottesdienst" zu thun damit, daß man „ihm" Häuser errichtete und ihnen einen solchen Schmuck gab, der sie würdiger machen sollte „der Majestät des auf ihrem Altare gegenwärtigen Gottes!"

Aus diesen Verirrungen ging nothwendig manche falsche Einrichtung und Ausbildung des Kirchengebäudes im Einzelnen hervor, aber sie konnte die Wahrheit und Wesenheit des christlichen Kirchenbaues nicht zerstören. Durch höheres Walten sollte trotz falscher Ansätze und Auswüchse, durch Irren und Fehlen hindurch auch in der kirchlichen Kunst der christliche Geist das menschenmöglich Höchste und Größte erreichen, wie wir es im gothischen Dome als wohl unübertrefflich auf dem Gebiete der Baukunst bewundern. Diese Wunderblume schoß in gerader Entwickelung aus der ganz gesunden Wurzel des ältesten christlichen Kirchenbaues hervor, der nur durch eine falsche, selbsterwählte

Geistlichkeit und Gottesdienstlichkeit zu jenen Auswüchsen kam, nach deren reformatorischer Abschneidung er seinen vollen evangelischen Werth und Beruf behält.

Der Kirchenbau ging aus der Wurzel des Gemeinde-Bedürfnisses hervor. Ein für Gemeinde-Erbauung passendes und würdiges Versammlungshaus zu errichten, war der richtige Zweck, und alle hiezu dienlichen Mittel der Kunst zu benützen, war erlaubt nach dem Spruche: „Alles ist Euer.“ Doch vergessen sollte nicht werden das Uebrige: „Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.“ Nicht das steinerne Haus ist Gottes, nicht ihm dient es zur Wohnung, sondern der Gemeine des lebendigen Gottes. Nur um diese erbauen zu helfen, soll es groß, schön, erhaben gebaut sein, der feiernden Gemeinde soll es im Einklang mit dem lebendigen Worte und Sakramente durch Maß und Masse, Inhalt und Form, Bild und Farbe die Hoheit und Menschenfreundlichkeit Gottes des Heilandes zu seinem Preise verkündigen. Was also der Gemeine dient, das dient Gott.

Der Gemeinde und nur dieser zunächst wollte der ursprüngliche Kirchenbau dienen. Als sie, wie oben ausgeführt, zu einiger Größe und Oeffentlichkeit gelangt war, brauchte sie zur Gedächtnißfeier ihrer Blutzeugen und Bekenner Bethäuser über deren Gräbern, die sogenannten Memorien oder Oratorien; ferner zur Tauffeier bei der Menge der übertretenden Erwachsenen Taufhäuser mit großen Wasserbecken, und endlich Versammlungshäuser für den Dienst am Wort und die Feier des heiligen Abendmahls. Zu den „Memorien“ gaben die runden, kuppelbedeckten, etwa noch mit einem Umgange versehenen Grabmäler der heidnischen Römer, zu den Taufhäusern die Schwimmteiche in den römischen Bädern die Form und den Namen „Baptisterium“ („Badanstalt“) her. Sie wurden meist achteckig angelegt; auf drei Stufen mit Bezug auf die heilige Dreieinigkeit stiegen die weißgekleideten Tauf-Kandidaten, um das Bad der Wiedergeburt zu erhalten, in das Becken hinab, über welchem eine Kuppel hoch auf acht Säulen und der darüber erbauten achtseitigen Mauer sich wölbte, und um welches ein von einer achtseitigen niedrigern Mauer umschlossener Umgang herumlief, was der nebenstehende Grundriß verdeutlichen mag. Für die Gemeinde-Versammlungshäuser fand sich ebenfalls die zweckmäßigste Form in einem heidnisch-weltlichen Gebäude. An eine Nachahmung oder Benützung der heidnischen Tempel konnte ja, abgesehen von den Götzengreueln, welche vielmehr zur Zerstörung derselben aufforderten, so wenig gedacht werden, als an eine Nachbildung des salomonischen Tempels, weil beide nicht für das Volk, sondern nur — meist klein und dunkel — für die Vertreter des Volkes, die Priester, allein zugängliche Heiligthümer waren, dort Gehäuse für das Götterbild, hier Ort des — auf der Bundeslade thronenden Jehovah. Welches war nun das Bauwerk, worin sich die Christengemeinde ansiedeln konnte?


Taufkapelle.

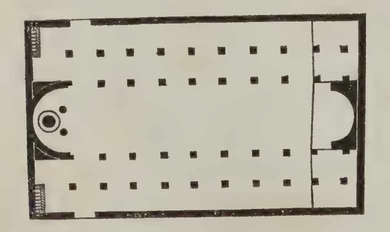
Zu Athen stand eine Säulenhalle am Markte, in welcher der zweite („rechtskundige“) Bürgermeister, Archon Basileus, zu deutsch der regierende König genannt, öffentlich Gericht hielt. Sie hieß Stoa Basileos, Königshalle, oder Oikia

Basilike, königliches Haus. Diese Hallen gefielen den Eroberern und Schülern Griechenlands, den Römern, so sehr, daß sie allenthalben in der Hauptstadt und in den Landstädten sie nachahmten und selbst den Namen Basilika beibehielten. Es ist uns kein Bild der athenischen und auch keine genaue Anschauung der römischen Basilika erhalten. Letztere aber war jedenfalls für einen doppelten Zweck eingerichtet: sie sollte zugleich Börse und Gerichtshof sein. Demgemäß bestand sie zunächst aus einer länglich viereckigen Markthalle. Innerhalb der ziemlich niedrigen Umfassungsmauern zogen sich an allen vier Seiten einfache oder doppelte Säulengänge herum, darüber erhob sich ein zweites Stockwerk, auf dessen Säulen das Gebälke für die flache getäfelte Decke ruhte. Zwischen den Säulen waren Geländer angebracht. Der breite bedeckte Mittelraum zwischen den Säulengängen diente nun für den Handel und Wandel, für müßiges Spazierengehen bei heißem oder schlechtem Wetter, sowie für sonstige Kurzweil und Zusammenbestellung. In den schmälern Seitengängen war bazarähnlicher Raum für kostbarere Waaren und einsameres Gespräch. An der einen Schmalseite, dem Eingang gegenüber war die Gerichtsstätte als eine um etliche Stufen erhöhte Bühne angelegt, das Tribunal. Selten hatte sie viereckige, meist halbrunde Nischenform. Entweder war die Mauer durchbrochen und die Nische nach außen vortretend angebaut, oder letztere war innerhalb der Mauer an sie wie eine Kammer angelehnt, so daß außen am Gebäude gar nichts davon sichtbar war. Die Nebenräume zu Seiten der Nische dienten dann sonstigen Zwecken. Die Veranschaulichung dieses Innenbaues gewährt der nächste Holzschnitt (S. 170). Aus der Markthalle ging es dann einige Stufen hinauf in die mit einem Halbkreisbogen sich öffnende Gerichtshalle zwischen der Säulenstellung hindurch, welche sich auch an dieser Schmalseite hinzuziehen pflegte. Durch sie konnte man von der Markthalle aus Alles mit ansehen und hören, was im Tribunal vorging. Ein kleiner Theil des Publikums konnte noch mehr aus der Nähe vom obern Stockwerke dieses Säulenganges aus hinuntersehen und hören in die Gerichtsverhandlung, da der Richter im Hintergrund auf erhöhtem Stuhle saß und um ihn her rechts und links im Halbkreise die Gerichtsbeisitzer, während die Parteien und Zeugen die übrige Bühne einnahmen und die Gerichtsdiener auf den Stufen, die vom Markte zum Gerichte führten, Wache hielten.

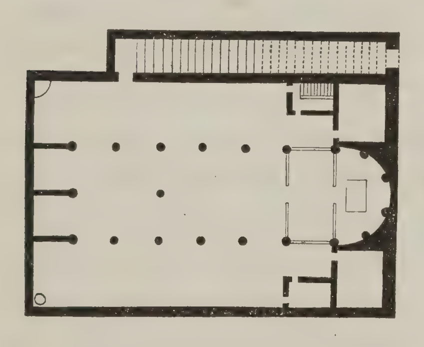
An dieser mit ächtrömischer Zweckmäßigkeit ausgedachten Basilika fand die christliche Gemeinde Alles, was sie zu einem Versammlungshause bedurfte. Da war ein zum Hören wohl eingerichteter Sprechsaal; das Langhaus (die Markthalle) nahm die Menge der Gläubigen auf, das Tribunal die Sitze der Presbyter (der Aeltesten, wovon es den Namen Presbyterium erhielt) und in ihrer Mitte den Stuhl des Vorstehers (Bischofs, wörtlich Aufsehers) der Gemeinde. Vor ihm in Mitte der halbrunden Nische hatte der Tisch des Herrn angesichts der ganzen Gemeinde trefflichen Platz. Von seinem Sitze aus oder von einem beweglichen Faltstuhle, der vor den Tisch gestellt wurde, konnte der Bischof der Gemeinde das Wort Gottes verkündigen. Ihm zur Seite dann auf den Stufen standen statt der Gerichtsdiener (Liktoren) die Gemeindediener (Diakonen). In dem am Eingang der Kirche immer quer herüberlaufenden Säulengange fanden diejenigen Platz, welche entweder noch nicht ganz in die Gemeinschaft aufge-

nommen oder wieder auf Buße hin ausgeschlossen waren. So war die ganze gegliederte Gemeinde wohl aufgehoben im Umfang dieses Gebäudes, und wenn die Kirche Christi als Gemeinschaft der aus dem Weltmeere des Verderbens herausgeretteten Heiligen geistlich mit der Arche Noäh, außer welcher kein Heil war, oder mit dem Schiff Petri, in dem der mitfahrende Herr die Seinen vor dem Sturmes-Verderben schützte, verglichen wurde, so mochte man auch dieses Haus, das die lebendige Kirche in sich aufnahm, um der entfernten Aehnlichkeit mit seiner langgestreckten, vornen abgerundeten Gestalt willen desto eher „das Schiff“ nennen. Seit dem achten Jahrhundert trug man diesen Namen des Ganzen auf seinen Haupttheil, das Hallengebäude, das Langhaus, über, und dessen breite Mittelhalle wurde schließlich insonderheit das Mittelschiff, die schmalen Seitenhallen die Seitenschiffe genannt. Die halbrunde Nische hieß mit einem griechischen Worte Apsis (die Rundung), später lateinisch Tribuna, und erhielt durch die Ueberwölbung mit einer Halbkuppel die Aehnlichkeit und den Namen der Muschel, Concha.

Also ließen sich die römischen Basiliken fast ohne Veränderung bis auf den Namen für den christlichen Gebrauch verwenden. Basilika, die Königshalle, konnte sie erst recht zu heißen scheinen, sobald man sie nicht sowohl der Gemeinde dienend, als „dem König der Könige“ angehörig und geweiht erachtete, wie schon derselbe Eusebius es that, der sie alttestamentlich „das Herrnhaus“ zu nennen sich nicht bedachte. In den Städten, wo die Christen früh die überwiegende Zahl bildeten, wurden sie ihnen von den Kaisern ohne Weiteres eingeräumt. Da war nur nöthig, daß die Säulengalerie, die sich vor der Nische (Apsis) herzog, weggethan wurde, damit man frei in das Presbyterium hineinsehen und daraus hervorsprechen konnte. Ferner fielen die Geländer zwischen den Säulen der untern „Seitenschiffe.“ Bei Anlegung neuer Kirchen wurde allerdings hin und her, namentlich im christlichen Morgenlande, eine andere Form, besonders die Rund- und Kreuzform gewählt, doch wurde die Basilikenform als die einfachste für eine Pfarrkirche fast allgemein beibehalten. Da ergaben sich Stück um Stück wichtigere Abänderungen, aus denen sich bald ein ganz neuer christlicher Baustil entwickelte. Zunächst mochte man die Säulen etwas weiter stellen, um freieren Durchblick und Zugang für die „Nebenschiffe“ zu gewinnen. Ferner streckte man das ganze Langhaus mehr in die Länge. Wie schon in den größern römischen Basiliken auf jeder Seite zwei Säulengänge waren, so errichtete man in größern, aber auch in kleinern christlichen Basiliken gerne neben das noch so breite Mittelschiff je zwei Seitenschiffe, also im Ganzen „fünf Schiffe.“ So findet es sich in der als die älteste unter den erhaltenen Kirchenresten bekannten „Basilika des Reparatus“ unter den Ruinen der alten Römerfeste Tingitium bei Orleansville in Algerien (vom Jahre 252). Wir fügen hier (aus Kuglers Geschichte der Baukunst, wie die nächstfolgenden Bilder) ihren Grundriß bei, und sehen: die Apsis, nicht genau in der Axe des Schiffes liegend, ist innerhalb der



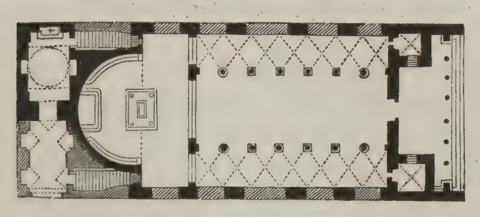
Umfassungsmauern eingebaut, so daß sich zwei Eckräume für kirchliche Nebenzwecke bilden. Unter dem Altare befand sich eine Gruft. In die Apsis führen drei Stufen aus dem Mittelschiffe, das nur 18 Fuß breit ist. Die schmalen vier Nebenschiffe werden durch je zwei Pfeilerreihen gebildet. Der Fußboden war mit sehr anmuthigen Mustern aus Mosaik bedeckt und mit christlichen Sinnbildern, Tauben, Trauben, Fischen geziert. (Die Taube ist das Sinnbild der Einfalt, die Traube erinnert an die süßen Früchte des Geistes, sowie an das Abendmahl, der Fisch bedeutet den Christen in Bezug auf das Wort an die Jünger: ich will euch zu Menschenfischern machen. Anderwärts bedeutet er Christum selbst in Erinnerung an das Zeichen Jonä, der im Bauch des Fisches ein Vorbild von Christi Begräbniß und Auferstehung war. Auch schließt das griechische Wort ἰχθυς (Fisch) die Anfangsbuchstaben der griechischen Worte: Jesus Christus Gottes Sohn Heiland, ein.) Dem Altarraume gegenüber wurde 150 Jahre später eine zweite größere Nische eingebaut für das Grab des Bischofs Reparatus, das durch Gitter zwischen zwei Säulen gegen das Mittelschiff abgeschlossen war. Die zwei kleinen Treppen beiderseits führten auf die obern Galerien der Seitenschiffe. —



Eine weitere Einrichtung sehen wir im hier folgenden Grundrisse der uralten dreischiffigen Basilika angebahnt, welche von der französischen Expedition unter Bonaparte in Oberägypten zu Deyr-Abu-Fâneh entdeckt wurde.

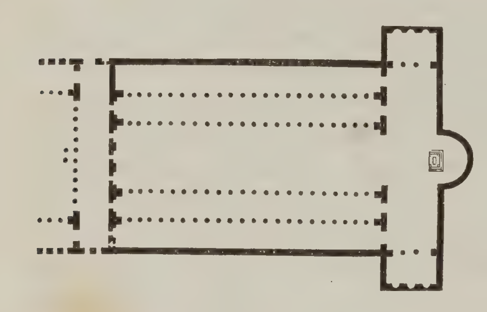
Schon frühe scheint der Raum, den die Apsis darbot, nicht für die ganze Geistlichkeit hingereicht zu haben, welche sich in immer neue Ordnungen vermehrte. So wurde noch vom Mittelschiff ein Theil dazugeschlagen und der Raum vor der (hier mit einer Säulenstellung geschmückten) Altarnische durch Schranken zwischen den ersten Säulen des Schiffes umschlossen. Die Treppe außen führte auf die Seitenemporen. —

Ein noch größerer, durch die drei Schiffe quer durchgehender Platz ist zum Altarraum gezogen in der, von Konstantin in einem Römerbau eingerichteten,



Basilica Sessoriana in Rom, welche jetzt zu der Kirche S. Croce in Gerusalemme umgebaut ist. Auf dem Grundrisse sehen wir das Schiff durch zwei Säulenreihen getheilt, die beiden Nebenschiffe sind überwölbt. Aus den drei Schiffen führen drei Bogen über drei Stufen in den so vergrößerten Altarraum. Der Altar selbst, mit vier Säulen umgeben (auf denen ein Dach ruht), ist auf die Scheidelinie zwischen Nische und Schiff vorgerückt. Der Bischofssitz ragt über die Marmorbänke der Presbyter hervor. Der Apsis gegenüber tritt innerhalb der Umfassungsmauern eine Vorhalle herein, welche gegen die Straße hin mit einer Säulenreihe abgeschlossen ist. — In dieser Kirchenanlage wollte sich nun etwas

bilden, was in seiner bessern Ausbildung von größter Wichtigkeit für den Basilikenbau geworden ist. Ein zwischen das Langschiff und die Apsis hineingelegtes Querschiff nämlich gab einen freien lichten Altarraum und einen köstlichen Durchblick in die Nische, welche nun durch das selbstständige Querschiff mit dem Langhause wie das Haupt mit dem Rumpfe durch die Schulter lebendig verknüpft wird. Diesen großen Fortschritt sehen wir auf dem Grundrisse der alten Peterskirche in Rom, welche 1506 der heutigen weichen mußte. Kaiser Konstantin ließ diese gewaltige, 362 Fuß lange und 195 Fuß breite Basilika (Vaticana) „dem Apostel Petrus zu Ehren" auf den Grundmauern der Rennbahn errichten, in welcher Nero ihn hatte hinrichten lassen. Sie hatte 5 Schiffe, durch je 23 Säulen (von 27 Fuß Höhe) gebildet. Das 267 Fuß lange Querschiff, so breit als zwei Seitenschiffe, wurde vielleicht erst später über die Umfassungsmauer hinaus verlängert, so daß sich die Gestalt der Kirche der Kreuzform nähert, welche späterhin eine bedeutende Regel des Kirchenbaues wurde. —

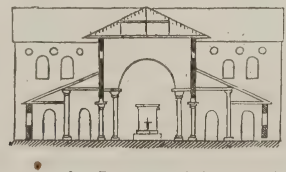


Aus dem Mittelschiff der alten Peterskirche führte in das Querschiff ein gewaltiges Thor, dessen Bogen auf zwei Riesenpfeilern ruhte. Diese Bogen bekamen in der Kirchensprache den Namen „Triumphbogen," als Gegenstücke zu jenen heidnischen Triumphbogen, durch welche die siegreichen römischen Feldherrn zum Tempel des Jupiter zogen. Wenn nämlich die Gebeine eines Märtyrers, die Reliquien eines Bekenners, der durch den Glauben über Sünde und Tod gesiegt, festlich durch jenen Bogen hindurch getragen wurden, um unter dem Altare beigesetzt zu werden, so erschien das als ein unendlich herrlicherer Triumphzug und ein Triumphbogen — ganz anders dieses Namens werth. — Aus den vier Seitenschiffen führten kleinere Rundbogen in die Flügel des Querschiffes. Die Säulen zwischen den Seitenschiffen waren ebenfalls durch Rundbogen verbunden; diejenigen des Mittelschiffes aber trugen ein gerades, bunt aus prächtigen Resten heidnischer Bauwerke zusammengefügtes Marmorgebälke.

Zum Tragen eines Gebälkes war nun wohl die griechisch-römische Säule geschaffen, aber nicht zum Tragen einer Mauer darüber. Wenn eine solche aufgesetzt werden sollte, waren statt des Gebälkes Bogen geeigneter, welche sich der Last lebendig und kräftig entgegenstemmten. Eine solche Wand aber wurde über der Säulenstellung des Mittelschiffs erbaut und damit vollends die alte römische Basilika in eine dem christlichen Geiste erst entsprechende Form umgewandelt. Das zweite Stockwerk der Seitengalerien nämlich, das in der römischen Markthalle sich vorfand, konnte von der Christengemeinde ohne Weiteres zu Emporen benützt werden. Aber diese schienen den römischen Gemeinden bald unbequem und unnöthig, da man lieber unten in dem „Schiffe" vereint, obwohl nach Geschlechtern geordnet zusammen war. Auch sperrten diese Emporen nur das Licht ab, das aus den Fenstern der Umfassungs-

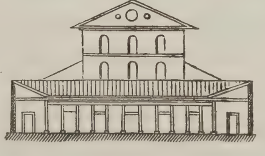
mauern schwer durch die Galerien hervor in das Mittelschiff drang. So ließ man bei Neubauten diese obern Säulengalerien weg und erbaute über der untern Säulenstellung eine höhere Wand, welche dann die Decke trug. Die Umfassungsmauern auf beiden Seiten dagegen wurden so niedrig, als die untere Säulenstellung im Innern war. Zur Bedeckung der Seitenschiffe wurde ein pultartiges Dach hinüber zu der Hochwand des Mittelschiffes gelegt. Letztere wurde oben reichlich mit breiten Rundbogenfenstern durchbrochen, so daß das Licht in Masse herabfluten konnte. Je über dem Zwischenraum von zwei untern Säulen war ein solches Fenster angeordnet, das mit Holz vergittert oder mit dünnen, halbdurchsichtigen Marmorplatten ausgefüllt wurde. Oefters wurden diese auch mit kleinen runden Löchern durchbrochen, in welche dann Glas eingesetzt wurde. Auch die Mauer der Eingangsseite wurde über der Vorhalle durch solche Fenster durchbrochen. In den niedern Umfassungsmauern der Seitenschiffe waren nur bei großen fünfschiffigen Basiliken viereckige oder Rundbogenfenster; für gewöhnlich erhielten die Seitenschiffe ihr Licht nur aus dem Mittelschiffe.

Durch diese Hervorhebung des Mittelschiffes über die Seitenschiffe bekam die Basilika innerlich ein ganz neues Leben und außen ein ganz neues Gesicht. Während der römische Bau, dessen Formen man im Morgenlande lieber beibehielt, einfach und gerade zum niedrigen Dache emporsteigt, wächst im christlichen, wie das Abendland ihn ausbildete, das Hauptschiff aus den niedern Seitenschiffen hervor, und für Haupt- und Nebenschiffe bildet das Querschiff einen kräftigen Rückhalt. Zur Verdeutlichung der nunmehrigen lebensvollen Gliederung des Baues stehe hier von der großartigsten römischen Basilika, die 1823 abbrannte und nun neu aufgebaut ist, von der fünfschiffigen Basilika des heiligen Paulus in Rom ein doppeltes Bild.





1. Querdurchschnitt.



2. Vorderansicht.

Im Querdurchschnitt sehen wir rückwärts das Querschiff mit seinen Fenstern; vorn die beiden ungleich hohen, von demselben Pultdache bedeckten Seitenschiffe; das darüber (auf Säulen mit Rundbogen) erhöhte Mittelschiff sammt dem Dachgiebel sämmtlich mit flacher Decke. Durch den die Querschiffwand durchbrechenden Triumphbogen hindurch sieht man den mit vier Säulen umstellten bedeckten Altar. Aus den vier Seitenschiffen führen kleinere Rundbogen in das Querschiff. — Die vordere Ansicht zeigt uns außer der Giebelmauer und den Pultdächern noch die Außen- oder Vorderseite der Säulen-Vorhalle und rechts und links die Querdurchschnitte des Säulenganges, welcher sich rings um die vier Seiten des Vorhofes herumzog.

Wo es die Umstände erlaubten, wurde, wie auch der Grundriß der St. Peterskirche oben andeutet, dem Kirchengebäude ein geräumiger Vorhof („Paradies," ein gartenähnlich angelegter und umschlossener Raum) vorgelegt,

welcher die Kirche von dem Lärm der Straße scheiden und der Gemeinde zu innerlicher Sammlung helfen sollte. Mitten im Vorhofe war dann ein laufender Brunnen (cantharus), zu sinnbildlicher Reinigung der Füße und Hände, ehe man das Heiligthum betrat. (Von dieser sinnbildlichen Eintauchung der Hände in den Brunnen stammt der noch katholische Brauch des Benetzens mit Weihwasser her.) In den Vorhof selbst führte wieder eine kleine Vorhalle (Portikus), zwischen deren Säulen hindurch auch Fremde und Ungläubige offenen Einblick in das Innere hatten, um zum Eintritt in die Kirche gereizt zu werden. Für die Katechumenen, welche erst den Vorbereitungsunterricht zur Taufe erhielten, war der Vorhof ein passender Sammelplatz. Die vier ihn umgebenden Säulenhallen sollten an die vier Evangelisten erinnern, aus denen jener Unterricht geschah. Auch die Gefallenen, von der Gemeinde Ausgeschlossenen und zur Kirchenbuße Verurtheilten, die Pönitenten, durften hier von Ferne dem Gottesdienste zusehen und zuhören. Doch blieb die Anlage eines Vorhofes nicht lange in Brauch. Er fiel weg, als die Bußzucht sich veränderte.

Die sehr genau ausgebildete Kirchenzucht forderte namentlich im griechisch-christlichen Morgenlande noch strengere Scheidungen, denen der Kirchenbau zu genügen hatte. Im Vorhofe, oder wenn kein solcher da war, in der äußern Vorhalle, war der Ort der „Weinenden," der ob ihrer groben Sündenfälle schwer Büßenden, welche nicht in das Gotteshaus selber eintreten durften. In diesem war die gleich beim Eingang befindliche innere Halle, welche wegen ihrer schmalen und langen Form Narthex, Ruthe hieß, für die zum Abendmahlsgenusse nicht Berechtigten bestimmt. Zunächst am Eingang konnten die als „Zuhörer" dem Gottesdienste beiwohnenden Juden und Heiden innerhalb der Wand stehen; sie durften aber den auf die Predigt folgenden und knieend gesprochenen Gebeten nicht beiwohnen, sondern mußten bei Beginn derselben das Gotteshaus verlassen. Weiter einwärts kamen die „Kniebeugenden," d. h. die Pönitenten und Katechumenen, die Vorbereitungsschüler und Büßer, welche jene Gebete knieend mitbeten durften, aber vor dem Abendmahle sich entfernen mußten, indem ihnen gesagt wurde: ite, missa est (concio), d. h. geht, die Versammlung ist aus, wovon das deutsche Wort Messe für die hierauf beginnende Abendmahlsfeier stammt. Nun kamen im Schiff der Kirche zuvörderst die „Stehenbleibenden," welche der Abendmahlsfeier zwar anwohnen, aber das Sakrament nicht empfangen durften, was der erste und gelindeste Grad der Kirchenbuße war. Dann erst kamen die zum Abendmahlsgenuß berechtigten „Gläubigen." Sie schieden sich nach den Geschlechtern. Die Frauen kamen entweder, wie es die strengere Sitte des Morgenlandes forderte, ganz in die Emporen über den Seitenschiffen, oder, wo diese, wie meist im Abendlande, weggelassen wurden, in das nördliche Seitenschiff. Die Männer hatten ihre Plätze nach der morgenländischen Ordnung unten in beiden Nebenschiffen, nach abendländischer im südlichen Seitenschiffe. Im nördlichen Querschiffflügel fanden vornehme Frauen und die Nonnen, im südlichen die hohen Beamten und die Mönche einen bevorzugten Platz. Jener hieß Matronaeum, dieser Senatorium. Das Mittelschiff selber ließ nur wenigen Raum für die Gemeinde, weil der christliche „Gottesdienst" mehr und mehr Opfer- und Ceremonienwesen

wurde und fast allen Hauptraum für den Klerus, die „Geistlichkeit," in Anspruch nahm. Von dem gemeinen Christenvolke abgeschieden durch starke Schranken erhoben sich stufenweise über dasselbe die geweihten Priester als die Mittler der Gnaden. Sie selbst theilten sich wieder nach den alttestamentlichen Priestern und Leviten in eine höhere und niedere Geistlichkeit. Diese bestand aus den Diakonen und Subdiakonen (Helfern und Unterhelfern), den Lektoren (Vorlesern), den Exorcisten (die den Satan beschwören mußten, aus den Täuflingen auszufahren), den Akoluthen (die mit der brennenden Kerze den Schritten des Bischofs zu folgen hatten) und aus dem Chore der Sänger für die Hymnen und Antiphonen (Wechselgesänge). Weil der Singchor den größten Raum einnahm, hieß der für die niedere Geistlichkeit überhaupt im Mittelschiff durch marmorne Schranken abgeschlossene Platz der „Chor." (Schluß folgt.)

Neue Kinderschrift.

Im Verlage von Justus Naumann (Leipzig und Dresden) sind in neuer Auflage erschienen: „Bilder und Reime, Reime und Bilder für Kinder. Originalzeichnungen von Ludwig Richter. Aufs Holz übertragen von Alb. Zeh. Geschnitten von Aug. Gaber. Mit Reimen von Wilh. Hey, dem



Der Kirchgang.

Zur lieben Kirche geh'n wir heut,
Haben uns lange darauf gefreut.
Vater schüttelte erst das Haupt,
Endlich hat er es doch erlaubt;
Sprach: Ihr Kinder, ich seh' es wohl gern,
Doch bedenkt — es ist das Haus des Herrn.

Verfasser der Fabeln, und Andern." Indem wir dieses angenehme Büchlein in groß Duodez und mit 34 Blättern, darunter das xylographirte Titelblatt, zur Anzeige bringen, brauchen wir einfach zunächst auf die beiden Illustrationen hinzuweisen, deren Holzstöcke uns von der Verlagshandlung aus der Reihe ähnlicher lieblicher Darstellungen der uns vorliegenden Kinderschrift angeboten worden sind. In sinniger Auswahl und Aufeinanderfolge geht das Natur- und



Menschenleben nach den Jahres- und Tageszeiten, ländlichen und häuslichen Beschäftigungen, Werk- und Sonntagssitte an dem Auge vorüber und ist in der schlichten und gemüthlichen Art, wie Meister Richter diese Dinge mit unerschöpflicher Laune auffaßt, schon als bloßes Bild, noch dazu aber durch die meistens kurzen beigeschriebenen Verse ebenso erfreuend und anregend als verständlich für das Alter, das noch nicht oder kaum angefangen hat, lesen zu lernen. Der Preis ist ein halber Thaler oder 54 kr. G.

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Dezember 1859. Nro. 23.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

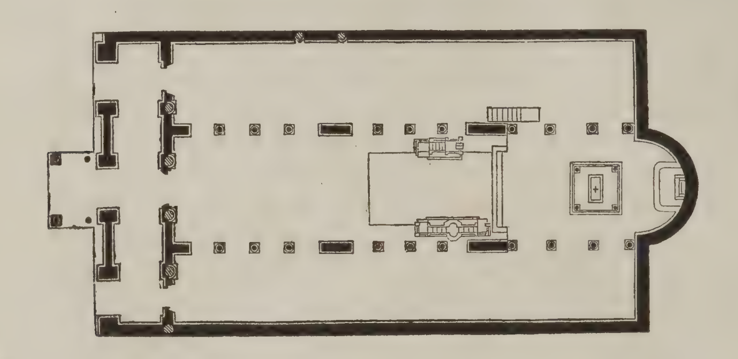
Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Der älteste Kirchenbau.

(Schluß.)

In der Basilika von S. Maria in Kosmedin zu Rom, welche aus dem Ende des achten Jahrhunderts stammt und für morgenländische Christen erbaut ist, im Uebrigen des Querschiffes und Triumphbogens entbehrt, hat sich die alte Choreinrichtung noch wesentlich erhalten.

Da sehen wir links die äußere Vorhalle, dann die Innenhalle, den Narthex; sofort werden die Säulenstellungen des Mittelschiffs zweimal auf jeder Seite durch breite Pfeiler unterbrochen, um den Raum für den Chor zu be-



stimmen. Der um einige Stufen über dem Boden erhöhte Chor wird von marmornen Schranken (Cancella, davon das Wort Kanzel) umschlossen. Anfangs war hier nur eine Bühne zum Vorlesen der heiligen Schrift; später kam an die südliche Seite ein Ambon, d. h. Auftritt, eine mit Freitreppen versehene Bühne zur Vorlesung vorerst der Episteln, hernach auf die nördliche oder Frauenseite ein zweiter Ambon zur Vorlesung der Evangelien. Neben letzterem stand ein Marmorleuchter zum Aufstellen der Osterkerze. Der Diakonus, welcher das Evangelium zu verlesen hatte, trat zuerst zum Altar, auf dessen vier Ecken je eines der vier Evangelien lag, ließ es durch den Unterhelfer auf seine Schulter legen und ging nun, von andern Dienern mit Rauchfässern und Kerzen begleitet, in den Chor hinab. Dort blieben die Diener zu beiden Seiten der Freitreppe stehen, die Unterhelfer mit den Rauchfässern schritten ihm voran. (Der Weihrauch bedeutet in der Offenbarung die Gebete der Heiligen.) Auf dem untern Absatze der Bühne wurde ihm das Evangelium von der Schulter genommen und aufgeschlagen. Er selbst trat auf die Höhe der Kanzel und las das Evangelium erst nach der einen, dann nach der andern Seite gewendet. Hernach stieg er die entgegengesetzten Stufen herab, von wo ihn wieder die weihrauchschwingenden und kerzentragenden Diener zum Altare hinaufbegleiteten. Auf dem andern Ambon dagegen lag das „Apostelbuch" schon bereit, woraus ein bloßer „Lektor" vor dem Evangelium einen Abschnitt vorlas, das Angesicht gegen den Altar gerichtet. Auf dem Absatz der Treppe stand er stille, um nach Osten gerichtet das „Halleluja" und andere Wechselgesänge mit dem unter ihm stehenden Singchor anzustimmen. Dieser Gesang hieß von den Stufen, auf denen er sang, Stufengesang, „Graduale" — ein noch heute im Meßgottesdienst wesentlicher Theil.

Weiterhin war auch das Presbyterium als „höherer Chor" nochmals um einige Stufen erhöht und wieder durch Kancellen (Schranken) geschlossen; durch sie hindurch öffnete „die heilige Thüre" den Zutritt zum „Allerheiligsten (dem Sanktuarium)," wie man nach dem jüdischen Tempel nun die Stätte des Opfers benennen zu müssen meinte. Der Altar selbst, auf welchem „das allerheiligste

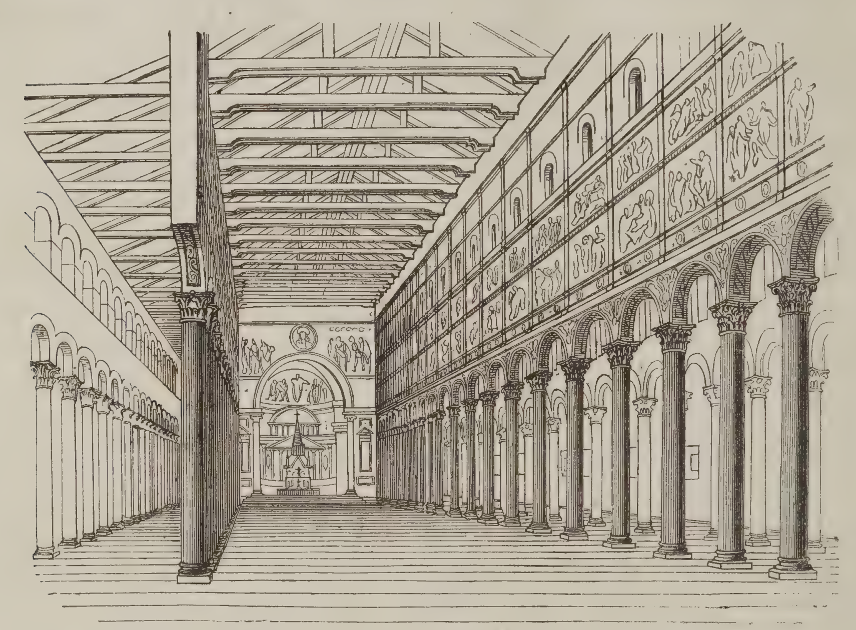
Opfer" dargebracht wurde, nahm an der Ehrfurcht Theil, die dem „allerheiligsten Sakramente" zukam. Als „Thron Gottes," als „Sitz seiner erhabenen Majestät," wie man ihn gleich der alttestamentlichen Bundeslade nannte, durfte er sonst nichts tragen, Leuchter und Kreuz mußte außerhalb des heiligen „Opfertisches" stehen. Die Reliquien der Blutzeugen lagen zu den Füßen des hier thronenden Herrn (in der Konfession unter dem Altare). Ein Giebel- oder Kuppeldach aus Marmor, auch aus Silber und oft reich vergoldet auf vier kostbaren Säulen (Ciborium genannt) überbaute den Altar und kostbare Teppiche zwischen den Säulen schützten ihn und das vom Ciborium herab in einem tauben- oder thurmartigen Gefäße von Gold hängende oder in einer Büchse auf dem Tische ruhende Sakrament vor ungeweihten Blicken und vor alltäglicher Beschauung. Entsprechend diesem Zurücksinken aus der neutestamentlichen Offenbarung in das alttestamentliche Geheimniß wurden wohl auch die Fenster verengert und vermauert, damit das Tageslicht nicht so hell zum Heiligthum herzuströme. Man zog das Kerzenlicht vor, wie auch der Tempel in Jerusalem im Heiligen durch die siebenarmigen Leuchter erhellt wurde. Also war der Hinblick und Zutritt der Gemeinde allenthalben gehemmt. Der niedere Chor machte den Altar, der Altaraufsatz das höhere Priesterthum fast unsichtbar.

Ferner wurde als Regel festgestellt, was anfangs nur freier, sinnvoller Brauch war, nämlich die Richtung der Kirche von West nach Ost, „die Orientirung." Frühe schon war es Sitte der Christen geworden, beim Gebet sich nach Osten zu wenden. Der Ort, wo die irdische Sonne aufgeht, sollte den Aufgang aus der Höhe, die in Christo, dem Morgens Auferstandenen, aufgegangene Sonne der Gerechtigkeit bedeuten. Im jüdischen Tempel war der Eingang im Osten und das ganz dunkle Allerheiligste auf der Seite des Sonnenuntergangs. Die Römer stellten ihre Götterbilder in den Tempeln gerne im Osten auf, damit sie in dem ihnen geliehenen Morgensonnenlichte als Lichtbringende erscheinen möchten. Die Christenheit wollte dagegen Christum als das wahre, erschienene Licht des Lebens verehren, und die Richtung gegen den Morgenhimmel sollte Ausdruck der Herzensstellung zu Christus, der aller Welt aufgegangenen „Sonne der Gerechtigkeit," sein. Diese Stellung der Kirchen gegen Osten hat denn ihre gut evangelische Bedeutsamkeit, und es ist würdig und recht, daß sie noch heute wo immer möglich beobachtet werde. Jener übrigen Ueberwucherung aber des kirchlichen Gemeindehauses mit jüdischen Schattenbildern und selbsterwählten Heiligkeiten mußte die deutsche Reformation mit dem Evangelium in der Hand entgegentreten, um wieder Licht und Einfalt an die Stelle der Schatten, Schranken und Auswüchse zu bringen, ohne das Aechte und Schöne zu zerstören.

Viel Aechtes und Schönes hat die altchristliche Basilika jedenfalls dem Kirchenbau aller Zeiten vermacht. Wir wollen es nochmals überschauen und einen besondern Blick in den inwendigen Schmuck der noch erhaltenen Prachtkirchen thun, wie ihn hier die perspektivische Zeichnung von S. Paolo gewährt.

Aus dem Vorhofe, dem Paradiese, wo gerne Bilder von Adam und Eva angebracht wurden, führen, an die heilige Dreieinigkeit erinnernd, drei ungleich große Portale in die dreischiffige Kirche; wenn sie fünfschiffig war, so führten

allein drei reichgeschmückte Pforten ins Mittelschiff und eine kleinere in jedes Nebenschiff. Der Fußboden ist mit Marmortafeln belegt und bildet anmuthige Mosaikmuster mit bedeutsamen Sinnbildern. In ruhiger Erhabenheit steigt das



Das Innere von S. Paolo zu Rom.

Mittelschiff über die niedrigern Seitenschiffe empor. Die Decke ist flach vertäfelt und funkelt in reicher Vergoldung. In den Seitenschiffen ließ man den Schmuck der Decke weg und auch im Hauptschiffe entbehrte bei zunehmender Dürftigkeit des Zeitalters das Gebälk des Dachstuhls der Verkleidung. Im Mittelschiff stehen in langer Flucht gereiht die Säulen aus Marmor und kostbarerem Gestein, viel herrlicher als die im Vorhofe draußen. Die Bogen, welche sich von Säule zu Säule hinüberschwingen, leiten das Auge in lebhafter Bewegung zu der Schlußmauer des Mittelschiffs, welche von dem gewaltigen Triumphbogen weit und hoch durchbrochen ist. Durch ihn hindurch über das lichterfüllte Querschiff und den Altar hinüber fliegt der Blick seinem Ruhepunkte zu in die, das Ganze trefflich abrundende Apsis, deren Kuppel das Abbild des Himmels ist. Der Reiz dieses Durchblicks wird gesteigert durch die verschiedene Beleuchtung. Die Seitenschiffe sind ziemlich dunkel, durch die weiten Oberfenster fällt in das Hauptschiff ein schräges aber starkes Licht herab. Das durch den Triumphbogen mit ihm verbundene, durch die Pfeiler und die Wand darüber von ihm getrennte Querschiff erhält reichlich sein besonderes Licht aus eigenen Fenstern, während die fensterlose Apsis für die ganze Kirche einen ernsten Hintergrund bildet, aus welchem die unsichtbare Welt in höherem Glanze der Gemeinde zu Gesichte strahlt. Denn dort in der Tribuna steigert sich der Glanz, welcher das Inwendige des „königlichen“ Hauses der Christen zu schmücken berufen ist, zu seiner höchsten Bedeutung.

Die Wände des Mittelschiffes, wie auch theilweise die Seitenschiffe, wurden späterhin mit Gemälden geschmückt. Das waren Bilder aus dem Leben der verehrten Heiligen, deren Särge auch unter Baldachinen als „Nebenaltäre" in den Seitenschiffen aufgestellt wurden. An den Wänden über den Bogenreihen des Mittelschiffs entsprechen sich links und rechts die Geschichten des Alten und des Neuen Testaments in farbigen Mosaikdarstellungen. Ebenso ausgeführt stehen darüber an den Fensterpfeilern einzelne Engel — Patriarchen — und Propheten in erhabener Würde als die Pfeiler der vor Erfüllung der Zeit geschehenen Gottes-Offenbarung.

Wenn im Mittelschiffe, als im „Heiligthum," die Mosaikbilder sämmtlich sich auf die Vorbereitung des Heils im Alten Testamente und im Leben Jesu nach seiner Niedrigkeit auf Erden beziehen, so soll weiterhin im „Allerheiligsten" die ewige Herrlichkeit des Herrn sich im Bilde offenbaren. Das ist in den verschiedenen Kirchen auf verschiedenartige Weise ausgeführt. Fassen wir das Manchfache zusammen, so stellt sich etwa folgendes Gesammtbild alles dessen heraus, was man in diesen Prachtkirchen sehen konnte.

Die Apsis hat oberhalb der Marmorsitze der Geistlichkeit eine Marmorvertäfelung, dann einen breiten Fries (Wandstreifen) mit Mosaikgemälden. Mitten steht das Lamm Gottes vor einem Kreuze auf dem Golgathahügel, von dem die vier neutestamentlichen Paradiesesströme (die vier Evangelien) herabfließen. Dahin ziehen beiderseits aus Jerusalem und Bethlehem je sechs Lämmer auf grünen Wiesen — das sind die zwölf Apostel als Vertreter der lernenden Gemeinde auf Erden. Darüber in der Halbkuppel ist Christus auf goldenem Grunde, angethan mit weißem und purpurnem Gewande im Stande der Erhöhung. Die Hand Gottes des Vaters reicht ihm aus den Wolken den Siegeskranz. Der heilige Geist schwebt als Taube darüber. Der verklärte Menschensohn steht auf glänzender Wolke (anderwärts sitzt er auch auf der Weltkugel), mit einer Schriftrolle in der Linken, die Rechte erhoben — als der Offenbarer der göttlichen Geheimnisse. Zu seinen Füßen fließt der Jordan — die dadurch bedeutete Taufe hieß das Sakrament der Erleuchtung. Diesseits des Wassers stehen Apostel, die auf Christus hinweisen, und Heilige, die ihm ihre Kronen darbringen. Das Ganze ist von Palmbäumen eingefaßt, den Sinnbildern des ewigen Lebens.

An der Wand über dem Bogen der Apsis erscheint zu oberst das Lamm Gottes auf einem Altare zwischen den sieben Leuchtern und vier theils anbetenden, theils das Unheilige abwehrenden Engeln; rechts und links davon sind die vier sinnbildlichen Thiergestalten der Offenbarung (Mensch, Löwe, Stier, Adler); tiefer, zur Seite des Tribunabogens, stehen die 24 Aeltesten, welche anbetend ihre Kronen dem Lamme darbieten. Noch weiter unten an den Schenkeln des Bogens stehen die Propheten Jesaias und Jeremias als die Vorboten des Lammes.

Alle diese Bilder überragt endlich als letztes Ziel des Glaubens das neue Jerusalem, die heilige Stadt, die nach dem Weltgerichte und Weltuntergang vom Himmel herabfahren und als eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern bleiben soll. Da sieht man inmitten der Stadt Gottes, deren Mauern aus

Edelsteinen gegründet sind, Christum mit der Weltkugel in der Hand zwischen zwei Engeln, umgeben von Heiligen. Seitwärts an beiden Pforten halten vier Cherubim Wache und laden die Auserwählten ein. Diese kommen in großen Schaaren herbei, einerseits die Männer, andrerseits die Frauen, in reichen Kleidern, die einen ihre Krone darbringend, die andern mit Palmzweigen in der Hand, den Zeichen ihres Märtyrerthums. — In diesem Bilderkreise ist denn Alles angedeutet, was den Christen erheben und zum Glauben reizen kann; Christi Person, Leben und Amt, seine Geburt in Bethlehem, seine Taufe im Jordan, sein Tod und Auferstehung in Jerusalem; Er als Prophet, Hoherpriester und König. Der Glaube schöpft aus den vier Paradiesesströmen der Evangelisten, von dem Unterricht geht es zur Taufe (im Jordan), dann winken zum Kampf und zum Sieg über die Welt Palmen und Kronen. Endlich schließt die Offenbarung der neuen himmlischen Stadt das gemalte Bibelbuch dieser Mosaiken; der Uebergang in die obere Gemeinde der vollendeten Gerechten ist das sehnsuchtweckende Ziel:

„Könnt' ich an diesen hellen Thronen
Doch schon von heut an ewig wohnen!" . . . .

Diese Gemälde sind einfach ernste, strenge und große, ja riesige Gestalten und zwingen den in die Kirche Eintretenden, ehrfurchtsvoll mit leisem Schritte den Gang zur heiligsten Stätte zu thun, welche von ferne mit ihrem goldenen Grunde und ihren lichten Farben erglänzt.

Während nun aber das Innere mit solchem Schmucke das Wort predigt: „es glänzet der Christen inwendiges Leben," während die unter Konstantin und seinen nächsten Nachfolgern erbauten Basiliken mit wahrhaft orientalischer Pracht ausgestattet ein Abglanz der himmlischen Wohnung des Herrn sein wollen, ist das Aeußere so kahl, dürftig und arm gelassen, daß es einer ziemlich niedrigen, wohl erbauten steinernen Scheune gleicht. Aber nicht das Aeußere allein ist noch so weit entfernt vom Ziele der Vollendung. Auch im Innern herrscht die Breite und Masse noch über die Höhe vor, die flache Decke und das von ihr gebildete Viereck, entspricht dem Emporstreben des christlichen Gemüthes nicht genug. Der Eindruck der reichen Verzierung und Vergoldung ist schließlich der eines festlichen Prachtsaales. Endlich fehlte der altchristlichen Basilika das, was uns mit Recht erst die Kirche bezeichnet, der gen Himmel weisende Thurm. Auch als man (vom achten Jahrhundert an) für die Glocken besondere runde oder viereckige, mit flachem Dache gedeckte Thürme getrennt neben die Kirchen hinzubauen begann, war noch nichts erreicht, denn nur als innig mit der Kirche verbundenes, aus ihr hervorwachsendes Glied ist er ihre Krone. So war die Basilika nur der Anfang, die Wurzel des christlichen Kirchenbaues zu einer Zeit, wo die alte Kunst zur Neige gegangen und der neue Geist seiner eigenthümlichen Form noch nicht mächtig war.

Schwäb. Hall. H. Merz.

Die christliche Kunst in den Wohnungen des Volks.

III.

Im Gegensatz zu den Vorurtheilen, welche wir bekämpfen mußten, gilt es nun, diejenigen Grundsätze, diejenigen Mittel und Wege zu Recht und Anerkennung zumal im christlichen Bewußtsein zu bringen, welche allein zum Ziele führen können. Diese sind aber keine andern als: Betrieb im Großen — also mit großem Kapital — also auf dem, wo nicht einzig möglichen, doch bequemsten, einfachsten, erfahrungsmäßig bewährtesten und allgemein zugänglichsten Wege des Aktienvereins! Nur ganz willkürliches Misverständniß könnte übrigens hier den Betrieb im Großen — oder wenn der Ausdruck hier der Kürze wegen gestattet ist — die Generalisation der Arbeit als ausschließenden Gegensatz eines individualisirenden Betriebs im Kleinen und Einzelnen auffassen. Im Gegentheil schließt der Großbetrieb im rechten Sinn und Geist die möglichst kräftige und mannigfaltige Förderung des individuellen Kleinbetriebs ein, aber nicht umgekehrt! Auf die Wohnungsfrage angewendet gilt es durch Betrieb im Großen, womöglich unter geeigneten Umständen durch gruppenweise neue Ansiedelungen einer gewissen Anzahl von Familien, eine hinreichende Menge von Musterbauten zu liefern, um damit entscheidend die rechte Bahn zu brechen, den rechten Ton an- und durchzuschlagen und der weitern Entwickelung im Kleinen nicht blos das Vorbild und die Anregung gelungener That zu geben, sondern auch die Vortheile zu gewähren, welche nur aus einer solchen Großarbeit erwachsen können: geschickte Arbeiter, tüchtiges Material und Fabrikat aller Art zu billigen Preisen — und zwar tüchtig nach beiden Seiten, sowohl dem Bedürfniß der Zweckmäßigkeit als der Schönheit zur Genüge. Aber auch hier haben wir wieder einen Punkt berührt, wo der rechten und wirksamen Hülfe, dem „Wegreißen der Lasten" (Jes. 58.) unter denen gerade das Volk in seinem hülflosen atomistischen Individualismus erliegt, Vorurtheile bei den zur Hülfe vorzugsweise Berufenen entgegentreten, die um so lähmender wirken, je mehr sie sich den Schein christlicher und konservativer Autorität geben.

Eine unerläßliche Bedingung irgend allgemeiner Verbreitung des Besitzes und Genusses besserer, d. h. zweckmäßigerer und (in unserem Sinn!) schönerer Wohnungen unter dem Volke ist die, daß nicht blos der Gegenstand dieses Besitzes und Verbrauchs zu haben sei, also producirt werde, sondern daß die Produktionskosten hinreichend beschränkt werden, um den Preis des Produkts in den Bereich der Menge zu bringen. Erinnern wir aber hier an so viele Gegenstände der allgemeinsten Konsumtion, welche nur durch die moderne Produktionsweise auch dem Volk zugänglich geworden sind, so werden sich ohne Zweifel sogleich die bekannten pessimistischen Klagen und Anklagen über modernen Luxus u. s. w. erheben. Darauf näher einzugehn dürfte jedoch unter allen Umständen sehr unersprießlich sein, so lange man von jener Seite nicht ehrlich und ernstlich das letzte Wort gegeben, welches kein anderes sein kann als — um nicht noch weiter zurückzugehn — das Bärenfell und die

Blockhütte der deutschen Urwaldmenschen, natürlich ohne Meth und ohne Würfelspiel, oder was sonst zu Tacitus Zeiten schon heillos moderner Luxus gewesen sein mag! — Hier würde eine solche Kontroverse um so unnützer sein, da wir hier allseitig auf der Voraussetzung der hohen Berechtigung der Wohnungsreform in der weitesten Bedeutung, zunächst aber nach den Forderungen christlicher Kunst stehen. So brauchen wir also nur die Thatsache zu konstatiren, die Niemand im Ernst bestreiten wird, daß eine irgend allgemeinere Konsumtion eines wirklich bessern Produkts auf diesem Gebiete bei den gegenwärtigen Preisen gar nicht möglich ist, woraus von selbst folgt: soll es nicht bei bloßen Worten und Wünschen bleiben, so müssen die Produktionskosten — nicht etwa der Wohnung überhaupt an sich, sondern der zweckmäßigern und schönern Wohnung, nebst entsprechendem Hausgeräth niedriger werden. Eben das wird aber nur möglich durch den Großbetrieb.

Daß und warum ein Haus — nehmen wir beispielsweise vier gute Wohnungen kleiner Leute unter einem Dach — welches einzeln und individualistisch gebaut 3000 Thlr. kosten würde, durch Generalisation in einer größern Ansiedelung für 2000 Thlr. hergestellt werden könnte, bedarf keiner weitern Nachweisung. Dies ist aber allerdings nicht so zu verstehn, daß nicht überhaupt ein einzelnes Haus eben so leicht wohlfeiler gebaut werden könnte, als eins von hunderten oder mehr; sondern es ist die Rede von einer gegebenen Qualität des Produkts. Der Einzelne wird sogar wohlfeiler bauen, weil er viel schlechter baut, aber das soll eben vermieden werden. Eben so wenig ist hier von einem Großbau die Rede, wo der größtmögliche Vortheil dem Bauspekulanten zufällt. Es handelt sich um einen gemeinnützigen Bauverein! — In dieser Voraussetzung würde sich aber Individualisirung für jedes einzelne Haus nicht mehr sondern weniger beschränken, als es schon jetzt in der gewöhnlichen Routine der Fall ist. Wie geht es denn jetzt zu bei dem Bau von je 999 unter 1000 Häusern in Stadt und Land! — Was nun die Zweckmäßigkeit und Schönheit der Verhältnisse eines solchen Baues betrifft, so wird hier der persönliche Beruf des Baumeisters und der rechte Sinn und Geist bei dem Vorstand u. s. w. allein die nöthige Bürgschaft geben können. Gehen wir aber weiter, so wird in allem, was zu den Verzierungen zu rechnen ist, sich sogleich der Vortheil des Betriebs im Großen zeigen, wenn wir an ein durch Druck oder Guß bildsames Material und die darin gegebene Möglichkeit der fabrikmäßigen Vervielfältigung denken. Wir brauchen nur an die Backsteinbauten, an die Verwendung des gebrannten Thons u. s. w. zu erinnern, wobei es natürlich ganz gleichgültig ist, ob eine Baugesellschaft ihren Bedarf selber fabricirt, oder von einer andern Fabrik nach ihrem Sinne und Bedürfniß anfertigen läßt — vorausgesetzt, daß dabei auch für den allgemeinen Konsum gesorgt würde. Auch von Metallen, Eisen, Zink, gilt dasselbe. Aber auch bei anderem Baumaterial könnten, ohne allen Zweifel durch Anwendung von Maschinenarbeit, also im Großbetrieb, sehr bedeutende Ersparnisse in den Produktionskosten erlangt werden, bei Verzierung von Balken, von Steinen u. s. w.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Theolog. Cand. G. Bunz; Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

15. Dezember 1859. Nro. 24.

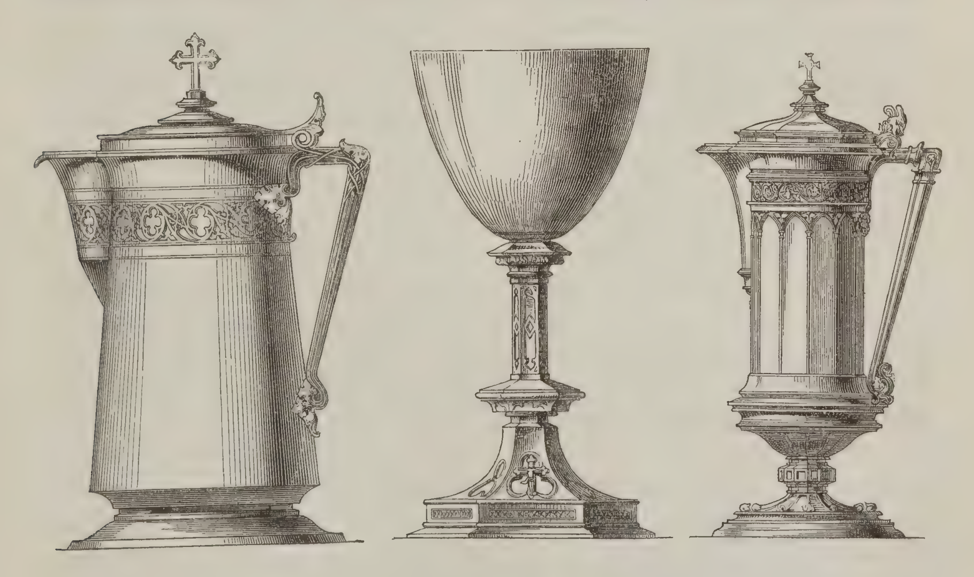
Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

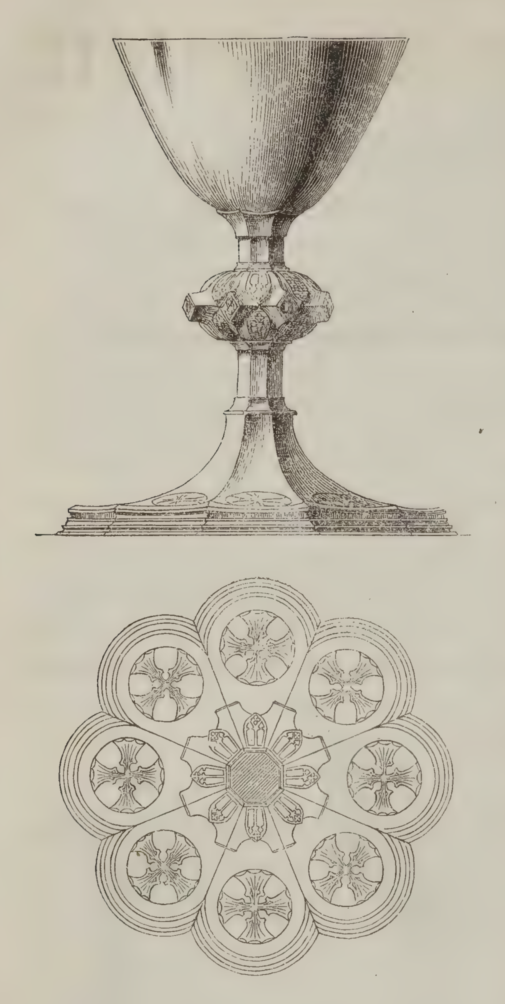
Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummernweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Alte und neue Abendmahlsgefäße.

Der Berliner Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche hat aus der Hand seines Ausschußmitglieds, des Herrn Professors Pfannschmidt, eine Reihe von Entwürfen für Abendmahlskannen und Kelche, zumal für Privatkommunionen, erhalten, welche in der vollen Dimension durch Steindruck ver-



vielfältigt und nach den Orten, aus welchen ein Bedürfniß und Verlangen sich kundgibt, zum Vorbild für Gold- und Silberschmiede verabreicht werden sollen. Es ist dabei auf möglichst einfache aber schöne und reine Formen Bedacht genommen worden. Wir glauben die Aufmerksamkeit der Leser des christlichen Kunstblattes zunächst auf die beiden Kannen und den ersten Kelch unserer heutigen Illustration lenken zu sollen, welche nach den Zeichnungen Pfannschmidts gefertigt sind.



Der andere Kelch, von welchem wir zugleich den Umriß des Fußes mittheilen, stammt aus einer früheren Zeit. Er gehört in die evangelische Kirche zu Plattenhardt auf den Fildern in der Landdiözese Stuttgart und ist von massivem Silber und vergoldet. Der örtlichen Tradition zufolge ist derselbe während des dreißigjährigen Krieges von einem fremden Kriegsmann, der ihn ohne Zweifel irgendwo als Beute mitgenommen hatte, zurückgelassen worden. Um seiner ausnehmenden Schönheit willen hat der Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche von Württemberg eine Zeichnung nach diesem Kelche anfertigen lassen, die unserem Holzschnitt zur Vorlage diente. Ein gleichfalls alter, laut der Inschrift um den Fußknopf ursprünglich katholischer, übrigens mit der Zeit beschädigter und unglücklich hergestellter Krankenkelch derselben Plattenhardter Kirche kommt an edler Form dem von uns mitgetheilten ziemlich nahe.

Während es nicht an schönen alten Mustern für Kommunionskelche fehlt, ist es anders mit den Kannen, deren Gebrauch bekanntlich erst durch die Reformation, welche dem Laienstande den ihm entzogenen Kelch wieder freigab und daher Gefäße zur Aufstellung eines größeren Maßes von Abendmahlswein erheischte, herbeigeführt worden ist. R.

Die christliche Kunst in den Wohnungen des Volks.

(Schluß.)

Wenden wir uns aber zu dem Hausgeräth, so bietet sich uns ein Uebergangsglied, dessen Bedeutung es wohl rechtfertigen wird, wenn wir etwas länger dabei verweilen. Der Ofen ist eines der wichtigsten Momente des Hauses. Möge jeder nach seiner Erfahrung sich anschaulich machen, in wie mancher Hinsicht während des größern Theils des Jahrs — bei Kochöfen das ganze Jahr hindurch — der

Ofen das leibliche und mittelbar auch das sittliche Behagen und Wohlsein der Familie bedingt, ja beherrscht, und bis zu welchem Grade er in unzähligen Fällen durch Unzweckmäßigkeit, durch Rauch, Gestank u. s. w. statt einer Wohlthat eine wahre Plage wird — und zwar eine so kostbare, daß die ökonomische Schwindsucht des Hauswesens oft genug eine ihrer Ursachen in der unvermeidlichen Verschwendung des Brennmaterials hat. Und nun die ästhetische Seite! — Gibt es kaum etwas in seiner Art Unzweckmäßigeres, so gibt es wahrlich noch weniger etwas Häßlicheres, als in unzähligen Fällen die schwarze, oder missfarbige, ungestalte, oder misgestalte Masse, welche sich als Ofen unvermeidlich dem Blicke, wie dem Geruch aufdrängt und in frecher Roheit weit vortretend die Stube entstellt und verengt. Nun denke man sich statt dessen bei größter Zweckmäßigkeit angenehme Verhältnisse, Formen und Farben, Verzierungen mit Bildern, Figuren, Sprüchen u. s. w. so wird man schon darin allein einen nicht geringen Fortschritt der Siegesbahn christlicher Kunst in der Volkswohnung erkennen. Auch hier aber ist das Mögliche und Wünschenswerthe nur durch Großbetrieb mit Maschine und in der Fabrik möglich — um das Wort des Entsetzens endlich auszusprechen! — Ganz dasselbe gilt vom eigentlichen Hausgeräth, wo schon jetzt ja die fabrikmäßige Produktion in so vielen Stücken gar nicht mehr zu entbehren ist. Aber auch abgesehen davon wird auch die noch handwerksmäßige Produktion bei Bestellungen im Großen immer wohlfeiler arbeiten können, als bei kleinen einzelnen Aufträgen. Aber auch der Handmerker, der Tischler, der Drechsler u. s. w. bedient sich zur Verzierung des in seinen Bereich fallenden Hausgeräths täglich fabrikmäßiger Produkte, z. B. Rosetten u. s. w. Es ist daher auch hier die Frage an sich längst thatsächlich erledigt: ob durch solche Produktion die Menge und der Preis der zur wirklichen Verschönerung der Wohnung tauglichen Artikel dem Volke allgemeiner zugänglich gemacht werden kann und darf? Wer nicht allen Ernstes auch hier eine Frucht moderner Teufelei perhorrescirt, muß die weitere Frage gestatten: ob man nicht auf diesem Wege sehr viel weiter nach dem wünschenswerthen Ziel christlicher Kunst vorgehn könnte und sollte? — Daran ist aber in diesem wie in allen andern berührten Punkten, eben nur unter der Voraussetzung zu denken, daß der bahnbrechende Großbetrieb durch Aktienvereine und unter christlich-ästhetisch aber auch menschlich, bürgerlich, praktisch und geschäftlich qualificirter Leitung in die Hand genommen wird.

Noch entschiedener vielleicht gilt dies von der Befriedigung, welche dasjenige Bedürfniß des christlichen Schönheitssinnes erfordert, das ganz unabhängig von der praktischen Zweckmäßigkeit im häuslichen Gebrauch liegt — was wir kurzweg mit dem Ausdruck Bilderwesen bezeichnen wollen. Darauf hier weiter einzugehn haben wir uns von vorne herein versagt; doch wolle man uns eine kurze Andeutung zu Gute halten. Hier wenn irgendwo ist es mit dem individuellen Tropfenfall besserer christlicher Kunst in den breiten, tiefen, schmutzig schillernden Strom der in diesem oder jenem Sinn schlechten und meist fabrikmäßigen Produktion nicht gethan, während es durch zweckmäßige Generalisirung und Großbetrieb mit Aktienkapital in — natürlich immer noch hinreichend relativ beschränkten — lokalen Kreisen nicht nur möglich, sondern leicht wäre, dem Volk

gute Bildwerke in fabrikmäßiger Vervielfältigung in Metall oder Lehm, Gyps u. s. w. oder durch Druck und Farbe auf Papier (bes. Holzschnitt) allgemein zugänglich zu machen und die schlechte Kunst durch die gute in siegreicher Konkurrenz zu erdrücken. — Die Wohnungsreform aber würde eines Theils hier ein unendlich erweitertes Feld des Absatzes eröffnen, anderseits selbst dadurch merklich gefördert werden. Ob und wieweit in allen diesen Dingen von Seiten des Staats und sonstiger weltlichen Gewalten, namentlich in ihrer Beziehung zu Kirche und Schule und unter Mitwirkung derselben, durch richtigere Erkenntniß und freigebigere Befriedigung des Bedürfnisses des christlichen oder auch nur menschlichen Schönheitssinns gefördert werden könnte und sollte, wollen wir hier unerörtert lassen. Nur das möchten wir hervorheben, daß schon allein durch die massenhafte Konsumtion, die hier erwachsen würde, ein entscheidender Einfluß auf Preis und Qualität der Produktion eintreten müßte, der ganz von selbst der Konsumtion im Ganzen und beim Volk zu Gute kommen würde. Wie kläglich es aber immer z. B. mit der Ausstattung unserer höchsten wie niedrigsten Unterrichtsanstalten in dieser Hinsicht steht, weiß Jeder, der es wissen will. Kein Wunder, daß in der allgemeinen Bildung nicht blos beim Volk, von wirklichem Sinn für das Schöne, geschweige denn von christlicher Kunst gar nicht die Rede sein kann! —

Bleiben wir aber bei der Aufgabe der innern Mission auf diesem Gebiete stehn, so erfordert deren Lösung vor Allem die richtige Einsicht, das Verständniß und das dadurch bedingte Einverständniß des einzigen Weges der wirklich zum Ziele führen kann. Statt dessen finden wir leider gerade in den Kreisen, an deren christlichem Beruf und Befähigung wir am wenigsten zu zweifeln berechtigt sind, eine halb passive halb aktive Verschlossenheit, ein Widerstreben und Zurückweisen, dem ein gar wunderlicher Komplex von halbbewußten, halbunbewußten, halbgemüthlichen, halbdoktrinären Vorurtheilen und Antipathien, die wir schon früher in Beziehung auf den Großbetrieb und dessen geschäftliche Bedingungen im Allgemeinen und an sich bekämpfen mußten, die aber auch hinsichtlich des Punkts, der uns hier zunächst beschäftigt, in dem Verhältniß des Handwerkers zur Maschine und Fabrik die Hauptrolle spielen. Wir erlauben uns hier nur insofern eine flüchtige Bemerkung, als man sich auf jener Seite mit Vorliebe und Zuversicht, aber meist ohne Sachkenntniß, auf die guten alten Zeiten des Handwerks und des Volkslebens beruft. Dagegen behaupten wir, daß zu allen Zeiten unter relativ und wesentlich ähnlichen Umständen die Sachen, wo und soweit überhaupt etwas dabei heraus kam, denselben Verlauf nahmen, den wir hier als wünschenswerth und berechtigt bezeichnen. Und hier sei uns gestattet beispielsweise wieder auf den Ofen zurück zu kommen, mit der Voraussetzung, daß der geneigte Leser eine Anschauung von den Kunstwerken hat, welche das fabrikmäßige Handwerk des 16. Jahrhunderts z. B. in Nürnberg auf diesem Gebiet hervorbrachte. Aber wie war es damit? Man scheint in gewissen Kreisen jedes Geräth, jedes Bildwerk, was nicht unmittelbar und individuell aus der Hand des Handwerkers oder Künstlers hervorgegangen ist, zu perhorresciren. — Wenigstens theoretisch klingt es so; denn in praxi läßt man sich die Sachen gar wohl gefallen, wie man sie findet, wenn sie sonst hübsch,

zweckmäßig und wohlfeil sind! Aber glaubt man denn wirklich, daß jene alten Nürnberger Ofenmacher jede Ofenkachel mit eigener Hand geformt haben?! Ob und wie weit bei der rein mechanischen Vervielfältigung dieser Verzierungen u. s. w. eigentliche Maschinen angewendet wurden, das wissen wir nicht; das aber wissen wir, daß sie sich dieser Hülfe gerade so weit bedienten und bedient haben würden, als sie ihnen nach dem damaligen Stand der Technik und nach Maßgabe des verwendbaren Betriebskapitals zugänglich sein konnten! . . Wo ist nun aber hier die Grenze des handwerksmäßigen und fabrikmäßigen Betriebs?

Noch ein Beispiel möge um so mehr genügen, da es noch schlagender ist: nämlich der Uebergang von der Handzeichnung zum Kupferstich und Holzschnitt — um bei der mechanischen Reproduktion auf dem Gebiet der bildenden Kunst stehen zu bleiben. Und was man auch sagen mag, wir können jenen Bedenken mit unbedingtem Recht die Frage entgegenstellen: warum nicht jetzt, wie damals, mechanische Vervielfältigung aller der Dinge die zum Schmuck des Hauses und des Hausgeräths dienen, wenn sie dadurch wohlfeiler und allgemeiner zugänglich werden — versteht sich, soweit die Natur der Sache nicht entgegen ist? —

Aber freilich — der Schaden vager, konfuser Antipathien und Präjudizien ist viel allgemeiner und sitzt viel tiefer. Es gibt einen falschen Archaismus oder Antimodernismus, der eben so unberechtigt und nicht weniger schädlich ist, als der falsche Modernismus dem er als anderes Extrem gegenüber steht. Und hier wie dort ist die eigentliche Quelle des Uebels die Selbstsucht, nur daß sie hier mehr aktiv und positiv, dort mehr passiv und negativ erscheint. Wir unseres Orts sind uns bewußt, so viel Sinn und Verständniß, so viel Freude, so viel Sehnsucht, wie irgend Jemand an und zu Allem zu haben, was das Volksleben der Vergangenheit und dessen Ueberreste in der Gegenwart wirklich Schönes, Würdiges, Gutes, Tüchtiges, Ergötzliches darbietet. Und wenn wir doch (z. B. eben im gepriesenen Zunft- und Handwerkswesen) auch andere Seiten und neben dem Licht mindestens ebensoviel Schatten sehen, so kommt das vielleicht daher, daß wir uns eben genauer über die historische Wahrheit informirt haben. Aber auch wenn wir in dieser Bewunderung viel mehr mit ihnen übereinstimmten, als wir es können, so müßten wir doch dies ganze Gebahren als ein völlig unfruchtbares rügen. Glaubt man den status quo ante wieder herstellen zu können, so versuche man es doch einmal damit — in Wohnung, Hausgeräth, Kleidung, Lebensart und Lebenshaltung! — Man zeige uns die praktische Möglichkeit, dies und das, was einst wirklich gut und schön und löblich und nützlich war und es noch sein könnte, wiederzubeleben oder lebendig zu erhalten, so soll es an uns nicht fehlen! Aber nur keine archaistischen Künsteleien, Spielereien und Machereien im Volksleben! — Keine bloßen Moden des 16. oder 17. Jahrhunderts, statt der Moden unserer Tage, welche mindestens nicht thörichter sind, als jene! — Nur nicht das Alte blos weil es alt, wohl gar statt dessen, was sich in unsern Tagen als gute oder doch nicht verwerfliche Sitte — gerade wie die gute Sitte jeder Zeit, trotz und neben der Mode entweder als nützlich und löblich, oder als erlaubt und angenehm herausgestellt hat! Und zwar ist das hier unter der Einwirkung der mannigfaltigsten Momente des ganzen Kulturstandes geschehen, welcher relativ und im Ganzen eben so welthistorisch und nach

göttlicher Führung und Zulassung berechtigt ist, als der irgend einer andern Periode! Wird sich denn bei allen Versuchen der Art sehr bald zeigen, daß im Großen und Ganzen und in irgend wesentlichen Punkten in victu et amictu — in Wohnung, Kleidung, Nahrung, in dem ganzen äußern Ton und Zuschnitt des täglichen Lebens des 19. Jahrhunderts in allen Schichten der Gesellschaft, also mehr und mehr auch beim Volk sich Nichts rückwärts wenden und drängen läßt,* so bleibt nur zweierlei Alternative. Entweder es liegt einem ernstlich an der Sache und noch mehr an den Leuten; dann wird man sich deutlich zu machen suchen, was der eigentliche sittliche Inhalt, der Kern, das Wesen dieser zu allen Zeiten wechselnden Formen ist, und man wird dann dennoch mit Rath und That das mögliche Gute, Nützliche und Schöne zu verwirklichen suchen. — Man wird im Glauben und auf Hoffnung mit Liebe und Ernst, Geduld und Besonnenheit, Jeder nach seinem Beruf und seiner Stellung und mit dem ihm von Gott anvertrauten Pfund, die wirklich verfügbaren Mittel anwenden und die wirklich offenen oder gangbar zu machenden Wege einschlagen, um die möglichst allgemeine Darstellung jenes Inhalts in möglichster Fülle in den unserer Zeit entsprechenden, möglichst schönen, würdigen Formen zu fördern. Man wird dann sehr froh und dankbar sein, wenn sich allmälig — wäre es auch erst in der zweiten oder dritten Generation — das Wesen eines tüchtigen, ehrenwerthen, frommen, geschickten, fleißigen und wohlbehäbigen, deutschen und, versteht sich, womöglich auch christlichen Handwerkers, oder Bauers, oder Tagelöhners, oder sonstigen Arbeiters in der Person und Wohnung und ganzen Umgebung deutlich und, soweit die Sache es mit sich bringt und erlaubt, auch schön im weiten deutschen Vaterland herausbilden ließe — nicht in einzelnen Ausnahmen, sondern als durchschnittliche Regel. Man wird sich dessen höchlichst freuen, wenn es sich auch in ganz modernem Gepräge darstellen sollte und unmittelbar darin kein Zug mehr von dem frühern Gepräge derselben socialen Münze übrig sein sollte! Dies wäre übrigens auch nur die schlimmere und schmerzlichere Möglichkeit; die Wahrscheinlichkeit aber ist, daß sich noch gar manches in bleibender Schönheit und Zweckmäßigkeit erhalten kann und wird. Niemand aber, der wirklich das Volk kennt — wozu denn vor allen auch die rechte thätige Liebe gehört — wird im Ernst behaupten, daß im modernen Handwerker, Arbeiter, Bauer das Zeug zu einer würdigen Form ganz fehle. Niemand, der einen Blick in das Wesen und die Formen des Schönen zu allen Zeiten gethan, wird im Ernst behaupten, daß die moderne Form nicht auch eine würdige sein oder werden könne. Dabei muß man freilich das zu unterscheiden und dem Rechnung zu tragen wissen, was jeder Uebergangsperiode als leidige, fratzenhafte, widrige Zugabe vermacht ist. Natürlich aber, daß dies in dem Maße mehr hervortritt, wie die Fülle der äußern Mittel und Versuchungen sich steigern, während die wirklich bildenden Einwirkungen wenigstens

* Damit ist gar nicht gesagt, daß es nicht ewige Wahrheiten, sowie auch Schönheiten und also namentlich auf dem Gebiet der bildenden Kunst Dinge gibt, die jetzt noch, wie vor Jahrhunderten, nicht nur schön sind, sondern auch vom Volk auf den verschiedensten Stufen der Bildung und überall wo es nicht verbildet ist, als schön verstanden und empfunden werden. Da greife man herzhaft zu und präge neue Münze mit den alten Stöcken!

nach der Seite des Schönen so gut wie ganz fehlen. Denn daß dies bisher bei uns und allen modernen Kulturvölkern wirklich der Fall ist — daß für die schöne Bildung des Volks zumal in seinem Alltagsleben weder positiv noch negativ von irgend einer Seite und am wenigsten von Seiten der Staatsgewalten unmittelbar (mit unendlich wenigen Ausnahmen) bisher das irgend Genügende geschehen ist — darüber wird sich wohl kein in dieser Sache Urtheilsfähiger täuschen. Man erwäge z. B. doch nur einen Punkt: die ästhetische Roheit unserer allgegenwärtigen Polizei, womit leider nur allzu oft eine eben so große sittliche und intellektuelle Roheit Hand in Hand geht! — Namentlich gilt das dem Volk gegenüber und wo die Beziehungen mit dem Volk am intimsten und häufigsten sind — z. B. auf dem Lande und in den kleinen und mittleren Städten. Aber auch höher hinauf auf allen Stufen des Staatsdienstes nicht nur, sondern auch des Schul- und Kirchendienstes und oft in seinen sonst tüchtigsten und ehrenwerthesten Gliedern — welche Roheit, Stumpfheit, oder Verbildung nach der Seite des Schönen! Und wie kann es anders sein, so lange in unsere höchsten Bildungsanstalten, in die Universitäten kaum je ein Strahl des Schönen oder doch wenigstens der bildenden Kunst fällt! —

Ein Anderes freilich ist es mit der zweiten Alternative! Wer kennt nicht zahlreiche Kreise, die nicht müde werden, sich über jene Dinge im Salon, am Theetisch, im Boudoir, in der Presse, in öffentlichen Versammlungen zu unterhalten — die verschwundene Herrlichkeit der Vorzeit zu beklagen und den heillosen Modernismus zu verwünschen, dessen Comforts und Elegantien man sich gleichwohl gefallen läßt. Die volle Blüthe dieses modernsten Archaismus ist namentlich unter der Anregung und Belehrung hervorgetreten, welche die neueste Schule der Kulturphilosophie und Naturgeschichte des Volks in so reichem Maße bietet, ohne je den Stachel der unbequemen Zumuthung praktischer Konsequenzen, die Andeutung eines Punktes, einer Handhabe mit sich zu führen, wo wohl gar eine Pflicht und Möglichkeit zu Rath und That und Opfer bemerklich werden könnte. Wie denn auch namentlich Riehl in seinem ausgezeichneten und liebenswürdigen Werk über die Familie solche Häuser als Bedingung eines würdigen deutschen Familienlebens fordert, wie man sie auch in den besten alten Zeiten nur sehr ausnahmsweise hatte, wie sie aber gegenwärtig fast ein Ding der Unmöglichkeit sind, während er zugleich dem „vierten Stand," dem Proletariat, dem modernen Arbeiter die Fähigkeit des Familienlebens eigentlich ziemlich abspricht und jedenfalls das cottage auch im weitesten Sinne kaum entschiedener perhorrescirt als die Kaserne auch im beschränktesten Sinn. Damit ist natürlich jede lästige Zumuthung der praktischen Betheiligung an der Reform der Volkswohnung ausgeschlossen. Was aber besagte Herrn und Damen betrifft — nun entweder man verwendet disponible Kapitalien zu einem Experiment nach Riehl'schem Recept, wenn man einen hinreichend genialen Architekten zur Hand hat, oder man behilft sich so gut man kann, in den sehr wenig korrekten, aber doch oft leidlich bequemen und jedenfalls sehr eleganten und modernen Wohnungen in die man nun einmal verdammt ist!

Dies sind nur die Umrisse äußerer Erscheinungen; aber sie genügen zur

Signatur des Wesens, der Gesinnung und Stimmung, welche sich darin ausspricht im Gegensatz zu jener andern Alternative, die hoffentlich jetzt und jederzeit keine bloße Fiktion ist. Dürfen und müssen wir wirklich annehmen, daß jenen Kreisen in der Unterhaltung über die Sache die Sache selbst — in dem Wissen und Fühlen von der Sache die Liebe zur Sache, das Herz zum Volk und damit die schöpferische Kraft zu Rath und That — verloren gegangen sei? Auch ohne Optimismus dürfen wir wohl eine solche Deutung zurückweisen und die Hoffnung fest halten, daß es eben nur der fortgesetzten ernsten und auch unangenehme Wahrheiten nicht scheuenden Anregung bedarf, um die ohne Zweifel noch zahlreich vorhandenen, gesunden und eben deßhalb zu fruchtbarer Liebesthat berufenen Naturen zu wecken. Mögen sie dann immerhin sich erst in einigen vergeblichen Repristinationsexperimenten versuchen, sie werden auch da ihre Kräfte üben und — sind diese nur rechter Art! — über kurz oder lang dann durch das Leben und die Erfahrung auf den rechten Weg gedrängt werden, den wir mit der unbedingtesten Zuversicht als den einzigen bezeichnen, der zu wirklich bedeutenden und durchgreifenden Resultaten führen kann. Sollte aber etwa noch ein Grund fehlen, um die Sache so dringlich erscheinen zu lassen, wie sie wirklich ist, so weisen wir auf die zahlreichen, wenn auch noch nicht scharf hervortretenden Anzeichen, daß es nicht an bedeutenden Kräften fehlt, die sich zur Besetzung und zum Anbau dieses und anderer damit zusammenhängenden Gebiete der zeitgemäßen volkswirthschaftlichen Reorganisation der arbeitenden Klassen anschicken — Bestrebungen, denen wir weit entfernt sind, wenigstens in gar manchen ihrer Führer und Vertreter einen gewissen sittlichen Beruf abzusprechen und die soweit wirklich konservativ wirken. Deren Verhältniß zu dem Kern und Wesen christlicher Bildung ist aber jedenfalls der Art, daß eine um so schwerere Verantwortlichkeit diejenigen treffen müßte, die es versäumt hätten, jener Ansiedelung zuvorzukommen und jenes Gebiet mit den guten Früchten des in der Liebe thätigen Glaubens anzubauen, unter denen die christliche Kunst an und in den Wohnungen des Volks eine Bedeutung haben wird, die nur nach der Bedeutung ermessen werden kann, welche die Wohnung selbst im irdischen Leben des Menschen und der Familie auch für die Ewigkeit hat. V. A. H.

Gustav Königs Psalmenbilder. *)

Der wohlbekannte Meister der noch vor Kurzem in diesen Blättern besprochenen Lutherbilder hat uns mit einem neuen Werke, vielleicht dem schönsten und sinnigsten seiner dichtenden Hand beschenkt. Es sind zunächst vier Blätter, in großem Querfolio von zwei bewährten, für solche Aufgaben vorzüglich geeigneten Meistern gestochen, jedes die zeichnende Erläuterung eines Psalmes unter Beifügung

*) G. König's Psalmenbilder, gestochen von Jul. Thäter und H. Merz. Vier Blätter im Format von 19″—16″ rhein. Preis 3 Thlr. 15 Sgr., jedes einzelnen Blattes 1 Thlr. Verlag von Rud. Besser in Gotha.

des vollständigen lutherischen Textes enthaltend. Ob eine Fortsetzung beabsichtigt, ist nicht ausgesprochen und wahrscheinlich noch nicht festgestellt; jedenfalls soll sie nicht alle Psalmen umfassen, sondern nur einzelne herausheben, da die jetzt gewählten (Ps. 1. 2. 8. und 22.) schon keine fortlaufende Reihe bilden. Uebrigens ist wie jeder einzelne Psalm so auch jedes dieser Blätter an und für sich selbstständig und kann mit andern verbunden werden oder auch nicht.

Es versteht sich von selbst, daß der bildliche Commentar der Psalmen nicht eng umrahmte, der gewöhnlichen Wirklichkeit entnommene Momente geben durfte, sondern eine freiere Form annehmen mußte, welche gestattete dem kühnen, Himmel und Erde verbindenden Fluge des heiligen Sängers möglichst zu folgen, die Grundgedanken des Gedichtes anzudeuten und die Empfindungen und Schlüsse, welche sie erwecken, in lebendiger Weise anklingen zu lassen. Und dies ist hier mit so tiefem religiösen Gefühle und so großer künstlerischer Klarheit geschehen, daß kein empfängliches Auge diese Zeichnungen ohne inneren Gewinn betrachten wird. Die Anordnung und die Bedeutung des Einzelnen ist schon an sich verständlich; indessen kann es nicht schaden, daß eine kurze und zweckmäßige, für jede Composition ein Octavblatt füllende Erklärung über die Absicht des Verfassers Auskunft gibt.

Ich kann nicht daran denken, den Reichthum der in den Blättern angeregten Gedanken zu erschöpfen, und versuche nur die Art der Auffassung annähernd zu schildern. Das erste Blatt ist zugleich eine Art Titelblatt, wie ja auch der erste Psalm als Einleitung des ganzen Buches betrachtet werden kann; der Text nimmt die ganze Breite der unteren, kleineren Hälfte des Blattes ein, während die Zeichnung sich ganz darüber hin erstreckt und in ihrem der Schrift zugewendeten Theile die Harfe des königlichen Sängers zeigt. Darüber dann die Erläuterung des Psalms; auf der einen Seite der Gerechte in der Gestalt des Psalmensängers, knieend, mit emporgewendetem Antlitz in die Saiten der Harfe greifend, im gartenartigen Raume, von den Zweigen des schlanken Baumes beschattet, neben der Kühle springender Quellen, vor ihm ein Candelaber, von dem die Opferflamme ruhig emporsteigt; auf der andern Seite die Flamme des Candelabers und das Laub des Baumes von heftigem Sturme dahin getrieben, und am Boden drei Männer in verzweiflungsvoller Geberde knieend oder zu Boden gestürzt. Es sind die Gottlosen „wie Spreu, die der Wind zerstreuet.“ Zwischen beiden Gruppen sitzen dann auf einer Bogenlinie zwei Engel, geflügelte Jünglingsgestalten in freier Gewandung, dort Gabriel „der himmlische Bote göttlicher Heilsgedanken,“ dem Gerechten den Palmzweig reichend, hier Michael mit der Linken den Uebelthätern die Schale des Gerichts vorhaltend, in der Rechten das flammende Schwert bereit; über beiden zwei kleinere fliegende Engel die Tafeln des Gesetzes, den Gegenstand der Lust des Einen und des Schreckens der Andern, gerade auf der Mitte der symmetrischen Anordnung emporhebend. Der Gegensatz zwischen der befriedeten Ordnung und Ruhe im Haushalte des Gerechten und des wilden Elends der Sünder, der sich in seinem Erfolge an den schönen Engelsgestalten spiegelt, ist überaus wirksam, scharf, unverhohlen. — Für den merkwürdigen, prophetischen Psalm 2 ergab sich ein anderes räumliches Gesetz; auch hier besteht jener Gegensatz, aber

doch nur als die Grundlage, aus der die Erlösung erwächst. Auch die Zeichnung, architektonische Formen und Rankengewinde verbindend, wächst daher aus einem schmalen, die untere Breite des Blattes füllenden Friese thurmartig empor und weist der Schrift die Leere zu beiden Seiten an. In der Mitte nämlich sehen wir den Sängerkönig in einer pallastartigen Halle in hoher Begeisterung mächtig in die Saiten greifend, auf dem Dache über ihm die, welche seiner Stimme folgen, die „Könige, welche sich weisen, die Richter, welche sich züchtigen" lassen. Inbrünstig auf den Stufen hingesunken sehen wir sie ihre Kronen dem Herrn darbringend, ihm Weihrauch anzündend, Psalmen anstimmend und von einem Engel auf den Heiland hingewiesen, den im Psalme verkündeten Sohn, der mit der Siegesfahne und segnender Rechten auf Wolken aufwärts steigt, von einer Engelsschaar umgeben, die in ihren Mienen so Klage wie Freude, Gebet wie Verehrung ausspricht. Unten aber im Sockel des himmlischen Gebäudes, seitwärts von den Stufen des Thrones, liegen sie am Boden die Heiden, welche tobten, die Könige, welche sich auflehnten wider den Herrn und seinen Gesalbten, besiegt und „zerschlagen," theils noch jetzt zu eitlem Trotze sich hebend, theils in dumpfem Wahnsinne, theils in Weichlichkeit erschlafft. — Der 8. Psalm, Gegenstand des folgenden Blattes, ist der erste, welcher die Herrlichkeit der Schöpfung und die Macht preist, welche Gott dem Menschen über alle Geschöpfe der Erde verliehen. Die Zeichnung gibt Adam und Eva, noch im Paradiese und von der unter dem Boden lauernden Schlange unverführt, wie sie bei reich gestirntem Himmel im Dankgebete knien, und rings umher in Rankengewinden Thiere aller Geschlechter von Menschenkindern spielend geleitet. — Das vierte Blatt endlich, die Erläuterung des wichtigen Psalms: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? ist vielleicht das schönste von allen, und bespricht das Mysterium des Zusammenhangs von Sünde, Buße, Erlösung in schon durch die äußere Erscheinung wirksamer Weise. Unten die Wurzeln des Lebensbaumes und auf ihnen vor dunkelm Grunde hier die nach dem Sündenfalle klagenden ersten Eltern, dort Kain nach der Bruderleiche im Fliehen sich umschauend; dann der Engel mit dem feurigen Schwerte am Stamme jenes Baumes, in dessen Zweigen zuerst David in innigster Reue und Zerknirschung sich zu Boden geworfen, bis sie über ihm zusammenschließend zum Kreuze aufwachsen, an dem der sterbende Heiland die Schmerzensworte emporruft.

Doch genug der Beschreibung, die in der Härte des bestimmten Wortes allzuleicht die ahnungsvolle andeutende Schönheit der Zeichnung ertödtet, um meine Leser zu bitten, sich von ihrer Unzulänglichkeit durch eigene Anschauung zu überzeugen.

K. S.

Anzeige.

Herr Candidat Bunz, welcher von Anfang die Verantwortlichkeit der Redaktion übernommen hatte, wird künftighin nur noch als Mitarbeiter in Verbindung mit dem christlichen Kunstblatte bleiben. Zusendungen sind daher entweder an einen der drei Leiter des Blattes oder an die Verlagshandlung zu richten.

Inhalts-Anzeige.

Namen- und Sach-Register.

Verzeichniß der Illustrationen.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.



Jahrgang 1860.

Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Stuttgart.
Verlag von Ebner & Seubert.



Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Oktober 1860. Nro. 19 u. 20.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Die altchristlichen Katakomben.

Die Christen der ersten Jahrhunderte begannen unter den Verfolgungen ihre Todten in unterirdischen Gruben und Gängen zu bestatten, und weil man die Ruheplätze (Cömeterien) der verstorbenen Christen in der Regel um den Ort, wo Märtyrer beigesetzt worden waren, anzulegen pflegte, so dauerte die Gewohnheit der unterirdischen Begräbnißstätten auch dann noch fort, als die

Christenverfolgungen längst aufgehört hatten, weil die Verehrung der Gräber und Reliquien der Heiligen den Zug nach den sogenannten Katakomben (Katakumben, eigentlich Katatumben) noch bis ins 7. und 8. Jahrhundert rege erhielt, bis man jene Gegenstände des mittelalterlichen Kultus in die Kirchen selber brachte oder zu ihrer Aufbewahrung die sogenannten Unterkirchen (Krypten) einführte. Die großartigsten Katakomben befinden sich in Rom, in Neapel und in Nordafrika; es werden jedoch bei den ausgebreiteten antiquarischen Nachforschungen unserer Zeit namentlich in Italien immer neue entdeckt. Die erste Wiederauffindung der römischen Katakomben verdankt man dem Einsinken einer Strecke der außerhalb der Porta Salara ziehenden Straße im Jahre 1578. Die ersten Forscher, welche sich damit beschäftigten, waren der italienische Dominikaner Alfonso Ciacconi und ein junger Flamänder, der damals Rom besuchte, Philipp Wing. Woran der Letztere durch einen frühzeitigen Tod verhindert worden war, führte der Advokat des Malteser Ordens in Rom, Antonio Bosio, mit großem Aufwand von Zeit, Geld und Studien aus. Nach seinem Tode wurde sein Werk in italienischer, dreißig Jahre später durch den gelehrten Oratianer Arringhi in lateinischer Sprache herausgegeben. Im Laufe des 18. Jahrhunderts hat u. A. der Kardinal Boldetti, welcher Kustode der Katakomben war, werthvolle Nachträge veröffentlicht. Auch das große Werk von d'Agincourt enthält wichtige Mittheilungen. Erst aber den neueren Zeiten war es vorbehalten, eine vollständigere und eingehendere Behandlung der Katakomben zu unternehmen. Das Erste, was auf diesem Gebiete der christlichen Archäologie durch persönliche Orts- und Quellenerforschung geschehen, ist die Arbeit eines protestantischen Theologen, des früheren preußischen Gesandtschaftspredigers Bellermann, über die ältesten christlichen Begräbnißstätten, im Jahr 1839 zu Hamburg im Druck erschienen, eine Darstellung und Erklärung der großartigen, in mehreren Stockwerken sich ausdehnenden Katakomben von Neapel. Erst zwei Jahre später trat in Turin die erste Schrift des Paters Marchi, eines Jesuiten, hervor, der wieder die allgemeine Aufmerksamkeit der katholischen Welt auf jenen Zweig des Alterthums lenkte. Die Reihe von Heften, die er über die römischen Katakomben mit Karten, Profilzeichnungen von Kammern u. dergl. herausgab, wurde durch die Revolutionsstürme von 1848 und 1849 unterbrochen. Ein prachtvolles Werk, das in den Jahren 1852 und 1853 zu Paris unter dem Titel: les Catacombes de Rome in sechs Foliobänden auf Kosten der französischen Regierung erschien, hat den französischen Architekten Perret zum Herausgeber, der unermüdlich bemüht war, die unterirdischen Gänge zu untersuchen, Kammern und Galerien zu messen und Zeichnungen davon aufzunehmen; derselbe hat auch mehrere Malereien in den Katakomben zuerst kopirt, soll aber darin mehr idealisirt als treu wiedergegeben haben. Als Papst Pius IX. im Jahre 1851 nach Rom zurückgekehrt war, ernannte er eine Kommission für christliche Archäologie, unter deren Leitung das Ausgrabungswerk in den Katakomben seitdem beständig und mit glücklichem Erfolge fortgesetzt worden ist. Einem der thätigsten Mitglieder dieser Kommission, dem Architekten Cavaliere G. B. de Rossi ward auf Grund des Ergebnisses der jüngsten Nachforschungen die Ausarbeitung eines neuen und vollständigen Werkes über das unterirdische Rom übertragen. Neben diesem

edeln Wetteifer im Interesse des altchristlichen Roms, der mit dem Konflikt seltsam kontrastirt, welcher zwischen den Tuillerien und dem Vatikan über das Schicksal des modern weltlichen Roms ausgebrochen ist, hat in der Stille der Privatfleiß eines zum römischen Bekenntniß übergetretenen englischen Geistlichen seit 1847 Studien über die römischen Katakomben gemacht, die in einer von Illustrationen begleiteten populären Schrift das Wissenswürdigste über diesen Gegenstand, wie er durch die neuesten Erforschungen Seitens der römischen Kirchenregierung festgestellt ist, als ihre Frucht darbieten. Von dieser Schrift ist eine deutsche Uebersetzung nun schon in dritter vermehrter Auflage erschienen: Die römischen Katakomben, die Begräbnißplätze der ersten Christen in Rom. Von J. Spencer Northcote, übersetzt von Dr. G. A. Rose. Mit 19 Tafeln Abbildungen. Köln 1860. J. P. Bachem. Preis 28 Sgr. (1 fl. 38 kr.). Man wird aus diesem Buche eine vielfache Belehrung schöpfen und den neuesten Stand der Entdeckung, sowie die dermalige Anschauung der römischen Forscher kennen lernen. Der gelehrte Britte ist darin vor Allem bemüht, gegen die verschiedenen Erklärungsversuche älterer und jüngerer Zeit den Beweis zu führen, daß die Katakomben einen spezifisch christlichen Ursprung und den ersten Zweck, die Märtyrer und andere Gläubige zu bestatten, dann die weitere Bestimmung gehabt hätten, die Christen in den Tagen der Verfolgung zum Gottesdienste zu versammeln. Er bestreitet namentlich das Begrabenwerden der ältesten Christen mit und unter Heiden, ferner die Entstehung der christlichen Begräbnißstätten aus den Sandgruben der römischen Campagna. In letzterer Hinsicht führt er aus, die Katakomben und die alten Sandgruben hätten charakteristische Unterschiede gehabt, woraus zugleich ihre verschiedene Bestimmung deutlich erhelle. In den Sandgruben seien die Gänge zehn bis zwanzig Fuß breit, weil dieselben für Sklaven und Lastthiere und sogar für Karren und Wagen zum Transport des Sandes angelegt worden; in den Katakomben hingegen seien sie selten über drei Fuß weit und oft noch enger. In den Katakomben seien ferner die Galerien gerade und regelmäßig und die Wände senkrecht; eine solche Einrichtung sei für ihre Bestimmung erforderlich gewesen, indem viele Höhlungen neben und über einander die Wände entlang zur Aufnahme von Leichen gebildet werden mußten. Weil man in den Sandgruben hingegen nur die Absicht gehabt habe, möglichst viel Material für die Bauwerke der Stadt zu gewinnen, so seien die Galerien hier unregelmäßig; die Wölbung der Decke beginne schon unten am Boden, die übriggelassenen Pfeiler oder Wände seien auch in der That so dünn, daß man ohne Gefahr nichts mehr davon wegnehmen könnte. Ein Besuch der Katakombe der heil. Agnes und der darüber liegenden Sandgrube werde zu dem Beweise genügen, daß beide nicht nur in ihrer Bauart grundverschieden seien, sondern daß auch, während man vielleicht durch fernere Aushöhlung einer Katakombe derselben das Ansehen einer Sandgrube zu geben vermöchte, keine mögliche Veränderung im Stande wäre, einer Sandgrube das Ansehen einer Katakombe zu geben. Auch wird auf den Umstand besonders aufmerksam gemacht, daß man Katakomben da und dort an Stellen finde, wo sicherlich keine Höhlungen für Gewinnung von Baumaterial wären angelegt worden, weil der Boden für solche Zwecke unbrauchbar gewesen

wäre, wie am Monte Verde oder längs der flaminischen Straße, wo er aus einem Niederschlage des Meer- oder Flußwassers bestehe, der von Erd- oder Sandschollen, Kieselsteinen, vegetabilischen und animalischen Fossilien und anderen fremdartigen Substanzen gebildet werde. Auch haben die Erbauer von Katakomben umgekehrt mit Vorliebe gerade denjenigen Tuffstein gewählt, der wiederum für Bauzwecke den verhältnißmäßig geringsten Werth habe. Der körnigte Tuffstein, der fürs Bauen zu weich, und doch, um gleich der Puzzolanerde gebraucht zu werden, zu grob ist, habe vollkommen dem Zweck der ersten Christen entsprochen, indem er eine genügende Festigkeit, um die erforderlichen Aushöhlungen zu gestatten, besessen habe und doch zugleich nicht zu schwer gewesen sei, um sich bearbeiten zu lassen. Aus alle dem wird nun der Schluß gezogen, daß die Katakomben sowohl christlichen Ursprungs seien, als auch einem christlichen Zweck dienten, und daß sie von Anfang an durch die Christen behufs der Beerdigung von Leichen angelegt wurden. Aber diese Schlußfolgerung enthält doch offenbar mehr, als durch die beigebrachten Beweismittel erhärtet ist. Es erhellt daraus nur, daß die Anlegung unterirdischer Begräbnißräume eine kirchliche Sitte und Anstalt geworden ist, daß es viele Katakomben gegeben hat, die nicht aus altrömischen Sandgruben entstanden sind, daß der Zweck der Katakomben in seiner Durchführung immer mehr zu einem gegensätzlichen Charakter und Aussehen beider Arten von Höhlungen führen mußte und geführt hat. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß der Anfang der christlichen Katakomben in den Gebrauch der heidnischen Arenarien hinaufreiche, ist damit nicht abgeschnitten, und römische Antiquare, die der traditionellen Sage z. B. von dem römischen Martyrium der zwei größten Apostel einen unbedingten Werth beilegen, sollten um so weniger den alten Bericht übersehen, nach welchem die reiche Matrone Lucina den Leichnam des heil. Paulus in einer ihr zugehörigen Grube soll beigesetzt haben. Auch ist es im Vergleiche der Schmach dessen, der unter die Uebelthäter gerechnet war und zwischen Mördern am Kreuze hing, ein Geringes, wenn dessen Bekenner eine Zeitlang in Einer Höhle mit heidnischen Sklaven zusammen ihre Leichname gebettet sahen.

Von Bosio war bereits 1602 eine Katakombe entdeckt worden, welche, nicht ferne von dem Judenquartier in Rom, unzweifelhaft dieser Nation angehörte. Sie glich nach Bosio's Beschreibung in allen Einzelnheiten den christlichen Katakomben. Doch fehlte es darin durchaus an eigenthümlich christlichen Emblemen, während die Gräber mit Darstellungen der Bundeslade, des siebenarmigen Leuchters und anderer Merkmale des jüdischen Kultus bezeichnet waren. Nur sah Alles ärmlicher als in christlichen Katakomben aus. Da die jüdische Gemeinde schon vor Christi Geburt in Rom sich befand, und die Juden sicherlich nicht erst von den Christen in Rom das Beerdigen in den Tuffgruben lernten, so ist viel wahrscheinlicher, daß die Christen einem religiösen Gebrauche der Juden folgten, der an und für sich zweckmäßig erschien und, setzt der Verfasser hinzu, durch das erhabene Beispiel des Erlösers geheiligt war. Nun ist zufällig erst in den letzten Jahren eine an den jüdischen Merkmalen erkennbare jüdische Katakombe von Arbeitern in einem Weinberge an der Appischen Straße entdeckt worden. In den paar Galerien und Kammern, die man zuerst ausgrub,

fand sich der siebenarmige Leuchter des alten Bundes an der Decke gemalt, in Stein ausgemeißelt, auf Terra Cotta ausgeprägt oder auf die Ziegelplatten eingekrazt. Auch hier zeigt sich im Ganzen mehr Armuth, obwohl die Hauptgalerie sich durch ihre Breite vor christlichen auszeichnet; die Grabhöhlen sind meist mit Ziegelsteinen statt der Marmorplatten verschlossen. Man hat erst wenige wenigsagende Inschriften in griechischer Sprache vorgefunden; auch einen steinernen Sarkophag, worauf ein Mann im Kostüm eines Redners und eine Frau mit einem musikalischen Instrument abgebildet sind. Diese Entdeckung ist um so interessanter, als man die jüdische Katakombe des Bosio bis jetzt noch nicht wieder gefunden und obgleich Pater Marchi sich tagelang bemüht hat, sie nach den von Bosio hinterlassenen topographischen Angaben zu entdecken.

Das Buch enthält nun drei Kapitel über die Bauart der Katakomben und über die in ihnen gefundenen christlichen Malereien und Skulpturen. Drei weitere Kapitel beschreiben die vornehmsten römischen Katakombenanlagen. Dann folgt eine Nachricht über die christlichen Museen im Vatikan, im Lateran, im Collegium Romanum und in der Propaganda. Zuletzt werden die Inschriften der Katakomben in antiquarischer und kirchlicher Hinsicht, namentlich in Beziehung auf spezifische Lehren und Gebräuche des abendländischen Katholizismus besprochen.

Die Katakomben sind ihrer Anlage nach ein ausgedehntes Straßennetz von Galerien im Innern der Erde, die eine Höhe von acht bis zwölf Fuß haben und durchgängig so enge sind, daß nicht zwei Personen neben einander gehen können, mit einer entweder platten oder schwach gewölbten Decke, und die Wände von mehreren Reihen Grabhöhlen durchbrochen, welche in Stockwerken über einander liegen. Die Gräber sind enge horizontale Aushöhlungen, in der Erdwand jener unterirdischen Straßen ausgehauen, jede Höhlung solcher Art von genügender Tiefe, um einen menschlichen Leichnam aufzunehmen, an der Außenseite mit einer Kranzleiste versehen, an welche die das Grab verschließende schwere Ziegel- oder Marmorplatte angelehnt wurde. Bisweilen wurde mehr als eine Leiche in ein Grab gelegt, aber niemals zwei Leichen über einander, sondern nur Seite an Seite. Am Kopfende sind die Gräber gewöhnlich größer als am Fußende. Wenn man aber zwei Leichen zusammen beerdigte, so erhielt das Grab eine ganz rechteckige Form, indem die Füße der einen Leiche neben den Kopf der andern gelegt wurden. Es herrscht daher auch gemeiniglich keine strenge Ordnung oder Regelmäßigkeit in der Aneinanderreihung der Gräber. Die Wohlhabenden bestritten die Beerdigung der Ihrigen selbst, während die Gemeinde für die Armen sorgte. Nur einige Gräber finden sich, welche einen weniger einfachen Charakter an sich tragen, mehr Raum einnehmen und mit größerer Sorgfalt angelegt sind. Die Horizontalöffnung in der Seitenwand des Ganges bekam alsdann von oben her einen gewölbten Bogen statt des rechtwinkeligen Vierecks. Diese Nische blieb leer, und unter ihr in der Grundfläche war das Grab, von einer Stein- oder Marmorplatte bedeckt (Arkosolium). Nicht selten diente eine ganze Kammer zur Familiengruft (Kubikulum, auch Hypogäum).

Andere Kammern in den Katakomben dienten zur Feier des Gottesdienstes. Diese Kammern sind zahlreich und von verschiedener Form und Größe, die

meisten viereckig, einige kreisrund, achteckig oder von sonst ungewöhnlicher Gestalt. In der Regel sind zwei, einander gegenüberliegend, an beiden Seiten einer Galerie gebaut, weßhalb man die eine den Männern, die andere den Frauen zuweist. In diesen Kapellen befindet sich ein Arkosolium als Ruhestätte eines oder mehrerer Märtyrer, und die Platte, welche das Grab bedeckte, diente als Altar. Die meisten dieser Kapellen waren mit Malereien und sonstigen Ornamenten verziert. Bisweilen sind zwei oder drei, sogar vier Stockwerke solcher Galerien und Kammern vorhanden, wovon eine unter der andern in derselben Steinschicht ausgehauen ist. Nicht selten ist die höher gelegene Krypta die spätere.

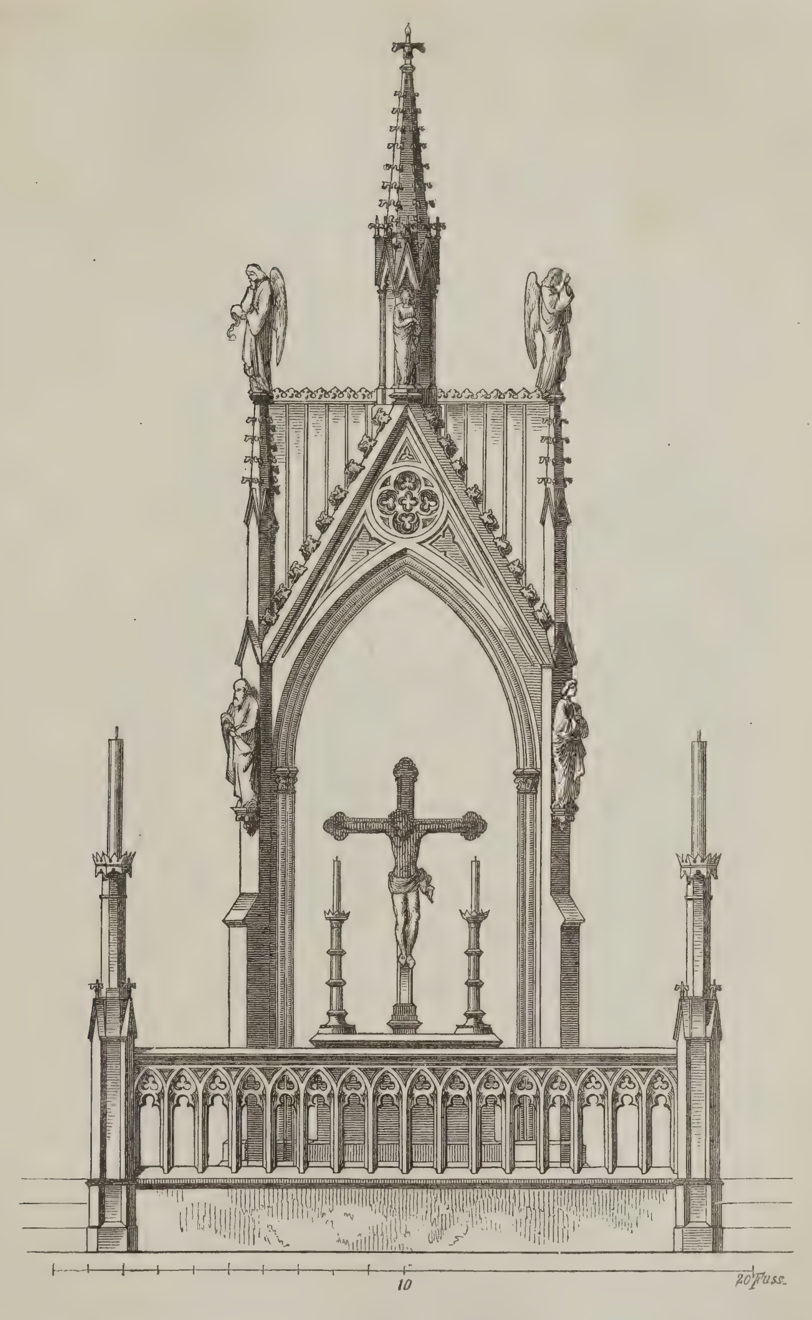
Die Malereien und Bildwerke, die man in den Katakomben fand, haben bekanntlich das Eigenthümliche, daß sie vorwiegend einen typischen Charakter zeigen und sich in einem ziemlich beschränkten Kreise alt- und neutestamentlicher Gegenstände bewegen, auch den Erlöser selbst nur in solchen Typen des guten Hirten, des Jonas u. dergl., oder mit einzelnen Wundern, z. B. der Erweckung des Lazarus, der Vermehrung der Brode, nie in Darstellungen seiner Passion, auch das Bild seiner Mutter erst sehr spät und spärlich darstellen.

Herr Spencer Northcote gibt sich nun unverkennbare Mühe, in einzelnen Bildern der Katakomben die mittelalterlichen Sakramente aufzufinden, und namentlich in den Inschriften die Lehre von der Anrufung der Verstorbenen um ihre Fürbitte, von der Gemeinschaft der wahren, allein den Frieden verbürgenden Kirche u. A. nachzuweisen. Es ist für solche Christen, welche vorsichtig sind, weiter als die Schriftlehre und eine in der Schrift wurzelnde und vor ihr gerechtfertigte Tradition gelten zu lassen, immer etwas Unbehagliches, den traditionellen Glauben so frisch und unbesorgt auch das Unverbürgte in sichere Einnahme bringen zu sehen. Doch bleibt das ganze Gebiet des unterirdischen christlichen Alterthums so reich an geheimnißvollen Daten, so groß an erhebenden und beschämenden Erinnerungen, und dies um so mehr für denjenigen, welcher die Kritik evangelischer Besonnenheit mit sich bringt, als er sich bei unbefangener Betrachtung überrascht findet von den herrlichsten Ergebnissen, daß wir das vorliegende inhaltreiche Buch auch so wie es ist in unserem Kreise empfehlen und einen mannigfaltigen Gewinn der Belehrung und Erbauung davon versprechen dürfen. G.

Altarschmuck.

(Schluß.)

Die zweite Kirche, von der wir zu sprechen haben, St. Maria zu Barth in Neuvorpommern, besteht ebenfalls aus einem dreischiffigen hallenartigen Langhause, an welches sich der Chor in der Breite des Mittelschiffes, von zwei fast quadraten Gewölben bedeckt, anfügt, jedoch nicht mit Polygonschluß, sondern mit rechtwinkeliger Schlußwand, und mit der ungewöhnlichen Einrichtung, daß neben dem westlichen Gewölbjoche Nebenräume liegen, die man als Kreuzarme oder als Fortsetzung der Seitenschiffe betrachten kann, die aber durch eine niedrige



Mauer von dem Chore getrennt und nur durch eine obere Oeffnung wie durch ein vergrößertes Fenster mit demselben verbunden sind. Dieser geräumige Chor war früher unbenützt geblieben, indem man in der Zeit kirchlicher Formlosigkeit auf der Grenze desselben gegen das Langhaus den Altar und über demselben nach der damals häufig vorkommenden, freilich nicht lobenswerthen Sitte die

Kanzel angebracht hatte, bis vor mehreren Jahren der gegenwärtige Superintendent mit dem ihm zur Seite stehenden Provisorat auf Beseitigung dieser anstößigen Einrichtung dachte. Die Leitung der Restauration kam auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs in die Hände eines berühmten Meisters, des Geheimen Oberbauraths Stüler in Berlin, dessen großartige Vorschläge bei dem Kirchenvorstande sinniges Verständniß und bereitwilliges Eingehen fanden. Der zur Ausführung gebrachte Plan hat natürlich die Kanzel in das Schiff der Kirche verlegt, dem ganzen, oben bezeichneten Chorraume durch eine reiche, sogleich näher zu beschreibende farbige und malerische Dekoration seine volle Würde gegeben und den Altar etwa in die Mitte des ersten Chorquadrates, doch etwas näher an die auf der Grenze des Schiffes angebrachte Balustrade gestellt, über welcher nach Pommer'schem Kirchengebrauche den Kommunikanten das Sakrament gespendet wird. Eine Rückwand des Altares würde die Wandmalerei verdeckt haben, der nackte Altartisch aber zu nüchtern und würdelos gewesen sein; deshalb erhebt sich über demselben auf vier freistehenden Pfeilern ein schlanker, mit Statuen, Giebeln und auf der Kreuzung des Daches mit einem Spitzthürmchen versehener gothischer Baldachin, der augenscheinlich die Stelle bezeichnet, auf welche sich alle der Schmuck der Wände bezieht. Dieser ist in der That überaus reich und schon in seiner architektonischen Anordnung befriedigend. Er besteht zunächst in einem Basament von ziemlich bedeutender Höhe; schlanke, dreitheilige, mit wechselndem Maßwerk geschmückte Blendarkaden tragen eine ebensolche Balustrade wiederum von wechselndem Maßwerk, alles in farbigem Stuckrelief ausgeführt, und beide zusammen die schon erwähnte niedrige Zwischenwand des ersten Chorjoches und der daneben fortlaufenden Seitenschiffe ganz bedeckend und dadurch mit den Wänden des Schlußquadrates organisch verbindend. Diese haben dann die weitere malerische Ausstattung erhalten. Jede dieser drei Wände hat nemlich oberhalb jener Balustrade nur ein fast bis an den Rand des Gewölbes hinaufreichendes großes Spitzbogenfenster und neben demselben Wandflächen von 7½ Fuß und auf der Schlußwand noch größerer Breite, welche dazu benützt sind, die zwölf Apostel, nemlich auf jeder Seite jedes Fensters zwei, auf jeder der drei Fensterwände also vier, in kolossaler Größe und unter gemalten gothischen Baldachinen in Freskomalerei darzustellen. Die Ausführung wurde dem unsern Lesern schon wohlbekannten, für religiöse Aufgaben so ausgezeichnet begabten Historienmaler Pfannschmidt in Berlin übertragen und ist schon größtentheils vollendet. Der obere Theil der Wand über diesen Baldachinen, dann auch die für Figurenmalerei zu schmalen Wandstreifen neben den fensterartigen Oeffnungen über jenen niedrigen Zwischenwänden, endlich die Gewölbrippen sind nur durch leichte architektonische Dekorationsmalerei verziert und mit dem Uebrigen in Harmonie gesetzt, wobei die merkwürdige Thatsache zu erwähnen ist, daß bei der Reinigung des Gewölbes Ueberreste einer bisher unbekannten ursprünglichen malerischen Ornamentation entdeckt wurden, welche bis auf einzelne Streifen genau mit derjenigen übereinstimmten, welche Stüler, ohne auch nur die Existenz jener alten zu ahnen, nach seinem, dadurch in eigenthümlicher Weise bewährten Stilgefühle erfunden hatte. Die Anordnung der Apostelgruppen ist insofern auf den verschiedenen Wänden

abweichend, als auf der, wie gesagt etwas breiteren Schlußwand die Fürsten der Apostel und die Söhne Zebedäi, Petrus mit Johannes, Paulus mit Jakobus gepaart unter gemeinschaftlichem, und folglich größerem Baldachine, auf den beiden andern Wänden aber die übrigen Apostel Philippus und Bartholomäus, Jakobus minor und Thaddäus, Simon und Andreas, und endlich Thomas und Matthäus zwar ebenfalls gepaart und, wie schon unsere Abbildung der letztgenannten Gruppe zeigt, durch ihre Stellung zu einander gewendet, aber doch



durch eine Säule getrennt erscheinen. Von der Schönheit dieser Gestalten gibt freilich unser kleiner Holzschnitt nur eine sehr schwache Vorstellung; sie gehören, wenn, wie wir nicht zweifeln, die Ausführung an Ort und Stelle den Kartons und Farbenskizzen entspricht, zu den edelsten Werken der heutigen religiösen Kunst. Bei der Charakterisirung hat der Künstler den Aposteln die üblichen Attribute gegeben, übrigens aber sich weniger an die Legende und Tradition als an die sparsamen Andeutungen der Evangelien gehalten und, wo ihn diese verließen, nur Idealgestalten der verschiedenen Gaben und Stimmungen zu schaffen gesucht, welche wir uns in der nächsten Umgebung des Herrn vereinigt denken dürfen.

Petrus hat nicht die übliche kahle Stirn, sondern wie Paulus dichten, nur nicht so kräftig gekräuselten, sondern schon grauschimmernden Haarwuchs; beide bezeichnen in ihrem stämmigen Körperbau und in ihrer entschiedenen Haltung die Säulen der Kirche, Petrus das geschlossene Buch in der Linken, den Schlüssel in der Rechten wie im Begriffe des Fortschreitens, Paulus das geöffnete Buch auf das Schwert gestützt mit ruhiger Ueberzeugung lehrend. Johannes ist nicht nach der Auffassung der ältesten Kirche als der greise Theologe, sondern in fast weiblicher Jugend dargestellt, das große Auge mit dem Ausdrucke tief innerlichster Ueberzeugung zum Himmel gerichtet, in der Linken den Kelch, aus dem die giftige Schlange vergeblich nach ihm züngelt, sorglos haltend, die Rechte wie zur Bekräftigung seines Bekenntnisses erhoben. Durchaus individuell, als Charakterfigur vielleicht die schönste der ganzen Reihe, ist die letzte dieser vier Hauptfiguren, Jakobus der ältere; hergebrachterweise in Pilgertracht, mit muschelbesetztem Mantel und herabhängendem großen Hute, mit dunkelem, aber grau gefärbtem, etwas spröde abstehendem Haare zeugt das bleiche, längliche Antlitz mit den müden Augen und der halbgeschlossenen Wimper von den Mühen der irdischen Pilgerfahrt mit allen ihren Kämpfen und Irrwegen, aber zugleich von ungebrochener gläubiger Festigkeit. Beide, Johannes und Jakobus, neben jene starken Träger des Evangeliums, Petrus und Paulus, hingestellt, repräsentiren, ohne daß der Künstler sich darüber in dürren Worten Rechenschaft gegeben hat, einen nothwendigen, in der Geschichte der Kirche und vielleicht jedes Einzelnen wiederkehrenden Gegensatz, den zwischen der männlichen, pflichtgemäßen, harten Arbeit des Lebens und der Seligkeit des ahnenden, unmittelbar hinnehmenden und kindlich sich hingebenden Gefühls. Auf die übrigen vier, auf den Seitenwänden dargestellten Gruppen darf ich nicht weiter eingehen, sondern verweise lieber auf die beigefügte Abbildung, wo wir Thomas mit der Miene gewissenhafter, freilich auch zu vorübergehendem Zweifel führender Ueberlegung und Matthäus sehen, der, im Begriffe das Evangelium zu schreiben, mit dem nach oben gerichteten Blicke die Eingebung des heiligen Geistes erfleht. Und so enthält jede Gruppe einen anregenden Gegensatz, jede Gestalt feine Züge, so daß wir die Einförmigkeit, welche bei dieser Reihe benannter und doch ihrer Geschichte nach so wenig bekannter Gestalten so leicht entsteht, nicht empfinden, und die ganze Schaar den würdigsten Eindruck einer heiligen Versammlung mit alle der Mannigfaltigkeit der Gaben, welche der Herr den Arbeitern in seinem Weinberge schenkt, in uns erweckt. Besonders gelungen ist die Gewandbehandlung sowohl in ihrer Mannigfaltigkeit und charakteristischen Bedeutsamkeit für die einzelnen Gestalten als auch in der großen Schönheit der Linien an sich, und nicht minder fein und harmonisch ist, wenigstens in den Aquarellskizzen, die Farbe, so daß man, da die Gemälde selbst nur Wenigen zugänglich sein werden, die Vervielfältigung dieser Entwürfe nicht bloß im Stiche, sondern selbst im Farbendrucke wünschen möchte.

Diese Apostelgestalten sind im vorigen Sommer vollendet, der Kirchenvorstand, dessen Empfänglichkeit und Eifer für die Förderung kirchlicher Kunst und für die Ausschmückung seines Gotteshauses rühmend anzuerkennen ist, hat aber außerdem den Künstler beauftragt, noch zwei Gemälde und zwar umfassen=

deren Inhalts, die Anbetung der Hirten und die Auferstehung, wiederum in Fresko auszuführen. Die dafür bestimmte Stelle ist der Eingang in den Chor, wo sie auf den Innenseiten der Pfeiler, auf einem Raume von etwas schwierigen Verhältnissen, nemlich von sehr geringer Breite und beträchtlicher Höhe angebracht werden sollen. Wie es aber oft geschieht, hat auch hier grade diese Beschränkung zu der schönsten künstlerischen Lösung geführt. Es versteht sich, daß die Gemälde wieder eine architektonische Einfassung erhalten, welche die überflüssige Höhe ausfüllt. Dem Entwurfe zufolge steigt zunächst vom Boden eine gothische Arkade auf, aus welcher aus einer Rosette unmittelbar unter dem Gemälde eine prophetische Gestalt, hier der Psalmist, dort Jesaias, mit erklärendem Spruchzettel sich herauslehnt, während oben ein kräftiger Baldachin die Gemälde krönt, in welchem jedes Mal ein Engel mit einem dem Inhalte des Bildes angemessenen Ausdrucke steht. Dessenungeachtet ist der Bildraum von etwa 4 Fuß Breite und doppelter Höhe keineswegs günstig, die Komposition ist aber demselben so natürlich eingefügt, als ob der Gegenstand grade solcher Beschränkung bedürfe. Ich muß mir versagen, auf das Einzelne einzugehn, auf die Gestalten der Hirten, in welchen alle Lebensalter repräsentirt sind, des Heilandes selbst und der mannigfach charakterisirten Kriegsknechte, und bemerke nur, daß dieselbe sinnige Weise und dasselbe feine Gefühl, welches uns in den Apostelgestalten ansprach, auch diese Entwürfe belebt.

Die architektonische Anordnung beider Anlagen in Gartz sowohl wie in Barth verdient vielfache Anerkennung; indessen würde ein genaueres Eingehen darauf hier nicht an seiner Stelle sein. Wohl aber drängt sich die Frage auf, welche beider Arten des Altarschmuckes dem evangelischen Kultus am meisten zusagt und daher in andern Fällen Empfehlung verdient. Ich stehe nicht an, der zweiten den Vorzug zu geben, nicht bloß wegen ihrer gelungenen Ausführung, sondern schon an sich. Schon der Umstand spricht gegen die Altarwand, namentlich gegen eine so kolossale wie die in Gartz, daß sie mit den kirchlichen Gebräuchen vieler evangelischen Gegenden unvereinbar ist. Wenn der Geistliche hinter dem Altare stehend zur Gemeinde sprechen soll (wie dies glaube ich in Württemberg der Fall ist), ist sie unmöglich; wenn aber auch nur, wie das, soviel ich weiß, vorherrschender Gebrauch ist, die Kommunikanten um den Altar herumgehend Brod und Wein in Empfang nehmen, ist es unpassend, sie hinter einer solchen Wand verschwinden und wieder vortreten zu lassen und ihnen während dessen den Anblick des Altars zu entziehen. In Pommern ist, wie gesagt, auch dies nicht herkömmlich; allein wenn auch kein liturgischer Grund, dürften doch andere Gründe dagegen sprechen. Für den katholischen Kultus mag sich die Rückwand besser eignen; er liebt Bilder auf den Altären, auf welche die davor Knienden hinblicken, an deren Gestalten sie Phantasie und Gefühl beleben dürfen, und mit freistehenden Altären ist allerdings nur vermöge solcher Wand das Bild zu verbinden. Ueberdies aber gewährt diese Wand bei der Aufstellung einer großen Zahl von Reliquienbehältern, Blumenvasen u. dgl. wie sie an hohen Festen vorkommt, theils Schutz theils eine Regel, und für die feierlichen Hergänge des Kultus einen prachtvollen Hintergrund. Alles dieses gilt aber für uns nicht; wir scheuen uns zwar nicht vor Altarbildern und haben

nichts dagegen, wenn sie bei Wandaltären als die schönste und würdigste Bekleidung der darüber sichtbaren Wand angebracht werden. Aber sie sind auch keine Nothwendigkeit und Gemälde an den Wänden erfüllen die künstlerisch-religiösen Zwecke unsrer Kirche eben so gut wie solche auf den Altären. Die Altarwand ist eine Erfindung des späteren Mittelalters; sie gehöret demselben kirchlichen Luxus an, der auch die Tabernakel zu zweckloser, renommistischer Höhe auftrieb, und stehen in der That mit dem Bilderdienst dieser Epoche, welcher die freilich maßlose Reaktion im Zeitalter der Reformation hervorrief, in innerer Verbindung. Es ist bemerkenswerth, daß selbst in der katholischen Kirche grade die vornehmsten Altäre ohne Bild und Rückwand geblieben sind; so verhält es sich an den Hauptaltären aller großen Basiliken Roms, der meisten größeren Kirchen Italiens und selbst vieler nordischen Kathedralen, während hauptsächlich die Kloster- und Pfarrkirchen sich durch die Pracht solcher, oft bis zu monströser Höhe gesteigerten Rückwände auszeichnen. Selbst in der katholischen Kirche scheint sich also das Gefühl erhalten zu haben, daß in dieser Anordnung etwas minder Würdiges, dem Ernst höherer kirchlicher Stiftungen nicht Zusagendes liege. In der That tritt die Altarwand kulissenartig und willkürlich in den architektonischen Raum hinein und erweckt die Vorstellung einer bestimmten Absicht. Steht sie nahe an der Außenmauer, so scheint sie etwas zu verbergen, wie denn bekanntlich der dadurch gebildete Raum in vielen katholischen Kirchen als ein bequemes Gelaß für Leitern, Reinigungsmaterial und Aehnliches benützt wird, was, so nöthig und nützlich es sein mag, doch nicht in die Nähe des Altars gehört. Wo das aber nicht der Fall ist und der weite und hellbeleuchtete Raum solchen Verdacht ausschließt, erscheint die Altarwand jedenfalls wie eine theatralische Dekoration für gewisse Hergänge, so daß sie mit der Offenheit und Einfachheit des evangelischen Kultus und mit dem Verhältnisse unserer Geistlichen zur Gemeinde nicht recht übereinstimmt und jedenfalls keinen Ausdruck unsrer Anschauungen gibt. Wenn sie aus alter Zeit überliefert ist, mögen wir sie ohne Aergerniß erhalten, aber zu neuen Anlagen möchte sie sich nicht empfehlen.

Freilich ist aber auch der einfache Altartisch nicht immer anwendbar. Wenn der Altarraum, wie meistens in neuerbauten evangelischen Kirchen, einen mäßigen Umfang hat, etwa den eines Halbkreises oder eines halben Polygons, wenn er also einen besondern nur für den Altar und seinen Dienst bestimmten Ausbau, gleichsam das Altargehäuse bildet, und seine Wände mit ihrer malerischen oder architektonischen Zierde ihn eng umschließen, wird ein selbstständiger Schmuck des Altars nicht rathsam sein. Bei größeren Anlagen aber und besonders bei alten Kirchen, wo der Chor bedeutende Dimensionen hat und vielleicht gar rechtwinkelig endet, also den Gedanken des engen Umschließens verleugnet, ist die einfache tischförmige Gestalt zu nüchtern und der Würde des Altars nicht angemessen, so daß hier eine höhere, aufstrebende Zugabe nöthig wird. Dies Bedürfniß war es, welches der Altarwand in Deutschland Aufnahme verschaffte, weil die Choranlagen unsrer gothischen Kirchen gewöhnlich einfach, breit und ohne genügende architektonische Gestaltung sind. In einer französischen Kathedrale und daher auch in dem nach demselben Systeme gebauten Kölner Dome

befriedigt der Altartisch, weil er in seiner Nähe die enggestellten, kunstvoll gebildeten Pfeiler und hinter denselben als Abschluß des architektonischen Bildes die malerischen Lichteffekte mehrerer Kapellen hat. Aber zwischen den schlichten Mauern der weiten Chorhalle eines nordischen Backsteinbaues erscheint er leer und schwach. Will man daher die Altarwand nicht, so bleibt kaum ein anderes Mittel, als das unseres zweiten Falles, daß man den Altartisch mit einem auf vier freistehenden Stützen ruhenden Baldachin überbaut, welcher ohne den Zutritt zu hemmen die bleibende Stätte der heiligsten kirchlichen Handlung würdig bezeichnet. Ich wüßte nicht, daß diese Vorrichtung irgend einem in der evangelischen Kirche vorkommenden Gebrauche hinderlich wäre, vielmehr gewährt sie sowohl bei der Kommunion als bei den liturgischen Vorträgen der Geistlichen manche Vortheile, und daß sie dem schönsten malerischen Schmucke des Altarraumes nicht entgegensteht, beweist unser Beispiel auf das Glänzendste. In Deutschland ist dieser sogenannte Ciborienaltar (das Wort Ciborium, Speisebehälter, wird gerade an diesen kleinen Gewölben entstanden sein, weil man unter ihrem Schutze die heilige Speise in hängenden Gefäßen zu bewahren pflegte) nicht sehr üblich und kommt namentlich, soviel mir bekannt, an freistehenden niemals, sondern nur an Wandaltären, und auch dies nicht mehr als etwa acht Mal in verschiedenen Gegenden Deutschlands, meistens in gothischer, doch auch noch in älterer Form vor. Um so häufiger ist er in Italien: schon in Rom allein kann man eine große Zahl von Beispielen mannigfaltigster Gestalt und aller Stile nachweisen, aber auch in allen andern Provinzen fehlt er nicht; namentlich ist er für den Hauptaltar der älteren Basiliken die Regel und fast eine Nothwendigkeit, weil auch hier wie in unsrer nordischen Gothik die breite und schlichte architektonische Anlage den nackten Altartisch zu nüchtern und unbedeutend erscheinen ließ. Der Ciborienaltar ist also die Sitte der älteren Kirche und es läßt sich nicht einsehen, warum wir, wenn sie auch in Deutschland früher nicht sehr in Aufnahme gekommen ist, nicht hier wie in so vielen andern Fällen darauf zurückgehen wollen, zumal da diese Form ebenso sehr der größeren Einfachheit des Kultus, wie die Altarwand dem im späteren Mittelalter beliebten Schaugepränge entspricht.

Zum Schlusse noch zwei Bemerkungen. Unsere Architekten und noch mehr die Dilettanten der Architektur sind gewöhnt, sich die dekorativen Innenbauten, also auch Altarwand und Ciborium, in den brillanten Formen des gothischen Außenbaues, mit Fialen und blumengeschmückten Spitzgiebeln zu denken, und sie haben dabei allerdings den Vorgang des späteren Mittelalters, für die Ciborien sogar den der Blüthezeit, für sich. Allein die Nothwendigkeit ist nicht zuzugeben, selbst nicht für die Ciborien, wo allerdings Gründe dafür anzuführen sind. Der schönste mir bekannte Baldachin dieser Art, der in der Elisabethkirche in Marburg, ist zwar gothischen, aber noch sehr frühen Stils und sehr einfacher Behandlung, und die Forderung stilistischer Uebereinstimmung zwingt keineswegs dazu, in einer gothischen Backsteinkirche die Eleganz des Steinbaues einzuführen, sie gestattet vielmehr sehr viel bescheidenere, selbst dem romanischen Stile sich annähernde Formen, so daß die Kosten einer solchen Anlage sehr ermäßigt werden können. Eine zweite Bemerkung betrifft das Verhältniß der

ausgesprochenen Ansicht zur Malerei. Allerdings werden Altargemälde in Oelmalerei danach nicht häufig begehrt werden. Allein selbst die Oelmalerei wird dadurch bei wachsender Empfänglichkeit für religiöse Kunst nicht leiden, da sich sowohl hinter dem Altar an den Wänden des Altarraumes als an andern Stellen der Kirche hinlängliche Gelegenheit für große Bilder dieser Art finden wird. Jedenfalls aber kommt, was der Oelmalerei entgehen sollte, der Freskomalerei zu statten, wobei denn die Kunst mehr gewinnt als verliert, da diese Technik mit ihrer strengeren Haltung, bescheideneren Farbe und idealeren Richtung für monumentale Aufgaben unstreitig mehr berufen ist, als die Oelmalerei, deren Vorzüge vielmehr auf dem Gebiete naturalistischer Wahrheit und glänzenderer Färbung zu suchen sind. Für unsere kirchlichen Zwecke kommt dann aber auch besonders in Betracht, daß die Freskomalerei durch ihre größere Leichtigkeit der Ausführung viel weniger kostspielig ist als die mühsame Arbeit in Oel.

K. S.

Zu Rietschels Lutherdenkmal für Worms.

In Nro. 8 des interessanten belgischen Journal des beaux arts et de la littérature, welches seit dem Anfange des vorigen Jahres in St. Nicolas erscheint, hat am 30. April d. J. ein Herr W. H. James Wheale sich unter Berufung auf seine mütterliche Abstammung aus einer alten florentinischen Familie dagegen ausgesprochen, daß der deutsche protestantische Bildhauer unter den Vorreformatoren, welche an den vier Ecken des Sockels der Lutherstatue in Worms zu sitzen kommen sollen, auch den Hieronymus Savonarola darzustellen beabsichtige. Derselbe wundert sich darüber, daß die Deutschen nicht aus den Schriften eines Rio, Marchese, Carlier wüßten, wie der heil. Philipp von Neri, erzogen in dem Kloster des heil. Markus zu Florenz, dessen Prior Savonarola gewesen, diesen wie einen Heiligen geschätzt und in seinen Gebeten angerufen habe, daß auf Befehl Papst Julius II. Raphael Sanzio den Savonarola unter den Lehrern der Kirche in seiner sogen. Disputa im Vatikan gemalt, und daß Papst Paul III. erklärt habe, er halte Jeden für einen Ketzer, der es wage, den Savonarola der Ketzerei zu beschuldigen. Bei einer gründlicheren Kenntniß der Geschichte werde man sich überzeugen, daß nur die Mediciäer und ihr Anhang den großen Mann gehaßt und verfolgt hätten, der den Muth besessen, ihrer Tyrannei entgegenzutreten und die von ihnen zur Befestigung ihrer Macht unter dem Volke verbreitete Korruption öffentlich zu rügen. Sie allein hätten auch, nachdem sie ihn zum Tode gebracht, es versucht, sein Andenken durch den Leumund der Ketzerei zu beschimpfen, aber umsonst, weil die Beweise seiner Unschuld und ihrer Tücke zu klar und offen daliegen. Man solle immerhin unter den italienischen Protestanten den rechten Mann heraussuchen, der an die Ecke des ihrem Haupt gewidmeten Monuments zu stehen käme, nicht aber eine hervorragende katholische Persönlichkeit zu den Füßen Luthers setzen.

Wir maßen uns nicht an, eine gleich gründliche Kenntniß der Geschichte von uns zu rühmen, wie der erwähnte Abkömmling eines altflorentinischen Geschlechts. Aber wir glauben genug von der Vergangenheit zu wissen, um den

Gedanken des großen Meisters in Dresden gerechtfertigt zu erkennen, daß mit dem Franzosen Waldus, mit dem Engländer Wikleff und mit dem Böhmen Huß auch der Italiener Savonarola als Vorläufer der deutschen Reformation Luthers zusammengehöre. Nicht nur weil Luther selbst die Bußpredigt des frommen Dominikaners und sein Martyrium hochhielt und ihn als einen seiner Väter in Christo ansah; sondern weil der Letztere wirklich in seiner Hinwendung zu den Mystikern auch die heil. Schrift unmittelbar erforschte und vorzugsweise trieb, wie ein deutscher Kirchenhistoriker sagt, „nicht den Heiligen nach eigenen Werken, sondern der Gnade Gottes das Heil vertrauend." Dazu ist allbekannt, daß der Papst den unerschrockenen Bußprediger, der auch die Kirche und ihr Oberhaupt nicht schonte, schon 1495 nach Rom berief, eine Berufung, welcher Savonarola gute Gründe hatte nicht zu folgen, dann (1496) ihm die Kanzel verbot und bald hernach, als der Mönch auch darin Gott mehr als einem Menschen gehorchte, ihn (1497) als der Ketzerei* verdächtig mit dem Bann der Kirche belegte. Ein Jahr darauf (1498) wurde er als Exkommunizirter aus der Gemeinschaft der Kirche wie als Verurtheilter von der Signoria zu Florenz am Galgen verbrannt.

Es ist rührend, wenn trotzdem der fromme Philipp von Neri den von der Kirche Ausgestoßenen um seine Fürbitte anrief. Es ist erfreulich, daß der Italianissimo unter den Päpsten, sich über den Urtheilsspruch eines Alexander VI. hinwegsetzend, dem Vielgeschmähten und ungerecht Verfluchten einen Ehrenplatz an den unsterblichen Wänden des vatikanischen Palastes anwies. Es ist auch denkbar und gereicht einem Manne von dem ernsten Sinn, mit welchem Paul III. die Regierung antrat, zum Ruhme, daß er den Werth anerkannte, welchen der geläuterte Sinn und das fromme Streben eines Savonarola für die Reinigung der Kirche haben müsse. Andrerseits ist auch nicht zu übersehen, wie sehr sich Luther von Savonarola nicht bloß in der tieferen Auffassung der reinen Heilslehre, sondern namentlich auch nach der politischen Seite hin unterscheidet, worin der deutsche Reformator einen Konservatismus entfaltet hat, welchem gegenüber neben Savonarola auch ein Bellarmin revolutionär erscheint. Gleichwohl nehmen wir auf dem Gebiete der kirchlichen Erneuerung seinen Namen in Anspruch, und sowenig wir denjenigen, die ihn als eine illustration catholique preisen, diese Freude verkümmern möchten, sowenig lassen wir uns das Recht nehmen, den Savonarola unter die Schildträger des großen Reformators zu rechnen. Des Gleichen versehen wir uns zu dem verehrten Künstler, in dessen umfassender Konzeption auch der italienische Bahnbrecher organisch von Anfang an eingegliedert war.

G.

* In dem Exkommunikationsschreiben vom 12. Mai 1497 wird dem Savonarola nachgesagt: seminasse quoddam perniciosum dogma in scandalum et jacturam ac perditionem simplicium animarum Christi sanguine redemtarum, und wird er dann als excommunicatus et de haeresi suspectus bezeichnet. In einem späteren Schreiben vom 11. April 1498 an den Franziskaner Franz von Puglia, Savonarola's Gegner, spricht Alexander VI. von dem falsum et perniciosum dogma iniquitatis filii fratris Hieronymi Savonarolae, qui pridem suis de meritis excommunicatus ausu sacrilego quam plurima scandalosa et haeresim sapientia tamdiu disseminare publice non expavit.

Das Hohe Lied Salomonis.

Aus der Bibel in Bildern von Schnorr von Carolsfeld. — Gedanken eines Laien.

Vor mir liegt die 27. und 28. Lieferung der Bibel in Bildern von Schnorr von Carolsfeld. Wie ich überhaupt diese Bibel für das Vollendetste halte, was in dieser Gattung die religiöse Kunst der Neuzeit geschaffen hat, ebensowohl nach ihrer religiösen Tiefe und sinnreichen Symbolik, wie nach den ausdrucksvollen Gesichtern, den markigen lebensvollen Gestalten, der herrlichen Gewandung, der überall trefflich angepaßten Staffage, welche bei weitem die größte Mehrzahl dieser in der Gaber'schen Anstalt vortrefflich ausgeführten Holzschnitte zeigt, so ist es in diesen beiden neuesten Lieferungen ein Bild, was mich besonders angesprochen hat. Ich spreche meine Gedanken darüber aus, um dem verehrten Meister einen kleinen Beleg dafür zu geben, welchen Eindruck seine Bilder auf kunstsinnige Laien machen. Das Bild, das ich meine, hat die Unterschrift: Die Ruhe der Freundin unter dem Schutze des Freundes, nach dem Hohenliede Salomo's, 2, 3—6. Der Künstler hat die Stelle im Sinne der höchsten allegorischen Deutung aufgefaßt: Christus, der Bräutigam, der seine Braut, die Kirche beschützt. Obwohl ich den Auslegern nicht beistimme, welche das Hohe Lied Salomonis überhaupt als eine prophetische Allegorie des Verhältnisses Christi zu seiner Kirche deuten, so ist mir doch die Berechtigung des Künstlers gerade zu dieser Auffassung unleugbar. Die Innigkeit und Erhabenheit in der Ausführung dieses Gedankens ist ergreifend. In der Mitte des Bildes auf einer Art Stufenthron zwischen zwei von reichem Laub- und Fruchtwerk umgebenen Säulen sitzt Christus, als König Salomo, im reichgefalteten Gewande, die rechte Schulter frei, die linke von einem Mantel umflossen, auf dem Haupte die Krone. Von dem Haupte geht eine Strahlenglorie aus, wie von der aufgehenden Sonne. Zu seinen Füßen ruht halb knieend halb liegend an ihn angelehnt, die Braut, eine köstliche kräftige Gestalt, reichgeschmückt mit Untergewand, goldgestickter Tunika, goldener Kette und Armspange. Das reiche aufgelöste Hauptthaar wallt herunter fast bis ans Knie. Die Augen sind geschlossen, der Mund halb geöffnet, schmachtend und träumend, gleich einer sanft Schlummernden. Die Hand des vollen bis an die Schulter entblösten linken Armes ist aufs Herz gelegt und scheint mit der goldenen Kette zu spielen; der Hand des in anmuthiger Nachläßigkeit herunterhangenden rechten Armes entfallen Blumen. Zu ihren Füßen liegen Aepfel. Der König stützt mit der Linken das liebekranke Haupt, die Rechte schwebt wie segnend über ihm. Er blickt mit liebevollstem Ausdruck und doch voll unendlicher Hoheit nach rechts, als wollte er sagen: Seht, wie glücklich sie ist in meinem Besitz; stört mir die Schlummernde, süß Träumende nicht. Links von der Hauptgruppe treten aus reichem Gebüsch und Laubwerk zwei schöne Jungfrauengestalten (von der dritten ist nur das Gesicht zu sehen) hervor, das Tambourin oder die Aduffe schlagend. Ich deute sie auf die triumphirende Kirche. Rechts erblickt man in der Nähe eines Thronhimmels als des Zeichens der königlichen Macht eine Gruppe kräftiger, bärtiger Krieger mit mächtigen, zum Theil entblösten Schwertern, des Königs Leibwache. Ich deute sie auf die streitende Kirche. Soll ich sagen, was denn eigentlich der Charakter dieses Bildes ist, was ihm eine so mächtige Wirkung verleiht, so scheint es mir in der Vergeistigung des Sinnlichen, Hinaufhebung desselben in die Sphäre des höchsten geistigen Lebens zu liegen. Es ist sinnliche Gluth verklärt zu heiliger Liebe, ganz wie das Hohe Lied selbst, wenn man es als Wechselgesang der Liebe zwischen Christo und seiner Kirche deutet. So möge denn der verehrte Künstler diese Zeilen als einen kleinen Tribut der Liebe und Dankbarkeit ansehen, welchen ihm die christliche Mit- und Nachwelt für seine Darstellungen der heiligen Geschichte schuldet. Ihr Segen ist unberechenbar. W. A. Lampadius.

Verantwortliche Redaction und Verlag von **Ebner & Seubert** in Stuttgart.
Schnellpressendruck der **J. G. Sprandel'schen** Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. November 1860. Nro. 21 u. 22.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder $7^1/_2$ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Vom Kirchenbau im evangelischen Schlesien,

besonders von der Pfarrkirche zum Kreuz Christi in Liebau.

Schlesien darf rücksichtlich der evangelischen Kirchenbaukunst eine verwahrloste Provinz genannt werden. Rechnet man die erst 1815 hinzugekommene Oberlausitz, dann die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Oels ab, in welchen dem Religionsdruck die Wegnahme der evangelischen Kirchen nicht ganz

gelingen wollte und wo man daher hie und da auf alte Gotteshäuser von architektonischer Bedeutung stößt, so ist mit Ausnahme der allerdings bevorzugten Hauptstadt das ganze übrige Land um seine Stätten des Wortes gekommen. Von den drei Friedenskirchen, welche nach dem dreißigjährigen Kriege als einziger Ersatz für mehr denn 1000 verlorene Kirchen gebaut werden durften, ist selbst die zu Schweidnitz, die bedeutendste, nur ein Bindwerksbau. Von den sechs Gnadenkirchen, zu deren Erbauung Karl XII. die Erlaubniß Josephs I. in der Altranstädter Konvention erwirkte, gebührt nur der zu Hirschberg, einer großen Kreuzkirche mit einer Kuppel auf der Vierung und vier Nebenthürmchen, einige Beachtung. Die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen führte sofort die Erbauung von über 200 Bethäusern herbei. Aber die Armuth vieler Gemeinden, mehr noch die freudige Eilfertigkeit, wieder in die langentbehrten Thore Zions eingehen zu können, heischte nur die Stillung des Bedürfnisses. Das Gesetz der kirchlichen Würde oder der Kunst schien nicht vorhanden. Man hat der schaulustigen Lesewelt vor 100 Jahren Abbildungen dieser Bethäuser in Holzschnitt nebst geschichtlichen Notizen geliefert und es lohnt sich, ein solches Werkchen zu durchblättern. Deutlicher kann die Geschichte unserer Kirche nicht dargestellt werden, als durch jene Galerie von Bretterhütten, die ein Land bedeckten, in welchem der römische Kultus wahren Reichthum an schönen Bauwerken entfaltet hatte. Indeß genügten die ursprünglichen Bindwerk-Bethäuser schnell genug nicht mehr. Nicht selten drohten sie den Einsturz; einiger Orten wurden sie mehr denn ein Menschenalter lang durch Stützen aufrecht erhalten. Im letzten Viertel des vorigen und im ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts griff denn der Neubau massiver Kirchen Platz und drang in alle Landestheile. Die Säkularfeier 1842 hat wohl nur wenige jener Erstlingskirchen unverändert vorgefunden und wurde selbst für die ganze Provinz ein kirchbauliches Renovations- und Ausschmückungsjahr. Die Gelegenheit, das Haus des Herrn nach Grundsätzen des Evangeliums künstlerisch auszugestalten, ist also vorhanden gewesen, wie nicht leicht in einem andern Lande, und an Opfern hat es die schlesische Gemeinde des Wortes nicht fehlen lassen. Die Kirche zu Reichenbach (1798), eine Rotunde mit dreifacher, von griechischen Säulenordnungen getragener Empore, die jonische Säulenhalle zu Waldenburg (1788), die Kirche zu Sprottau (1747), in der bei der Erbauung des neuen Thurms (1820) das nördliche Seitenschiff der Kirche eine polygonische Ausweitung gegenüber der an der Südseite des Hauptschiffes befindlichen Kanzel erfahren hat, so daß dieser, ungeachtet des seitlichen Platzes, eine centrale Stellung zu Theil geworden ist, die zu Schmiedeberg (1745) und mehrere andere sind kostspielige, nach durchdachtem Plane ausgeführte Bauten; aber die K i r c h e sucht man in ihnen vergeblich. Die bauenden Meister waren keine Kirchenbaumeister und allzu treue Kinder einer entgeisterten Kunstperiode. Neben diesen immerhin noch bessern Kirchen steht nun aber die weitaus überwiegende Mehrzahl derjenigen Andachtsstätten, welche nicht allein des kirchlichen Charakters ganz entledigt, sondern geradezu rohes Tagelöhnerwerk sind. Der Leser stelle sich ein Oblongum mit einer darin rings umlaufenden, zwei oder dreimal über einander etagirten Empore vor, vor welcher gegen Morgen ein Altar aufgestellt

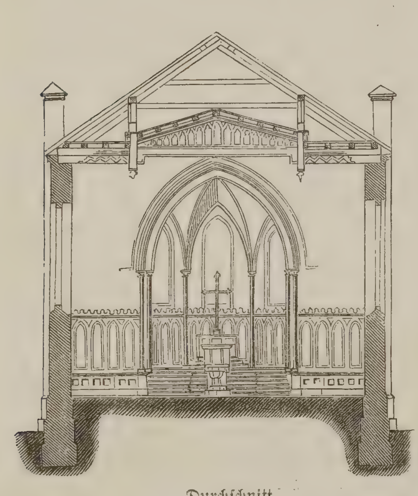
ist, über welchem die Kanzel entweder eingezwängt oder neben welchem sie in einen Winkel verwiesen ist, und er hat den Typus einiger hundert schlesischen Kirchen.

Dies etwa der Stand der Dinge, bis in neuester Zeit ein Hauch des höheren Lebens auch in das Gebiet des kirchlichen Bauwesens eindrang. Den Reigen eröffnete die 1820—1823 erbaute Langhanßsche Kirche zu den 11000 Jungfrauen in Breslau, ein Zwölfeck mit einer Kuppel von 72 Fuß Spannweite, nicht ohne architektonisches Verdienst, aber akustisch ungünstig, und äußerlich von unbedeutender Wirkung. Vieles hat die königliche Municifenz geschaffen, so die Kirchen zu Kanth, Brückenberg, Erdmannsdorf, Liebenthal, Strausenei, Binnowitz. Ebenso ist durch Kirchenpatrone Treffliches unternommen worden, wie z. B. zu Wernersdorf bei Landeshut, zu Roschkowitz bei Kreuzburg, oder durch Privatpersonen, wie in Goy bei Ohlau. Nicht minder hat der Eifer der Gemeinden würdige Tempel errichtet. So zu Peilau, zu Haugsdorf bei Lauban, zu Bolkenhain, neuerdings zu Kattowitz, Gleiwitz und an andern Orten. Allerwärts tritt ein rühmliches Streben hervor; es ist nicht mehr wie ehedem, wenngleich im Hinblick auf das Ganze die Frage zurückbleibt: Was ist das unter so viele? Aus diesem Grunde muß jede neue Kirche als eine wahre Wohlthat für unsere Heimath willkommen geheißen werden, nicht nur, weil in ihrem Umkreise die Nacheiferung wach gerufen wird, sondern vornehmlich, weil das edle irdische Gefäß, in welchem die Perle des Himmelreichs gehütet wird, denn doch dem Herzen symbolisch nahe legt, eine edle lebendige Hütte für den Schatz des Evangeliums zu werden.

Als ein ganz vorzüglicher Faktor im Dienst der kirchlichen Baukunst ist die Gustav-Adolph-Stiftung hervorgetreten, indem sie ihre Aufgabe, dürftigen Diaspora-Gemeinden zu Kirche und Schule zu verhelfen, mit ungemeiner Rührigkeit löst. Entweder ganz aus ihren Mitteln oder doch durch ihre wesentliche Unterstützung sind in den letzten 15 Jahren die Kirchen zu Reinerz, Liebau, Zobden, Landeck, Landsberg, Rosenberg, Guttentag, Lublinitz, Ober-Glogau, Kronpitz, und Ottmachau entstanden; eine weitere zu Nicolai ist in Angriff genommen. Ueberall bekundet sich an ihnen ein ernster Sinn für kirchlich würdige Formen. Vorliegende Zeilen beabsichtigen, eines der gelungensten Denkmäler dieser gesegneten Vereinsthätigkeit, die Kirche in Liebau, im christlichen Kunstblatt bekannt zu machen.

Wir führen den Leser unter den rauhen Himmelsstrich des Landeshuter Kreises, dicht an die böhmische Grenze, auf das Gebiet der ehemaligen Abtei Grüssau mit den Städten Liebau und Schömberg und 17 Dörfern. In der Reformationszeit sind unter den Augen der mächtigen Grundherrschaft Kirchen unseres Bekenntnisses nicht aufgekommen, obschon das Volk der Bibellehre anhing und sich von seinem Glauben nicht wollte abbringen lassen. Zu Schömberg — einzig in der schlesischen Religionsgeschichte — ist es geschehen (29. Dezember 1620), daß der Abt Martin (Clave) von eigenen Unterthanen in einem Tumult erschlagen wurde. Abt Bernhard (Rose) bewirkte die Vertreibung der evangelischen Unterthanen, so daß im Jahre 1666 allein 4000 Personen auswanderten und selbst der Kaiser die Landesverödung, natürlich erfolglos,

widerrieth. Endlich (1687) mußten die noch übrig gebliebenen Gemeinden Reich-Hennersdorf und Ober-Zieder Hab und Gut verlassen; sie wanderten über 800 Köpfe stark in die chursächsische Lausitz aus. Es wurde dem Abte nun wieder Alles auch geistlich unterthan. Seit Schlesien preußisch und besonders nachdem das Stift säkularisirt worden, sammelte sich eine neue Gemeinde, welche zur Zeit über 600 Seelen zählt und unter 13,000 Bekennern eines andern Glaubens auf dem Flächenraum von 2½ Quadratmeilen zerstreut wohnt. Ein Bürger hatte schon 1789 für eine Schule in Liebau gesorgt, welche bald einging, bald wieder auflebte, bis sie 1832 fest begründet wurde. Sie ist der Kern gewesen, um den die Gemeinde — jetzt 400 Seelen — sich ansetzte. In Schömberg (150 Seelen) ließ die Gemeinde seit 1842 allvierteljährlich Gottesdienst von einem auswärtigen Geistlichen halten, bis endlich der schlesische Hauptverein der Gustav-Adolph-Stiftung ein eigenes Kirchensystem für diese Gebirgsthäler zu bilden unternahm und 1847 einen Pfarrvikar mit dem Wohnsitz in Liebau anstellte, welcher im Schömberger Betsaal jährlich 20 Gottesdienste zu leiten hat. Die Grundsteinlegung zur Kirche in Liebau erfolgte am 15. Oktober 1847, die Einweihung, als Nachfeier der siebenten Hauptversammlung der Gustav-Adolph-Stiftung in Breslau, am 30. August 1849. Der Thurm ist 1853 ausgebaut worden. Eine Orgel ziert die Kirche seit dem 22. Januar 1854; ein Bochumer Gußstahl-Geläut erhielt sie am 29. September 1858. Einen Friedhof hinter der Kirche hat die Gemeinde aus eigenen Mitteln erworben und am 4. Juli 1852 eingeweiht, ebenso ein neues Schulhaus neben der Kirche schon 1849 erbaut, da der Brand der Stadt 1848 das alte zerstört hatte. Das Pfarrhaus fehlt noch.



Durchschnitt.

Die Kirche steht am südlichen Ausgange der Stadt, an der Haupt-Zollstraße nach Böhmen am Fuß eines steilen Bergabhanges bei herrlichem Ausblick auf einen Kranz mächtiger Anhöhen, und ist nach Ost-Süd-Ost orientirt. Ihre Lage ist vortrefflich. Der gothische Plan ist von einem durch den Baurath der Breslauer Regierung empfohlenen jungen Manne, dem jetzigen Maurermeister Karl Häusler zu Kattowitz, welcher vorher schon den Entwurf zur Reinerzer Kirche geliefert hatte, mit Liebe entworfen und ausgeführt. Anlage und Raumverhältnisse sind folgende. Aus dem Hauptraum der Kirche, einem Oblongum von 40 Fuß lichter Breite bei 60 Fuß Länge und 33, im Mittel 39 Fuß Höhe, springt an der östlichen Giebelmauer eine 19 Fuß breite und tiefe, polygonisch geschlossene Altarnische aus, an welche nördlich eine kleine Sakristei, südlich eine gleiche Halle mit hinterer Ausgangsthür stößt. Aus der westlichen Giebelmauer tritt der Thurm, im Grundriß ein Quadrat von 16 Fuß

vor und bildet gleichzeitig eine Eingangshalle, zu deren Portal 7 Stufen zwischen den von zwei kleinen Strebepfeilern auslaufenden Treppenwangen führen. An den vier Ecken des Oblongums steigen äußerlich Pfeilerthürmchen empor, die sich über dem Dach pyramidalisch ausspitzen, ebenso zwischen den fünf Fenstern jeder Langseite lisenenartige Streben, die unterhalb des Frieses sich abschrägen, und vier solide Strebepfeiler an der mit drei Fenstern versehenen



Ansicht.

Altarnische, welche den Schub des Kreuzgewölbes derselben aufheben. Unter dem Hauptsims läuft ein zierlicher Blattfries hin, welcher am westlichen Giebel sich bis an den vorspringenden Thurm fortsetzt, am östlichen in dem ein guß-eisernes Kreuz tragenden Giebelaufsatz sich zusammenschließt. Das Fettendach greift in den vorstehenden Abschrägungssims der Giebel und ist mit Schiefer gedeckt. Der 125 Fuß hohe Thurm hat unterhalb drei Schlitz- mehr aufwärts drei Rad-fenster und unter dem Hauptsims acht paarweis gruppirte Schallöffnungen mit

Zier-Brüstungen. Zwischen den auch hier fialenartig sich austhürmenden Ecken ragt die achtseitige, mit Zink gedeckte Dachpyramide empor, welche über dem Kropf ein vergoldeter Knopf und ein durchsichtiges eisernes Kreuz krönen. Das Baumaterial betreffend, ist die Kirche ein massiver Rohbau von buntem Sandstein mit mosaikartigem feinem Gefüge. Das Ganze von würdiger Schönheit und edler Einfachheit. Das Innere anlangend, muß zum Verständniß der Zeichnungen bemerkt werden, daß die Idee: die Aufnahme in den Gnadenbund Christi durch die Taufe, die der Taufe folgende Unterweisung durch Gottes Wort und die aus dem Worte kommende Hinführung zur höchsten Gemeinschaft mit Christo im Abendmahl, also den christlichen Lebensweg durch die nach und übereinander geordnete Stellung der entsprechenden Symbole des Taufsteins, der Kanzel und des Altars zu veranschaulichen, nicht — wie in Reinerz — zur Ausführung gekommen ist, da die königliche Regierung zu Liegnitz die Stellung der Kanzel befremdlich fand.* Dieselbe, von Holz, ziemlich niedrig und mit Aufgang aus der Sakristei, hat ihren Platz an der östlichen Giebelwand dicht neben der Altarnische gefunden, während der aus einem Sandsteinblock gehauene Taufstein auf die entgegengesetzte Seite zu stehen kam. Da der Grund wegfiel, durch sechs aus dem Kirchenschiff in die Altarnische führende Stufen einige Höhe für die Kanzelkathedra zu gewinnen, so sind nur vier Stufen unter dem Gurtbogen beibehalten worden, und da der Altar durch die Kanzel nicht mehr verdeckt werden konnte, erhielt er selbst nur zwei Stufen, so daß er um sechs Stufen oder 3 Fuß über dem Fußboden der Kirche erhaben steht. Diese bietet im Innern einen freien Raum dar, da nur ein 12 Fuß tiefes Orgelchor in der Breite der Kirche an der westlichen Wand angebracht ist. Die Altarnische ist mit einem Kreuzgewölbe geziert, welches auf Gyps-Konsolen in den Ecken des polygonischen Raumes sich zu stützen scheint. Mit dem Hänge- und Sprengwerk, welches den Dachstuhl trägt, wurde die hölzerne Decke verbunden, welche zu beiden Seiten wagrecht, in der Mitte aber zeltförmig erhöht, kassettenartig verleistet und mit durchbrochenem Holzwerk ausgestattet ist. Zu beiden Seiten des Hauptganges nehmen zwei ringsum freie Bänkefelder die Mitte der Kirche ein, eins für die Männer, das andere für die Frauen. Die Zahl der vorhandenen Sitzplätze, welche noch vermehrt werden können, beläuft sich auf 330; doch kann die Kirche überhaupt mindestens 900 Menschen aufnehmen. Der Fußboden ist mit Quadratfuß-Platten von Schiefer und Sandstein belegt. Alles Holzwerk ist eichenfarbig lakirt, mit Ausnahme der stahlgrünen Verzierungen in den Streben unter dem Chor und des Altars, welcher marmorirt ist, auch ein moosumwundenes Lattengestell trägt, in welchem eine, von einem benachbarten böhmischen Maler 1855 billig erkaufte „Kreuzigung Christi“ hängt. Die Wände sind von röthlichem Farbenton und durch blaue Linirung belebt; das Kreuzgewölbe ist mattblau, die Konsolen darin und

* Wohl mit Recht. Denn auch angenommen, daß die Stellung der Kanzel vorne unter dem Chorbogen einige Analogie mit den alten Ambonen und einen günstigen Mittelpunkt für die Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft darböte — man denke an die Lehrstühle (Lektorien) in vielen älteren Kirchen z. B. Thüringens — so ist die Wahl dieses Platzes in akustischer Hinsicht ungünstig und verdeckt den Anblick des Altars für einen namhaften Theil der anwesenden Gemeinde.
D. R.

die Kapitäle an den Wulsten des Gurtbogens sind weiß. Unter dem Gesims zieht sich ringsum eine markige Borte. Der Total-Eindruck ist ungemein lieblich, und wenn in der Regel die bestechenden Zeichnungen mehr versprechen, als die Ausführung zeigt, so muß im vorliegenden Falle das Umgekehrte bezeugt werden. Indeß hat vielseitige Ungunst der Umstände bewirkt, daß die Kosten sich über 16,000 Thlr. beliefen.

Angesehene Baumeister haben die Kirche besichtigt und einmüthig geäußert, daß sich nur über unwesentliche Dinge rechten ließe. Gleichwohl, meint Berichterstatter, sollte die Orgelchor-Treppe nicht im Innern angebracht sein. Ebenso vertrüge die Kirche sehr wohl etwas mehr Länge. Die zu kleinen Sakristeien können den Architekten nicht scharf genug ins Gewissen geschoben werden. Und endlich sollte durch die Beiseitsetzung der Kanzel und den nun prädominirenden Chor die Kirche nicht doch wieder auf den Typus der Opferkirche reducirt sein? Mögen die Meister der Baukunst von der Unantastbarkeit hierarchischer oder hergebrachter Normen der Anlage zu schöpferischer Neugestaltung durchbrechen und den Bauriß zu Tage fördern, welcher unserem Kultus ernstkirchlich am Altar, aber nicht bloß an diesem gerecht wird.* Es ist schwer, doch nicht unmöglich. — Uebrigens soll das Gesagte die unbedingte Anerkennung der evangelischen Würdigkeit des Liebauer Bauwerkes nicht beeinträchtigen und so sei unsere Mittheilung geschlossen in der Zuversicht, daß diese durch die Liebe aufgerichtete Grenzwarte, auch tief ins Böhmerland hinein bekannt und ein Stolz wie eine Zuflucht mancher vereinsamten Seele drüben, für welche solche Hütte Gottes bei den Menschen ein seltener Genuß ist, niemals das schönste Ornament einbüßen werde, die Liebe der Zugehörigen.

Striegau. Lummert.

Die neueren Bilderbibeln und Bibelbilder.

Eine Ueberschau von H. Merz.

(Fortsetzung.)

Hieran reihen sich die Darstellungen aus dem Leiden Jesu, welche zum Theil allerdings an die altdeutsche Art erinnern, dem Heiligen und Edeln das Häßliche und Gräßliche grell gegenüber zu stellen. Aber auch darüber ist von Overbeck ein Duft der Schönheit gegossen, welcher sofort das sinnliche Grausen in das zarte Mitfühlen der Seele verwandelt. Das eine Bild (1850) schildert,

* Die herkömmliche Stellung des Altars und Chors dürfte doch wohl auch für den evangelischen Kirchenbau die richtige sein. Der Altar ist im schriftmäßigen Sinne für das neutestamentliche Volk kein Opferaltar nach jüdischen und römischen Begriffen, aber unter dem schönen Gesichtspunkte der apostolischen Symbolik (Hebr. 13, 15. vergl. Psalm 119, 108.) als die Stätte, wo das Gebet der versammelten Gemeinde ertönt und von wo die Schriftvorlesung und Abendmahlsspendung an die Gemeinde ergeht. Wir behalten uns vor, ausführlicher hierauf zurückzukommen, und erinnern einstweilen an Nro. 4 S. 20. und 5 S. 35 vom Jahr 1858 des christlichen Kunstblatts. D. R.

wie Jesus mit Stricken umbunden und die Arme auf den Rücken gefesselt von Kriegsknechten bei Fackel- und Laternenschein unter Stoßen, Zerren, Drohen und Fluchen zum Hohenpriester geschleppt wird, ohne daß ihm ein anderes Mitleid zu Theil wird, als von einem zum Fenster heraus jammernden Weibe und von dem traurig in der Ferne folgenden Petrus. Der auf die Knie gesunkene und vorwärts und aufwärts gezerrte Herr ist ein Bild, wie es für die katholischen Kalvarienberge beliebt ist, und die oben erwähnte Holzschnittausgabe der Overbeck'schen Zeichnungen hat gleich in der ersten Lieferung dieses Bild dem katholischen Volke zur Ansicht mit vorgelegt. Im Evangelium hat es keinen sichern Grund, denn von solcher Mißhandlung auf dem Wege von Gethsemane zu Kaiphas ist nichts berichtet und nach dem, was die Häscher eben erst im Garten von der Hohheit Jesu erfuhren, dürfte es wahrscheinlicher sein, daß sie ihn mit gebührender Schonung führten. Jedenfalls ist es Luxus, noch weitere Bilder des Grausens neben dem Evangelium zu erfinden, wenn in demselben thatsächlicher Stoff gegeben ist zu Darstellungen wie auch Overbeck sie in der Geißelung Jesu (1845) gegeben hat. Da erscheint die teuflische Tücke und Befriedigung des mörderischen Hasses in zwei zuschauenden Pharisäern oder Aeltesten, und nicht bloß die handwerksmäßige Geschäftigkeit, sondern auch die Lust zur Grausamkeit in den vier brutalen halbnackten Henkersknechten, welche mit den Ruthen zum gräßlichen Takte gegen den zarten, schönen Rücken des halbentkleideten Herrn ausholen, während zwei Andere die Geißeln erst vom Boden aufheben und der Henker noch die Hände Jesu an die niedere Säule bindet, wobei er die Zähne zu Hülfe nimmt. Dem entsetzlichen Schauspiel schaut links im Hintergrunde, den pharisäischen Teufeln gegenüber, der Lieblingsjünger mit zerrissenem Herzen weinend zu. Das Bild ist gräßlich, aber es ist wahr, und besondere Rohheiten nach altdeutscher Manier hat der zartfühlende Künstler ohnehin vermieden, der sicherlich mit Gottfried Arnold sagt und singt:

„Mir soll Christi Schmach und Pein
Nicht ein rührend Bild nur sein,
Nein, in's Herz will ich ihn schließen,
Seines Todes Kraft genießen."

In der folgenden Darstellung: „Seht welch ein Mensch!" (1845) steht Pilatus, uns den Rücken zukehrend in der offenen Halle, durch deren große Rundbogen wir über das schreiende Volk hinaus in die Berge sehen. Unter den fanatischen Köpfen und Schreiern erscheinen auch zwei Frauen, eine jüngere, welche halb neugierig, halb theilnehmend den Herrn zu sehen sich bemüht, und eine ältere, tiefbetrübte. Hinter ihnen hat Einer nicht genug, aus vollem Halse „Kreuzige" zu schreien, er hilft noch mit der Geberde nach, indem er mit den sich übereinandergestreckten Händen ein Kreuz macht. Ein feiner Zug aus dem Volksleben. Während nun Pilatus rechtshin das „Sehet welch ein Mensch" spricht, deutet er links auf Jesus, der im Profil dasteht, das edle Angesicht voll Schmerz und voll Geduld, ein wenig gesenkt, mit der Linken den Purpurmantel haltend, während er selber von einem Prügelbewaffneten Schergen mit einem Strick um den Hals gehalten wird. Mit den Fingerspitzen der rechten Hand faßt Jesus leise

das blühende Schilfrohr, das ein anderer Scherge ihm dargibt, während er zugleich hinterwärts mit einer Beißzange die Dornenkrone in das Haupt des Herrn drückt. Der Künstler hat hier die beiden Stücke der Passion, die Dornenkrönung und Verspottung, die im Richthause geschah, und die Ausstellung vor dem Richthause in Eins verarbeiten und den Beschauer insbesondere die Pein mitansehen lassen wollen, welche in dem Wort enthalten ist: „und setzten eine Krone von Dornen auf sein Haupt.“ Die alten Maler ließen sie mit Hebeln in's Haupt drücken, Overbeck begnügt sich damit, daß er sie mit der Zange fester an- und über das Hinterhaupt herabziehen läßt. Der Adel der Zeichnung mildert übrigens auch diese Uebertreibung der evangelischen Erzählung. — Im Bilde der Kreuzschleppung (1846) ist der Jammer in Antlitz und Haltung der klagenden Weiber Jerusalems durch die ganze Stufenleiter der Empfindung vom Händeringen und Haarraufen bis hinab zur völligen Niederwerfung in den Staub zum Ausdruck gebracht. Wenn sich aber dicht hinter dem, unter der Kreuzeslast halbgebückt einhergehenden, von einem Schergen am Strick geführten Herrn eine der Frauen so völlig auf ihr vom Haar umwalltes Antlitz zu Boden wirft, daß der Kreuzesstamm nothwendig über ihren Rücken hinschleifen muß, so gehört das zu jenem Ueberbietenwollen der im innigsten Freud und Leid doch so heilig nüchternen Schrift, worin sich der Sohn der katholischen Kirche zu erkennen gibt. Sie sind nur selten diese Schwächen bei Overbeck — denn Schwäche, nicht Kraft ist, was die Einfalt der Bibel übersteigern will. Wenn man übrigens weiß, mit welchem brünstigen Eifer Overbeck den Buß- und Andachtsübungen der römischen Kirche sich wiedmet, so muß man sich nur wundern über die Treue und Hingebung an die Schrift, womit er sich im großen Ganzen dieser Bilder als recht evangelischer Katholik oder auch als ein rechter katholischer Evangelist, und eben damit als ein gründlich deutsches Gemüth bewährt.

Daß wir Evangelischen einen solchen Mann zu den Unsern zählen, und seine biblischen Bilder jedem evangelischen Gemüthe zur Erbauung empfehlen, daran sollen uns die wenigen Spuren römischen Einflusses nicht von ferne hindern. Wenn Overbeck nur Jesus, Martha und Joseph mit dem Heiligenscheine versieht, so ist das allerdings spezifisch römisch, verschlägt uns aber gewiß nichts. Daß er zu einem besonders feierlichen Bilde (1844) die Ueberreichung des Hirtenstabes an Petrus machen wollte, darf uns nicht wundern, aber auch nicht stören, denn wir sehen darin nur das Wort „weide meine Lämmer“ einfach ohne römischen Zusatz verbildlicht. Ferner muß man es noch kein katholisirendes Hinausschreiten über die Schrift nennen, daß bei der Verkündigung der hohe Engel kniet; denn auch wenn er nicht die unbefleckt empfangene „Mutter Gottes“ und die „Himmelskönigin“ verehren, sondern nur einfach Maria als die Begnadigte grüßen und als die Gesegnete unter den Weibern ansprechen sollte, konnte er sich also vor ihr beugen; daher sei es dahin gestellt, ob der knieende Engel unverträglich ist mit der Erzählung des Lukas: „und hineinkommend sprach er zu ihr, sei gegrüßt.“ Auch das ist gewiß evangelisch möglich, daß die Elisabeth, welche Overbeck in lieblich deutscher, wahrhaft rührender Altmütterlichkeit zeichnet, bei dem Gruße der ankommenden Maria vom h. Geist erfüllt, in ihrer Ergriffenheit demüthig auf die Knie sank, als sie Maria laut

segnend begrüßte: „woher kommt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“ Daß bei der Namengebung des Johannes Maria das Kind trägt und im Mittelpunkte des Bildes steht, muß ebenfalls nicht unziemliche Marienverehrung sein, sondern darf als eine einfach sinnige Beziehung des Vorläufers auf den noch unter seiner Mutter Herzen ruhenden Jesus gelten. In der Darstellung des Wunders zu Cana (1848), welche in der Architektur und besonders in der Gruppe dreier jungen Männer eine ganz italienische Schönheit darbietet, steht die Mutter ebenfalls in Mitten des Bildes und allerdings näher bei dem das Wasser segnenden Herrn als es nach dem Wort im Evangelium „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen“ denkbar ist. Ihre gefalteten Hände sollen sie wohl als Fürbittende bezeichnen, doch ohne daß wir sie als „die Fürbitterin“ katholischerweise nehmen müssen. — Daß im Stall zu Bethlehem alles Licht vom Christkinde ausgeht, diese öfters, aber kaum irgendwo anders so reizend schön als bei Overbeck vorkommende Darstellung, geht zwar entschieden über das Schriftwort hinaus, ist aber gewiß eine erlaubte sinnbildliche Darstellung dessen, der als Mann nachher sprach: „ich bin das Licht der Welt“ und von dessen Geburt unser P. Gerhard singt:

Das ewig Licht geht da herein,
Und gibt der Welt ein' neuen Schein,
Es leucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht. Hallelujah!“

Daß bei der Weisenanbetung das noch unbewußte Kind schon die Hände in Gestalt eines Kreuzes ausstreckt, mag ebenfalls eine berechtigte sinnbildliche Hindeutung auf das Leiden sein, durch das der Angebetete erst die ewige Anbetungswürdigkeit sich erwirbt. — Nun aber kommt allerdings die Legende. Der Jesusknabe spielt in der Werkstätte Josephs und sägt sich aus einem Brettchen ein kleines Kreuz aus. Der Zimmermann Joseph in Gestalt eines italienischen Mönchleins läßt von der Arbeit ab, die er auf dem Boden knieend begonnen hat und sieht nachdenklich zu, wie auch der steinalte Joachim und die alte Anna, in deren Mitte ihre Tochter, die Maria, in den Mantel gehüllt, auf einer Mauer sitzt. Sie schaut ernst und fast träumerisch mit etwas seitwärts geneigtem Haupte vor sich hin und greift mit der Linken an die Brust, wo sich an den Falten des Gewandes unter deren Fingern wie zufällig ein kleines Kreuz bildet. Das ist eine jener sentimentalen Phantasien und süßlichen Spielereien, wie sie besonders bei Künstlern sich zeigen, die zur katholischen Kirche übergetreten sind. So hat z. B. Steinhäuser in Rom jene drei sentimentalen Engel, welche den Nagel, die Lanze und Dornenkrone probiren, wie wehe sie thun, zuerst an einem Kandelaber angebracht und dann an dem nach Amerika bestimmten Taufstein wiederholt, den ich nicht so zu loben vermag als es in diesen Blättern geschah.

Bei der Taufe Christi (1853) sieht nicht blos Johannes im Augenblicke des Wassergießens den h. Geist als eine Taube herabfahren, sondern auch die Männer am rechten Ufer deuten und schauen mit lebhafter Bewegung auf die Erscheinung. Aber nach den drei ersten Evangelien kam der Geist erst aus

dem geöffneten Himmel herab gleich als Jesus wieder dem Wasser entstiegen und im Gebete war; und nur Johannes und Jesus, nicht das Volk sah die Erscheinung. Endlich knien im Bilde am linken Flußufer zwei Engel und halten tiefgebückt Kleid und Tuch für Jesus, während im Evangelium erst nach der Versuchung die Engel zu ihm traten und ihm dienten. — Ebenso sind die zwei Engel bei der Himmelfahrt (1851) nicht schriftgemäß dargestellt, indem sie dicht zur Seite des Auffahrenden schwebend zu ihm hinandeuten, während es heißt: „als sie ihm nachsahen, da stunden bei ihnen zween Männer in weißen Kleidern, welche auch sagten: ihr Männer von Galiläa ....“ Das sind nun Kleinigkeiten? Allein „das Wort sie sollen lassen stahn!“ — In eben unserem Bilde auch zeigt die Frömmigkeit Overbecks einen die biblische Einfalt und Nüchternheit überschreitenden Zug. Einer von den Eilfen küßt sogar die Fußstapfen des auffahrenden Heilands! Ein anderer zu äußerst links schaut ihm mit zusammengelegten Händen mit nach oben verdrehten Augen nach, und ganz rechts ist die Haltung des seitwärts hängenden, also schief aufwärts blickenden Johanneskopfes in süßlich schwärmerische Ueberschwänglichkeit verzückt. — So sind auch bei der Fußwaschung und in dem Bilde, wo Jesus den Kleinsten das Himmelreich anweist, einige allzusüßliche, die Frömmigkeit und Andacht unangenehm zur Schau gebende Figuren mönchisch-pietistischer Haltung. Ebendahin gehört der Besuch Jesu zu Bethanien (1843). Aus der Berglandschaft tritt der Herr, mit der Rechten segnend, durch's Hofthor herein, und wird von Lazarus links, von Martha rechts auf den Knien empfangen, Maria aber in der Mitte wirft sich von den Knien vollends ganz auf den Boden und scheint — die Rechte auf die Brust gelegt, mit der Linken sich am Boden haltend — die Füße des Erlösers küssen, jedenfalls nur in solch allertiefstem Ausdruck der Demuth seinen Segen empfangen zu wollen. Das ist keine glückliche Erfindung oder passende Ergänzung des Evangeliums, in welchem Maria zu den Füßen ihres Herrn sitzt, wie Overbeck selber sie schön im Titelblatt der Karlsruher Prachtbibel gezeichnet hat.

Doch diese wenigen Spuren römischen Einflusses und unevangelischer Uebergeistigkeit oder Ueberandächtigkeit werden weit überwogen durch die wahrhaft tiefe und ächte Frömmigkeit, welche im Ganzen aus diesen Evangelienbildern spricht, und durch den gesunden Natursinn, welcher aus den bereits hin und her bemerkten, dem Leben entnommenen Einzelzügen und aus den ganzen Bildern hervorblickt, in welchen Overbeck bekundet, wie er mit dem hohen Idealismus einen tüchtigen Realismus zu verbinden weiß, ohne welchen kein großer Künstler zu denken ist. — Wie hübsch ist die Bewegung, welche ein Aeltester im Tempel macht, um den — übrigens zu klein gezeichneten — zwölfjährigen Jesus aufmerksam zu machen auf das, was er ihm jetzt einwenden will! Dieser eine Zug ist Ersatz für die minder ansprechende Composition, welche wohl feine Charakterköpfe aber keine glückliche Anordnung der Figuren zeigt. — Ein überaus geistvolles und naturwüchsiges Bild ist die ausgezeichnete Darstellung (1844), wie der Engel dem Joseph im Traume befiehlt, mit Maria und ihrem Kinde zu fliehen. Maria sitzt links ärmlich zusammengekauert an einem Pfeiler auf dem Boden und hält das gleichfalls schlummernde Kindlein in den warmen Mantel

gehüllt fest an ihrem Busen. Ein unübertrefflich schönes Bild der Armuth und der Mutterliebe. Gegenüber kauert noch ärmlicher der alte Joseph an der Mauer, die rechte Hand sinkt zwischen den Knien herab, die linke hält sich am Reisestabe, der zwischen den Knien steht, der kahle Kopf ist im Schlafe seitwärts gesenkt und auch die Schulter ist mit zur Seite geglitten. Köstlicher kann das unbequeme Schlafen eines an die Mauer Gelehnten nicht geschildert werden. Das kleine Nachtlämplein auf dem zerbrochenen Quader wird hell überstrahlt von dem Lichtglanz des hohen Engels, welcher vom Hintergrund zu Joseph heranschreitet und mit der Rechten zu Maria hin, mit der Linken hinaus in's Freie deutet, wo wir bereits im fahlen Mondscheine die Flucht vor sich gehen sehen. Das ist eine wirklich glaubhafte Engelserscheinung, so müssen die Boten Gottes in himmlischer Klarheit und Zartheit und doch leibhaftig als die „starken Helden“ in die irdische Wirklichkeit hineintreten.

Vortrefflich ist auch dargestellt, wie Jesus von der schönen Landschaft am See herauf zum Stadtthor eingeht und den Zöllner aus der Bude ruft, vor welcher eben ein derber Bauernknecht mit dem Sack auf der Schulter den Zoll auf das Zahlbrett erlegt. Matthäus war eben im Zählen begriffen und hält noch die ausgestreckten Finger der linken Hand über dem Gelde, während er aus der Thüre dem Herrn entgegentritt und mit der Rechten auf das noch nicht beendete Geschäft zurückdeutet, das der Herr ihm zu verlassen winkt. Der innere Zug zur Nachfolge Jesu und das äußere Festgehaltenwerden am gewohnten Berufe ist in dieser Figur ausgezeichnet vereinigt und mit den drei Jüngern hinter Jesu sind wir in ernstlichster Spannung, ob es der Gnade gelinge, den Mann ganz und rasch für den Herrn zu entscheiden.

In dem lieblichen Bilde der Salbung Jesu durch die Sünderin (1846) hat auch, ächt deutsch, das Kätzchen unter dem Tische sein Plätzchen und sein Rippchen im Teller gefunden. Ausgezeichnet aber ist der Erzschelm Judas mit dem spitzen Gesichte und Barte, wie er seinen wohlfeilen Witz mephistophelisch gegen das arme Weib hinschleudert, dann der behagliche Gast rechts, der den Ellenbogen bequem auf die Tafel stützt und im Verzehren der Traube zum Nachtisch innehaltend vornehm nachläßig seinem ebenfalls kritisirenden Nachbar zuhört. — Von den schlafenden Jüngern im Oelgarten (1851) erinnert der breit über einen Felsblock hingepflanzte Jakobus und der bei Jesu Anrede schläfrig sich das Auge reibende Petrus an die derbe Natürlichkeit der Altdeutschen. — Ebenso ist die Verleugnung Petri (1848) eine scharf ausgeprägte Scene. Aeußerst fein ist geschildert, wie der sich wärmende auf niederm Stühlchen sitzende Petrus weder der holztragenden Dienerin, zu der er sich bei ihrer Anrede doch umwendet, noch den ihn scharf beobachtenden und anlassenden Knechten, die neben ihm sitzen, in's Auge sehen kann. — In's Groteske geht die derbe Darstellung des bösen Feindes, der mit seinen Geierfüßen unter der Kutte, eilends wie ein Dieb über das Ackerfeld hinschreitend Unkraut sät, und mit dem confiscirten Galgengesichte unter der Kapuze zu den unter des Baumes Schatten hingestreckten Schläfern herüberschielt.

Aber das Meisterstück geistreicher und naturwahrer Charakterzeichnung hat Overbeck (1845) in der unvergleichlichen Darstellung geliefert, wie Pilatus

und Herodes Freunde werden. Die Tragikomödie geht vor sich in einem nach außen geöffneten geräumigen Korridor, in dessen zwei Pfeilernischen bedeutsam zwei Venusbilder stehen. Durch die Zwischenöffnung schauen rechts drei blumenbekränzte Mädchen, Töchter des Herodes in leichtfertiger Neugierde, links drei Soldaten mit theilweise ernsterer Theilnahme hinab auf die Stufen, über welche der gefesselte Jesus unter Faustschlägen weggeführt wird. Ueber diesem Jammerbilde reichen die zwei Diplomaten sich die Hände. Von links her kommt stolz und gemessen Pilatus im Kriegsmantel, von rechts her beeifert sich Herodes, auch im Königsschmucke salopp wie ein Schacherjude, zu Kompliment und Händedruck. Freilich kommt es nicht zu diesem: der eiskalte Römer gibt sich dazu nicht her und die Hände der Beiden legen sich höchst officiös kaum mit der Fingerspitze ineinander. Zwar versucht der schlaue finstere Römerkopf mit den kleinen, tiefliegenden Augen, ohne den herben Mund zu öffnen ein wenig Freundlichkeit zu grinsen, aber es schaut nur desto mehr Spott und Mißtreue aus dieser Freundschaftsgrimasse. Das ächte Judengesicht des Herodes dagegen blinzelt mit den Schalksaugen und schmunzelt mit dem schmierigen Munde helles Glück und Vergnügen, tiefe Verbindlichkeit und alle schönsten Dinge. Das sind wahrhaftig zwei Schurken ersten Ranges; das Ganze ein getreues Bild der politischen Welt voll unbeschreiblicher Feinheit und schlagender Wirkung. Wer Overbeck wegen seiner rein religiösen Bilder nicht unter die großen Maler stellen wollte, muß ihn ob dieses historischen Charakterbildes zu den größten Meistern zählen.

Minder glücklich und etwas gesucht erscheint die Stellung und Haltung des Pilatus in dem gleichfalls sehr originellen Bilde, wo er zwischen Jesus und Barrabas wählen läßt. Da steht rechts der Herr mit dem Strick am Halse von einem Schergen gehalten, der gemeinen Sinnes ihm etwa zuruft: „siehst du, wie sie nicht dich, sondern den Barrabas wollen?“ Pilatus ist vom Stuhle in der Mitte der Terrasse aufgestanden und einige Stufen hinab zu dem Volke gegangen, das er nun mit dem Leibe hereinwärts in die Scene, den Kopf seitwärts zur Menge gewendet, fragt, ob er ihnen diesen Jesus dort oder den Verbrecher da losgeben solle. Das Volk spricht mit Wort und Hand für den Mörder, welchen ein Aeltester mit satanischem Lächeln dem souveränen Pöbel angelegentlich empfiehlt. Barrabas selbst ist ein Prachtexemplar aus der Revolutionszeit von 1849, in welchem Jahre Overbeck das Bild entworfen hat. Von zwei Kerlen wie im Triumph auf den Armen getragen, hebt der fast nackte, an den Füßen gefesselte Mörder beide Arme hoch in die Luft und jauchzt hellauf dem edeln Volke zur Ermunterung sein „Hurrah Barrabas!“ hinunter. Zwei Pharisäer hinter ihm sind begierig auf die Entscheidung, die sie von der Canaille drunten nicht anders erwarten. Die edle, schmerzlich stumme Gestalt des Herrn bringt die Versöhnung in die häßliche Scene, die übrigens wiederum durch die schöne Zeichnung auch der gemeinen Gestalten das Auge erfreut und das Gemüth befriedet.

Zu den ganz eigenthümlich neuen Auffassungen, welche Overbecks reiche Erfindungsgabe bekunden, gehört noch die (1852 gezeichnete) Kreuzigung. Als Hauptscene hat der Künstler links in den Vordergrund die Weigerung des Pilatus gesetzt, anders zu schreiben, als er geschrieben. Den Stift noch in der

Hand weist er die drängenden Juden herrisch hinweg und der Diener muß ihnen zum Trotz die Schrift forttragen, wohin sie gehört. Im Mittelgrunde nämlich wird gerade Jesus zwischen die beiden schon hängenden Schächer an's Kreuz geschlagen. Er ist mittelst einer kleinen Leiter auf das Fußbrett gestiegen und hat sich da frei und willig mit dem Rücken an den Stamm des Kreuzes gestellt. Auf hoher Leiter stehend schlägt ein Scherge von hinten her über den rechten Kreuzesarm gebeugt den Nagel durch die rechte Hand Jesu. Der ausgereckte linke Arm des Herrn wird zu gleicher Zeit von dem andern Schergen, der auf einer zweiten Leiter steht, zum Querholze hinaufgehoben, um sofort ebenfalls angenagelt zu werden. Diese gräßliche Arbeit ist durch die Versetzung in den Hintergrund und noch mehr dadurch gemildert, daß der Herr in reinster Schönheit des Leibes und heiliger Ruhe des Geistes dasteht, still und sanft das dorngekrönte Haupt herunter zu der Gruppe neigend, die sich zu seinen Füßen befindet. Starken Herzens nämlich schaut die Mutter der Schmerzen in ihrem tiefsten Leide noch zu ihm, ihrem höchsten Gute auf, eine andere Frau neben ihr muß das Antlitz abwenden, auch Johannes verbirgt sein weinendes Gesicht in die beiden Arme, die er auf die Sprossen der Leiter lehnt, auf welcher der Scherge sein Handwerk vollzieht; die Magdalena aber ist hinter Maria mit gelöstem Haare und zerschlagenem Herzen zur Erde gesunken: die sich selbst nicht vor Schmerz halten kann, versucht hinterwärts die Maria vor dem Umsinken zu bewahren. Dazu kommt der Hauptmann, daneben gaffen die Juden und warten, bis Alles geschehen ist; zu Füßen des bösen Schächers würfeln die Kriegsknechte um das Gewand. Ganz links aber kniet mit gefalteten Händen zum Kreuze gerichtet ein Mann mit ernstem und kräftig ausgeprägtem, doch innig mildem Antlitz. Das starke gerundete Kinn, die gerade edel vortretende Nase, das scharfe tiefe Auge unter den buschigen Brauen, die hohe, klare Stirne, die hagere Wange und das gescheitelte Haar beurkundet den M a n n und den C h r i s t e n.

Das ist der Künstler selbst, der in Rom nicht blos das umgestürzte korinthische Kapitäl und die sonnige Landschaft, nicht blos die klassische Schönheit und die Weltherrlichkeit der Kirche, sondern das Evangelium als eine Kraft Gottes fand; der Künstler, der nicht blos den Vatikan und St. Peter, sondern vielmehr Bethlehem und Golgatha im Geiste erstieg, um dort die Weihe zu einem der auserwählten Werkzeuge für die Auferstehung der christlichen und deutschen Kunst zu erhalten; der Künstler, welcher von der wiedererstandenen heiligen Kunst, der er lebenslang treu gedient, mit eben so kräftiger als feiner Hand das Gemeine und Falsche fern zu halten strebte — gleich dem ernsten Cherub, der in Overbecks A u f e r s t e h u n g s b i l d e (1848) als himmlischer Hüter des Grabes auf dem umgestürzten Steine sitzt und in Ehrfurcht das Flammenschwert senkend dem siegreich aus seinem Grabe steigenden, verklärten Auges zum Vater emporeilenden Herrn im Namen aller guten Geister huldigt. — —

(Fortsetzung folgt.)

Anregung zur Uebung kirchlicher Kunst im Hause.

Bei einer Umschau in den mannigfaltigen Erzeugnissen, welche als Früchte weiblicher Kunstübung in unseren Familien zu Tage gefördert werden, muß dem ernsteren Kunstfreund in den meisten Fällen sich die betrübende Wahrnehmung aufdrängen, daß eine Fülle von Kraft und Zeit an werthlose Bestrebungen vergeudet wird, die unter anderer Leitung zu den erfreulichsten Ergebnissen führen könnte. Alle die unzähligen Zeichnungen nach schlechten französischen und berliner Lithographieen, die Blumenmalereien auf Kästchen, Kistchen, Mappen ꝛc. die unvermeidlichen Ruhekissen, die den Zweck zu haben scheinen, das Sitzen auf den Sopha's möglichst unbequem zu machen, erfordern eine künstlerische Thätigkeit, ohne für die Kunst und ihren segensreichen Einfluß irgend welchen Raum zu gewähren. Wir möchten deshalb allen Vätern und Müttern, den Zeichnen-Lehrern und Lehrerinnen, welche den guten Willen haben, die Kunst wahrhaft zu fördern, die Bitte ans Herz legen, ihren lieben Töchtern für die Ausbildung des künstlerischen Talentes ein Gebiet zuzuweisen, dessen innerer Kern für die Bildung des Auges und der Hand, wie für die praktische Verwerthung die beste Bürgschaft bietet: die Ornamentik der christlichen Kunst! Zahlreiche Werke in einfacher und reicher Ausführung haben in den letzten Jahrzehnten für dieses Gebiet eine Fülle von Mustern veröffentlicht, die allen Bedürfnissen reiche Befriedigung bietet. Von dem einfach-geschmackvollen Linienspiel des romanischen Bandornaments bis zu den reichen Ausschmückungen der spätgothischen Manuskripte findet sich eine Auswahl von Motiven, die für alle Zweige weiblicher Kunstübung oder Handarbeit doch ganz andere Vorlagen gewähren kann, als die geschmacklosen Tageserzeugnisse, an denen so viel Mühe nutzlos verwendet wird. Wenn unsere junge Damen, denen eine ernstere Neigung zur Kunst innewohnt, darin wetteifern werden, Kissen und Teppiche zum kirchlichen Gebrauch nach guten Mustern auszuführen, die breiten Papierränder einer schönen Altarbibel mit geschmackvollen Randleisten auszumalen und das mit der rechten Liebe zur Sache zu thun, dann werden sie auch für die Gegenstände des häuslichen Gebrauches unvermerkt die schönen Formen vorziehen lernen, in denen der künstlerische Geist des Christenthums nicht minder deutlich offenbar wird, als an seinen mächtigen Domen! A. Z.

Chronik.

Baukunst. Das großartige Unternehmen des Aufbaues der Regensburger Domthürme hat auch von Seiten der dortigen Protestanten ähnliche Bestrebungen hervorgerufen. Es ist ein Verein ins Leben getreten, welcher theils den Ausbau, theils die Restaurirung ihrer Kirchen sich zum Ziele gesetzt hat. An der Neupfarrkirche wird bereits rüstig gearbeitet; an der Dreieinigkeitskirche sollen die Thürme gleichmäßig erbaut und andere entsprechende Verschönerungen vorgenommen werden; die Oswaldskirche soll statt ihres bisherigen hölzernen Thurmes mit einem steinernen geschmückt werden.

Am siebenten Sonntag nach Trinitatis (22. Juli) ist in diesem Jahre die neuerbaute Kapelle der deutschen evangelischen Gemeinde zu Lissabon durch den Superintendenten Böttcher, der bei

diesem Anlaß als neuer Prediger der preußischen Gesandtschaft ins Amt trat, eingeweiht worden. Die neue Kapelle ist an der Stelle der alten, aber bedeutend erweitert, ein Oblongum von 50 Fuß Länge und 24 Fuß Breite. Der Bau ist einfach, gewölbt und von guter akustischer Wirkung.

An demselben Sonntag fand auch in Belgrad die Einweihung der protestantischen Lazaruskirche durch den Ortspfarrer von Cölln statt.

Die russische Regierung läßt in Paris eine Kirche bauen, die der Sophienkirche in Konstantinopel nachgebildet wird, so daß nächst den fünf großen vergoldeten Kuppeln auch die kleinsten Einzelnheiten nach den Regeln byzantinischer Norm ausgeführt werden. Ein bedeutender Theil der dekorativen Malerei ist dem talentvollen jungen russischen Maler Alexander Beidemann übertragen. In dem Fronton der Kirche soll er das Bild des Herrn darstellen, und hier wie in den übrigen Gemälden aus der heiligen Geschichte den vorzugsweise von den Mönchen im Kloster Athos bewahrten traditionellen Charakter der altbyzantinischen Kunst bewahren. (Journal des beaux arts 15.)

Denkmal. Die Ruhestätte des christlich-patriotischen Dichters Max von Schenkendorff auf dem Koblenzer Kirchhofe wird nunmehr durch seine Marmorbüste auf einem Granitblocke bezeichnet werden. Der Bildhauer Hartung hat die Fertigung der Büste übernommen.

Malerei. Vom königl. sächsischen Ministerium des Innern ist eine Aufforderung an die inländischen Künstler ergangen, Oel-Skizzen zu zwei Altarbildern einzusenden, welche aus dem Fonds für öffentliche Kunstwerke in den Kirchen zu Wildenhain und Schöneck gestiftet werden sollen. Beide Gemeinden haben übereinstimmender Weise darum gebeten, zum Gegenstand des Gemäldes den auferstandenen Heiland auf einer Wolke über dem Grabe schwebend zu wählen. Für die Ausführung sind je 300 Thlr. bestimmt.

Vereine. Der sächsische Verein für kirchliche Kunst hat — bei allerdings noch schwachen Mitteln — bereits mehrfache Gelegenheit gehabt, Zeichnungen und Rathschläge an verschiedene Gemeinden zu gewähren; hoffentlich wird bald allgemein das bisher von einer (der Leipziger) Kreisdirektion beobachtete Verfahren eingeschlagen werden, keinerlei kirchlichen Bauten, Reparaturen 2c. die obrigkeitliche Genehmigung zu ertheilen, ohne auf die Mitwirkung des Vereines hinzuweisen.

Vervielfältigende Künste. Der schon früher angekündigte Holzschnitt des Rietschel'schen Lutherdenkmals (aufgezeichnet von J. Hübner; geschnitten im Atelier von H. Bürckner) ist in jeder Hinsicht ein vorzügliches Kunstwerk. Die gewählte gerade Ansicht läßt den monumentalen Charakter in der Nachbildung sprechend hervortreten und der wirkungsvolle Tondruck, wie die Arabeskenumrahmung machen das Blatt zu einer der erfreulichsten Zimmerzierden. — Da der Zweck des Blattes darin besteht, eine möglichst ergiebige Beisteuer zur Vollendung des Werkes zu erzielen, so muß es sehr wünschenswerth erscheinen, den Absatz desselben auf jede Weise gefördert zu sehen; besonders mögen die evangelischen Buch- und Kunsthandlungen sich die Verbreitung desselben angelegen sein lassen, da die beabsichtigte Verbreitung in den Schulen wohl des Preises wegen (15 Neugr.) keine sehr ausgedehnte sein dürfte.

Auf der Leipziger Michaelis-Messe ließ sich die betrübende Bemerkung machen, daß die zahlreichen billigen und für das Volk bestimmten religiösen Holzschnittblätter der neueren deutschen Künstler noch gar keinen Eingang in den eigentlichen volksthümlichen Kunsthandel gefunden haben. Die sehr starke Produktion christlicher Bilder in Berlin, Neu-Ruppin und andern Orten, allerdings meist für katholische Käufer bestimmt, weist noch die allerunwürdigsten Formen eines verzopft-modernen Stils und schlechte Nachahmungen nach den populär gewordenen Bildern berühmter italienischen Meister auf. Als geradezu unerträglich tritt hierzu die immer mehr überhand nehmende Manier, das ohnehin grelle Kolorit jener Blätter durch aufgeklebte Metallverzierungen in Relief (als Heiligenschein, Gewänderschmuck 2c.) zu „heben." Es läßt sich indessen daraus für die christlichen Kunstvereine der beachtenswerthe Fingerzeig entnehmen, den verwöhnten Augen des Volkes nicht allzusehr mit alterthümlicher Formenstrenge entgegentreten zu wollen, sondern bei der Ausführung ernster Kunstwerke die Technik der modernen Kunst möglichst heranzuziehen, um vor Allem dem heiligen Inhalte im Gewande des Schönen Freunde zu gewinnen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Dezember 1860. Nro. 23 u. 24.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint alle 14 Tage in einem halben Bogen. Preis vierteljährig 27 kr. oder 7½ Sgr. — Nummerweise zu beziehen durch alle Postämter, monatweise durch alle Buchhandlungen.

Hauptversammlung des Vereins für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs.

Bei der am 23. August, dem Vorabende des Bartholomäusfeiertags in dem großen Saale der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart abgehaltenen Versammlung wurde der folgende Geschäftsbericht des Vereins-Vorstandes vorgetragen:

„Die heutige zweite Hauptversammlung des Vereins für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs hat einen Zeitraum von erst anderthalb Jahren hinter sich, nachdem die erste Versammlung am 24. Februar vorigen Jahres beschlossen hat, künftighin nur in Verbindung mit dem hiesigen Bibel- und Missionsfeste, und zwar an deren Vorabende, sich zu wiederholen, damit das für die genannten beiden Feste herkömmliche Zusammentreffen vieler christlichen Freunde aus allen Landestheilen auch dem Werke, dem wir uns hier gleichfalls im Dienste der Kirche widmen, zu Gute komme. Wir freuen uns nun, auch von diesem kürzeren Zeitabschnitte melden zu können, daß die Zahl der Mitglieder unseres Vereins auf 514, darunter 158 Korporationen und 356 einzelne Personen, unter diesen 200 Geistliche, 156 Nichtgeistliche, angewachsen ist, und daß die Mittel des Vereins ausreichen, um neben andern nützlichen Ausgaben jedes Mitglied mit einem Vereinsgeschenke zu bedenken. Zu diesem Behufe haben wir

50 Abdrücke des Kupferstichs Ecce homo von Becker, nach Teschner,
200 Abdrücke des Holzschnittes „der Haussegen" von Gaber, nach Richter,
150 Abdrücke des Holzschnittes „Anbetung der Hirten" von Gaber, nach Pletsch,
100 Abdrücke des Holzschnittes „Christuskopf" von Gaber, nach Wislicenus,
10 Abdrücke des lithographirten Bildnisses Melanchthons von Luttemann, nach Mengelberg,
8 Abdrücke der von Prof. Huber veranstalteten Andreä-Gaber'schen Holzschnitte, nach Martin Schön und Albrecht Dürer

angeschafft und die Verloosung in jüngster Zeit vorgenommen. Daß die großen Huber'schen Blätter auf diesem Wege an diejenigen Gemeinden, deren Schulfonds zu unserer Kasse beitragen, vertheilt worden sind, um in den Schulsälen dieser Gemeinden aufgehängt zu werden, wird keinem Widerspruch unterliegen. Ueber die zugleich wohlfeilste wie zweckmäßigste Art der Aufziehung und Einrahmung solcher Blätter wird die Steinkopf'sche Kunsthandlung auf Befragen Belehrung ertheilen, auch die gewünschte Besorgung gerne übernehmen.

In 23 Sitzungen hat der Vereins-Ausschuß, verstärkt durch die fortdauernde Mitwirkung des Bildhauers Herrn Professors v. Wagner, durch den im vorigen Jahre erbetenen Beistand des Architekten Herrn Beisbarth, und durch die jüngst erfolgte Uebernahme seiner Schriftführung von Seiten des Herrn Justizreferendärs Nädelin, eine nach allen Richtungen des Landes und über dasselbe hinaus gehende, nicht selten von schönem Erfolge begleitete Thätigkeit geübt. Dabei ist ihm ein freundlicher Verkehr mit dem Berliner Verein für religiöse Kunst mehrfach zu Hilfe gekommen. Diesem Verkehr haben wir die Vermittelung der zuvor genannten Abdrücke des Teschner'schen Kupferstichs in einem namhaft ermäßigten Anschaffungspreise, auch die Gewinnung von Gipsabgüssen zweier schönen Kruzifixe zu verdanken, deren eines, von hohem Kunstwerthe, nach einem elfenbeinernen Original der königlichen Kunstkammer zu Berlin gefertigt ist. Noch wichtiger war uns die Förderung unseres Wirkens durch die landeskirchliche Behörde, welche sich unseres gutächtlichen Rathes über den Neubau von Kirchen, über die Restauration älterer Kirchen, über die Aufstellung neuer Orgeln

bediente und einzelne Gemeinden mit ihren kirchlichen Bauwesen und mit der Anschaffung kirchlicher Gefäße an uns verwies. Wir waren so glücklich, auf diesem Wege die von Herrn Oberbaurath Leins ausgearbeiteten Entwürfe neuer Kirchen für Oberberken Dekanats Schorndorf, Gschwend Dekanats Gaildorf, Wurmberg Dekanats Knittlingen, Kaisersbach Dekanats Welzheim und Hohentwiel Dekanats Tuttlingen gebilligt, auch den Neubau von Oberberken und die Restauration der Filialkirche Hausen Dekanats Geislingen bereits ausgeführt, sowie den Umbau der alten Filialkirche Crailshausen Dekanats Langenburg in der Ausführung begriffen zu sehen. Ingleichen haben wir auf Erfordern eine gutächtliche Aeußerung über theilweise Restauration der Kirchen von Hausen Dekanats Blaufelden, Rutesheim Dekanats Leonberg, Brittheim Dekanats Sulz, Oberfischach Dekanats Gaildorf, Hessigheim Dekanats Besigheim abgegeben und ein Urtheil über den Plan einer neuen Herstellung der Frauenkirche zu Eßlingen für den evangelischen Gottesdienst eingereicht. Bei Hausen (Blaufelden), Rudersheim, Hessigheim sind unsere Vorschläge von den Behörden anerkannt worden, haben jedoch mit ökonomischen Schwierigkeiten ihrer Ausführung zu kämpfen. In Brittheim ist abweichend von unserem Rathe verfahren worden. Ueber die Stellung einer neuen Orgel in Flacht, Dekanats Leonberg, liegen die Anträge der Ortsbehörde dermalen unserer gutächtlichen Berathung für das Konsistorium vor.

Außerdem hat der in Stuttgart gebildete Verein für Erbauung einer vierten städtischen Parochialkirche dem christlichen Kunstvereine das Vertrauen geschenkt, ihn um ein Programm für den beabsichtigten Kirchenbau und um Vorschläge für die Wahl des Architekten zu ersuchen. Wir haben bereits in der zuletzt erwähnten Hinsicht die Annahme unseres Raths erfahren dürfen. Ebenso hat der Stiftungsrath von Sindelfingen durch unsere Vermittelung sich von Herrn Oberbaurath Leins einen Restaurationsplan der berühmten alten dortigen Stiftskirche entwerfen lassen. Ein solcher Plan zweckmäßiger Herstellung ist für die Kirchen von Plattenhardt Dekanats Stuttgart, Gutenberg Dekanats Kirchheim, Reichenbach Dekanats Göppingen in nächster Zukunft, für Groß-Sachsenheim Dekanats Vaihingen allmählig auszuführen. Die Risse für eine neue Kirche zu Willmandingen Dekanats Reutlingen, zu fertigen, hat Herr Architekt Beisbarth übernommen.

Bei dieser mannigfaltigen Arbeit sind wir von dem leitenden Gedanken ausgegangen, die reinen Grundsätze einer würdigen Einrichtung christlicher Kirchen in jedem berechtigten Baustil festzuhalten und diesen Normen das Neue gründlich anzupassen, das schon Vorhandene wenigstens anzunähern, in Beidem aber mit der freien Umsicht zu verfahren, welche auch die Hindernisse des Bodens, die Schwierigkeiten der Ortsanlagen, die eigenthümlichen Bedürfnisse der Gemeinde und ihre ökonomische Leistungsfähigkeit zu beachten und zu benützen sucht. Es sei mir erlaubt, dies an einigen Beispielen zu verdeutlichen. In der durch eine Feuersbrunst heimgesuchten Gemeinde Gschwend ist der geeignetste Platz für die neue Kirche westlich vom Markt und an einer Stelle ausgesucht, wo mehrere Straßen zusammenlaufen und wo somit wünschenswerth erscheint, daß der Thurm, um mit den Uhrtafeln nach allen Richtungen sichtbar zu sein, an

die Ostseite der Kirche zu stehen komme. Ein früheres Projekt hatte diesen Umstand so berücksichtigt, daß der Chor der Kirche nach Westen gerichtet wurde, im Widerspruch mit der traditionellen Orientirung. Unserem technischen Beirath ist es dagegen gelungen, den Chor dermalen in den östlich gestellten Thurm einzufügen und durch zwei seitwärts neben Thurm und Chor auf der Ostseite der Kirche angebrachte Thüren den Zugang in das Schiff vom Markte her ausreichend zu erleichtern, so daß die lokalen Schwierigkeiten überwunden, das Bedürfniß der Gemeinde befriedigt und das Gesetz des Kirchenbaues aufrecht erhalten ist. Ferner in Hohentwiel mußte der Kirchenplatz an einer Stelle gewonnen werden, welche zwischen den Pächterwohnungen auf der Höhe und den im Thale zerstreuten Familien gelegen ist. Das dortige Terrain ist aber ringsum von so abschüssiger Beschaffenheit, daß namentlich auf der westlichen Seite des Berges der Kirchenchor weit über den Boden hinausgerückt werden muß. Dazu kommt der andere Umstand, daß bis jetzt und wohl noch auf lange Zeit hinaus der Geistliche auf Hohentwiel zugleich den Organistendienst versehen und Schule halten muß, wie denn bisher die Schulstube auch als Betsaal diente. In weitere Erwägung war zu ziehen, daß die meisten Kirchenbesucher von unten herauf einen langen und steilen Weg zur Kirche zurückzulegen haben und vor ihrem Eintreten in die Kirche sich gerne unter schützendem Dache verweilen, den Schnee abschütteln u. s. w. Hier ist nun nach allen Seiten hin Hilfe geschafft, indem die Kirche unter ihrem freistehenden Chor eine Art Krypta über der Erde erhält, die zur heizbaren Winterkirche, ebenso zur Schule und zur Sakristei dienen kann. Die Orgel ist an die der Kanzel gegenüberliegende Seite des Chorbogens gesetzt, so daß der Geistliche mit wenigen Schritten von der Orgel auf die Kanzel und an den Altar, sowie von diesen zurück an die Orgel treten kann. Auf der Südseite des Schiffs aber ist eine bedeckte Halle angelegt, und während die vom Berge herab zur Kirche Wallenden in das Hauptportal der Westseite eintreten, können die vom Thale Heraufsteigenden gleich neben dem Chore, da, wo auch der Eingang in die Unterkirche liegt, auf einer Treppe zur Halle und Oberkirche gelangen. Mögen die vereinigten Kräfte der Gustav-Adolphsfreunde uns die baldige Ausführung dieses ebenso sinnreichen als schönen und würdigen Kirchleins ermöglichen. Ein drittes Beispiel bietet die Restauration der Kirche zu Crailshausen, Filial von Schrozberg im Hohenlohischen. Das kleine Gebäude hat nur noch an einem nordseitlichen Eingang die unverkennbaren Merkmale romanischen Ursprungs. Dieser Andeutung folgsam ist der Wiederherstellungsplan in entsprechendem Stil, namentlich an den Fenstern und an der Eindeckung behandelt, und hat, was wir dankend erwähnen, auch die königliche Staatsregierung den von ihr zu dem Kirchenbau verwilligten Kostenbeitrag an die Einhaltung des von uns vorgelegten Entwurfs geknüpft. Die Kirche ist bereits im Umbau begriffen.

Wir fügen hinzu, daß auch für die bereits erfolgte Restauration der Kannstatter Stadtkirche, sowie für die beabsichtigten Herstellungen an der Kilianskirche zu Heilbronn und an der Stadtkirche von Calw die Mitwirkung des Vereins in Anspruch genommen ist. Im Ganzen sind es 26 Kirchen, über deren Bauwesen sich in den letzten anderthalb Jahren unsere berathende Thätigkeit erstreckt

hat, abgesehen von den vielen andern, bei welchen es sich um Anschaffung von Gemälden, Kruzifixen, Altären, Taufsteinen, Tauf= und Abendmahlsgefäßen handelte. In die neue Oberberker Kirche, Parochialbezirks Adelberg, haben wir den Altar aus Mitteln des Vereins gestiftet und gnädigstem Auftrage J. M. der Königin gemäß ein Kruzifix beschafft. Einen schönen gothischen Altar hat die Kirche von Echterdingen, Dekanats Stuttgart, nach der Zeichnung des Herrn Beisbarth erhalten. Eine noch reichere Zeichnung für den Hochaltar in Lonsee hat derselbe geliefert. Die Bildwerke des Altars von Unterheimbach, Dekanats Weinsberg, wurden unter der Leitung des Herrn Professors v. Wagner ausgebessert. Für die Kirche zu Isny wurde eine Nachbildung des von Beisbarth entworfenen Altars der hiesigen Leonhardskirche vermittelt. Auch wegen Beischaffung von Altargemälden für die Kirchen von Lonsee und Friedrichshafen sind Unterhandlungen eingeleitet worden; in letzterer Hinsicht ist zu bedauern, daß unsere Vorschläge, die kaum billiger hätten ausfallen können, zwar der Sache nach gebilligt, aber als zu kostspielig von dem Pfarrgemeinderath abgelehnt worden sind. Die Glasgemälde im Chor der Kannstatter Kirche wurden auf unsern Rath dem geschickten Glasmaler Carl Autenrieth von Ulm, diejenigen der Kilianskirche zu Heilbronn dem Glasmaler Pfort in Reutlingen übertragen. Ein schönes Gemälde ist in dem Hauptfenster des Chors der Stadtkirche zu Künzelsau, eine Stiftung des Kaufmanns Kiefer von dort in Mailand, von Autenrieth vollendet. Die Ausführung des Fensters der Johanniskirche in Crailsheim, wozu Herr Stadtpfarrer Merz in Hall den Plan entworfen und Herr Autenrieth einen Karton gezeichnet hatte, war eine Zeitlang ins Stocken gerathen. Zur Restauration der schönen alten Glasgemälde der St. Katharinenkirche in Hall haben wir, wie die Staatsfinanzverwaltung und der württembergische Alterthumsverein, auch in unserem Theile 25 fl. beigesteuert. Für neue Kanzeln in Gussenstadt und Lonsee wurden von Herrn Beisbarth Zeichnungen gefertigt. Altar= und Taufsteindecken werden von Frauen Gmünds für die dortige im Rocaillestil erbaute protestantische Kirche nach einer durch uns vermittelten, von Herrn Konservator Herdtle dahier ausgeführten entsprechenden Zeichnung gearbeitet. Die nöthige Bekleidung für Altar, Kanzel und Taufstein mit den angemessenen Farben und Fransen, jene roth, blau, schwarz, diese golden und silbern, ist bei Bortenmacher Kurz dahier nach unseren Anordnungen stets vorräthig zu haben und werden die Pfarrämter, die es wünschen, durch uns mit Mustern zur Auswahl versehen. Taufsteine haben wir nach den von Herrn Oberbaurath Leins und Herrn Beisbarth entworfenen Zeichnungen im romanischen Stil für Murr Dekanats Marbach, Oberurbach Dekanats Schorndorf und Schafhausen Dekanats Böblingen, im gothischen Stil für Echterdingen Dekanats Stuttgart, im Renaissancestil für Künzelsau vermittelt. 61 Abendmahlskelche, 27 Taufkannen und 23 Taufbecken hat der Zinngießer Kurz nach unsern Angaben verkauft. Mehreren andern Gemeinden haben wir ganze oder theilweise silberne Gefäße durch die Anstalt des Herrn Erhard in Gmünd verschafft. Silberne Abendmahlskannen, welche die Staatskasse für die protestantische Stadtpfarrkirche zu Rottweil bestellt hat, werden gegenwärtig hier bei Silberarbeiter Hermann ausgeführt. Durch die Handlung des Herrn Märklin dahier

(im Königsbau) haben wir starkversilberte Kelche aus Kupfer und Kannen aus Zinn um mäßige Preise gewonnen. Es ist aber sehr zu wünschen, daß für den Dienst der Sakramente nur Gefäße von edlem Metall bestellt werden, und wir sind in Verbindung mit dem Berliner Verein noch stets bemüht, einfache schöne Formen zur Auswahl beizuschaffen. Eine sehr gelungene Arbeit ist die Hostienkapsel, welche der Ciseleur Herr Kaselowsky dahier unter Anwendung eines altchristlichen Deckels galvanisch herzustellen eingerichtet ist und worüber das christliche Kunstblatt eine illustrirte Anzeige gemacht hat. Sie ist bei uns in vielen Abdrücken wiederholt worden und kostet mit dem Futteral nur 21 fl. Von unsern Kruzifixen sind in Steinpappe Münchener Fabrikats mehrere, einzelne in Eisenguß von Wasseralfingen, die meisten in Zinkguß von Pelargus dahier geliefert, abgegangen. Ein Portal für den Kirchhof der Oberhofer Kirche bei Göppingen und ein Portal von Stein mit Eisengitter für den Gottesacker in Schömberg Dekanats Freudenstadt, sind von Herrn Beisbarth entworfen worden. Eine Zeichnung für die in den Sakristeien herkömmlich aufgehängten Pastorentafeln hat Herr Leins aus Anlaß einer Nachfrage von Oberurbach angegeben.

Es hat uns überdem Vergnügen gemacht, auch auswärtigen Erkundigungen und Wünschen Genüge thun zu können. Für die neue Kirche zu Schladming in den steirischen Alpen sind Zeichnungen zu Altar, Kanzel und Taufstein von Herrn Leins gefertigt worden. Für die protestantische Gemeinde zu Bietenhausen in Hohenzollern haben wir einen silbernen Abendmahlskelch sammt Patene besorgt. Aus Baden sind früher, aus Mecklenburg und aus Rheinpreußen erst in den letzten Wochen Anfragen wegen heiliger Gefäße an uns gelangt, und gestern kam aus Oberbayern der Betrag für die Hostienkapsel, die ein Gemeindeglied in seine Kirche stiften will.

Mit besonderem Danke haben wir endlich zu erwähnen, daß von Seiten des hiesigen Kirchenkonvents die Kapelle des Bürgerhospitals über der Sakristei der Hospitalkirche (carcer biblicus) uns zur Aufbewahrung unserer Sammlungen und Muster eingeräumt worden ist. Wir werden daselbst auch eine Zusammenstellung von Zeichnungen der durch uns vermittelten Entwürfe für Kirchenbauten, Gefäße u. s. w. niederlegen. Dieselben sollen künftighin jeder Generalversammlung zur Kenntnißnahme vorgelegt werden.

Einen Antrag auf Aenderung der im vorigen Jahre revidirten Statuten des Vereins zu richten, finden wir uns nicht veranlaßt. Die einzige Proposition, welche wir Ihnen zu machen uns erlauben, geht dahin, daß der Ausschuß ermächtigt werde, jedes Verwaltungsjahr durch eine Stiftung von heiligen Gefäßen in edlem Metall und reiner Form aus den Mitteln der Vereinskasse an irgend eine nachweisbar bedürftige Gemeinde zu bezeichnen. Wir denken, daß dadurch die Wirksamkeit des Vereins befestigt und die Theilnahme an demselben in noch weiterem Umfange gewonnen werde. Im wohlbedachten Interesse so vieler Gemeinden wünschen wir dies aber um so mehr, als, wie an einer Reihe unserer bisherigen Erfahrungen sich nachweisen läßt, die Gemeindebehörden sich noch immer nicht selten an Rathgeber und Werkleute wenden, die nur zu wenig innern Beruf dafür haben und deren Leistungen nicht im Stande sind, den Auf-

wand, welchen sie dafür in Anspruch nehmen, zu rechtfertigen. Ein gewöhnlicher Zimmermann oder Steinmetz ist in der Regel nicht befähigt, die Anforderungen eines Kirchenbauwesens ausreichend zu befriedigen; auch von den für Staatszwecke angestellten Architekten sind es weit nicht alle, die ein gründliches Studium und den rechten liebevollen Sinn für die Behandlung des Kirchenbaues besitzen. Es geschieht daher gewiß nur zum Besten der Sache, wenn wir unseren Verein der sich die christliche Kunst zur besonderen Aufgabe macht und darin unter Gottes Hilfe bis in das vierte Jahr seines Bestehens nicht ungesegnet geblieben ist, den Gemeinden unserer heimathlichen Landeskirche, zunächst ihren Geistlichen und Aeltesten, vertrauend empfehlen."

Nach Beendigung dieses Vortrags erstattete Obertribunalprokurator Abel den Kassenbericht (Einnahmen bis jetzt 2202 fl. 43 kr., Ausgaben 2155 fl. 49 kr.). Hierauf legte Oberbaurath Leins die Detailpläne mehrerer Kirchenbauten des Vereines vor, um nachzuweisen, wie der Kirchen-Bau oder Umbau von dem Ausschuß behandelt werde, und um dadurch das Vertrauen zu dem Verein zu befestigen und in weiteren Kreisen zu verbreiten. Er zeigte, wie in jedem einzelnen Falle das vorhandene Bedürfniß (z. B. nach Erweiterung des Raums, nach besserer Lage der Plätze gegenüber der Kanzel, u. s. w.) mit einfachen Mitteln befriedigt und zugleich den Forderungen des Schönheitssinnes Rechnung getragen worden sei, wie die lokalen Schwierigkeiten überwunden, wie Neues und Altes in Einklang gesetzt worden sei. Der Eindruck dieser anschaulichen Darlegungen auf die versammelten Zuhörer war unverkennbar. Sodann wurden die von verschiedenen Fabrikanten aufgestellten Gefäße erläutert und besichtigt.

Eine Besprechung entspann sich alsdann über die Benützung der Orgelemporen für den Singchor. Die Unzulänglichkeit dieses Raumes wird namentlich als ein Misstand in den Stuttgarter Kirchen bezeichnet. Oberbaurath Leins gibt die Thatsache im Allgemeinen als richtig zu, bemerkt aber, indem er zu deren Ursachen übergeht, für die Baumeister liegen wegen der beiden nahen Hauptpfeiler der Kirche, welche nicht verdeckt werden sollten, Gründe vor, eine größere Erbreiterung der Empore zu vermeiden; übrigens sei es nicht unmöglich, beides zu vereinigen, die Pfeiler zu retten und doch genügenden Raum zu gewinnen, wenn man, wie er bereits bei der neuen Kirche zu Möhringen auf den Fildern gethan habe, in einem halben Achteck vorfahre. Auf die Stuttgarter Verhältnisse eingehend versichert Kommerzienrath Sick, daß diese Frage seiner Zeit bei der Stiftskirche reiflich erwogen worden sei, daß aber die weitere Vorbauung der Empore eine bedeutende Verfinsterung der Kirche bewirkt und den Eindruck des westlichen Portals wesentlich beeinträchtigt hätte. Die übermäßige Größe der Orgeln sei es, welche die Hauptschwierigkeit für Gewinnung des zu einem Singchor nöthigen Raumes bilde; während in der Regel zwölf Register genügen, mache man, wenn irgend die Mittel reichen, deren zwanzig und dreißig, und damit gehe man weit über das Bedürfniß der Zusammenhaltung des Gemeindegesangs hinaus. Auch Oberbaurath Leins bestätigt dies und äußert die Ansicht, daß, wenn nur das Bedürfniß des Gottesdienstes und nicht weitere musikalische Zwecke ins Auge gefaßt werden, kleinere Orgeln ausreichen. Oberhelfer Leibbrand räumt ein, daß die Zwecke des Gottesdienstes keine Konzert-

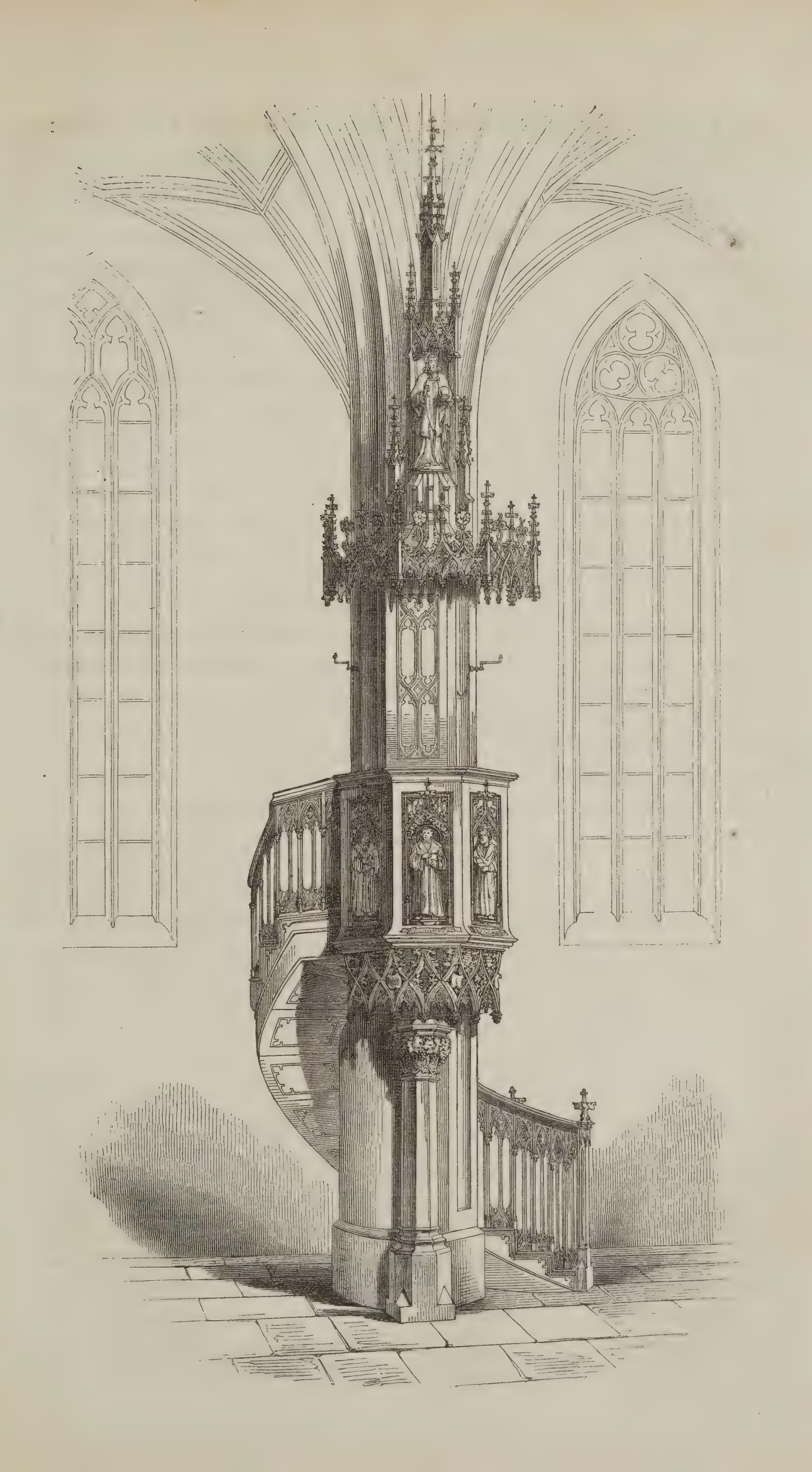
orgeln verlangen; übrigens müssen die Orgeln bei dem evangelischen Gottesdienste, welche die ganze Gemeinde zum Gesang herbeiziehen, stärker sein, als dies in den altkatholischen Kirchen nöthig gewesen. Und in einzelnen großen Kirchen, welche alsdann allerdings nur als Ausnahmen von der Regel zu behandeln seien, würde man sich doch auch die Aufstellung von Orgeln, deren Kunstwerke weit über die nächsten gottesdienstlichen Bedürfnisse hinausgehen und wie sie zur Zeit bei uns nirgends, wenigstens in keinem Konzertsaal aufgestellt würden, schwer nehmen lassen. Zu solchen Ausnahmen gehöre der Ulmer Münster und die Stuttgarter Stiftskirche.

Im Anschluß an die Erwähnung der von Berlin aus geleiteten kirchlichen Neubauten wird auch die Frage nach der passendsten Form protestantischer Kirchen berührt. Bei dieser Gelegenheit spricht sich Oberbaurath Leins dahin aus, die dem katholischen Kultus angemessene langgestreckte Form werde sich, wovon man auch vielseitig ein dunkles Gefühl habe, bei uns Protestanten nicht mehr auf die Länge halten und man werde sich der quadratischen Form nähern; akustisch das Günstigste sei unzweifelhaft ein Halbkreis, wobei sich alle Personen gleichweit um den Redner gruppiren.

Der Antrag des Ausschusses auf eine, jedes Jahr bezeichnende Stiftung heiliger Gefäße von edlem Metall an eine arme Gemeinde wird allseitig gutgeheißen. Die statutenmäßig austretenden Mitglieder des Ausschusses werden durch Zuruf wieder erwählt. γ.

Die neue Kanzel der St. Leonhardskirche zu Stuttgart.

Die St. Leonhardskirche zu Stuttgart ist eine der drei großen städtischen Kirchen, welche sämmtlich unter der Regierung des Grafen Ulrich des Vielgeliebten von Württemberg entstanden sind. Die Erbauung der Leonhardskirche fällt in den Zeitraum von 1470 bis 1474. Sie ist in der allereinfachsten Weise des späteren gothischen Stils dreischiffig errichtet, mit achteckigen Pfeilern versehen und mit Netzgewölben bedeckt. In neuerer Zeit ist die Kirche nicht nur durch eine Stiftung heizbar gemacht worden, sondern hat auch ein schöneres Hauptportal — eine Stiftung des Werkmeisters Heimsch — und in der über demselben befindlichen Rose Glasgemälde der Gebrüder Scheerer in München — eine Stiftung des jüngstverstorbenen, durch gemeinnützige Thätigkeit in gesegnetem Andenken stehenden Gemeinderaths Denninger — mit einem ansprechenden Christusbildniß, eingesetzt erhalten. Altar, Kanzel, Emporen und Orgelgehäuse, südliche und nördliche Eingangsthüren u. a. m. sind von dem Architekten C. Beisbarth entworfen, dessen gefälliger Mühewaltung wir auch die Zeichnung der Kanzel für unsere heutige Illustration zu verdanken haben. Die Ausführung des Altars und der Emporenverzierungen ist in der Offizin des Kunstschreiners Hofebenisten Wirth, die der Kanzel von Schreiner Arnold und Hölder, die Bildwerke daran unter Leitung des Professors v. Wagner von den Holzbildhauern Schmidt, Zeiser und Weber modellirt und in Eichenholz



geschnitzt, ferner die Passionsblumen u. dergl. am Schalldeckel von Bildhauer Diether, sowie die schöne mit der in Glas gemalten Rose in Verbindung stehende Orgel von dem Orgelbauer Walker in Ludwigsburg bewerkstelligt. Die Kanzel erhebt sich an einem der mittleren Pfeiler auf der Südseite des Hauptschiffes über 14 Stufen (je 7,5 Zoll hoch) in einer Höhe von 13 Fuß 8 Zoll bis zur Brüstung und zeigt in den fünf Seitenfüllungen die hochreliefgehaltenen Standbilder von Luther, Melanchthon, Reuchlin, Brenz und Spener. Der 12 Fuß hohe Schalldeckel hat in der Mitte seines gothischen Aufbaues die runde Statue des segnenden Erlösers. Unter den Reformatorenbildern befindet sich dasjenige des Brenz mit Beziehung auf dessen Wirksamkeit in der Stadt Stuttgart und im Lande Württemberg. Reuchlins Gedächtniß hat noch eine unmittelbarere Veranlassung, weil dessen Grab sich in der Leonhardskirche befindet. Sein Epitaphium zwar ist im Kreuzgang des vormaligen Predigerklosters, gegenwärtigen Bürgerhospitals, zu sehen. Er hatte dieses Monument an dem genannten Orte neben der Frauen- (jetzigen Hospital-) kirche für sich und seine Nachkommen (sibi et posteritati Capneoneae) schon im Jahr 1501 setzen lassen. Mittlerweile waren jedoch die Verfolgungen ausgebrochen, die er von Seiten des Dominikanerordens gegen seine hebräischen Studien und Schriften zu erleiden hatte. Er befahl daher, seinen Leib nach dem Tode nicht unter seinem Denkmal bei den Predigern, sondern in der davon entfernten St. Leonhardskirche in der damaligen Eßlinger Vorstadt zu bestatten. Leider ist die Stelle, wo dieses geschehen, nicht mehr bekannt. Unter den schönen Ornamenten zeichnen sich die Passionsblumen am Schalldeckel, die Trauben an dem Fuß der Kanzel aus, und haben die letzteren eine besondere Bedeutung in der Kirche, die inmitten des von den Weingärtnern bewohnten Viertels liegt.

Herr Beisbarth, der die kirchliche Architektur des deutschen Mittelalters zum Gegenstande eingehendster Studien gemacht und hiervon bei verschiedenen Anlässen der Wiederherstellung christlicher Baudenkmale Proben abgelegt hat, ist, wie aus dem voranstehenden Berichte erhellt, ein sehr thätiges Mitglied des Vereins für christliche Kunst in der evangelischen Kirche von Württemberg und hat durch dessen Vermittelung einen Neubau zu entwerfen unternommen, über welchen wir später ausführlicher zu berichten hoffen dürfen. C. G.

Vom jetzigen Kirchenbau in England.

Ich zweifle nicht, daß Ihr christliches Kunstblatt in England, wenn auch in engern Kreisen, die wohlverdiente Beachtung finden wird. Ein Austausch auf dem Gebiete der christlichen Kunst kann den Schwesterländern Deutschland und England nur von Nutzen sein, und daß ein praktischer Anfang damit gemacht ist, ersehe ich aus der neuen Anschariuskapelle in Hamburg, die Nro. 4 des Kunstblattes für 1859 beschrieben ist.

Der Sinn für christliche Kunst ist in England erst vor 20 bis 25 Jahren wieder erwacht. Bis dahin hat dieses Land, das länger als andere dem

gothischen Stile treu geblieben war, alle Stufen des Zopfstils durchlaufen. Während bei Privatbauten, besonders den Landhäusern und Schlössern der Vornehmen, noch lange der Elisabeth'sche Stil eingehalten wurde, zeigen die kirchlichen Bauten seit der Reformation mit Ausnahme der Paulskirche, die nach dem Muster der St. Peterskirche gebaut ist, nichts, das Erwähnung verdiente. Zum Verfall der christlichen Kunst trug in England neben den auch sonst herrschenden Ursachen der puritanische Geist des Volkes bei, dem jeder kirchliche Schmuck, sogar Kreuz und Kruzifix als „Symbole des Antichrists" ein Gräuel war. Lauds ganz berechtigte, wenn auch zu weit gehende Versuche, den altehrwürdigen Schmuck der Kirche zu wahren oder wiederherzustellen, schürten nur das Feuer des Kunsthasses, und als dieses endlich verlodert war, trat völlige Gleichgültigkeit gegen die christliche Kunst bei den Hochkirchlichen so gut als bei den Niederkirchlichen oder Puritanischgesinnten ein. Die Geschmacklosigkeit der Baumeister hatte nun über anderthalb Jahrhunderte freies Spiel. Kaum eine Geschmacklosigkeit läßt sich denken, die nicht besonders im Thurmbau ihren Ausdruck gefunden hätte. Obelisken oder Kegel krönten den plumpen viereckigen Thurm, Pfefferbüchsen und Zuckerhüte scheinen oft als Muster gedient zu haben. Das Innere der Kirchen war durch hohe verschlagartige Stühle und schwerfällige Kanzeln und Lesepulte verunstaltet, während an den kahlen übertünchten Wänden höchstens langweilige Gedenktafeln und an der Altarseite kolossale schwarze Bretter mit den zehn Geboten, Vaterunser und Glauben zu sehen waren. Auf die Periode des Zopfstils folgte die Rückkehr zum klassischen Stil: griechische Tempel wurden einfach kopirt und ihnen ein Thurm angeflickt. Das merkwürdigste Beispiel derart ist wohl die St. Pankraskirche, der Affe des Erechtheums, dessen Cella mit den Karyatiden hier die Stelle des Chores vertritt. Was soll das arme Volk mit den acht Karyatiden machen? Sie gelten für Apostel oder Evangelisten. Andere Versuche, aus griechischen Formen etwas Neues zu machen, sind noch unglücklicher ausgefallen. Man suchte, wie so häufig, in der Ferne, was die Nähe viel schöner und zweckmäßiger bot. England ist reich an prachtvollen Kathedralen und kleineren Kirchen aus der Periode des gothischen Stils. Zu diesem zurückgeführt zu haben ist das Verdienst des in den Traktarianern wiederauflebenden Laudischen Hochkirchenthums. Wie man auch über die theologische und kirchliche Seite dieser Richtung denken mag, das Wiederaufleben der kirchlichen Kunst in England ging unbestritten von ihr aus. Die alte Kirche nach Lehre und Kultus war ihr Ideal, und damit wurde von selbst die Aufmerksamkeit auch auf die mittelalterlichen Kirchenbauten gelenkt. Und nicht bloß wurde der gothische Stil als das höchste Vorbild kirchlicher Baukunst angesehen, es wurde auch ganz richtig erkannt, daß die innere Einrichtung dem Bau entsprechen müsse. Man stellte deßhalb die alten Kathedralen stilgemäß wieder her und baute neue Kirchen möglichst nach dem Muster der alten. Die Eintönigkeit der Wände suchte man durch farbiges Gestein, seltener durch Verzierungen, zu entfernen, und da die Einführung von Wandmalereien zu leicht Anstoß geben konnte, so wurde die Glasmalerei um so häufiger angewendet. Dieser Zweig der kirchlichen Kunst ist deßhalb mit besonderer Vorliebe und großem Erfolg gepflegt worden. Doch nicht dieser allein, auch Holzschnitzerei wurde bei Kanzeln und

und Chorstühlen häufig angewendet, sowie bei dem meist offenen Dachstuhl; die kirchlichen Geräthe wurden nach den schönsten Mustern des Mittelalters verfertigt in einer Mannigfaltigkeit und einem Reichthum, wie vielleicht in keinem andern protestantischen Lande. Aber die Traktarianer gingen in ihrer Restauration des Alten dem englischen Volke zu weit, als sie auch die Chorschranken und Kruzifixe wieder einführen und den hölzernen Abendmahlstisch durch einen steinernen Altar verdrängen wollten, ja sogar das bedenkliche A(ve) M(aria) in einigen Kirchen einzuschwärzen wagten. Dies zusammen mit dem Versuch, selbst in den Priestergewändern, in Prozessionen und Verbeugung gegen den Altar sich dem Katholizismus zu nähern, hat wiederholt und besonders in den letzten Monaten in der Kirche St. George's in the East Anlaß zu Streitigkeiten und den ärgerlichsten Auftritten gegeben; nicht minder ist der Masse des Volkes das sonst nur in Kathedralen übliche, jetzt aber in den meisten traktarianischen Kirchen gewöhnliche Intoniren der Gebete und selbst das Singen des Chores anstößig geworden, was zu bedauern ist, sofern dadurch die sehr anerkennungswerthen Bemühungen der Traktarianer um Hebung der kirchlichen Musik beeinträchtigt werden.

Gleichwohl haben sich die Gegner der traktarianischen Richtung dem Einfluß, den diese auf die christliche Kunst übte, nicht entziehen können. Der durch sie wieder eingeführte gothische Stil ist der herrschende geworden und nicht bloß in der Staatskirche, sondern auch bei den Dissentern, die bis vor zehn Jahren gegen alle Kunst gleichgültig oder feindselig waren, jetzt aber in Erbauung gothischer Kirchen — mit Thürmen sogar, was früher unerhört war — mit den Anglikanern wetteifern.

Mit der allgemeinen Aufnahme des gothischen Stils ist aber eine bemerkenswerthe Wendung eingetreten. Daß dieser Stil, wenn auch der erhabenste und schönste für den Kirchenbau, doch manche Misstände habe, konnte man sich nicht verhehlen. Wenn es bei dem protestantischen Gottesdienst eine wesentliche Aufgabe ist, daß der Prediger von Allen gesehen und gehört werde, so ist sicher eine gothische Kirche mit ihren Pfeilern und Säulen nicht das zweckmäßigste Lokal. Dabei kam, besonders bei den Dissentern, auch noch Anderes in Betracht: für die Wochengottesdienste bedurften sie ein kleineres Lokal neben der Kirche, um die Kosten für Heizung und Beleuchtung zu verringern; auch suchten sie immer, um die sehr beträchtliche Auslage für Grund und Boden nicht zu vermehren, die Schulen in das Erdgeschoß der Kirche zu bauen, und hatten außerdem noch ein Lokal für die Aeltestenversammlung nöthig. Um dies alles in einem Bau zu vereinigen, mußte von dem Plan der alten gothischen Kirchen wesentlich abgewichen werden; die Folge war, daß wohl mit gothischen Formen, aber nicht im gothischen Stil gebaut wurde, und solche Bauten oft zu einer Karrikatur des reinen Stils umschlugen. Wenn hier der Stil der Zweckmäßigkeit geopfert wurde, so von den strengen Gothikern die Zweckmäßigkeit dem Stile, der trotz jener Misstände unverändert beibehalten wird. Zwischen beiden Ansichten in der Mitte steht eine dritte, welche den gothischen Stil mit Benützung der vielen Errungenschaften der Baukunst organisch fortentwickeln will, so daß er den Anforderungen des protestantischen Gottesdienstes entspreche; wie

weit das möglich sei, ist bis jetzt wenigstens noch nicht gezeigt, daher sich manche von dem gothischen Stil wieder abwenden und auf anderem Wege das Ziel zu erreichen suchen. Eine dringende Aufforderung zur Lösung dieser wichtigen Frage gab im letzten Jahre der Bau einer Kirche für den berühmten Baptistenprediger Spurgeon, dessen volksthümliche Beredtsamkeit viele Tausende anzog; keine Kapelle, keine Kirche, außer der Paulskirche oder Westmünsterabtei, wäre groß genug gewesen, um die Hörer zu fassen. Der Gedanke, die beiden Kathedralen, deren Hauptraum unbenützt blieb, einem solchen Prediger zu öffnen, lag nahe und war wenigstens in sofern kein müßiger Gedanke, als er zur Benützung der Kathedralen für Abendgottesdienste führte, welche von den beliebtesten anglikanischen Geistlichen gehalten und aufs Zahlreichste besucht werden. Spurgeon fand vorläufig in der neuen Musikhalle in Surrey-Gardens was er suchte — ein Lokal, das 10,000 Menschen faßt und in akustischer Hinsicht vortrefflich gebaut ist. Kein Wunder, daß diese Halle irgendwie für die zu erbauende Kirche oder „Tabernacle" maßgebend wurde; aber zu weit ging die Baukommission, wenn sie den gothischen Stil vornweg als unzuläßig bezeichnete.* Dadurch wohl wurden manche der tüchtigsten Architekten von der Bewerbung um die auf die besten Pläne gesetzten Preise abgeschreckt. Diese seltsame Ausschließung eines bestimmten Stils ist um so mehr zu bedauern, da eine Gelegenheit, den gothischen Stil den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen oder wenigstens den Versuch dazu zu machen, verloren ging, eine Gelegenheit, wie sie sich so bald nicht wieder bieten dürfte. Das Tabernakel sollte nehmlich 4 bis 6000 Menschen fassen, dabei einen Betsaal für 800 Personen, ein Baptisterium, zwei Schulen und zwei Sakristeien enthalten; die Kosten dafür sollten 16,000 L. nicht übersteigen. 62 nichtgothische Pläne wurden eingesendet und daraus einer gewählt, der hinter den bescheidensten Anforderungen der christlichen Kunst und der Kunst überhaupt zurückbleibt. Der Bau ist ein länglichtes Viereck (68 zu 153 Fuß) mit pfefferbüchsenartigen Thürmen an jeder Ecke, die alle vier gleich gestaltet und gleich hoch (100 Fuß) sind und als Treppenhäuser dienen. Die Stirne des Gebäudes bildet ein korinthischer Hexastil. Unter der vordern Hälfte des Gebäudes befindet sich der Betsal, unter der hintern die Schulen, denen es auch an Luft und Licht gebricht, aber nicht in dem Maße wie dem Betsaal. Die Anordnung der Kirchenstühle ist eben so unschön als unzweckmäßig. Eine einfache Copie der Surreyhall wäre dem plumpen geschmacklosen Bau weit vorzuziehen gewesen. Eine Baukommission, die den genannten Plan wählen konnte, mußte alles Kunstsinnes und zudem aller Einsicht in Bausachen baar sein. Vielleicht wurde sie bei der Wahl durch zwei Gründe geleitet; der Bau glich am meisten der Surreyhall und überschritt die Anschlagskosten nicht; aber in dem letzten Punkte täuschte man sich gewaltig. Es war dem Architekten freilich ein Leichtes, einen niedern Voranschlag zu machen, da er das Gebäude nicht selbst auszuführen hatte. Als aber der Akkord mit einem Werkmeister abgeschlossen wurde, stellte sich heraus, daß die Kosten auf 26,000 L. statt 16,000 L. sich belaufen würden; der Grund und Boden kostete außerdem 5000 L. — Wie ganz

* Christliches Kunstblatt 1860 Nro. 9 u. 10. S. 80 in der Chronik.

anders sind die gothischen Kirchen, die in der neuesten Zeit aufgeführt wurden, St. Margareths in London, die nur zu reich ausgestattet ist, St. Simons in Chelsea und manche kleinere Kirchen, deren Aeußeres sehr ansprechend, deren Inneres höchst einfach aber stilgemäß ist. Auch im Rundbogenstil sind manche hübsche Kirchen aufgeführt worden, so vor wenigen Jahren eine Baptisten-Kapelle in Bloomsburystreet, die eine einfache Façade mit großer Rosette und drei Thüren darunter, und zu beiden Seiten gefällige spitze Thürme hat. — Das Material, das beim Kirchenbau verwendet wird, ist nach Lokalität und Geldmitteln verschieden. Bruchsteine (wie Portlandstone, Bath ꝛc.) sind sehr kostspielig und werden meist nur zu Einfassungen, Portalen u. s. w. verwendet. Häufig werden Geröllsteine in das mannigfach gebrauchte Cement eingebettet, was starke Mauern gibt. Ein sehr bequemes Material bilden die Ziegel, die fast überall an Ort und Stelle gebrannt werden, und zwar in beliebigen Farben. Die Polychromie ist für den Architekten ein höchst einfaches und dabei sehr wohlfeiles Mittel zur Verschönerung und wird besonders in der letzten Zeit vielfach angewendet.

Nicht uninteressant möchte es sein, Einiges über die Kirchenbaukosten beizufügen. Am kostspieligsten sind verhältnißmäßig die Restaurationen der alten Kathedralen, welche leicht 5 bis 6000 L., wenn nicht mehr, kosten. Größere reichgeschmückte Kirchen im gothischen Stil werden nicht unter 30,000 L. gebaut. Aber die durchschnittlichen Kosten für eine gothische Kirche, die etwa 1000 Personen faßt, betragen 5 bis 7000 L. (ohne den Kaufpreis für den Grund). Der niederste Anschlag ist etwa 1100 für eine Kirche, die gegen 400 Personen faßt und im altgothischen Stil mit einem Glockenthürmchen gebaut ist. Verhältnißmäßig am wohlfeilsten sind die Dissenterkirchen, welche, wie oben bemerkt, meist Schule, und Lokal für das Presbyterium in dem Kirchenbau unterbringen. Eine wesleyanische Kirche für 700 Personen und Schule für 300 Schüler kostete nur 2600 L. Die Durchschnittskosten dieser Gebäude sind etwa 2000 L. Viel zur Verminderung der Kosten trägt der offene Dachstuhl bei, da bei geringer Höhe der Seitenwände dadurch Raum und Luft gewonnen wird. Eiserne Kirchen werden, besonders wo ein dringendes Bedürfniß ist, häufig in den Kolonien, aufgeführt um 850 bis 1400 L. Nicht unbeträchtlich sind die Kosten für gemalte Fenster, die bis auf 350 L. kosten; die Gegenstände sind meistens aus dem Leben Jesu und der Apostel genommen. Vielfach wird, wo keine Malereien sind, farbiges Glas zur Einfassung der Fenster verwendet.

Was die Zahl der im Jahr 1859 in Britannien gebauten Kirchen betrifft, so ist diese nicht genau zu bestimmen, da keine genauen Tabellen vorliegen, sondern nur die Notizen in verschiedenen Blättern. Nach dem „Builder“ wurden in England und Wales etwa 45 Kirchen im Laufe des genannten Jahres eingeweiht, etwa eben so viele waren im Bau begriffen, während über 150 restaurirt und außerdem andere mit gemalten Fenstern versehen wurden. Auf London kommen von jenen 45 neuen Kirchen etwa sechs bis sieben. Die Dissenter haben in dem gleichen Zeitraum ungefähr 38 neue Kapellen gebaut, die Katholiken fünf Kirchen. Ueber Schottland und Irland fehlen genauere Angaben. In dem letzteren Lande aber ist bis in die neueste Zeit wenig gebaut worden.

Von Journalen sind hauptsächlich zwei zu nennen: „The Builder," eine Wochenschrift, das bedeutendste Organ für alle Zweige der Architektur, und der Ecclesiologist, das Organ der kirchlichen Kunstbestrebungen, herausgegeben von der 1839 gegründeten Ecclesiological Society in Cambridge, alle zwei Monate erscheinend. Der Builder kostet hier 17 Schilling 4 Pence jährlich, der Ecclesiologist etwa 10 Schilling.

London. C. Schöll.

Weihnachtsgabe.

Bilderbesehen. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.



Brich dem Hungrigen dein Brod, und die, so im Elend sind, führe in das Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleisch. Jes. 58, 7.

Ein Bilderbuch in groß Duodez mit 32 Holzschnitten, meist nach Zeichnungen von Oskar Pletsch in Berlin, jedes mit einem schönen Vers oder passenden Bibelspruch. Das mannigfaltige Kinderleben in seiner frischen Naturanschauung, harmlosen Spielweise, innigen Andacht und herzlichen Liebe ist in lieblichen Bildern vorgeführt, von welchen wir eins durch die freundliche Vermittelung der Agentur des Rauhen Hauses hier mittheilen.

Das Titelbild zeigt die Eltern, die in dem Blicke auf die Kinder, und die Kinder, die an dem Bilderbesehen sich freuen. Möge diese Freude in recht vielen Familien sich verwirklichen. Der Preis des Büchleins, das unzähligen prunkhaften Bilderschriften vorzuziehen, ist in eleganter Kartonnirung 12 Sgr. oder 42 kr. G.

Nachricht.

Die Verlagshandlung, unter Zustimmung der Redaktion, sieht sich durch die Vermehrung der Herstellungskosten genöthigt, den Preis des christlichen Kunstblattes von 1 Thlr. (1 fl. 45 kr.) auf 1 Thlr. 6 Sgr. (2 fl.) zu erhöhen.

Inhalts-Anzeige.

Namen- und Sach-Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

Verzeichniß der Illustrationen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von **Ebner & Seubert** in Stuttgart.
Schnellpressendruck der **J. G. Sprandel**'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.



Jahrgang 1861.

Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Stuttgart.
Verlag von Ebner & Seubert.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Januar 1861. Nro. 1 u. 2.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint monatlich in einem Bogen. Preis des Jahrgangs 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Sgr. — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.

Die christliche Kunst als Vertreterin der Einheit der Kirche.

Vortrag gehalten im evangelischen Unionsverein zu Halle am 9. Oktober 1860 von H. Ulrici.

Die Kunst, wie sie in ihrem innersten Wesen eine unmittelbare Beziehung zur Religion hat, ja wie sie in ihrem ersten Ursprunge überall von der Religion ausgegangen und wie insbesondere die christliche Kunst recht eigentlich eine Tochter der christlichen Kirche ist, so spiegelt sie auch in ihrer Entwickelung den Gang

der Kirchengeschichte, die Bildungsstadien des religiösen Bewußtseins, den kirchlichen Charakter der verschiedenen Zeitalter getreulich wieder. Der ächte Künstler ist zugleich Exeget und seine Exegese hat das Interessante, daß sie klarer als die theologische die in seinem Zeitalter vorherrschende Auffassungsweise der göttlichen Offenbarung ausdrückt. Zugleich erläutert sie vorzugsweise das Wesentliche, Substanzielle, Fundamentale des christlichen Glaubens. Denn nur das Ideale kann die Kunst brauchen, und das Ideale ist Ausdruck der Grundidee, des Kernes und Wesens der göttlichen Offenbarung, des Ziels und Zwecks der religiösen Entwickelung. Schon insofern hat die Kunst eine Beziehung zu der Einheit der Kirche, ja zu den unionistischen Bestrebungen im engern Sinne, denn eine ächte und rechte Union kann ja doch nur gegründet werden auf die Uebereinstimmung in den fundamentalen Artikeln des christlichen Glaubens, kann also auch nur insoweit Bestand gewinnen, soweit erkannt und anerkannt ist, was dies Fundamentale sei. Zur Erkenntniß desselben dürfte ein tieferes Studium der Kunstgeschichte nicht unwesentlich beitragen. — Noch bedeutsamer aber ist ein zweiter Punkt. Bei näherer Betrachtung erscheint die Kunst insofern recht eigentlich als Vertreterin und Verkünderin der Einheit der Kirche, als sie in ihren Darstellungen zeigt, daß trotz des äußern, bis zu Kampf und Krieg sich steigernden kirchlichen Zwiespalts doch im innersten Grund und Kerne stets nur Ein Geist und Ein Charakter die verschiedenen Kirchen und Konfessionen durchdrang und sie sämmtlich in derselbigen gleichen Tendenz und Richtung fortführte. Die Epochen der Kunstgeschichte sind ebenso viele Epochen der Kirchengeschichte: die Kunst stellt nur dar, was die Christenheit im innersten Geiste bewegte, und diese Vorstellungen beweisen zur Evidenz, daß in jeder Epoche die gesammte Christenheit, alle die verschiedenen Kirchen und Konfessionen, trotz ihrer feindseligen Stellung gegeneinander, doch innerlich von denselbigen Motiven und Impulsen, denselbigen Bestrebungen und Zielpunkten ergriffen und beherrscht wurden, — daß also die geistige unsichtbare Kirche in ihrer irdischen Laufbahn durch gute und schlimme Zeiten immer nur Eine war. —

Diese beiden Punkte erlauben Sie mir durch einen kurzen Ueberblick über die Hauptmomente im Entwickelungsgange der christlichen Kunst näher darzulegen. Ich werde mich indeß dabei fast nur an die Geschichte der kirchlichen Baukunst halten, theils weil die Kürze der Zeit eine weitere Ausdehnung verbietet, theils weil in den verschiedenen kirchlichen Baustilen die verschiedenen Bildungsstufen des religiösen Bewußtseins, auf jeder Stufe aber auch jene innere Einheit des Geistes und Charakters, der das ganze Zeitalter beherrscht, am deutlichsten sich ausprägt.

Was zunächst den ersten Punkt, die Gegenstände der christlichen Kunstdarstellung betrifft, so baut die christliche Architektur nicht, wie die antike, heidnische, dem Gotte einen Tempel, d. h. ein Haus, in welchem er symbolisch gegenwärtig durch die ihn darstellende Statue wohnt und waltet, und dessen Inneres, wenigstens die sogenannte Zelle (wo die Statue stand), deßhalb dem Volke unzugänglich war; sondern Gegenstand und Aufgabe der christlichen Baukunst war und ist, der Gemeinde der Gläubigen ein Versammlungshaus zu gemeinsamer Anbetung des Herrn zu errichten. Nur weil und sofern die christliche Kirche dem

Gottesdienste und damit Gott selbst gewidmet ist, kann sie ein Gotteshaus genannt werden. Sonach aber drückt das Werk der christlichen Architektur schon seiner Bestimmung nach nicht nur den spezifischen Unterschied zwischen Christen- und Heidenthum, das überweltliche Wesen des christlichen Gottes, zu dem der Mensch in Andacht sich zu erheben hat, aus, sondern bezeichnet auch die heiligende und beseligende Kraft, die in der Andacht, im Gebet und der Anbetung Gottes liegt, als das substantielle Grundmoment des christlichen Glaubens. Das christliche Gotteshaus ist gleichsam eine Illustration des Gebotes: „Betet ohn' Unterlaß." Denn dieser Satz kann nur bedeuten, daß der rechte Glaube selbst wesentlich ein beständiges, wenn auch stilles, wortloses Beten sei. Die christliche Kirche, wie sie zum Gottesdienste bestimmt ist, so hat sie als Kunstwerk auch diese ihre Bestimmung auszusprechen und somit das Wesen des christlichen Gottesdienstes, die Sehnsucht der Seele nach Gott, ihre Erhebung zu zu Gott, ihr Streben nach Einigung mit Gott, künstlerisch darzustellen. Wir werden sehen, wie es der Architektur im Fortschritt ihrer Entwickelung mehr und mehr gelang, diese Bedeutung des christlichen Gotteshauses auch in seiner Konstruktion und Gestaltung zur klaren Anschauung zu bringen.

Die ältesten Bildwerke der Skulptur und Malerei, die sich in den Katakomben des alten Rom (den Grabstätten der ersten Christen) finden, waren symbolische emblematische Darstellungen. Im Gegensatz gegen den Götzendienst, der ja stets an Bild und Natur sich anlehnte, wagte man anfänglich auf das Göttliche nur hinzudeuten, es nur symbolisch zu bezeichnen. Unter diesen Bezeichnungen tritt vorzugsweise in der größten Fülle von Darstellungen das Bild vom guten Hirten, der das verlorene Schaf sucht und wiederbringt, das Symbol der erlösenden Thätigkeit Christi hervor; neben ihm jene Begebenheiten des alten Testaments, die als Prototypen oder prophetische Vorbilder der Heilsthaten des neuen Testaments angesehen wurden, namentlich Moses, der den Wasserquell aus dem Felsen schlägt, als Symbol der wunderbaren Geburt Christi, die Opferung Isaaks als Symbol seines Opfertodes, Daniel in der Löwengrube als Bezeichnung seines Leidens und Sterbens, die Himmelfahrt des Elias als Prototyp der Himmelfahrt Christi, besonders aber die Geschichte des Jonas mit dem Wallfisch als Symbol des Todes und der Auferstehung des Herrn. Als die Furcht vor dem Götzendienst überwunden war und die Kunst in den Kirchen Aufnahme fand, sollten zunächst ihre Werke nur den geistlich Armen, die in der Schrift nicht lesen konnten, zur Erinnerung an die Heilsthatsachen des Evangeliums dienen. In diesem Sinne wurden während der ersten altchristlichen Periode die darzustellenden Gegenstände gewählt. Ueber dem Altar in der Halbkuppel der Altarnische (des Chors) ward daher in der Regel der thronende Erlöser als König und Richter der Welt abgebildet, hier und da mit symbolischen Gestalten zu seiner Seite. Die Mauern des Querschiffs und den sogenannten Triumphbogen, der in den alten Basiliken den Chor mit dem Langhause verband, schmückten Embleme, Gestalten und Scenen aus der Apokalypse in Hindeutung auf die göttliche Herrlichkeit Christi. Die übrigen Räume der Kirche zeigten dann einzelne Begebenheiten der evangelischen Geschichte in mehr willkürlicher Auswahl. Nur in der Vorhalle fehlte nicht leicht eine Darstellung des Sünden-

falls als der Voraussetzung des Erlösungswerks Christi und des Ausgangspunktes der göttlichen Heilsökonomie. —

Die Gegenstände, die in den Kirchen des Mittelalters vorzugsweise dargestellt zu werden pflegten, waren die Hauptmomente, die Anfangs-, Knoten- und Endpunkte der Geschichte Christi, namentlich folgende vier: 1) Christus als Kind auf dem Schooß der Maria, 2) als Lehrer der Welt mit dem Buche der Wahrheit in der Hand, 3) am Kreuze, den Opfertod der Erlösung sterbend, und 4) auf dem Throne als Richter und König Himmels und der Erde. An diesen Stamm und Stock der bildlichen Ausschmückung reihten sich dann die übrigen Darstellungen wie die Aeste und Zweige in mehr willkürlicher Wahl an. Oft suchten sie, wie z. B. an den drei Hauptportalen des Straßburger Münsters, in fortlaufender Reihenfolge die ganze Heilsgeschichte alten und neuen Testaments, zum Theil freilich nur in symbolischen und allegorischen Andeutungen, zu versinnlichen. Im späteren Mittelalter kommen allerdings vielfach Vorstellungen aus dem Leben des Heiligen, dem die Kirche geweiht war, vor; insbesondere aber nehmen die Madonnenbilder überhand. Allein jene Darstellungen erhalten doch nur in den Nebenräumen der Kirche ihren Platz; im Chor, über dem Altar finden wir regelmäßig nur Schilderungen aus der Geschichte Christi: sie füllen das Mittelbild des Altars, und nur auf den Seiten- oder Flügelbildern erscheinen die Heiligen, die zu der Kirche in näherer Beziehung standen. Die Madonna aber wird nie allein, ohne das Christkind, sondern immer nur als Trägerin desselben abgebildet, — in der ersten Hälfte des Mittelalters sogar recht geflissentlich nur als bloße Trägerin des göttlichen Sohnes. Denn auf den ältern Bildern sitzt das Kind auf dem Schooße der Maria, nicht von ihr gehalten oder umfangen, sondern frei wie auf einem lebendigen Throne, mit goldbesetzter Tunika bekleidet, den Ausdruck strengen Ernstes im Antlitz, die Weltkugel in der Linken, die Rechte lehrend oder segnend erhoben, in Form und Zügen mehr ein kleiner Mann als ein Kind. Später nähert sich allerdings die Auffassung mehr und mehr dem Familienverhältnisse, das Kind wird kindlicher, die Madonna mütterlicher, die menschlichen Beziehungen von Mutter und Kind treten mehr hervor. Immer aber erscheint das Kind als der Mittel- und Hauptpunkt der Darstellung, und in Raphaels Madonnen, namentlich in der berühmten Sixtina, spiegelt sich wiederum deutlicher die alte Auffassung in verklärter Schönheit ab. — Darstellungen der Maria ohne das Kind, ohne Christus, Darstellungen der Verklärung oder Himmelfahrt der Madonna kommen, soviel ich weiß, sehr spät, erst um das 16. Jahrhundert vor. Erst in der Zeit des gänzlichen Verfalls des Katholizismus, mit dem Beginn der Verweltlichung nicht nur der Kunst, sondern des Sinnes und Geistes der Zeit überhaupt, erscheint in der Kunst die Apotheose oder richtiger der Götzendienst der Madonna, und verschwindet wiederum mehr und mehr mit der Besserung und Neubelebung des religiösen Geistes. —

Diese Bemerkung leitet mich von selbst zu dem zweiten Punkte meines Vortrags hinüber. Die erste Periode der Entwickelung der Kunst, die man die Periode des altchristlichen Stils genannt hat, umfaßt die ersten zehn Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Sie erscheint kirchengeschichtlich wie kunst-

historisch als eine Periode des Kampfes und Ringens, in welcher das Christenthum der antiken Bildung, der griechisch-römischen Philosophie, Wissenschaft und Kunst einerseits in schroffer Scheidung gegenübertrat und im Streite mit ihr einen Platz in der Weltgeschichte sich zu erobern hatte, andrerseits an ihr sich selber geistig, wissenschaftlich und künstlerisch auszubilden und sie sich dienstbar zu machen suchte, während es zugleich die neu in die Weltgeschichte eintretenden germanischen und romanischen Völker des nordwestlichen Europa sich unterwarf und ihnen mit dem Glauben die ersten Elemente geistiger Kultur brachte. In diesem Ringen und Kämpfen gewann die Kirche innerlich und äußerlich, im Dogma wie in Kultus und Verfassung, erst eine bestimmte Form und Haltung, konnte aber eben darum nicht vermeiden, daß diese Form durch die Elemente und Kräfte des antiken, griechisch-römischen und griechisch-orientalischen (byzantinischen) Geistes, die zu ihrer Feststellung wesentlich mitgewirkt hatten, auch wesentlich bedingt ward. Dem entsprechend lehnten sich die Produktionen der altchristlichen Kunst, namentlich der Baukunst, an die griechisch-römischen Bauprinzipien und Bauformen, ja an ganz bestimmte einzelne Bauten der griechisch-römischen Architektur unmittelbar an. Die beiden ältesten christlichen Baustile, der Basilikenstil und der byzantinische oder Kuppelbaustil (auch Centralbaustil genannt) gingen gleichzeitig aus der Verwendung und Umgestaltung zweier verschiedener antiker Bauwerke hervor.

Die Basilika hat ihren Namen von einem ursprünglich griechisch-mazedonischen Bauwerke, das der Censor Kato zuerst in Rom einführte, und das die Bestimmung hatte, zu Versammlungen des Volkes unter seinen Tribunen, zu Gerichtssitzungen der letzteren und später der Prätoren zu dienen. Es war ein bedachtes Forum von viereckiger oblonger Gestalt, von zwei Reihen Säulen getragen und damit in drei Theile (Schiffe) gegliedert; an der einen Schmalseite ein heraustretender, halbrunder, nischenartiger Einbau, dessen innerer, durch einige Stufen erhöhter Raum zum Sitz der Tribunen (Prätoren) bestimmt und darum das Tribunal genannt ward, an der andern Schmalseite die Eingangsthüren für das Volk, das den Hauptraum einnahm. Dieses Bauwerk konnte unmittelbar, fast ohne alle Veränderung zum christlichen Gottesdienste benutzt werden. Auf den erhöhten Boden des Tribunals wurde der Altar gestellt (daher noch jetzt die Namen Altartribüne, Altarnische); hinter ihm an der Wand entlang erhielten der Bischof und die Presbyter ihre Sitze; auf dem etwas verlängerten und ebenfalls durch ein paar Stufen erhöhten Vorraum vor dem Altar wurden zwei Pulte (Ambonen) zum Vortrag des Evangeliums und der Epistel (resp. der Predigt) aufgestellt; zwischen diesen und dem Altare fanden die Lektoren, Sänger, Diakone u. s. w. ihren Platz; der Hauptraum (das später sogenannte Langhaus) mit seinen drei Schiffen blieb der versammelten Gemeinde, die nördliche Seite den Männern, die südliche den Frauen überlassen. Mit der Ausführung dieser Anordnungen war die altrömische Basilika in eine christliche Kirche verwandelt. Auch der Name ward beibehalten und nur auf Christus als βασιλεὺς umgedeutet. Frühzeitig indeß (schon seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts) wurden verschiedene Modifikationen und Veränderungen mit dem Baue vorgenommen, die theils von den Bedürfnissen des Kultus, theils aber auch

vom christlichen, ästhetisch religiösen Gefühle, das eine größere Uebereinstimmung der äußern Form des Gebäudes mit dem Zweck und der Bestimmung desselben forderte, ausgingen. Durch Anlage eines Querschiffs zwischen der Altarnische und dem Langhause ward der Raum vor dem Altar bedeutend erweitert und im Anschluß an die Altarnische mit einem Bogen (dem sogenannten Triumphbogen, in Beziehung auf den Sieg Christi über Tod und Hölle) überwölbt, die Altarnische selbst aber als der räumliche Haupt- und Mittelpunkt des Kultus wurde bedeutend erhöht und die Zahl der Stufen, die zu ihr führten, vermehrt. Dadurch war auch die Erhöhung des Mittelschiffs über die beiden Seitenschiffe gefordert; und indem die Säulen, welche die Mauer des erhöhten Mittelschiffs zu tragen hatten, zu diesem Behufe durch Gewölbebogen verbunden wurden, erhielten sie die Gestalt von Arkaden, und zugleich wurde dadurch wie durch den sogenannten Triumphbogen das architektonisch bedeutsame Element des Gewölbebogens in das Ganze des Bauwerks eingeführt. Die Decke des Langhauses blieb indeß in der Regel flach (ungewölbt). Mit der allmäligen Durchführung dieser Aenderungen war die Basilika und damit der Eine altchristliche Baustil vollendet. S. Paolo fuori le mura in Rom, 384 begonnen, zu Anfang des fünften Jahrhunderts vollendet (1823 leider abgebrannt und schlecht restaurirt), ist ein Hauptbeispiel des Basilikenstils.

Gleichzeitig mit ihm entwickelte sich, und zwar nicht bloß im Orient, sondern auch im Occident, der byzantinische oder Kuppelbaustil (er führt den Namen des byzantinischen nur darum, weil er im oströmischen Kaiserreiche vorzugsweise angewendet ward und seine höhere künstlerische Ausbildung fand). Sein Kern und Keim sind die sogenannten Baptisterien, d. h. die Badehäuser, die in der Regel an den vier Ecken der weitläufigen altrömischen Thermenbauten angebracht waren, kreisrunde, auf Säulen gestellte, mit einer flachen Kuppel überwölbte Gebäude, in der Mitte ein Bassin zum Baden, an den Seiten Plätze und Sitze zum Aus- und Ankleiden. Diese Baptisterien wurden unmittelbar zu christlichen Taufkapellen eingerichtet; selbst der Name ward beibehalten. Für Kirchen waren sie zu klein. Man erweiterte sie daher, indem man nicht nur den Kuppelraum vergrößerte, sondern auch in ihn verschiedene Halbkuppeln und unter diesen eine Altarnische mit Vorraum einmünden ließ, und an ihn noch Seitenräume (Seitenschiffe) und eine Vorhalle anfügte oder um ihn einen Umgang herumzog. Diese ebenfalls überwölbten Nebenräume waren niedriger als der Mittelraum unter der Kuppel, und über ihnen wurden daher in der Regel noch Logen angebracht, die sich in den Mittelraum öffneten und meist für die Frauen bestimmt waren. Mit diesen Erweiterungen und Zusätzen war wiederum das antik-römische Baptisterium in eine christliche Kirche verwandelt. Später wurden neben der Hauptkuppel, die stets das Centrum des Ganzen bildet, häufig noch an den vier Ecken kleinere und niedrigere Nebenkuppeln hergestellt. — Die berühmte Sophienkirche in Konstantinopel, von Kaiser Justinian (530—37) erbaut, ist eines der ältesten und vornehmsten Beispiele dieses byzantinischen, Kuppel- oder Centralbaustils. Fast gleichzeitig mit ihr entstand die Kirche S. Vitale zu Ravenna (das Vorbild des von Karl dem Großen erbauten Münsters zu Aachen), viel früher schon S. Lorenzo zu Mailand, — Hauptbeispiele des Stils im Occident.

Beide Stile tragen im Allgemeinen denselben Charakter. Sie zeigen einerseits noch die Abhängigkeit der christlichen Kunstübung von der antiken Bauweise und deren Formen, andrerseits — besonders in der Aufnahme und Anwendung des Gewölbebogens — das Streben des christlichen Geistes, in den antiken Bauformen mittelst einer eigenthümlichen Verwendung derselben christliche Ideen und christlichen Sinn zum Ausdruck zu bringen. Insbesondere deutet der byzantinische Stil durch die Herumordnung aller Theile um Einen Mittelpunkt und durch die über diesem Punkte sich erhebende, Alles überragende Hauptkuppel bestimmt und klar auf den Monotheismus des Christenthums gegenüber der heidnischen Vielgötterei, auf die Einheit und zugleich auf die Erhabenheit Gottes über der Welt hin. Und dieselbe Einheit und Erhabenheit drückt, wenn auch in schwächerer Weise, der Basilikenbau aus durch die Bezeichnung des Altarraums als des Aug- und Zielpunkts, auf den die übrigen Theile des Baus gleichsam hinweisen und hinstreben, und durch die Erhöhung der Altarnische und die Einführung des Triumphbogens, zumal wenn man hinzunimmt, daß oben an der Halbkuppel der Altarnische stets die Gestalt des Erlösers als Königs und Richters der Welt thronte. Im Ganzen indeß, in der Komposition und Gliederung, zeigen beide Bauweisen eine mehr mechanische äußerliche als organische innere Verknüpfung der Theile und reflektiren damit ihrerseits jene Verschmelzung disparater Elemente, jene ebenfalls mehr mechanische als organische Verbindung des neuen christlichen Inhalts mit den Formen einer alten absterbenden Bildung, welche die Signatur des ganzen Zeitalters in religiöser und kirchlicher, wie in jeder andern Beziehung bildet. Der Unterschied ist nur, daß im Occident der einfachere Basilikenstil, im Orient der prächtigere Kuppelbaustil das Uebergewicht gewann, d. h. daß dort das Christenthum mit der griechisch-römischen, hier dagegen mit der griechisch-orientalischen Bildung eine Einigung einging oder einzugehen versuchte. —

Allein eine Einigung so disparater Elemente war unhaltbar, weil innerlich unmöglich. Im Occident begann daher bereits mit dem achten Jahrhundert die Zersetzung derselben; das neunte und zehnte Jahrhundert vollendete sie. Um dieselbe Zeit gerieth das byzantinische Reich in Verfall, und das Scheinleben, das es bis ins 15. Jahrhundert fortführte, war nur ein Prozeß langsamen Absterbens und allmäliger Verknöcherung. Ihm war nicht zu helfen, weil der griechisch-orientalische Geist für sich allein, ohne Beihülfe neuer frischer Kräfte, einer Regeneration durch das Christenthum nicht fähig war. Hier erstarrt daher auch die Kunst zu einer geistlosen, handwerksmäßigen, die alten Typen und Formen nur immer schlechter und schlechter wiederholenden Technik, und macht sich seit dem eilften Jahrhundert nur noch durch die Einflüsse geltend, die sie in formeller Beziehung auf die Entwickelung der occidentalischen Kunst ausübt. Im Occident dagegen war jener allgemeine, religiöse und sittliche, kirchliche und politische, wissenschaftliche und künstlerische Verfall, der mit der Auflösung der fränkischen Monarchie auch hier, besonders in Italien hervortrat, im Grunde nur der Ausdruck der Auflösung des Alten, der inneren Gährung, die jeder großen Neuschöpfung vorauszugehen pflegt, — eine Folge des Gährungs-, aber auch Entwickelungsprozesses, durch welchen die neuen frischen Kräfte der ger-

manischen und romanischen Nationen sich von der antiken Bildung emanzipirten, die nicht mehr bloß äußere, sondern auch innere geistige Herrschaft über das alte Römerreich sich errangen und damit die italienische, griechisch-römische Form des Christenthums zerbrachen oder doch wesentlich umgestalteten. Dazu waren sie im Verlauf der ersten altchristlichen Periode allgemach erstarkt: eben an dem Christenthum und an der antiken Bildung selbst waren sie so weit herangereift, um aus dem Geiste des Christenthums heraus ein neues Leben in Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst zu beginnen und in neuen Formen nach allen Seiten hin auszuprägen. Der Zeitpunkt, in welchem sie zu dieser Selbständigkeit sich erhoben, ist historisch der Beginn des Mittelalters, der zweiten Periode der christlichen Kunstgeschichte.

Im Gegensatz zur altchristlichen Periode und jener Verschmelzung des Christenthums mit der römisch-griechischen Nationalbildung beruht das charakteristische Gepräge des Mittelalters auf der innigen Einigung des Christenthums mit der Nationaleigenthümlichkeit der germanischen und romanischen Völker, — einer Einigung, in welcher zwar das Christenthum diese Völker erst zu sich heranbildete, doch aber auch von ihnen eigenthümlich geformt, aufgefaßt und dargestellt ward. Zu dem Ganzen, das daraus entstand, lieferte die germanische Nationalität jenes mystische, phantastische, spiritualistisch-idealistische Element, das einen Grundzug des Mittelalters bildet. Die romanischen Nationen dagegen, deren Repräsentant das französische Volk ist, trugen jene rasche, praktische, jede neue Idee unmittelbar zur Ausführung bringende Thatkraft und jenen feinen Sinn für Zierlichkeit und Eleganz der Form hinzu, wodurch noch heutzutage die französische Nation sich auszeichnet. Aus der Mischung dieser Elemente gingen nicht nur die eigenthümlichen Sitten und Institutionen, die Neugestaltung des Mönchswesens, das Ritterthum, der Feudalstaat, das Städtewesen und Bürgerthum, die ganze Lebens- und Geistesbildung des Mittelalters, sondern namentlich auch das spezifisch-katholische Kirchenthum hervor, das Gregor VII. erst aufrichtete und das wesentlich in dem Streben aufging, den substantiellen Inhalt des Christenthums in und an der Kirche selbst, in Kultus und Verfassung, in Werk, Wort und Lebensführung, zu äußerer gegenständlicher Anschauung zu bringen und so das Reich Gottes, sein Recht und seine Gewalt in sich zu repräsentiren, — kurz die unsichtbare Kirche ganz und gar zu einer sichtbaren zu machen. — Daneben machte sich aber ebenso entschieden noch die ganze ungebrochene Naturkraft der germanischen und romanischen Völker geltend und bildete den andern negativen Pol des mittelalterlichen Lebens und Geistes. Daher einerseits jene jugendliche Begeisterung, jener transscendente Idealismus des Mittelalters, der doch zugleich praktisch auf die Verwirklichung seines Ideals, auf die äußerliche Herstellung des Reiches Gottes auf Erden ausging; daher andrerseits jener naturwüchsige Realismus, getragen von der jugendlichen Sinnlichkeit, dem Freiheitsdrange und der Lebensenergie der frischen, noch ungebrochenen Volkskraft; dort Gemüthstiefe, zarte Sinnigkeit und Ideenreichthum, hier ein derber Humor und phantastische Ungebundenheit in sittlicher wie in sozialer Beziehung; dort kühner Aufschwung zu den Höhen des Ideals, hier Neigung zu gemeiner Sinnenlust, Roheit und Gewaltthat. —

Diesen Geist des Mittelalters, namentlich das Wesen des spezifisch katholischen Kirchenthums, spiegelt wiederum in allen seinen Phasen die Kunst getreulich ab, namentlich in den beiden nach einander zur Herrschaft gelangten Baustilen. Der erste derselben, der sogenannte romanische Stil, der mit dem eilften Jahrhundert sich zu entwickeln beginnt, schließt sich zwar unmittelbar an den altchristlichen Basilikenbau an und bildet sich nur allmälig aus den altchristlichen, ursprünglich antik-römischen Kunstformen heraus. Zugleich aber behauptet er eine selbständige Bedeutung, indem er die antiken Kunstformen nicht bloß äußerlich aufnahm oder nur neu kombinirte, sondern sie frei reproduzirte und dabei so weit umbildete, daß sie ein neues Leben gewannen, sich zu einem neuen organischen Ganzen verbinden ließen und die christlichen Ideen kunstgerechter, klarer und bestimmter auszudrücken vermochten. Der romanische Stil — der eben von dieser Ver- und Umschmelzung ursprünglich römischer Formen, von diesem seinem Ursprunge in Analogie mit der Entstehung der romanischen Sprachen seinen Namen hat — behält die Anordnung und Gliederung der alten Basilika bei. Auch die Altarnische nimmt er auf; aber zugleich erhöht er den Chor um eine bedeutende Anzahl von Stufen, so daß unter ihm Raum bleibt für die Ausbildung der sogenannten Krypta (die auch bereits im Basilikenstil vorkommt) zu einer kleinen unterirdischen Kirche; und noch bedeutender erweitert er den Chorraum, indem er meist das ganze Querschiff zu ihm hinzunimmt. Dadurch wird der Chor erst zum „hohen" Chor, zu einem in sich abgeschlossenen, vom Langhause und der in ihm versammelten Gemeinde bestimmt geschiedenen Sanktuarium. Den Triumphbogen der Basilika verwandelt der romanische Stil in eine kleine, nur wenig hervorragende Kuppel, die über dem Kreuzungsquadrat des Lang- und Querschiffs später wenigstens meist sich erhebt. Mit dieser Umwandlung hängt die Hauptveränderung des ganzen Baues unmittelbar zusammen und diese bestand darin, daß, später allgemein, an die Stelle der flachen Decke des Langhauses der Gewölbebogen trat und zum konstruktiven Bauprinzipe des Ganzen erhoben ward. Dadurch erst ward das Langhaus mit dem Chorbau und dessen Wölbungen in eine organische, kunstgerechte Verbindung gesetzt. Zugleich wurden die Säulen der Basilika, die zu der schweren Mauermasse des erhöhten Mittelschiffs über ihnen in offenbarem Misverhältniß standen, zu starken, immer reicher gegliederten Pfeilern umgebildet. Die Wölbung aber, welche auf diesen Pfeilern ruhte, war nicht das antike (altchristliche) Tonnengewölbe, sondern das rundbogige (romanische) Kreuzgewölbe, das mit seinen Gurtbögen und den sie tragenden Halbsäulen vor jenem den großen Vorzug einer inneren Gliederung und Bewegung hat. Dem entsprechend wurden auch die kleinen Fenster und die niedrigen Portale, die mit ihren Säulchen, Statuen und Reliefs den Hauptschmuck des Aeußern bildeten, im Rundbogen überwölbt. Die Glockenthürme endlich, die der Basilikenstil neben die Kirche, abgesondert von ihr, zu stellen pflegte, wurden mit dem Ganzen vereinigt und bildeten den Haupttheil der Façade, — wodurch diese erst ihre Bedeutung erhielt — oder wurden auch wohl zwischen der Chornische und den Flügeln des Querschiffs angebracht, um auch äußerlich das Centrum des Chors als den Mittelpunkt und Haupttheil des Ganzen zu bezeichnen. — Eines der schönsten Bauwerke romanischen Stils in

Deutschland ist der Dom zu Speyer (1030 gegründet und nach Hübsch bereits auf Gewölbebau angelegt).

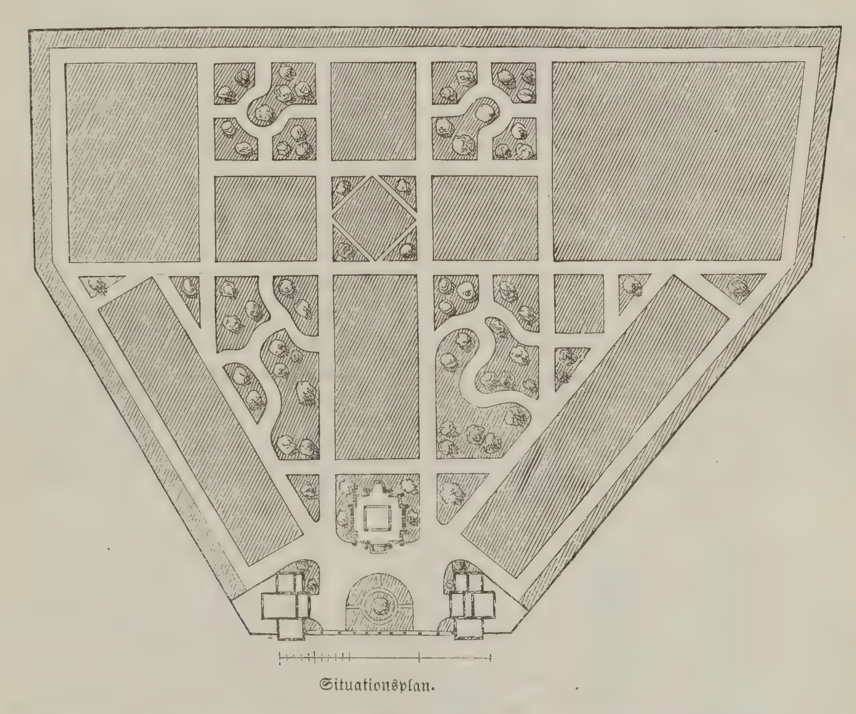
In diesem ausgebildet romanischen Baue finden wir wiederum ein getreues Abbild des Geistes und Charakters der Kirche in der ersten Hälfte des Mittelalters. Zunächst kommt in ihm die vertikale, der christlichen Kunst schon durch die Ueberweltlichkeit Gottes vorgezeichnete Richtung, dadurch, daß sie hier als lebendige Bewegung nach oben erscheint, zu klarerer und entschiedenerer Geltung als im Basiliken- und byzantinischen Stile. Die Kuppel bildet als Symbol des Himmelsgewölbes den Höhepunkt der aufstrebenden Bewegung im Innern. Am Aeußern erscheint sie durch die Thürme repräsentirt. Die Solidität und Massenhaftigkeit des ganzen Baues, die in den ältern Werken an Schwerfälligkeit gränzt, versinnlicht die unerschütterliche Festigkeit, die unvergängliche göttliche Gründung der christlichen Kirche; aber auch das Stabilitätsprinzip, die Beharrlichkeit und Starrheit des spezifisch katholischen Kirchenwesens, und nebenbei jenen Mangel an Gewandtheit und feinerer Bildung, jenen Zug naturwüchsiger Roheit und Plumpheit, der in der ersten Hälfte des Mittelalters noch vorherrschte. Die Abgeschlossenheit des ganzen Baues in sich, die am Aeußern in den niedrigen Portalen und kleinen Fenstern, den festen massiven, wie zum Schutz des Innern rund herum aufgestellten Thürmen, den starken, mächtigen, jede Berührung mit der Außenwelt gleichsam abwehrenden Umfassungsmauern hervortritt, und andrerseits die Trennung des hohen Chors vom Langhause, die das Innere charakterisirt, bezeichnen den christlichen Gegensatz von Reich Gottes und Reich der Welt, aber auch jene mönchische Abkehr des religiösen Geistes von der Welt, jene Scheidung der Kirche vom Staate und Volke, jene hierarchische Erhebung des Priesterthums über das Laienthum, die mit der Einführung des allgemeinen Cölibats in der katholischen Kirche herrschend wurde und dem Prinzipe derselben auch vollkommen angemessen war, so lange sie in sich selbst die Neigung zu weltlicher Pracht und Herrlichkeit (der sie später verfiel) nicht zur Herrschaft kommen ließ. Allein selbst dieser Neigung, die doch im Stillen bereits vorhanden war, weil sie im Prinzipe der Hierarchie liegt, weiß der romanische Kirchenbau einen Ausdruck zu leihen. Sie findet sich angedeutet in der großen Menge von Malereien, welche in den reicheren Kirchen oft alle Haupttheile des Baus, Chor und Langhaus, bedeckten und, oft auf Goldgrund gemalt, das ganze Innere in blendende Pracht und Glanz kleideten. So vereinigt der Stil abbildlich in sich die beiden anscheinend widersprechenden Grundelemente des Katholizismus, das Streben, die Kirche als ein aller Weltlichkeit unnahbares Heiligthum, als ein neues Zion, eine Burg Gottes, die wohl einladet, aber zugleich abwehrt und ausschließt, hinzustellen, und das damit Hand in Hand gehende Gelüste, von dieser Burg aus die Welt mit ihrer Herrlichkeit zu beherrschen.

(Schluß folgt.)

Die protestantische Friedhofskapelle in Wien.

Von Theophilus Hansen.

In Folge des zwischen Oesterreich und dem Papst im Jahre 1855 abgeschlossenen Konkordates durften die Leichen verstorbener Protestanten in den österreichischen Staaten nicht mehr wie bisher auf den allgemeinen Friedhöfen begraben werden, und es wurde den Gemeinden der lutherischen und helvetischen Konfession die Verpflichtung auferlegt bis zum Ablauf des Jahres 1859 eigene Friedhöfe angelegt zu haben. Man kaufte zu diesem Behuf von dem Magistrat Wiens für die in der Hauptstadt wohnenden Protestanten ein Grundstück von der Matzleinsdorfer Linie und es wurde von den dortigen beiden protestantischen



Situationsplan.

Gemeinden eine Kommission in der Absicht niedergesetzt, für die Beischaffung eines zweckmäßigen Planes zur Anlage eines Friedhofes und dessen Ausführung Sorge zu tragen. Um die pekuniären Mittel dazu aufzubringen, wurden freiwillige Beiträge gesammelt, die in so reichlichem Maaße eingingen, daß man die beabsichtigte Anlage mit Energie in Angriff nehmen konnte. Eine Aufforderung an mehrere Architekten Wiens zur Einlieferung von Plänen hatte die Folge, daß der von dem Architekten Theophilus Hansen ausgearbeitete Entwurf angenommen und für die Ausführung bestimmt wurde, da man fand, daß derselbe neben einer malerischen Gruppirung des Ganzen diejenigen Bedingungen der Zweckmäßigkeit in sich vereinigte, die man auf den allgemeinen Friedhöfen bisher vermißte, welche ohne allen Plan angelegt sind und wo die

Placirung der Gräber dem Todtengräber gänzlich überlassen war, der den nächst seinem Hause gelegenen Theil nach seinem Belieben verwendete, was beim Eingang in den Friedhof einen sehr unangenehmen Eindruck macht, der noch durch die Charakterlosigkeit des Todtengräbergebäudes, in welchem sich sehr häufig eine Kapelle zur Einsegnung der Leichen befindet, erhöht wird.

Die Anlage des neuen Friedhofes ist aus dem beiliegenden Plan ersichtlich. Rechts beim Eingang durch das Eisengitter liegt das Wohnhaus des Todtengräbers und ihm gegenüber an der linken Seite ein ganz ähnliches Gebäude für Aufbewahrung der noch nicht begrabenen Leichen und zur Unterbringung der Leichenwagen. Hinter diesen Gebäuden, vor denen der freie Platz als Garten angelegt wurde, befinden sich kleine Höfe. Die Kapelle erhebt sich in der Achse der ganzen Anlage rückwärts von den Eingangsgebäuden, so daß der eigentliche Friedhof erst hinter dieser Kapelle beginnt und der Todtengräber gewissermaßen außerhalb des Friedhofes wohnt.

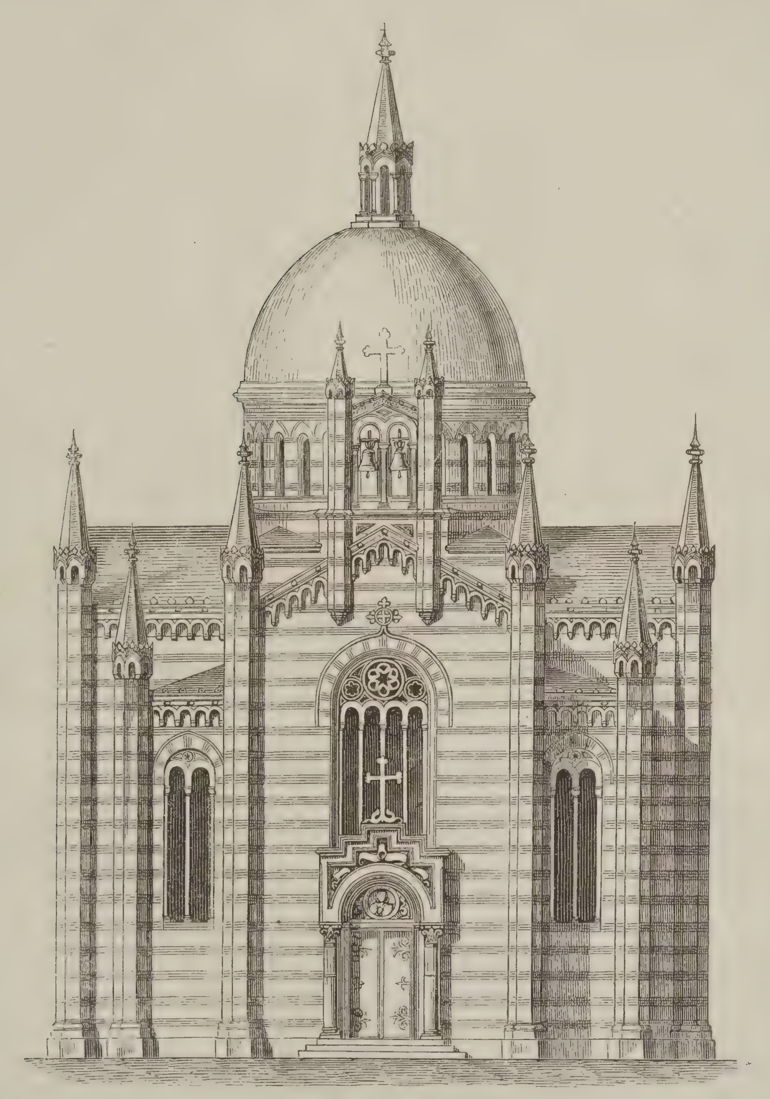


Hauptansicht der Kapelle nebst den beiden Seitenwohnungen.

Die Baulichkeiten des Friedhofes sind aus rothen und gelben gebrannten Ziegeln im Rundbogenstil, die Kapelle aber im byzantinischen Stil ausgeführt, wie schon zur Genüge aus dem Grundriß des Centralbaues hervorgeht. Bei der Anordnung dieses Gebäudes wurde besonders das Prinzip der Wahrheit festgehalten, indem sich jede Form aus dem Innern nach Außen entwickelt und so jede Dekoration des letzteren motivirt ist. Der innere Raum, in welchem 300 Personen Platz finden, bildet ein Quadrat mit acht Wiener Klafter langen Seiten, über dem sich die von vier Säulen getragene Kuppel erhebt. Die Apsis für den Altar ist innerhalb nach einem Halbkreise, außerhalb nach einem halben Sechseck konstruirt. Die Höhe vom Fußboden bis zur Pyramidenspitze der Kuppel beträgt 13 Wiener Klafter. Die innere Galerie über dem Eingange ist für eine kleine Orgel und für den Sängerchor bestimmt und wurde von weichem Holze ausgeführt, das ebenso wie die gepolsterten Bänke für 60 Personen mit Firniß überzogen ist. Auf dem mit schwarzem silbergestickten Sammet überzogenen Altar steht ein bronzener Christus am Kreuze und daneben zwei bronzene Leuchter,

welche Gegenstände entfernt werden, wenn Verstorbene helvetischer Konfession beerdigt werden.

Das Mauerwerk der Kapelle ist wie bereits erwähnt von Ziegeln, der Sockel aber, das Portal und sämmtliche Fenstereinfassungen mit den Säulen sind von Sandstein hergestellt. Aus Terrakotta der Fabrik von Herrn Drasche in



Vordere Ansicht der Kapelle.

Ingersdorf besteht das Hauptgesims und die bekrönenden Pyramiden der zwölf achteckigen Eckpfeiler. Das Freskobild, darstellend den Engel auf dem Grabe Christi sitzend, mit dem auf goldenem Grunde gemalten Spruch: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden," ist von Professor Rahl ausgeführt und von demselben der Gemeinde als Geschenk dargeboten worden.

Die ganze Anlage des Friedhofes erforderte einen Kostenaufwand von 90,000 fl., wovon 34,000 fl. auf die Kapelle entfallen.

Die Einweihung des Friedhofs ist am 7. April 1858, diejenige der Kapelle am 27. September 1860 durch die beiden Superintendenten und Konsistorialräthe, Pauer der augsburgischen, Franz der helvetischen Konfession erfolgt. Zum ersten Mal ertönten über die Kaiserstadt hin die Glocken des reformatorischen Bekenntnisses und Unzählige, nicht blos aus den Genossen der beiden evangelischen Gemeinden, strömten zusammen. In der Kapelle selbst konnten während des Weiheaktes nur geladene Gäste Raum finden. Das imposante Gebäude kündigt in der Nähe eines der Wiener Bahnhöfe die nach langen Kämpfen und unter schweren Sorgen, welche das Konkordat den Bekennern des evangelischen Christenthums einflößt, soweit errungene Parität ihrer öffentlichen Glaubensübung an, so schmerzlich Vielen der Anlaß fallen wird, der die Christen des einen Bekenntnisses bis hinter die Grenzen dieses Lebens hinaus von denen des andern scheidet. Möge, wie die schöne Kuppel der Friedhofskapelle, so das Glaubensleben der evangelischen Gemeinden Wiens vorleuchtend, anziehend und zusammenhaltend für den Fortbestand und das Wachsthum einer lebendigen Christlichkeit und eines treuen Bekenntnisstandes unter den zerstreuten Glaubensgenossen der österreichischen Staaten sein.

Statistik des evangelischen Kirchenbaues.

In dem Jahre 1859 sind laut amtlicher Erhebungen im evangelischen Deutschland folgende neuerbaute oder völlig umgebaute Kirchen eingeweiht und dem kirchlichen Gebrauch übergeben worden:

1. in Preußen:

in der Provinz Brandenburg:

die Kirchen in Pankow bei Berlin; in Simonsdorf; Neu-Gurkowschbruch und Warnitz, diese in der Neumark; in Nieder Jehsar und Petersdorf bei Frankfurt an der Oder; in Pommerzig bei Crossen; St. Johannis-Evangelistä-Kapelle, und Kapelle des Siechenhauses Bethesda in Berlin 7

in der Provinz Pommern:

die Kirchen in Tantow, Synode Penkun; in Colzow und Wollin, Synode Wollin; in Redel, Synode Schievelbein; in Neuenkirchen, Synode Anclam; Tarenen, Synode Neustettin; Schmenzin, Synode Belgard; Crussow, Synode Werben; Kapelle in Batthinsthau, Synode Penkun; Begräbnißkapelle in Wicek, bei Greifswald 9

in der Provinz Schlesien:

die Kirche in Weigwitz, Diöcese Ohlau; in Bienowitz, Diöc. Liegnitz; in Rohnau, Diöc. Landshut; in Niebusch, Diöc. Freistadt; Begräbnißkapelle in Brunzelwaide, ders. Diöc. 5

in der Provinz Sachsen:

die Kirchen in Stegelitz, Ephorie Tangermünde und Augsdorf, Ephorie Mansfeld 2

in der Provinz Posen:

Die neugegründeten Stadtkirchen in Clecko, Kupnitz und Polajewo, Regierungsbezirks Bromberg 3

in der Provinz Westphalen:

neue Kirchen in der Stadt Berlebnrg, in Eisesfeld, Synode Wittgenstein, und in Lüdinghausen (letztere erbaut vom Baron von Bodelschwingh auf Sandfort) 3

in der Rheinprovinz:
die abgebrannte und neu aufgebaute Kirche in Vörde bei Duisburg . . . 1

in der Provinz Preußen:
die neuen Kirchen zu Kowalewo, Superintendentur Thorn; Rahmel, Sup. Neustadt-Carthaus, und Sampohl, Sup. Conitz; ferner die erneuerte ältere Kirche zu Vandsburg, Sup. Conitz 3

2. in Sachsen:

neue Kirchen zu Schöneck, Ephorie Oelsnitz; Ganzig, Eph. Oschatz; Callenberg, Eph. Waldenburg; Sommerfeld, Filial von Panitzsch, Eph. Leipzig II., und in Linz, Eph. Großenhain; umgebaute Kirchen zu Dröda, Filial von Bösenbrunn, Eph. Oelsnitz; Neusalza, Eph. Bischofswerda; Breitenbrunn, Eph. Schneeberg; Langenleubau Oberhain, Eph. Penig; Sörnewitz, Eph. Oschatz; Lampersdorf, Filial von Collin ders. Eph.; Oberelsdorf, Filial von Obergräfenhain, Eph. Rochlitz; Eyla, Eph. Borna; Irfersgrün, Eph. Auerbach; Bauerhain, Eph. Werdau; Weißenberg und Wehrsdorf, Eph. Oberlausitz 17

3. in Bayern:

diesseits des Rheins die neue Kirche zu Passau; in Rheinbayern: die neue Kirche zu St. Ingbert (durch die Gustav-Adolph-Vereine) 2

4. in Hannover:

die neuen Kirchen zu Meine, Fürstenthums Lüneburg Superintendentur Gifhorn; Meyenburg, Herzogthums Bremen, Sup. Osterholz; Hilter in der ersten Sup. des Fürstenthums Osnabrück; Baccum, Niedergrafschaft und Sup. Lingen; Kapelle zu Kuventhal, Fürstenthums Grubenhagen, Sup. Einbeck 5

5. in Württemberg:

neue Kirche in dem neugegründeten Pfarrsystem Althütte, Diöc. Backnang, Gen.-Sup. Heilbronn; neue Kirche zu Oberberken, Filial von Adelberg, Diöc. Schorndorf, Gen.-Sup. Hall; umgebaute Kirchen zu Hausen an der Fils und zu Sontbergen, Diöc. Geislingen, Gen.-Sup. Ulm; zu Kannstatt, Stadtkirche, Gen.-Sup. Ludwigsburg; Brittheim, Diöc. Sulz, Gen.-Sup. Reutlingen; Stadtkirche zu Bopfingen, (S. Blasii), Diöc. Aalen, Gen.-Sup. Hall . . 7

6. in Baden:

neue Kirchen zu Oeschelbronn, Diöc. Pforzheim; Bettingen, Diöc. Wertheim; Blankenloch, Landdiöc. Carlsruhe; und Münzesheim, Diöc. Bretten; umgebaute Kirchen zu Neckargerach und Guttenbach, Diöc. Mosbach 6

7. in Oesterreich:

neue Kirchen zu Thening in Oberösterreich und zu Sirnitz, Filial von Gersau in Kärnthen; neuhergestellte Kapelle zu Bruck an der Muhr 3

8. in Kurhessen:

im Konsistorialbezirk Kassel: die neuen Kirchen zu Oberngeis und Schwarzenhasel; im Konsistorialbezirk Oberhessen: die wiederhergestellte Kirche zu Kloster Haina (Verpflegungsanstalt für unheilbare Irre männlichen Geschlechts 3

9. im Großherzogthum Hessen:

die neu hergestellten Kirchen zu Brensbach im Odenwald, Diöc. Reinheim; zu Bingenheim, Diöc. Nidda, und zu Kirtorf, Diöc. Kirtorf 3

10. in Nassau:

der neue Betsaal in Schlangenbad, Parochie Bärstadt, Diöc. Langenschwalbach . 1

11. in Mecklenburg Schwerin:

die neuen Kirchen zu Schlieffenburg, Sup. Güstrow und Langen Brütz, Sup. Schwerin; und die umgebaute Kirche zu Raduhn, Sup. Parchim 3

12. in Mecklenburg-Strelitz:

die neue Schloßkirche zu Neustrelitz . . 1

13. in Sachsen-Meiningen:

die neue Kirche zu Neustadt am Rennstieg, Eph. Eisfeld 1

14. in Hamburg:

die neue Anschariuskapelle 1

Summa: 82

Statistik der Verbreitung des christlichen Kunstblattes für 1860.

Indem wir, wie in Nro. 1, S. 15 des vorigen Jahrgangs, eine Ueberschau der Länder und Städte, in welchen unser Blatt Aufnahme gefunden hat, und die Anzahl der Bestellungen, welche von dort gemacht worden sind, veröffentlichen, können wir im Interesse des Gedeihens unserer Unternehmung nur bedauern, daß der Abnehmer seit dem Januar 1860 um 98 weniger geworden sind, und daß diese Abnahme vornehmlich in Preußen eingetreten ist, während in Bayern sich ein erfreulicher Aufschwung des Antheiles ergiebt. Mögen unsere Freunde die Verbreitung des christlichen Kunstblatts freundlichst fördern und möge namentlich in Rheinland und Westphalen an der Grenze, wo der Kirchentag von 1860 ihm so warme Anerkennung gezollt hat, die auffallende Verminderung sich wieder zur Vermehrung wenden.

Land		
Anhalt-Bernburg		1
Anhalt-Dessau-Köthen		3
Baden		18
Bayern		99
Braunschweig		20
Bremen		11
Frankfurt a. M.		28
Hamburg		26
Hannover		63
Hessen, Großherzogthum		23
Hessen, Kurfürstenthum		14
Hessen-Homburg		3
Holstein		12
Lübeck		8
Mecklenburg-Schwerin		19
Mecklenburg-Strelitz		3
Nassau		5
Oldenburg		10
Oesterreich:		
Triest		1
Ungarn		4
Wien		6
Salzburg		1
Preußen:		
Provinz Brandenburg	367	
" Pommern	24	
" Posen	1	
" Preußen	19	
Rheinprovinz	44	
Prov. Sachsen	47	
" Schlesien	27	
" Westphalen	9	
		538
		916

Land	
Uebertrag:	916
Reuß	3
Sachsen	113
Sachsen-Altenburg	7
Sachsen-Coburg-Gotha	6
Sachsen-Meiningen-Hildburghausen	1
Sachsen-Weimar-Eisenach	2
Schaumburg-Lippe	1
Schwarzburg-Rudolstadt	4
Schwarzburg-Sondershausen	4
Württemberg	201
Belgien	2
Dänemark:	
Schleswig	1
Dänemark	3
Frankreich	10
Großbritannien	4
Kirchenstaat	2
Niederlande	6
Rußland	17
Schweden und Norwegen	4
Schweiz	39
Amerika	2
Summa:	1348

Verantwortliche Redaction und Verlag von **Ebner & Seubert** in Stuttgart.
Schnellpressendruck der **J. G. Sprandel**'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Februar 1861. Nro. 3 u. 4.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint monatlich in einem Bogen. Preis des Jahrgangs 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Sgr. — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.

Die christliche Kunst als Vertreterin der Einheit der Kirche.

Vortrag gehalten im evangelischen Unionsverein zu Halle am 9. Oktober 1860 von H. Ulrici.

(Schluß.)

Der romanische Baustil verbreitete sich über alle Länder der Christenheit (mit Ausnahme des oströmischen Kaiserreichs, wo der ihm am nächsten verwandte byzantinische Stil herrschend blieb), — ein sicheres Zeichen von der Einheit des Strebens, des Geistes und Charakters in den verschiedenen Ländern und

Nationen. Erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts verkündet das Hervortreten des gothischen Stils, daß neue Richtungen und Tendenzen, wenn nicht die Kirche im engern Sinne, doch die Christenheit ergriffen hatten. Der gothische Stil bildet in vieler Beziehung den geraden Gegensatz gegen den romanischen. Zunächst spricht sich in ihm erst die volle Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit der mittelalterlichen Kunst und Bildung aus. Er bricht entschieden mit der altchristlichen Ueberlieferung; jede Reminiscenz an die antiken, griechisch-römischen Kunstformen verschwindet. Und die neuen, in freier Thätigkeit selbstgeschaffenen Form- und Ausdrucksweisen tragen ganz das Gepräge jener phantastisch-idealistischen Richtung des germanischen Geistes, jener schwärmerischen Sehnsucht nach dem Reiche Gottes und der Einigung mit Gott, jenes mystischen Zuges, die äußere anscheinend klare Erscheinung nur als die symbolische Hülle eines tief verborgenen Inhalts zu fassen, aber auch jener transscendenten überschwänglichen Phantasie, welche auf der Spitze des sehnsüchtigen Verlangens in die Herrlichkeit des Himmels gleichsam hineinschaut und sie in Darstellungen voll verklärter Heiterkeit abspiegelt, so daß vor dieser himmlischen Lust die weltverachtende Askese zurückweicht und nicht selten sogar dem Uebermuthe des Humors, der Ironie und Satire Platz macht. Neben diesem freien idealen, phantastisch-mystischen Elemente, das den ganzen Bau selbst wie ein Spiel der Phantasie erscheinen läßt, macht sich aber zugleich ein scharfer strenger mathematischer Verstand geltend. Der Spitzbogen, die konstitutive Grundform des Baues, durch die er vorzugsweise seinen eigenthümlichen Charakter erhält, wird mathematisch konstruirt über den Schenkeln des gleichseitigen Dreiecks; die Höhen- und Längenmaaße des Ganzen und der einzelnen Haupttheile, des Chors, des Querschiffs, des Mittel- und der Seitenschiffe rc., bewegen sich in streng mathematischen Proportionen; alle Detailformen und selbst die mannigfaltigen, in reicher Fülle sich ausbreitenden Ornamente, soweit sie nicht in Statuen und Bildwerk bestehen, werden in strenger Symmetrie aus mathematischen Figuren zusammengefügt und wachsen gleichsam aus den Grundformen des Ganzen in strenger Gesetzlichkeit hervor. An diesen Ornamenten bewährt sich zugleich jener feine, den romanischen Nationen eigenthümliche Sinn für Anmuth und Zierlichkeit der Form, für Reichthum und Eleganz des Schmuckwerks, der jetzt zum Gemeingut des Zeitalters ward. Und so spiegelt zuvörderst das Ganze des Baues nicht nur den Geist und Sinn des Mittelalters überhaupt wieder, sondern namentlich auch jene beiden großen, anscheinend so entgegengesetzten Richtungen, die erst um das 13. Jahrhundert bestimmter hervortreten, die sogenannte Scholastik mit ihren scharfen grübelnden Verstandesdistinktionen und ihrem Streben nach begriffsmäßiger Formulirung und Systematisirung des gesammten Glaubensinhalts, und ihr gegenüber die Mystik mit ihrer Tiefe des Gemüths und Fülle der Phantasie, mit ihrem Ringen nach unmittelbarer Gemeinschaft der Seele mit Gott, nach einem völligen Aufgehen und seligen Ruhen in Gott, diese beiden großen, so bestimmt unterschiedenen Richtungen, die im Mittelalter die Verschiedenheit der Konfessionen vertraten, im Grunde aber doch von dem Einen Geiste und Charakter des Ganzen ausgingen und getragen waren.

Was das Einzelne betrifft, so tritt im gothischen Stil zunächst an die Stelle des romanischen Rundbogens der Spitzbogen. Alle innern Räume, alle Fenster und Thüren werden im Spitzbogen überwölbt. Damit erst erscheint die vertikale Richtung des Baues, die aufstrebende Bewegung zum vollen, konstitutiven, das Ganze wie alle einzelnen Theile beherrschenden und bestimmenden Prinzipe des Baues erhoben. Der romanische Rundbogen repräsentirt dieselbe nur in halber, unentschiedener Weise. Denn der Rundbogen strebt zwar nach oben, aber nachdem er die Höhe erreicht, senkt er sich in kontinuirlichem Abfluß wieder nach unten. Der Spitzbogen dagegen schwingt sich nicht nur steiler und energischer zur Höhe auf, sondern als gebrochener, aus zwei Kreissegmenten zusammengesetzter Bogen bildet er eine Spitze, zu welcher die beiden Schenkel hinstreben und welche den Blick in der Höhe festhält. Zugleich werden (wegen seiner größeren Tragkraft) die Gewölbe schlanker und leichter: die Gewölbekappen — nur dünne Füllungen — weichen mehr zurück, die Gurtbögen, Quer- wie Diagonal-Gurtbögen, treten kräftiger hervor. Sie aber ruhen nicht eigentlich auf den Pfeilern, sondern sie steigen aus den Pfeilern empor, ja die Pfeiler entfalten sich gleichsam in die verschiedenen Gurtbögen, die sie tragen. Denn an die Stelle des schweren, massiven romanischen Pfeilers tritt im gothischen Stil der sogenannte Bündelpfeiler. Er aber ist zusammengesetzt aus einer Menge größerer und kleinerer, durch tiefe Hohlkehlen geschiedener Halbsäulen, die aus einer polygonen Base hervorwachsen und oben durch einen leichten Blätterkranz (der das Kapitäl vertritt) zusammengehalten werden. Jenseit desselben geht jede dieser Halbsäulen in einen bestimmten Gurtbogen des Mittelschiffs, der Seitenschiffe und beziehungsweise der Arkaden über; der Pfeiler breitet sich also in das System der Gurtbögen aus und stellt so eine aufstrebende Bewegung dar, die kontinuirlich zu den Spitzen der Gewölbebogen hinaufführt. Am Aeußern erscheint dieselbe Bewegung durch die sogenannten Strebepfeiler repräsentirt, die — bei Kirchen mit niedrigeren Seitenschiffen — über das Dach der letzteren hinaus bis zur Höhe des Mittelschiffs sich erheben und mittelst der sogenannten Strebebögen zugleich die Mauer desselben stärken und stützen. Sie treten an die Stelle der dicken, massenhaften Umfassungsmauer des romanischen Stils. Der gothische Bau bedarf und hat im Grunde gar keine Umfassungsmauer; nur um die Unbilden des nordischen Klima's vom Innern abzuhalten, werden die Oeffnungen zwischen den Strebepfeilern durch eine leichte Füllmauer und durch hohe spitzbogige Fenster mit ihren die horizontale Linie des Dachgesimses durchbrechenden Giebeln geschlossen. Am kühnsten, kräftigsten, entschiedensten aber drücken das Prinzip der aufsteigenden Bewegung die Thürme aus, welche an der Façade sich erheben. Sie bestehen im Grunde nur aus vier mächtigen, immer schlanker und leichter aufsteigenden, in Spitzthürmchen (Fialen) endenden Strebepfeilern, zwischen denen eine bloße Füllmauer eingezogen ist; über ihnen erhebt sich noch ein leichtes, achteckiges, durchbrochenes Obergeschoß, das von den Fialen der Pfeiler umstellt ist und erst die schlanke, hohe, kühnaufschießende, ebenfalls ganz durchbrochene Pyramide trägt, welche das Ganze krönt und in deren höchster Spitze, einer mächtigen, in den Himmel gleichsam hineinwachsenden Kreuzesblume, die rastlos aufstrebende Bewegung ihr Ziel findet. —

Sonach kann man (mit E. Förster) sagen: Im gothischen Kirchenbau — wie ihn namentlich der Kölner Dom, das Muster- und Meisterwerk aller Gothik, darstellt — erscheinen überall Kräfte an der Stelle der rohen Masse, Bewegung und Leben an der Stelle der todten Materie, Geist an der Stelle der unbeseelten Körperlichkeit, und eine gesetzmäßige Durchbildung der Formen zur vollkommensten Harmonie drückt dem Ganzen mehr das Gepräge des Gewordenen, Gewachsenen, als des Gemachten auf. — Diese Vergeistigung des Materiellen gerade innerhalb derjenigen Kunst, die vorzugsweise an die Schwere und Massenhaftigkeit des Irdischen, Stofflichen gebunden zu sein scheint, ist der höchste Triumph des deutschen Genius, der größte Sieg des Christenthums im Gebiete künstlerischer Produktion. Die Idee aber, die dem gothischen Kirchenbau zu Grunde liegt, ist der Kern und Mittelpunkt des christlichen Glaubens und der christlichen Weltanschauung. Wie das Ganze in der aufstrebenden Bewegung aller Theile nur das in den mannigfaltigsten Formen ausgeprägte Abbild ist von der tiefen Sehnsucht der Seele nach jener unmittelbaren Einigung mit Gott, welche von und in Christo als Ziel alles irdischen Daseins hingestellt ist, so ist jedes neue Thürmchen, jeder neue Giebel, der in den Himmel hineinragt, gleichsam ein neues sehnsüchtiges Verlangen, ein neuer brünstiger Wunsch, der aus dem erlösungsbedürftigen Herzen zu seinem Gott sich emporringt. Jeder neue Blüthenbüschel, der aus den Thürmchen und Giebeln hervorwächst, ist ein jubelndes Hallelujah des Preises und Dankes für das, was der Gott der Liebe und Gnade nicht bloß verheißen, sondern auch eben so sehr bereits gewährt hat; und diese Jubeltöne vereinigen sich gleichsam mit den sehnsüchtigen Wünschen und strebenden Gedanken in jener mächtigen Blume, welche, zugleich Kreuz und Blume, zugleich das Ziel der Bewegung und das Weiterstreben symbolisirend, auf den höchsten Spitzen des Baus ihre Blätter zum Himmel emporstreckt. So verbinden sich Glaube und Hoffnung, sehnendes Verlangen und Jubel des Besitzes zu inniger Einheit. Denn der Geist, der die gothischen Dome geschaffen, ist nicht *bloße* Sehnsucht und Hoffnung, sondern zugleich die festeste Zuversicht, die unerschütterlichste Gewißheit, voll Kraft und Ausdauer, voll Muth und Freudigkeit. Daher jene Klarheit und Helle, die mittelst der großen, zahlreichen Fenster den gothischen Dom durchleuchtet und nur durch die Glasmalereien in ein geheimnißvolles Licht- und Farbenspiel gebrochen wird. Daher neben der Leichtigkeit und Schlankheit, welche das Prinzip der aufsteigenden Bewegung fordert, jene Stärke und Gediegenheit der gothischen Bauwerke, durch welche sie nicht bloß die zerstörende Macht der Zeit, sondern auch Jahrhunderte schmachvoller Vernachläßigung überdauert haben. —

Eben darum, weil der *allgemeine* Kern und Zielpunkt des christlichen Glaubens gleichsam die Seele des gothischen Stils ist, erhebt er sich zugleich über jenen spezifisch katholischen Charakter, der dem romanischen Stile zu eigen ist. Von allen jenen Zügen, die im romanischen Kirchenbau den Geist des Papstthums und der Hierarchie reflektiren, zeigt er das gerade Gegentheil. In der gothischen Periode baut man keine Krypten mehr, um Exorzismen zu üben und Todtendienste zu feiern. Der hohe Chor, das abgeschlossene Sanktuarium verschwindet; nur um einige wenige Stufen wird der Chor über den Boden des

Langhauses erhöht und steht mit letzterem in offener unmittelbarer Verbindung (erst später zog man wieder sogenannte Lettner als scheidende Brüstungsmauern zwischen Chor und Langhaus). Der gothische Dom ferner verschließt sich nicht in sich; vielmehr indem die hohen Umfassungsmauern wegfallen und an ihre Stelle die Reihe der überall freien Raum zwischen sich lassenden Strebepfeiler tritt, öffnet er sich nach allen Seiten aller Welt, um sie in sich aufzunehmen. Indem er kühn zum Himmel aufstrebt und auf den Himmel hinweist, will er keine irdische Burg Gottes, kein neues irdisches Zion sein, sondern verschmäht mit der Erde alle irdische Macht und Herrschaft. Ja indem er den Spitzbogen, den gebrochenen Kreisbogen, zum Bauprinzip und charakteristischen Kennzeichen macht, gibt er dem sinnigen Beschauer zu verstehen, daß es sich hier nicht um weltliche Macht und Herrschaft, deren Symbol ursprünglich der Rundbogen als römischer Triumphbogen war, handle, sondern im Gegentheil nur durch den Bruch aller irdischen Größe und Herrlichkeit das hohe Ziel erreicht werden könne. Und sicherlich ist es daher kein Zufall, daß in den gothischen Kirchen, von den Steinmetzen im Bildwerk hier und da angebracht, so viele stark satirische Ausfälle gegen Klerus und Hierarchie sich finden. — Dennoch verleugnet auch der gothische Stil keineswegs seinen Ursprung aus dem eigenthümlichen Geiste des Mittelalters. Aber indem er einerseits das Element der mittelalterlichen Mystik in sich aufnimmt und mit einer gewissen Vorliebe zur Geltung bringt, hebt er das allgemeine wahrhaft Christliche, das der Katholizismus noch im Herzen trägt, prinzipiell hervor; andrerseits setzt er an die Stelle des mönchischen, klerikalen, hierarchischen Geistes den freieren, kräftigeren, volksthümlicheren Sinn der geistlichen Ritterorden. Wie er wahrscheinlich seinen ersten Ursprung insofern den Kreuzzügen verdankt, als durch sie eine allgemeinere Bekanntschaft mit den orientalischen Spitzbogenbauten vermittelt ward, so spiegelt sich in ihm dieselbe tiefe Sehnsucht, dieselbe ritterliche Kühnheit, dieselbe religiöse Begeisterung ab, welche durch die Kreuzzüge hervorgerufen und nicht vom Klerus, sondern vom Volke ausgegangen war. Dieser neue, freiere, über jeden Unterschied hinwegsehende, die gesammte Christenheit als Ein Ganzes fassende und gegen die Ungläubigen in Kampf führende Geist hatte, wie alle Klassen der Bevölkerung, so auch den Bürgerstand ergriffen, auf welchen seit dem zwölften Jahrhundert die Führung der kirchlichen Bauten aus den Händen des Klerus übergegangen war. Was Kirche und Geistlichkeit im Festhalten am Hergebrachten vielleicht nicht zugelassen hätten, fand bei ihm eine bereitwillige Aufnahme. Und so erklärt sich denn auch einigermaßen die merkwürdige Thatsache, — die wiederum so deutlich die innere Einheit des religiösen Geistes und Sinnes bekundet, — daß seit dem Ende des 12. und dem Anfang des 13. Jahrhunderts der gothische Stil mit einer Art von innerer Unwiderstehlichkeit die Bauthätigkeit aller Nationen des Abendlandes ergriff und selbst an denjenigen Werken, die ursprünglich im romanischen Stile entworfen und theilweise ausgeführt waren, sich geltend machte. —

Ich eile zum Schluß. Die dritte Periode der christlichen Kunstgeschichte, vom Anfang des 15. bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, ist kirchenhistorisch das Zeitalter der Reformation, kunstgeschichtlich die höchste Blüthezeit der christlichen Malerei und Skulptur. Sie kündigt sich an durch das

allgemein verbreitete, überall hervortretende Streben, das Einzelne, Individuelle, Persönliche mehr hervorzuheben und zur künstlerischen Geltung zu bringen. Durch dieses Streben scheidet sie sich von der Periode des Mittelalters. Damit hing unmittelbar zusammen, daß man zugleich der Darstellung mehr Naturwahrheit und Naturähnlichkeit zu geben suchte. Während im Mittelalter alle Künste aus dem Ganzen und auf das Ganze hinarbeiteten und daher die Architektur und ein architektonischer Geist und Sinn alle beherrschte, scheiden sich jetzt die einzelnen Künste von einander und verfolgen jede ihre besonderen Bahnen, die aber sämmtlich auf Ein und dasselbe Ziel hingerichtet sind. Dieß Ziel ist nicht mehr ein rein religiöses, kirchliches, wie im Mittelalter, sondern mehr ein künstlerisches. Indem man das Einzelne, Individuelle, Persönliche in naturgemäßer Bildung zu idealer Schönheit auszuprägen, die einzelne Persönlichkeit als den Träger der Idee darzustellen strebte, durchbrach man das Prinzip der Gemeinschaft und Allgemeinheit, das im Wesen der Kirche liegt und das der Katholizismus bis zur völligen Vernichtung aller persönlichen Geltung, aller Freiheit und Selbständigkeit überspannt hatte. Damit brach man indeß noch keineswegs mit dem Christenthum; im Gegentheil, man hielt an der christlichen Weltanschauung und dem christlichen Ideale fest und wollte dasselbe nur in rein künstlerischer, d. h. in individueller, persönlicher Form zur Darstellung bringen. Selbst die Architektur, die im 15. Jahrhundert, und zwar zuerst gerade in Italien, dem Centrum der katholischen Kirche, zu den antiken (römischen) Bauformen und Bauprinzipien zurückgriff und damit den sogenannten Renaissance-stil ins Leben rief, ging dabei einerseits nur von dem Streben, das Einzelne mehr geltend zu machen, und andrerseits von der (freilich irrigen) Ansicht aus, daß man dem christlichen Sinne und Ideale künstlerisch besser durch eine angemessene Modifikation der antiken Bauformen genügen könne. — Will man daher den Geist dieser Periode mit Einem Worte bezeichnen, so kann man sagen: es ist der Geist des Christenthums, die christliche Weltanschauung, das christliche Ideal, aber dargestellt in freier, persönlicher, den Gesetzen der Natur wie den Forderungen der Kunst entsprechender Form, — Befreiung der Kunst von der Botmäßigkeit der Kirche, aber freiwillige Hingebung der künstlerischen Thätigkeit an das christliche Ideal. — Eben damit aber spiegelt wiederum die Kunst klar und deutlich den herrschenden Geist des ganzen Zeitalters ab. Denn es war nicht bloß das Zeitalter Luthers und Melanchthons, sondern das Zeitalter der reformatorischen Bestrebungen überhaupt, die seit dem 15. Jahrhundert überall sich regten, wie die Namen eines Huß, Savonarola u. A. beweisen. Und diese Bestrebungen, was wollten sie im Grunde andres, als was Luther wollte und ausführte, — den Glauben als das Lebensprinzip des Christenthums, weil das innere Lebensprinzip jeder gläubigen Seele, gegenüber der katholisch-kirchlichen Aeußerlichkeit und Werkheiligkeit, in seine Rechte wieder einzusetzen, den einzelnen Gläubigen von der angemaßten Mittlerschaft der Kirche zu befreien, das unmittelbare persönliche Verhältniß zwischen ihm und seinem Heiland, dem alleinigen Mittler und Erlöser, wiederherzustellen. Eben damit aber machte die Reformation wie die Kunst das Prinzip der Persönlichkeit geltend; eben damit brach sie wie die Kunst mit dem spezifisch katholischen Kirchenthum. Nicht mehr

die Kirche als bloße äußere Institution, sondern die einzelnen Gläubigen in ihrer Gemeinschaft mit dem Herrn und damit unter einander sollten die Träger des Heiligen, die Verwirklicher des Reiches Gottes sein. Trotz des Kampfes, den die katholische Kirche, d. h. Papst und Klerisei, gegen die reformatorischen Ideen begann, war sie doch selbst innerlich von ihnen affizirt und durchdrungen: das beweist die Kunst in unwiderleglicher Anschaulichkeit.

Aber die reformatorischen Ideen kamen nur zu halber, höchst ungenügender Ausführung. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Hader und Zwiespalt die Führer und Vorkämpfer derselben von einander entfremdet; der Strom der reformatorischen Bewegung theilte sich in verschiedene einzelne Kanäle und verlor damit mehr und mehr von seiner ursprünglichen Kraft; die neue religiöse Begeisterung verrauchte im theologischen Kampfe für die sogenannte reine Lehre. Damit wendete sich die protestantische Kirche mehr und mehr vom äußern Leben ab, verzichtete auf alle praktische Thätigkeit zur Umgestaltung der weltlichen Verhältnisse im Sinne der neugewonnenen evangelischen Wahrheit, und vertiefte sich einseitig in die Ausbildung, Feststellung und Systematisirung des Dogma's, mit der die konfessionellen Streitigkeiten nur neue Nahrung erhielten. Diese Abkehr von der Welt und dem praktischen Leben, von Volk und Staat, von Kunst und Wissenschaft, hatte die natürliche Folge, daß die Welt eben ihren Gang ging, d. h. daß sie mehr und mehr verweltlichte, und daß diese seit dem 17. Jahrhundert von katholischen Ländern, namentlich von Frankreich ausgehende Verweltlichung allgemach den ganzen Geist der Zeit ergriff, auch in die protestantischen Lande eindrang und zuletzt Symbole und Kirchenordnungen und Alles, worum der Streit sich drehte, in die theologische Polterkammer warf. Ja vielleicht war jener endlose theologische Hader und Streit, der mit allen Waffen des Zorns und der Erbitterung geführt wurde, selbst schon der Ausdruck einer verborgenen Verweltlichung des Sinnes; jedenfalls war er kein Ausdruck christlichen Geistes, christlicher Liebe und Duldung. —

Diese Verweltlichung, diesen eigentlichen Kern des Zeitgeistes im 17. und 18. Jahrhundert, spiegelt wiederum die Kunst in getreuem Konterfey ab. In den protestantischen Ländern, in Holland, Deutschland, England, verlor sie sich in die sogenannte Kabinetsmalerei und lieferte fast nur Portraits, Landschaften, Genrebilder, Thierstücke u. s. w. Und wie viel man in den katholischen Gegenden auch noch Madonnen, heilige Familien, Auferstehungen und Himmelfahrten malen mochte, — die Madonna war nicht mehr die jungfräuliche Gebärerin des Sohnes Gottes, sondern die Mutter des Menschensohnes, die ideale Hausfrau oder die stolze Königin weniger des Himmels als der Erde: Christus nicht mehr der Fleisch gewordene Logos, sondern im besten Falle der ideale Mensch, oft auch nur ein König von dieser Welt oder gar bloß ein geistlicher Fürst, ein Bischof oder Kardinal, nur ohne den runden Hut, das rothe Gewand und die violetten Strümpfe. Es half auch nichts, daß der Katholizismus auf den mittelalterlichen Grundlagen sich neu organisirte, die Reformation mit Erfolg bekämpfte und die durch diesen Kampf schon erhitzten Gemüther bis zum Fanatismus entflammte. Die allgemeine Aufregung hatte nur den Erfolg, daß der Renaissancestil in jene schwunghafte, pathetische, rauschende und bauschende Darstellungs-

weise mit ihrer theatralischen Gespreiztheit und ihren schwülstigen, alle möglichen Kurven und Schnörkel abspielenden Formen ausartete, welche man den Haarbeutel- oder Rokokostil genannt hat und welche die Bauwerke wie die Skulpturen und Malereien, namentlich die katholischen Heiligenbilder des 17. und 18. Jahrhunderts charakterisirt. Aber der Idealismus des Mittelalters, der die gothischen Dome hervorrief und die Kunst des raphaelischen Zeitalters noch beseelte, war unwiederbringlich dahin: die aufgeregte Phantasie, die Leidenschaft und der Fanatismus versetzten den Geist wohl in eine schwärmerische Ekstase und hoben ihn auf eine gewisse Höhe empor (auf welcher namentlich die spanische Malerei noch wahrhaft Ausgezeichnetes leistete); aber im innersten Wesen war und blieb er weltlich, naturalistisch realistisch. Kurz ob Protestantismus, ob Katholizismus, ob Lutherthum oder Kalvinismus, — es machte keinen Unterschied: in der allgemeinen Verweltlichung zeigte sich wiederum eine Einheit und Uebereinstimmung des Sinnes, die durch alle Länder und Völker der Christenheit hindurchging. —

Lithographie.

Kirchengeräthe. Herausgegeben vom Berliner Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche. Berlin 1860.*

Der Vorstand des obengenannten Berliner Vereines machte bei seiner Wirksamkeit sehr bald die Erfahrung, daß die Kirchengeräthe, welche in den Fabriken vorräthig zu finden und sonst gäng und gäbe sind, in ihren willkürlichen, unbestimmten oder schwülstigen Formen der kirchlichen Bestimmung und den Ansprüchen kirchlicher Kunst keineswegs genügten. Er erkannte es für höchst wichtig, gerade bei diesen ersten und nothwendigsten Gegenständen kirchlichen Gebrauches der eingerissenen Formlosigkeit zu steuern und das Auge wieder an Besseres zu gewöhnen, und nahm es daher mit großem Danke an, daß eines seiner Mitglieder, der in unserem Blatte wiederholt genannte Professor Pfannschmidt, ihm in vorkommenden Fällen mit Zeichnungen eigener Erfindung aushalf. Es entstand in dieser Weise eine Reihe solcher Entwürfe, welche zuerst den einzelnen Anfragenden und den Fabriken oder Silberarbeitern mitgetheilt, dann aber, da dies sich auf die Länge unthunlich erwies, lithographirt wurden. Dies ist die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Heftes, das nun dazu dienen soll, die schönen und würdigen Zeichnungen in weitern Kreisen zu verbreiten, kirchlichen Bestellern zur Auswahl, dem Gewerbe zu Vorbildern zu dienen.

Es sind im Ganzen sechs Blätter, welche dieses Heft enthält, in größtem Folio, genau den Originalzeichnungen nachgebildet und in Tondruck vorzüg-

* Der Preis des Heftes beträgt im Handel 2 Thlr., für kirchliche Behörden, Geistliche, Schulen u. s. w. bei direkter Beziehung vom Verein (durch die Verlagshandlung von Ernst und Korn in Berlin) 1 Thlr. 15 Sgr. Einzelne Blätter werden nur in dieser Weise und zu dem Preise von 10 Sgr. abgegeben.

züglich ausgeführt. Die beiden ersten enthalten Kannen und zwar dieselben, von denen schon Nro. 24 des Jahrgangs 1859 dieses Blatts kleine Holzschnitte gab. Die eine dieser Kannen ist nur zum Gebrauche beim heil. Abendmahle bestimmt, die andre kann sehr wohl auch als Taufkanne dienen. Zwei folgende Blätter geben zusammen fünf Kelche, vier für den Altardienst, der fünfte mit einem abzuschraubenden, Patene und Oblatendose bildenden Fuße zu Krankenkommunionen. Auf den beiden letzten Blättern sehen wir Altarleuchter, der erste ursprünglich für eine Gebirgsgegend und zur Ausführung in Holz bestimmt, der zweite sehr reich und schön verzierte für Metallarbeit. Der Fuß desselben ruhet auf den Zeichen und trägt die Gestalten der vier Evangelisten und ist deshalb, um vollständige Vorbilder zu geben, von zwei Seiten gezeichnet.

Bei der großen Verschiedenheit der in den einzelnen Gemeinden erforderten Größe der Geräthe oder der zu verwendenden Mittel versteht es sich von selbst, daß die Zeichnungen selten vollständig nachgebildet, sondern mannigfach modificirt werden werden. Die Kannen sind in bedeutenden Dimensionen gezeichnet, so daß sie zwei oder anderthalb Flaschen halten, die Kelche dagegen kleiner, als der Gebrauch größerer Gemeinden sie fordert. Indessen hat es keine Schwierigkeit, jene auch in verhältnißmäßiger Verkleinerung, diese in selbst ziemlich bedeutender Vergrößerung auszuführen. Die Verzierungen sind ziemlich reich und werden die Mittel ärmerer Gemeinden übersteigen; indessen wird es einem geschickten Arbeiter nicht schwer, sie zu vereinfachen. Und selbst wenn man sie fast ganz fortlassen müßte, bleibt die edle Form gerade die nothwendigste Verbesserung des bisherigen, meist durch die Technik der Fabriken bestimmten Gebrauches.

Es ist daher sehr wünschenswerth, daß das Heft in recht viele Hände komme und seinen Einfluß ausübe.

Bei der übrigens vorzüglichen Ausstattung sind nur die Druckfehler in dem kurzen Texte zu rügen. Selbst der Name des Erfinders ist darin und selbst auf den einzelnen Blättern unrichtig geschrieben. K. S.

Familienmonumente von Steinhäuser.

Ein früherer Aufsatz in diesen Blättern (1860 Nro. 3. 4.) hat den deutschen Bildhauer Karl Steinhäuser in Rom besprochen und eine Nachbildung des von ihm für die S. Stephanskirche zu Philadelphia gearbeiteten Taufsteins beschrieben. Wir sind durch ein Lichtbild aus Bremen nach einem in der dortigen Kunsthalle befindlichen Abguß in den Stand gesetzt, auch das berühmte Burdmonument der erwähnten Kirche vorzuführen.

Dieses Monument, auf der Nordseite der S. Stephanskirche in einer aus Granit erbauten Kapelle aufgestellt und von marmorner Kuppel überwölbt, auf einem Sockel von buntfarbigem afrikanischem Marmor ruhend, ist eine Stiftung des reichen Eduard Shippen Burd, zum Gedächtniß seiner ihm frühe entrissenen drei Kinder. Die Aufschrift am Fußgestelle besagt dies und weist auf die Schriftstelle Kol. 3, 4. hin: „Wenn Christus, euer Leben, sich offenbaren

wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit."
Das Ganze enthält im Vordergrunde drei Gestalten von karrarischem Marmor in natürlicher Größe, zwei Mädchen und einen Knaben. Die ältere Schwester



sitzt in der Mitte; in ihrem Schoße liegt das Buch der göttlichen Offenbarung. Zu ihrer Rechten ist die jüngere, die sich an die Schulter der anderen lehnt und einen Arm auf das heilige Buch legt. Auf der linken Seite der mittleren

Figur ruht der Bruder, das jüngste unter den Geschwistern. Unmittelbar hinter dieser anmuthreich schlafenden Gruppe steht das Kreuz, und neben demselben tritt der Engel der Auferstehung, mit der Posaune in seiner Linken, heran, um die Schlummernden mit der Berührung seiner rechten Hand zu wecken. Eine Darstellung der apostolischen Worte Eph. 5, 14: „Wache auf der du schläfst und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten.“ Eine Erinnerung an das Verheißungswort 1. Theß. 4, 14—18.



Wir entnehmen einem amerikanischen Journal, welches nach Errichtung des Burdmonuments einen ausführlichen Artikel über dasselbe von der Hand des Herrn John B. Irving, aus Süd-Carolina, brachte, daß der Sohn der Familie Burd das erste Kind war, welches die Eltern verloren in der ersten Blüthe der Jugend. Ihm folgte die jüngere Schwester, eine fromme Tochter, die den Ihrigen allabendlich und morgens die Schriftlektion beim Hausgottesdienst vorlesen durfte und sich das auch in den Tagen der Krankheit nicht nehmen ließ, bis einmal unter dem Vorlesen ihre Stimme schwächer und zuletzt stille war; während ihr Arm noch

auf dem Bibelbuche lag, schien sie eingeschlafen und war entschlafen. Mehrere Monate lang war die ältere Tochter das einzige noch übrige Kind, kränkelte aber gleichfalls bald und rasch dahin und hinterließ den elterlichen Heerd in dreifacher Verödung. Man sieht, wie sinnig der Künstler die erwähnten biographischen Fingerzeige benützt hat. Man findet aber nicht weniger gern auch eine religiöse Symbolik in der lieblichen Gruppe, eine Verkörperung der drei christlichen Kardinaltugenden. Der Knabe stellt den Glauben dar, dessen Sinnbild er mit der Granatblüthe in der Hand trägt; die jüngere Schwester, die sich auf die Urkunde unserer Verheißungen stützt, die Hoffnung; die ältere, welche die beiden jüngeren in ihre Arme schließt, die Liebe.

Wir fügen dieser schönen Gruppe ein anderes Marmordenkmal von derselben Künstlerhand an, welches gleichfalls in Bremen in der Kunsthalle steht und die drei Kinder der Wittwe des Bremischen Konsuls Heineken in Baltimore darstellt, deren jüngere, zwei Knaben von drei und vier Jahren, zu Hause, das älteste, ein zur Jungfrau schon erblühtes Mädchen, mit 16 Jahren als Zögling des Pensionats im Königlichen Katharinenstifte zu Stuttgart, gestorben sind. Die Geschwister sind in lieblicher Verschlingung auch hier je auf der Altersstufe, bis zu welcher sie ihr zartes Leben gebracht hatten, vorgestellt. Sie umschlingen einander knieend, die mittlere Schwester richtet betend den Blick himmelan, während die Brüder sie aus der Welt, die sie beide zuvor verlassen haben, abholen. Ohne äußeres Symbol als den Palmzweig ist die Gruppe an ihr selbst durch ihren seelenvollen Ausdruck ein ebenso frommes und wahrhaft christliches wie schönes Bildwerk. Es erinnert uns an die köstlichen Lieder: Befiehl dir deine Wege, Wer nur den lieben Gott läßt walten, Was Gott thut, das ist wohlgethan, denen man hat zum Vorwurf machen wollen, sie enthalten den Namen Jesu nicht. Ist doch dieser Name in ihnen allenthalben zwischen den Zeilen zu lesen. So ist es ungesehen die Herrlichkeit des Herrn, von welcher die seligen Antlitze der heimgerufenen Kinder wiederstrahlen. M.

Das Stadthaus in Breslau.

Vor Kurzem ist in den Breslauer öffentlichen Blättern eine höchst interessante Frage künstlerischer Art diskutirt worden. Die hiesige Bürgerschaft, respektive Stadtverordneten-Versammlung hatte, da ihr die bisherige Sitzungslokalität, der Prüfungssaal des Elisabethgymnasiums, nicht mehr genügte, den Beschluß gefaßt, sich ein eigenes Haus zu bauen. Es wurde zu diesem Behufe das an der Ostseite des Rathhausviertels auf dem Hauptmarkte der Stadt, „Ring" genannt, gelegene, in seinen Hauptpartien 1521 erbaute, unansehnliche und für die heutigen Verhältnisse unbrauchbare sog. Leinwandhaus eingerissen und an dessen Stelle mit Hinzunahme einiger benachbarter Grundstücke das neue „Stadthaus" erbaut. Bei den Mitteln der Gemeinde und der Dringlichkeit des Bedürfnisses ist der Bau nach einem Jahre bereits unter Dach gekommen; im laufenden Jahre findet der Ausbau statt, so daß der Bezug des Gebäudes

wohl schon im Frühjahr 1862 wird bewerkstelligt werden können. Nebenher sei erwähnt, daß die Räume zu ebener Erde zu großartigen Bazarlokalitäten und einige Partheieen des Oberstockes zur Aufnahme der drei städtischen Bibliotheken eingerichtet werden sollen. Im Allgemeinen hat man den Stil des abgebrochenen Baues eingehalten; auch gedenkt man die interessanten Skulpturen desselben, welche einst sogar R a u c h s Aufmerksamkeit erregt haben, zu verwenden. — Da verbreitete sich im Herbst v. J. das Gerücht, man habe die Absicht, die Façade des Stadthauses mit dem kolossalen Steinbilde des Ritter Georg zu schmücken. Eine Aquarellvedute des Gebäudes, welche öffentlich ausgestellt war, hatte die Veranlassung zu der im Publikum mit großem Eifer besprochenen Frage gegeben. Die Zeitungen läugneten dies Vorhaben theilweise gänzlich, andre Stimmen blieben bei der Behauptung stehen, bis endlich der Bildhauer selbst, von dem man sich sogar erzählte, er habe das Modell zum heil. Georg vollendet und es schon hie und da gezeigt, auftrat und einen derartigen Auftrag abläugnete. Das Publikum befindet sich in Betreff dieses Punktes, ob man wirklich diese Figur projektirt habe oder nicht, immer noch in einer gewissen Unklarheit. Wie dem aber auch sei, so scheint es doch, als habe die öffentliche Stimme diesmal einen entschiedenen Sieg davon getragen. Die Mehrzahl, die weit überwiegende Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung nämlich, etwa drei Viertheile sind evangelisch; man fragte sich also mit Recht, was soll an einem von einer solchen Bevölkerung unternommenen Werke die Herstellung eines Symboles, welches nicht blos völlig unverstanden geblieben (und die Kunst ist doch vor Allem dazu da, daß sie verstanden werde; denn ohne Verständniß kann sie nicht w i r k e n, kann sie nicht ihren Z w e c k e r f ü l l e n), sondern auch in der Hinsicht ganz ungeeignet gewesen wäre, daß der heilige Georg, als Patron der Ritter und Wanderer, mit der B ü r g e r s c h a f t als solcher Nichts zu thun hat. Eher hätte man sich noch das Bild unserer Landesheiligen, der heiligen H e d w i g, oder das unseres noch überall sichtbaren Stadtpatrons, J o h a n n e s des Täufers, gefallen lassen mögen. Es tauchten allerhand andere Vorschläge auf, man nannte F r i e d r i c h W i l h e l m III., oder den Freiherrn v o m S t e i n, als diejenigen, denen man an der Façade des Stadthauses als den Urhebern der neuen städtischen Freiheiten hätte ein Denkmal setzen können. Beide Vorschläge ließen sich nach unserem Dafürhalten wohl verwenden, falls die architektonische Anordnung es zuließ. Jetzt hat sich, wie wir hören, die Sache so gewendet, daß man von allen diesen Projekten absehen und einen Genius, oder Engel, oder wie man sonst die Figur nennen soll, anbringen will. Es soll nämlich durchaus eine Gestalt mit Flügeln sein; auch hören wir, daß die Figur zugleich als Wappenhalter dienen soll. Was hierbei endlich noch herauskommen wird, vermögen wir noch nicht anzugeben. Jedenfalls aber ist dies eine Frage, welche, wenn man dergleichen Dinge überhaupt ernst zu nehmen Lust hat, durchaus nicht ohne Bedeutung ist. S e i t J a h r h u n d e r t e n n ä m l i c h i s t d i e s d e r e r s t e M o n u m e n t a l b a u u n s e r e r S t a d t. — Das neue Stadthaus fällt ohnehin gegen das benachbarte, wahrhaft großartige, in jeder Beziehung künstlerisch bedeutende R a t h h a u s aus dem Ende des 15. Jahrhunderts bedeutend ab. Es scheint neben diesem höchst einförmig, kahl und dürftig. Da war es

wohl am Orte, jede Gelegenheit zu benutzen, um dem Gebäude einen möglichst prägnanten Charakter zu verleihen. Ein bloßer Engel hat keinen ausschließlichen Bezug zu diesem Gebäude; ein antiker Genius, etwa mit einer Friedenspalme, zwar eine sehr beliebte Symbolik, erscheint doch etwas blaß und unbedeutend und leidet an derselben Bezuglosigkeit. Also warum nicht eine Portraitfigur? vielleicht in einer Nische? — Erinnert man sich denn nicht der ähnlichen Ausstattung des neuen Dresdener Galleriegebäudes? Sollte die Kunst der Gegenwart wirklich so arm sein, ein Rathhaus, ein Stadthaus, ohne Bildschmuck am Aeußeren lassen zu müssen? Das bloße Wappen der Stadt wäre doch ein zu wohlfeiles Auskunftsmittel. Wir glauben zum Schluß die Bitte aussprechen zu dürfen, daß man uns mit Rathschlägen, aber wo möglich recht bald, in einer der folgenden Nummern dieses Blattes, versehe. Wie ist man anderwärts bei ähnlichen Gebäuden verfahren? L.

Biographisches.

Der Architekt Johann Georg Müller.

In protestantischen Kreisen einer ernsteren christlichen Bildung hat der Name Johann Georg Müller längst einen guten Klang. Er erinnert an den Bruder Johannes von Müllers, den Schüler und Freund Herders, einen Genossen jener unsichtbaren Gemeinde, die in den ersten Jahrzehenten des 19. Jahrhunderts aus verschiedenen kirchlichen Kulten und Bekenntnissen ungesucht sich zusammengefunden hatte, um eine bessere Zeit vorzubereiten, welche leider nur zu bald wieder in Partheien und Sonderungen auseinander fiel. War es die Schweiz und der reformirte Kanton Schaffhausen, welcher jenen ausgezeichneten Theologen erzeugt hatte, so ist es abermals die Schweiz und eine katholische Gemeinde des paritätischen Kantons St. Gallen, aus welcher ein anderer Johann Georg Müller hervorgegangen ist, der sein kurzes Leben dem Dienste der Kunst und namentlich dem Studium der christlichen Kunst gewidmet und es auf ehrenvollem Platz als Lehrer der Architektur an der akademischen Schule zu Wien geendigt hat. Auch ein evangelisches Kunstblatt ist dem talentvollen Manne ein ehrendes Andenken schuldig, aus dessen Entwürfen die neue reformirte Lorenzkirche zu St. Gallen entstanden ist, und der sich aus Anlaß eines Konkurses für Mülhausen im Elsaß viel und eingehend mit den Bedingungen und Erfordernissen des evangelischen Kirchenbaues beschäftigt hat. Geboren am 15. September 1822 und schon am 2. Mai 1849 vom Tode abgerufen, hat der frühe Vollendete nicht nur interessante Aufsätze über Gegenstände der bildenden Kunst und sinnige Dichtungen, sondern in seinen Skizzenbüchern eine Menge geistvoll konzipirter architektonischen Auffassungen aus der Schweiz, Deutschland, Italien und Sicilien, sowie einzelne daran geknüpfte Projekte hinterlassen. Es ist ein patriotisches Unternehmen, welchem sich ein Landsmann des Verstorbenen, Herr J. M. Ziegler in Winterthur, durch Herausgabe von 41 Blättern dieser Zeichnungen in Großfolio nebst einem

Lebensabriß und einigen Schriftstücken und Poesieen J. G. Müllers unterzogen hat.* Das höchste Interesse, welches durch diese Veröffentlichung erweckt wird, gilt aber den Bestrebungen des jungen deutschen Künstlers um die Vollendung der Façade des berühmten Florentiner Doms. Mit hingebendem Eifer hat derselbe sich in jenes Gebäude vertieft und mehrere Entwürfe der Herstellung der Façade zu Wege gebracht, auch schriftlich sich über den Gegenstand, der ihm ein so tiefes Anliegen war, verbreitet. Erleben sollte er die Erfolge nicht. Aber wenige Jahre nach seinem Hinscheiden gelangte sein Plan zur Kenntniß des Großherzogs von Toskana. Seine Denkschrift ward ins Italienische übersetzt, seine Entwürfe bei der Florentiner Ausstellung vorgewiesen; eine Dombau-Gesellschaft entstand und ein Konkurs ward ausgeschrieben, bei welchem eine Berücksichtigung der Müller'schen Ideen in Aussicht genommen und seinen Hinterbliebenen zugesagt worden war, als die politischen Unruhen des Jahres 1859 den Fortgang der Sache ins Stocken brachten. Hoffentlich nicht für immer. Ob die Unità Italiens zu Stande kommt und bei Stande bleibt oder ob die Lothringer am Arno wieder einziehen, oder was sonst geschieht — die Maria del Fiore wird hoffentlich ihre Vollendung und das Werk des Arnolfo di Lapo und Filippo Brunelleschi auf Anregung eines deutschen Jünglings endlich seinen Abschluß finden. Aber auch noch einen andern Kirchenbau, daß er sich im Stillen fortsetze und abschließe, wünschen wir dem schönen Florenz, das Gedeihen des evangelischen Bekenntnisses unter seinen Bürgern und die Blüthe des dorthin verlegten Waldenserseminars, welches der Herr als Accademia del Fiore für ganz Italien auf den Leuchter stellen wolle. G.

Chronik.

Baukunst. In Toulouse, wo 1500 Protestanten unter 200,000 Katholiken leben, aber zu den wohlhabendsten und geachtetsten Einwohnern zählen, hat der Stadtrath die Summe von 150,000 Franken für Erbauung einer protestantischen Kirche ausgesetzt. (Gelzers prot. Monatsbl.)

Am 29. November 1860 wurde auf dem Friedhofe zu Koburg eine zum Erbbegräbniß der herzoglichen Familie bestimmte Kapelle durch den Oberhofprediger Dr. Meyer feierlich eingeweiht. Sie ist in Form einer Basilika erbaut und enthält außer dem Mittelschiff zwei Seitenhallen, in welchen die ehernen Sarkophäge stehen sollen. Das mittlere Oblongum ist durch hohe Säulen und Flügelthüren in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die äußere, eine Art Vestibulum oder Pronaos, zum allgemeinen Gebrauche für die auf dem Friedhof stattfindenden Beerdigungen huldreich überlassen ist. Die innere Abtheilung bildet eine reich ausgestattete Kapelle für sich. Dieser Raum ist mit einem Fußboden von Marmormosaik belegt und hat einen Altar von schwarzem Marmor; an den Wänden befinden sich Konsolen für künftig aufzustellende Büsten. Die Fenster sind von farbigem Glas. Ueber dem Portal der Grabkapelle stehen in vergoldeter Schrift die Worte: In Stille und Hoffnung. (Prot. Kirchenzeitung.)

In Naumburg hat man Hoffnung, eines unserer ältesten Baudenkmale, die St. Moritzkirche, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergerichtet zu sehen, indem sich ein Komitee zu Geldsammlungen gebildet hat, um den zweiten an dieser Kirche fehlenden Thurm wieder aufrichten zu lassen, der in Folge der ungeschickten Reparatur eines früheren königlichen Baumeisters hat

* Winterthur im Verlag von Joh. Wurster u. Cie.

niedergelegt werden müssen, wodurch die Stadt einer ihrer herrlichsten Zierden beraubt worden ist. Um das löbliche Unternehmen zu fördern, hat der Magistrat aus den Ersparnissen der alten, nunmehr aufgelösten Sparkasse ebenfalls die Summe von 500 Thalern bewilligt, und außerdem haben sich drei Männer gefunden, deren jeder zum Zwecke des Wiederaufbaues des fraglichen Thurmes einen Vortrag zu halten beabsichtigt: der verdienstvolle Literarhistoriker Koberstein aus Pforta, Schuldirektor Neumüller und Appell.-Rath v. Kräwel.

Die Stiftskirche zu Bücken bei Hoya (Hannover), eine in ihren Haupttheilen wahrscheinlich aus dem 10. Jahrhundert stammende Pfeilerbasilika, über deren Architektur und reichen Denkmälerschatz die berliner „Dioskuren" Nr. 43 und 44 einen eingehenden Artikel von A. H. Müller enthalten, deren Erhaltung durch ungeschicktes Abmeißeln mehrerer Pfeiler gefährdet war, soll gründlich restaurirt werden.

Bei der gegenwärtig energisch betriebenen Restauration des Domes (Liebfrauenkirche) in München ist es zwischen dem bauführenden Architekten, Baumeister Berger und dem historischen Verein für Oberbayern zu einem lebhaften Streite gekommen, der um seiner Principienfragen willen für alle Restaurationen von mittelalterlichen Denkmälern sehr wichtig ist. Nach dem allerhöchst genehmigten Plane soll der Dom (vollendet 1488) auf seine ursprüngliche Gestalt zurückgeführt werden und Berger hat deßhalb geglaubt, die sämmtlichen der Renaissance angehörigen Einbauten, Seitenaltäre, Kapellengitter 2c. entfernen zu müssen. Der historische Verein hat deßhalb bittere Beschwerden erhoben und ein endgültiges Resultat ist zur Zeit noch nicht erzielt worden. — Die neugeschaffenen Holzskulpturwerke — der Hochaltar nach dem Entwurf von Berger, ausgeführt von Knabel, und die Kanzel, entworfen und ausgeführt von Sickinger, werden als vorzüglich gelungen erwähnt.

Angeblich soll auf Befehl des Königs anstatt des in großartigen Dimensionen beabsichtigten Berliner Dombaues jetzt ein Plan zur Ausführung in kleinerem Maßstabe angefertigt werden; womit dann vielleicht die endliche Inangriffnahme der Cornelius'schen Fresken für den Campo santo näher rückt. Bekanntlich wird der Altmeister der deutschen Kunst im Frühjahr wieder nach Berlin zurückkehren.

Vervielfältigende Kunst. Alle Freunde der altitalienischen Kunst des 14.—16. Jahrhunderts machen wir auf die jährlichen Veröffentlichungen der „Arundel-Gesellschaft" aufmerksam, welche durch Vermittelung des Hrn. Georg v. Bunsen auf Burg Rheindorf bei Bonn jetzt auch in Deutschland zur Theilnahme auffordert. Für den Jahresbeitrag von 7 Thlr. erhält man ein Heft von gewöhnlich 2 großen Farbendruckblättern, 6—8 Bl. Lithographien und Holzschnitten nebst Text. Die erschienenen 11 Hefte haben eine Fülle der herrlichsten Werke christlicher Malerei von Giotto bis Raphael wiedergegeben und die in neuester Zeit meist bei Storch und Kramer in Berlin gefertigten Farbendrucke sind von so außerordentlicher Schönheit, daß der dafür geforderte billige Preis sich nur aus der ergiebigen Unterstützung kunstsinniger englischen Großen erklärt.

Eine der gediegensten Erscheinungen des Jahrs 1860 ist die Sammlung von Photographien nach Zeichnungen von Overbeck, Cornelius, Koch, Steinle, Schraudolph, Führich, Veit u. A., welche unter dem Titel: „Stifts-Album" (die Originale sind im Besitz der Frau Schlosser auf Stift Neuburg) bei L. Meder in Heidelberg erschienen ist. Insbesondere gehört die darin befindliche Composition von Cornelius zu den schönsten Werken der neueren Kunst.

Literatur. Unter dem Titel: Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart von Heinrich Otte, mit zahlreichen Holzschnitten und andern Abbildungen, 1. Lfg. Leipz. T. O. Weigel 1861, erschien soeben ein für die Geschichte der christlichen Baukunst höchst wichtiges neues Werk, dessen wohlbekannter Verfasser zum ersten Mal die Geschichte der deutschen Baukunst einer streng historisch-archäologischen Behandlung unterzieht. Die erste Lieferung reicht bis zum Schlusse des 10. Jahrhunderts, und soll das ganze Werk in 3 Lieferungen abgeschlossen werden.

Verantwortliche Redaction und Verlag von **Ebner & Seubert** in Stuttgart.
Schnellpressendruck der **J. G. Sprandel**'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. März 1861. Nro. 5 u. 6.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und **J. Schnorr von Carolsfeld.**

Erscheint monatlich in einem Bogen. Preis des Jahrgangs 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Sgr. — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.

Berathungen des Barmer Kirchentages über christliche Kunst.*

Vergl. christl. Kunstbl. 1859 Nr. 1 ff.

Auch der Kirchentag des Jahres 1860 hatte seine der christlichen Kunst gewidmete Konferenz. Am Mittwoch dem 12. September war der Nachmittag

* Das fleißige Protokoll der Spezialkonferenz über christliche Kunst hat Herr Pfarrer Baur zu Ettingshausen im Großherzogthum Hessen geführt.

zunächst für das Barmer Missionsfest bestimmt, und nach der religiösen Feier versammelten sich dessen zahllose Theilnehmer, Einheimische mit ihren Familien und Fremde, zu dem beliebten Missionskaffee in dem schönen öffentlichen Garten, der von ansehnlicher Höhe den Blick über das liebliche Wupperthal gewährt. Gleichwohl wurde am Abende desselben Tages der untere Saal der Konkordia nach sechs Uhr allmählich voll und die Anwesenheit der Frauen erhöhte auch diesen Theil der kirchentäglichen Berathungen. Den Eintretenden wurde ein Abdruck von 25 Thesen über den evangelischen Kirchenbau eingehändigt. Zugleich standen die drei großen Andreä-Gaber'schen Holzschnitte nach Originalien von Martin Schön und Albrecht Dürer, gefirnißt und eingerahmt, zur Beschauung da. Auch wurden gegen Ende der Versammlung die Zeichnungen des Entwurfs einer neuen evangelischen Kirche für Hohentwiel von Leins herumgereicht.

Der Vorsitzende, Oberhofprediger Grüneisen aus Stuttgart, leitet die Verhandlung ein, indem er an das Vormittagsthema der Hauptversammlung, an den geistvollen Vortrag des Konsistorialraths, Professors Dr. Lange in Bonn, über die Stellung der modernen weltlichen Literatur zum Christenthume, anknüpft und hierauf zunächst geschichtliche Erinnerungen folgen läßt, wie vor neun Jahren der Kirchentag zu Elberfeld seine erste Besprechung über die religiöse Kunst gehalten, wo es sich hauptsächlich um Gründung eines Vereines für die Zwecke christlicher Kunst, vorzüglich zum Behufe der Verbreitung christlicher Bilder, gehandelt und woraus nach und nach die Vereine zu Berlin, Stuttgart, Hamburg und Dresden ihren unmittelbaren oder mittelbaren Ursprung empfangen haben. Auf dem Stuttgarter und Lübecker Kirchentage seien durch den Präsidenten desselben, den nunmehrigen preußischen Staatsminister von Bethmann Hollweg, und durch den Propst, Oberkonsistorialrath Dr. Nitzsch in Berlin ausführlichere Vorträge über die Bedeutung, Geschichte und Aufgabe der religiösen Kunst in der christlichen Kirche gehalten worden. In Hamburg habe man die von Dr. Oldenberg entworfenen Thesen über die christliche Kunst als einen wichtigen Faktor der Bestrebungen für die innere Mission besprochen. Auch habe schon damals eine Ausstellung neuester Hervorbringungen auf dem Gebiete des Steindrucks und der Holzschneidekunst, namentlich von Werken der berühmten Gaber-Richterschen Offizin zu Dresden stattgefunden. Für dieses Mal sei nächst den ausgestellten Blättern, deren Entstehung, Herausgabe und Verwendung näher erläutert wurden, ein konkreter Gegenstand für die Berathung vorbereitet, die Frage von dem evangelischen Kirchenbau. Die darauf bezüglichen Thesen sollten aber nicht eher in Verhandlung kommen als nachdem es der Versammlung gefallen hätte ein anderes Thema durchzusprechen.

Ein solches Thema wird von dem Konsistorialrath Dr. Schickedanz aus Münster zur Sprache gebracht. Dasselbe bezieht sich auf die letzte der vorliegenden Thesen, welche davon handelt, die christlichen Kunst-Vereine seien in der Lage, durch guten Rath der Stillosigkeit und Stilmengerei entgegenzuwirken und das Aechte, Reine, Würdige empfehlend anzuregen, und will diese Aufgaben, die negative sowohl als die positive eines christlichen Kunst-Vereines, auf die Werke der Malerei und der Bildhauerkunst anwenden. Zu demjenigen, was als Stillosigkeit und Stilmengerei abgethan werden sollte, rechnet er ein

gewisses Griechenthum, eine der vor- und außerchristlichen Kunstweise sich anschließende Darstellung der Figuren, namentlich von Engeln welche der Gewandung entbehrten. So finde man es hin und wieder an und über den Kanzeln, an den Orgeln u. a. In der heiligen Schrift seien dafür keine Anhaltspunkte vorhanden, da die himmlischen Erscheinungen überall gewandet auftreten, Engel wie der Auferstandene. Ein anderer noch wichtigerer Punkt betreffe die Abbildungen des Heilandes selbst. Darstellungen aus der heiligen Schrift seien die schwierigsten. Diejenige des Heilands selbst sei eine Aufgabe, welche nicht allein die Aufbietung aller Kräfte erfordere, nein, über alle Kräfte hinausgehe. Göttliches und Menschliches solle in der Einheit vorgestellt werden. Wer sei dieser Aufgabe gewachsen? Es scheine in der Absicht Gottes gelegen zu haben, daß uns nichts von der äußeren Erscheinung Christi überliefert worden ist. Möglich wäre es, aber wir besäßen nichts davon, wir hätten keinerlei äußeren Anhalt, keinerlei sinnliche Hilfsmittel. Solle also ein Bild des Heilandes dargestellt werden, so müsse es gleichsam von innen heraus entstehen, es müsse der Herr selbst im Gemüthe des Künstlers eine Gestalt gewonnen haben. Den meisten Künstlern fehle es aber an der Vorbedingung, sich zu vertiefen in das Evangelium; Vielen an der sittlichen Reinheit, die zur wahren Auffassung und Darstellung desjenigen gehöre, welcher ohne Sünde war. Es müsse daher auch im Voraus ein Mistrauen entstehen gegen ein Werk, das solche Hände gebildet oder gemalt hätten. Sehen wir nun auf die in unseren Kirchen vorhandenen Christusbilder selbst, so werden wir auf eine Menge sehr unvollkommener stoßen, sogar bei Meistern wie ein Raphael. Es begegne uns in der Regel nichts als der Ausdruck der Sanftmuth, der Demuth, der Menschenliebe, der Ergebung in Gottes Willen — das sei viel aber nicht Alles. Jesus heiße das Licht der Welt — wie erscheinen uns diesem Gedanken gegenüber unsere Christusbilder? oder wie in dem Lichte des Wortes: Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber vergehen nicht; mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden u. s. f.? Baader sagte einmal: man dürfe nicht vergessen, das Lamm Gottes habe ein Löwenherz in seiner Brust getragen. Die Hoheit des eingeborenen Sohnes vom Vater solle in dem Christusbilde durchleuchten. Dasjenige, was deshalb an den Christusbildern, wie sie sich im Durchschnitt finden, zu bemängeln sei, liege in der Einseitigkeit des Ausdrucks. Darum sollte bei der Ausstattung von Kirchen und Häusern nicht sogleich das Christusbild gewählt werden. Wenn dagegen die Künstler sich an das unmittelbar Menschliche machen, so könnten sie darin Großes leisten.

Konsistorialrath Dr. Lange aus Bonn: Was der Vorredner über die unbekleideten Engel gesagt, halte er für begründet, aber wisse nur nicht, wo und wie weit die Erfahrung etwas einseitig Griechisches aufweise. In der andern Frage über die Darstellung des Christusbildes glaube er, daß die Sache ihren Zusammenhang habe mit der Beziehung, worin die Reformation zu der mittelalterlichen Kunst stehe. Das Christuskind auf dem Arme der Madonna sei recht das Zeichen der mittelalterlichen Kirche. Aber schon dieses Kind habe eine bedeutsame Form, reichen Ausdruck. Anders verhalte sichs mit dem Kruzifix; die römische Kirche sei mit dem Gedanken des Kreuzes nicht recht ausgesöhnt;

sie habe nur eine sehr äußerliche Auffassung der Passion, ein Grollen gegen die Juden und Pilatus; auch schlage die mittelalterliche Kirche lieber mit dem Kreuz als daß sie es trage. Das Alles präge sich auch in ihren Christusbildern aus. In vielen komme nicht der ganze Christus zu Stande, vielfach ein gedrückter, umflorter, nicht der triumphirende in Kraft der Liebe und des Geistes. In der evangelischen Kirche sei das Christusbild wie der Christenglaube zum Mannesalter reif, und wir dürfen vom Kirchentage wohl auch eine Anregung erwarten, daß die Maler auf die evangelische Bahn geleitet würden und Christum in seiner Fülle darzustellen anstreben.

Prediger Dr. Oldenberg aus Berlin: Es sei davon die Rede gewesen, daß in den Künstlern ein religiöser Defekt da sei, der sich an den Kunstleistungen zeige. Irre er nicht, so hange der Grund davon mit Mängeln zusammen, auf welche die Betrachtung von heute morgen hingewiesen habe. Es habe sich auf dem Gebiete der Kunst etwas geltend gemacht, was dem Leben des Proletariats angehöre. Ein solches gebe es in den weiten und großen Kreisen des Künstlerlebens. Vieles davon rühre von den ökonomischen Verhältnissen her. Es fehle der Kunst die Gunst, und dadurch werde manches edle Talent gehemmt, gedrückt, oder gehe ganz zu Grunde. Andrerseits beruhe das Uebel auf dem Verfall des Familienlebens, an welchem die Künstler Theil nehmen, und auf den Verirrungen, welche die so natürliche Folge davon wären. Dieser Defekt, der in manchen Fällen da sei, müßte in den öffentlichen Instituten, welche der Staat für die Bildung von Künstlern errichte und pflege, auf den Kunstakademieen, in den Kunstschulen ersetzt werden. Nach ästhetischer Seite mögen diese Anstalten viel leisten, aber ob auch nach ethischer, religiöser, theologischer Seite? Eins freilich werden auch die Akademieen nicht leisten: Eine Mitgift müsse der Jünger der Kunst anderswoher bekommen, aus der Heimath, von den Müttern. Wenn diese ihn begleite, so werde auch die Klage über den Defekt der Christusbilder mehr und mehr verschwinden. Die Mütter hätten eine heilige Mission für die Kunst, weil für die Künstler.

Generalsuperintendent Dr. Wiesmann aus Bonn: Es gibt Künstler, die es wirklich sind; andre, die es nicht über das Handwerk hinausbringen. Wie gerecht auch die bisher vernommenen Klagen und Bedenken, so dürfe man nicht vergessen, daß wir uns hier auf einem Gebiete befinden, wo die Vollendung immer ein frommer Wunsch bleiben werde. Je tiefer ein Künstler die ideale Stimmung in sich trage, desto mehr brauche er zu ergänzen. Der es ganz vermöchte, das innerlich Erlebte äußerlich darzustellen, müßte der Herr Christus selbst sein. Wenn Paulus alle Erkenntniß hienieden für Stückwerk halte, wie vielmehr unsere Kunst und Künstler! Wenn es heiße, daß die Seraphim sich bücken, so liege auch darin ein Beweis, daß es uns Menschen nie gelingen werde Christum in seiner ganzen Idealität hinzustellen. Die älteste christliche Kunst habe einen großen Werth auf das begleitende Symbol gelegt; das Mittelalter habe Gestaltung in Figuren gesucht; da bleibe immer ein Mangel. Haben wir aber wirklich bekehrte, gläubige Künstler, dann sei der Weg von dem was ihre Seele schaut zur Konception viel sicherer und näher, ob auch Manches darauf verloren gehe.

Konsistorialrath Schickedanz ergreift noch einmal das Wort und spricht seine Meinung schließlich dahin aus, daß, weil sich die Unvollkommenheiten des menschlichen Christusideals immer mehr herausstellen, besser gethan werde sich zum Symbol zu wenden. Ein wahres Christusbild sei nur da wo man Ehrfurcht davor empfinde. Das Sichbeugenmüssen vor ihm finde man aber fast nirgends. Nochmals berufe er sich auf einen Ausspruch Franz Baaders: Heilige Liebe und heiliger Haß seien die beiden Pole des Christenthums. Beide müßten in dem heiligsten Antlitz ihren Ausdruck finden. Werde der Haß, der heilige Zorn, der majestätische richterliche Ernst hinweggelassen, so gehe der männliche Charakter, die ritterliche Kraft des Christenthums verloren.

Der Vorsitzende faßte das bisher Ausgetauschte in einer Mahnung und Warnung für Künstler, die der Kirche dienen wollen, und für Kirchenvorstände, die sich der Kunst bedienen sollten, zusammen. Näher bemerkte er zu dem Vortrage des Konsistorialraths Schickedanz, es sei allerdings dem so, daß großartige Christusbilder schwer ins Werk zu setzen und daher auch selten zu finden seien. Aber es gebe deren, wie der Christuskopf von Hemling in der Münchener Pinakothek, ein erhabenes Gemälde vom tiefsten Ernst heiliger Liebe, aus der Zeit der Madonnen und des Mittelalters; ferner den auferstandenen Christus von Thorwaldsen, das Original von Marmor in der Frauenkirche zu Kopenhagen, eine Nachbildung davon im Zinkguß im Atrium der Friedenskirche bei Sanssouci, eine der einfachsten, mächtigsten, ruhigsten Gestalten und mit dem Ausdruck der erhabensten Würde im Antlitz, dergleichen die christliche Skulptur noch nichts aufgewiesen habe, ein Kunstwerk des gegenwärtigen Jahrhunderts und eines protestantischen Bildhauers. Solche hervorragende Erzeugnisse christlicher Kunst weisen dem nachstrebenden Künstler die Spur der tieferen Anschauung und reineren, volleren Auffassung des Ideals. Dazu aufzumuntern sei wohl mehr gerathen als wenn der Kirchentag den Ausspruch ergehen ließe, man sollte lieber keine Christusbilder in unsern Kirchen haben weil sie ihrem Vorbilde noch zu ferne stünden. In Beziehung auf Dr. Oldenberg und Dr. Wiesmann wurde beigefügt: auch der reich ausgestattete Künstler könne freilich nur dann das Bild Christi würdig und wahrhaft erbaulich wie wahrhaft schön und groß darstellen, wenn Christus zuvor in ihm eine Gestalt gewonnen habe. Rührend sei die schon zuvor durch Dekan Weitzel in Kirchheim berührte Geschichte von der Entstehung der Dannecker'schen Christusstatue, nachdem der fromme Künstler lange in Gebet und Traum gerungen und endlich in dem Ausruf eines Kindes vor seiner jüngsten Skizze: Der ist unser Heiland! einen Wink erkannt habe, nun sei er auf dem richtigen Wege. Von Thorwaldsen zwar wisse man, daß er in religiöser Hinsicht ziemlich indifferent gewesen sei. Bei der Komposition seines Standbildes Christi als des auferstandenen Friedefürsten der unter seine Jünger tritt, habe er sich aber gewiß in einem ihm selbst ungewohnten Zustande, in einer durch den Gegenstand seiner künstlerischen Aufgabe erzeugten geheiligten und erleuchteten Stimmung befunden. Wenn ein den großen Thatsachen und noch größeren Geheimnissen des Christenthums bis dahin ferngebliebener Künstler sich nun einmal daran mache oder vielmehr wage, denselben sein künstlerisches

Auge und Gefühl zuzuwenden, so könne ihn eine Seelenstimmung überwältigen, worin er als Organ des heiligen Geistes empfinde und arbeite.

Es wird nun zu dem vorbereiteten Gegenstande geschritten. Wir lassen deshalb die proponirten Thesen über den evangelischen Kirchenbau hier einrücken.

§. 1.

Der evangelische Kirchenbau hat sich nach den Anforderungen des bekenntnißmäßigen Gottesdienstes und mit Rücksicht auf die geschichtlich entwickelte christliche Bauweise zu gestalten.

§. 2.

Zu den Anforderungen des bekenntnißmäßigen Gottesdienstes an den evangelischen Kirchenbau gehört das Vorhandensein und die zweckmäßige Anordnung der zur Verwaltung der Gnadenmittel unentbehrlichen Bestandtheile, sowie die angemessene, namentlich für Ohr und Auge förderlichste Ausdehnung und Eintheilung des von der Gemeinde einzunehmenden Raumes.

§. 3.

Die zur Verwaltung der Gnadenmittel unentbehrlichen Bestandtheile des Kirchengebäudes sind

in erster Linie: Altar, Taufstein, Kanzel;
in zweiter Linie: Chor, Orgel, Sakristei.

§. 4.

Dem Altar ist eine erhöhte, freie Stellung zu geben; erhöht, damit er von allen Seiten sichtbar sei; frei, damit der Kommuniondienst unbehindert von Statten gehe. Auch dürften sich Schranken, wenigstens zur rechten und linken Seite, für die Distribution der Elemente empfehlen. Ein Kruzifix ist nach lutherischer Ordnung herkömmlich, nach reformirter Anschauung zuläßig und wünschenswerth, um den Altartisch als solchen zu bezeichnen. Wo über dem Altar ein Gemälde aufgestellt wird, sollte dasselbe keinen andern Gegenstand als eines der Hauptmomente der Passion Christi oder die Einsetzung des heil. Abendmahls darstellen.

§. 5.

Der Taufstein, nicht durch einen, zumal tragbaren hölzernen Tisch zu ersetzen, hat seine Stelle entweder in einer besonderen Kapelle an oder in der Kirche, oder bei dem Haupt-Eingang in die Kirche, dem Altarraum entgegengesetzt, oder vor dem Altarraum zwischen Altar und Gemeinde, und im letzteren Falle näher den Gemeindestühlen als dem Altar, keinesfalls aber auf der den Altarraum tragenden Erhöhung.

Die Stellung des Taufsteins an dem der Kanzel gegenüberliegenden Pfeiler des Chorbogens, welche neuerlich da und dort beliebt wird, ist an sich nicht zu verwerfen, aber dem Auge weniger zusagend.

§. 6.

Die Kanzel, aus Stein oder hartem Holz beschafft und, wenigstens in größeren Kirchen, mit einem Schalldeckel versehen, gehört in einem großen, mehrschiffigen Gebäude an einen Pfeiler des Hauptschiffes, der dem Altarraume näher steht, in einem kleinen, einfachen Gebäude an einen der Chorbogenpfeiler. Sie ist weder unmittelbar vor — noch hinter dem Altar aufzustellen vor dem Altar nicht, weil sie diesen für die Mehrzahl der Gemeindeglieder verdeckt, hinter dem Altar nicht, weil sie denselben in unanständiger Weise überragt und entweder den Chorraum überflüssig erscheinen läßt oder den Prediger in zu große Entfernung von seinen Zuhörern bringt.

§. 7.

Der Chor als besonderer Altarraum ist ein durch die Bedeutung des Altarsakraments zumal bei richtiger Orientirung der Kirche (§. 17.) geheiligter Bautheil und ist auch insoferne der Aufstellung des Altars im Schiff und inmitten der Gemeindestühle entschieden vorzuziehen, beschränkt sich indessen für das Bedürfniß des evangelischen Gottesdienstes auf eine nur mäßige Ausdehnung. Einen Chor auch dann zu bauen, wenn man nicht beabsichtigt, den Altar in ihm aufzustellen, ist widersinnig. Eine Kirche ohne Chor ist nahezu wie eine Kirche ohne Altar, nichts weiter als ein bloßer Betsaal, und verdient den historischen Namen einer Kirche nicht.

§. 8.

Die Orgel als das den Gemeindegesang tragende und den Gottesdienst überhaupt unterstützende Instrument findet ihre würdigste Stelle hinter den Gemeindestühlen auf einer dem Altarraum gegenüber errichteten Empore. Unter Umständen mag es gerathen sein, die Orgel im Schiff der Kirche nahe dem Altarraum und unfern der Kanzel aufzustellen. Ein Misbrauch ist es, die Orgel in den Chor zu versetzen. Es kann nicht dringend genug empfohlen werden, diesem Unfug zu wehren und den durch eine Orgel entstellten Chor durch deren Verlegung an die ihr gebührende Stelle seiner Bestimmung zurückzugeben. Die Orgel soll ferner das den Kirchenraum entsprechende Maß von Kraft und Mannigfaltigkeit der Register besitzen. Dem ungehörigen Streben einzelner Organisten und Orgelbauer nach Anschaffung solcher Orgelwerke ist entgegenzutreten, deren Umfang über das Bedürfniß der vorhandenen oder beabsichtigten Kirche hinausgeht und den Aufwand des neuen Kirchenbaues unnöthiger Weise vermehrt.

Außer dem für die Orgel selbst bestimmten Platz ist auch für den Singchor, welcher den Gemeindegesang leitet und nebendem auch figuraliter zu dem Gottesdienste mitwirkt, auf der Orgelempore genügender Raum auszumitteln.

§. 9.

Eine Sakristei, zur Aufbewahrung der kirchlichen Bücher und Utensilien, zum Aufenthalte des Geistlichen vor, zwischen und nach den gottesdienstlichen Akten und zur Vornahme einzelner solcher Akte, ist für diese verschiedenen Zwecke geräumig, heizbar und in kirchenwürdiger Bauform herzurichten. Es erscheint anständiger, sie als Anbau denn als Einbau der Kirche und zwar zunächst bei Chor und Kanzel anzubringen.

§. 10.

Die Errichtung eines Thurmes ist für den Hauptzweck des Kirchengebäudes nicht erforderlich; in den meisten Fällen genügt ein Glockenaufsatz (Dachreiter), um die Gemeinde zur Andacht zu berufen. Nur bei ausgedehnteren Parochialbezirken wird der Thurmbau zum gottesdienstlichen Bedürfniß, um die Glocken höher zu hängen und dadurch in erweitertem Umkreis hörbar zu machen. Auch wirkt auf die Bemessung der Thurmhöhe der Umstand ein, ob die Kirche auf einem erhabenen Orte, ob im Thal oder in einer Gebirgsmulde u. s. w. zu stehen kommt.

Die Stellung des Thurmes (oder der Thürme) kann auf jeder Seite des Kirchengebäudes, auch neben ihm ganz abgesondert, stattfinden. Bei einer orientirten Kirche steht er am Angemessensten vorn an der Westseite über dem Haupteingang zur Kirche und kann in diesem Fall auch zur Ausführung einer Vorhalle und zur Einrichtung der Orgel mitbenützt werden. Wenn es hingegen aus besonderen örtlichen Gründen, z. B. wegen der Thurmuhr, nöthig erachtet wird, dem Thurm seine Stellung auf der Ostseite der Kirche anzuweisen, so umschließt er ganz oder theilweise den Chor.

§. 11.

Weitere Emporen als die der Orgel und dem Singchor dienstbare (§. 8.) sind zu vermeiden. Wo sie aber wegen der starken Gemeindebevölkerung und der beschränkten Mittel halber nicht vermieden werden können, sind sie nur an den Langseiten, nie im Chor, ferner mit ansteigenden Sitzreihen und überhaupt so anzulegen, daß Kanzel und Altar von allen Plätzen sichtbar sind, auch keine für die Kanzel beengende Nähe der Empore entsteht.

§. 12.

Die Sitzbänke sind, mit Freilassung eines würdigen Raumes vor dem Chor und eines bequemen mittleren Ganges nach dem Chor, im Schiff der Kirche, in angemessener Weite und so anzulegen, daß in der zwischen Kanzel und Altar etwa gelegenen Gegend die Sitze umgeschlagen und daß allenthalben die Fußschemel auch zum Knien benützt werden können. Im Chor ist anderes Gestühle als für die Prediger und Gemeindevorsteher nicht aufzustellen.

§. 13.

Ob ein besonderer Beicht- und ein Lehrstuhl (Lesepult) einzurichten, hängt von der bestehenden oder sich bildenden Uebung ab. Jener gehört passender in den Chor als in die Sakristei oder das Schiff; dieser entweder bleibend vor den Altar, wo er aber den Blick der Gemeinde nach dem Altare hin nicht hindern darf, oder an eine Seite des Chors, um für den Zweck der

Katechese und ähnlicher Neben-Gottesdienste, welche des Altars nicht bedürfen, vor denselben hingerückt zu werden.

§. 14.

Eine Vorhalle der Kirche, innerhalb oder außerhalb des Portals, ist namentlich auf der westlichen (Wetter-) Seite in Gegenden, welche dem Sturm und Schneefall unterworfen sind, insonderheit für die Kirchenbesucher aus den Filialen zu empfehlen.

§. 15.

Die Würde, Schönheit und Bedeutsamkeit des Kirchenbaues verwirklicht sich in den geschichtlich entwickelten christlichen Baustilen, welche, von der Basilika anhebend einer mannigfaltigen tiefsinnigen Symbolik des christlichen Glaubens zum Ausdrucke dienen.

§. 16.

Die Wahl aus diesen Baustilen für den einzelnen Fall sollte nicht sowohl dem individuellen Kunstgeschmacke der Bauenden als dem vorwiegenden Charakter der jeweiligen Bauweise der Landesgegenden folgen. Auch sollten vorhandene brauchbare Reste älterer Kirchengebäude sorgfältig bewahrt und maßgebend benützt werden.

Es ist angemessen, daß auch die einzelnen Bestandtheile des Bauwesens in seiner inneren Einrichtung, Altar, Taufstein, Kanzel, Gestühl, Orgelhaus, Gefäße und Geräthe, dem Baustil der Kirche entsprechen.

§. 17.

Die Orientirung, d. h. die Streckung der Kirche mit ihrem Haupteingang vom Westen her nach dem Chor in Osten, so daß die betende Gemeinde mit ihrem Antlitz nach dem Aufgange des Lichtes gerichtet steht, ist ein sinnvolles altes Herkommen und für den germanischen (gothischen) Stil gesetzliche Norm. Es kann jedoch diese Norm in einer mit den örtlichen Verhältnissen vereinbarten oder durch sie gebotenen Weite zwischen Nordost und Südost zur Anwendung kommen.

§. 18.

Gleichwie die Basilikenform des vorchristlichen Rom für die christliche Versammlungs- und Andachtsstätte prädestinirt erscheint: so ist das längliche Rechteck gerade für den evangelischen Gottesdienst besonders dienlich und erhöht seine religiöse Bedeutung noch dadurch, daß nächst der Tribüne (Apsis, Chor, Altarnische) zwei Querarme sich an ihm ausladen und so dem Ganzen die Kreuzesform verleihen (§. 20.).

§. 19.

Eine Abweichung von der normalen Anlage des Kirchengebäudes ist nur durch lokale Hindernisse gerechtfertigt. Ebendeshalb ist aber schon die Wahl des Platzes mit dem Absehen darauf zu treffen, daß durch die schwierigen lokalen Bedingungen keine sachlichen Erfordernisse beeinträchtigt werden.

§. 20.

Die durch die christliche Symbolik geheiligten Formen, wie des Kreuzes (§. 18.), des Dreiecks, des Quadrats u. s. w., sowie die sogenannten heiligen Zahlen, Drei, Vier, Sieben, Zwölf, empfehlen sich zur Berücksichtigung im Ganzen und Einzelnen des Kirchengebäudes und sind bei mäßiger, sinniger Anwendung auch dem christlichen Volke leicht zum erbaulichen Verständniß zu bringen.

§. 21.

Die Würde des Kirchenbaues verbietet den bloßen Schein der Festigkeit und Dauer, sie fordert massives Material und zieht z. B. ein freies durchsichtiges Dachgebälke, dergleichen sich in den englischen Kirchen findet, einer verschalten und vergipsten hölzernen Decke und Wölbung vor. Jedenfalls sollte der Altarraum (Chor oder Nische) massiv eingewölbt werden.

§. 22.

Besonders verdient das Beispiel unsrer deutschen Voreltern und unsrer mitlebenden Brüder jenseits des Kanals auch darin Nachahmung, daß sie, wenn die Mittel zum vollständigen Ausbau einer Kirche noch nicht zureichen, das Bauwesen für spätere Vollendung anlegen und lieber vorerst nur Kirche ohne Thurm oder nur ein oder zwei Schiffe ausführen, als ein Fertigmachen des Ganzen in kleineren Dimensionen beschleunigen.

§. 23.

Die Bauherren (Patrone, kirchliche Orts= und Stiftungsbehörden) sollten, wie es in erfreulicher Weise da und dort bereits geschieht, immer allgemeiner ihre Pflicht der Fürsorge für edeln Kirchenbau wahrnehmen und mit richtiger Einsicht in dessen Erfordernisse bethätigen.

§. 24.

Die landeskirchlichen Behörden mögen ihr Aufsichtsrecht auch in dieser Richtung anregend, belehrend und nöthigenfalls verbietend ausüben. In den Händen des Kirchenregiments ruht die Leitung des kirchlichen Bauwesens sachgemäß mit mehr Sicherheit des Erfolgs, als bei Staatsbehörden und deren Technikern.

§. 25.

Vereine für christliche Kunst sollten in größerer Zahl gebildet und von den Kirchengemeinden und Kirchengenossen gefördert werden, um namentlich für beabsichtigte Kirchenbauten den orts= und landeskirchlichen Behörden sowie Patronen und Stiftungen mit Rath an die Hand zu gehen und sei es die geeigneten Künstler zu empfehlen, sei es die schon vorliegenden Pläne zu begutachten, einer nicht selten kostspieligen Stillosigkeit oder Stilmengerei entgegenzuwirken und sowohl die Verbreitung einfach edler Raum= und Formenverhältnisse des Kirchenbaues, als auch ein richtiges Maß des ökonomischen Aufwandes für denselben zu vermitteln.

Gegen die drei ersten Paragraphen erfolgt keine Einwendung. Zu §. 4. bemerkt der Vorsitzende, daß er unter Altar zunächst den uralten Kommuniontisch, wie er in der ältesten Kirche vorkommt, verstehe, wo eine oblonge steinerne Platte auf vier steinernen Füßen ruht. Erst später habe sich der volle Altarkörper zumal für Aufbewahrung der Reliquien ergeben, und allmählig sei die den Altartisch überragende Hinterwand mit ihren Bildwerken und Zierden, der eigentliche Hochaltar verbreitet worden. Die letztere Form habe der lutherische Protestantismus beibehalten, während die Reformirten den Altar entweder ganz entfernt oder, wie man ja auch hierzuland sehe, in einen großen hölzernen Tisch verwandelt haben. Die Form des Tisches ohne Hinterwand finde sich auch in den lutherischen Kirchen des südlichen Deutschlands, wie Württemberg, wo mit dem lutherischen Lehrbegriff der reformirte Kultus zusammenbestehe.

Konsistorialrath Schickedanz empfiehlt statt des Kruzifixes das einfache Kreuz. Dann würden auch manche reformirte Gemeinden sich mit diesem Symbol aussöhnen. Er würde namentlich ein dunkles gußeisernes Kruzifix noch am ehesten billigen, weil hieran die Unvollkommenheiten sich verhüllen. Hierauf wird ihm durch den Vorsitzenden mit einer Hinweisung auf das Unschöne und eher Abstoßende als Anziehende solcher dunkeln Gußwerke und auf die Geschichte der abergläubischen schwarzen Mirakelbilder der römischen und morgenländischen Kirche erwiedert. Auch erklärt sich die Versammlung mit der Fassung des Paragraphen einverstanden.

Bei §. 5. spricht sich Generalsuperintendant Dr. Walther aus Bernburg prinzipiell für die Stellung des Taufsteins auf der Westseite beim Haupteingang in die Kirche aus.

§. 6. führt auf eine Erwähnung der reformirten Kirchen des Wupperthals und wie z. B. die von Hübsch erbaute Unterbarmer Kirche, welche mit ihrem Gallerienbau lebhaft an die altchristliche Basilika der heiligen Agnes in Rom erinnere, aber leider die Chornische vermissen lasse und an ihrer Stelle die Kanzel und über dieser die Orgel habe.

Der Inhalt des §. 7. in Rückbeziehung auf §. 3. veranlaßt den Konsistorialrath Dr. Lange zu der Aeußerung: bedenklich erscheine ihm die Stellung der wesentlichen Erfordernisse des Kirchenbaues in §. 3. verbunden mit §. 7. Besonders macht er aufmerksam auf das „nahezu.“ Der Chor sei mit dem Altar und für denselben von einer großen Bedeutung. Allerdings könne ein Abendmahl mit höchster Andacht und wahrem Segen auch in der Stube gefeiert werden. Wenn es aber in der Kirche geschehen soll und wenn es sich um den Altar als Symbol handle, dann bedürfe dieser des Chors als seiner nothwendigen Basis. Die symbolische Erscheinung des Chors sei auch sonst wichtig im Unterschiede vom Schiff, welches alle, auch Juden u. s. w., betreten dürfen. Der Chor gehöre der mündigen Gemeinde, der Abendmahlsgemeinschaft. Das „nahezu“ könnte wohl mit „eigentlich“ vertauscht werden. Denn wo der Chor fehle, da fehle die Unterscheidung zwischen Kommunikanten und Katechumenen. Auf diese Bemerkungen wird von dem Vorsitzenden geantwortet, er habe in §. 3. in erste Linie Altar, Taufstein und Kanzel als die unumgänglichen Geräthe zur Spendung der Gnadenmittel im Sakrament und Wort vorangestellt, und ihnen Chor, Orgel und Sakristei als gewiß sehr wichtig und wünschenswerth, aber nicht so ganz unumgänglich und unentbehrlich wie jene ersteren drei, nachgesetzt. Mit dieser Erläuterung beruhigt sich Konsistorialrath Lange. Den Ausdruck „nahezu“ in §. 7. behauptet der Vorsitzende aus schonender Rücksicht auf das reformirte Bekenntniß gewählt zu haben, ist aber gerne bereit ihn wegzulassen. Hiemit stimmt auch die Versammlung überein.

§. 8. wird gutgeheißen.

Auf die Frage des Konsistorialraths Dr. Schickedanz, ob nicht durch Anbau der Sakristei im Aeußeren der Kirche eine häßliche Entstellung sich ergebe? erwiedert der Vorsitzende, daß Ungleichheit weniger störend von außen als von innen sei, und unschön sei ein Anbau nur dann, wenn seine Zweckmäßigkeit nicht in die Augen springe. Er erinnert übrigens an ein sinniges Beispiel inneren Sakristeibaues in der neuen Christkirche zu Hannover, wo zwei von den Kapellen des Chors, welche den Altarraum einschließen, für Sakristei und Paramentenkammer bestimmt und mit Wänden einer nur mäßigen Höhe versehen würden, so daß aus dem Schiff der Kirche der Blick in die volle Schönheit und Würde des Chorbaues offen bleibe.

Beim Uebergange zu §. 10. tritt Generalsuperintendent Dr. Wiesmann von Bonn für den Thurm ein, der in den vorliegenden Thesen offenbar zu kurz gekommen sei. Derselbe betont den symbolischen Sinn des Thurmes, der ein zum Himmel gerichteter Finger sei und das aufsteigende Gebet bedeute. Er wünscht, daß die These in diesem Betracht eine Ausdehnung erhalte. Der Vorsitzende erläutert die Fassung des Paragraphen dahin, daß hauptsächlich dem Wahne von der Unentbehrlichkeit eines Thurmes für alle und jede Kirchen entgegengetreten sei, wie man jetzt z. B. in Oesterreich sich mit Thürmebauen verblute, da bis zur jüngsten Zeit in den kaiserlichen Staaten kaum ein Betsaal der Protestanten habe erbaut werden dürfen, Thurm und Glockengeläute aber streng verboten gewesen sei. Dort seien es namentlich politische Motive, die den Thurmbau begünstigen, um öffentlich ein Zeichen der errungenen Gleichberechtigung, wenig-

stens in diesem Punkte, auszustellen. Für den Zweck der Kirche als gottesdienstlicher Versammlungsstätte der Gemeinde sei die Errichtung des Thurmes nicht weiter nöthig als im Paragraphen bereits zugegeben werde. Konsistorialrath Dr. Lange möchte die Thürme möglichst hoch und weitumher sichtbar bauen, indem er davon spricht, wie ihm in trauriger Weise interessant geworden, daß das Antichristenthum unserer Tage sich mit seinem Spott hauptsächlich auf Thurm, Orgel, Glockenton geworfen habe. Er schlägt einen Zusatz in folgender Formulirung vor, daß nämlich hinter die Worte des Textes: „Die Errichtung eines Thurmes ist für den Hauptzweck eines Kirchengebäudes nicht erforderlich," eingeschaltet würde: „obschon, wo die Mittel zureichen, um seiner symbolischen Bedeutung willen erwünscht." Die Versammlung billigt diesen Antrag.

Die §§. 11—14. bleiben unbeanstandet.

Nach den bis §. 14. behandelten kirchlichen und gottesdienstlichen Erfordernissen treten von §. 15. an die ästhetischen und historischen Momente der Berücksichtigung hervor. Bei §§. 16—19. wird von dem Vorsitzenden auf die in der Versammlung zur Durchsicht umhergebotenen Zeichnungen für eine Kirche in Hohentwiel, einer badischen Enklave württembergischen Gebiets, hingewiesen, worin mit der richtigen Stellung des Chors nach Osten verschiedene eigenthümliche Umstände berücksichtigt sind, daß ein Theil der Kirchenbesucher von der Höhe der Bergveste, ein größerer aus der tiefliegenden Thalebene herbeikommt, daß neben der Kirche auch eine Schule anzubringen war, daß der Geistliche zugleich Organist und Schulmeister sein muß. Diesen mancherlei Ansprüchen ist theils durch die Anlegung einer hellen und heizbaren Unterkirche, welche zur Sakristei und Schule, zugleich zur Winterkirche dient und einen besonderen Zugang von der aus dem Thal herauf führenden Straße bekommt, theils durch Anbringung der Orgel auf der, gegenüber der Kanzel stehenden Chorseite, von wo der Prediger nur ein paar Schritte an den Altar und ein paar weitere bis auf die Kanzel thun darf, auf das Einsichtigste Rechnung getragen. Der württembergische Hauptverein der Gustav-Adolph-Stiftung hat daher auch die Ausführung dieses Entwurfs beschlossen, wofür der größere Betrag des nöthigen Aufwandes bereits beisammen ist.

Konsistorialrath Schickedanz erwähnt zu §. 18. die Akustik. Der Vorsitzende sagt, für diesen Zweck sei eben die Form des Oblongum hervorzuheben. Oberkonsistorialrath Dr. von Mühler aus Berlin bemerkt: man habe evangelische Kirchen in der Rotundenform erbaut, und diese Form habe sich als höchst ungünstig für die Akustik ausgewiesen. Er bittet daher, eine Warnung vor der Rotunde in §. 18. aufzunehmen. Auch Konsistorialrath Schickedanz erzählt von einer Kirche zu Wesel, in welcher platterdings nicht zu predigen gewesen sei; Ingenieure haben zwischen den Pfeilern Draperien anbringen müssen, damit einigermaßen geholfen werde. Es wird beschlossen, nach dem Antrage Dr. von Mühlers dem §. 18. den Schlußsatz anzuhängen: „Die Gestalt der Rotunde hat schon den Mangel an Akustik wider sich."

Konsistorialrath Schickedanz erinnert an die Heizbarkeit der Kirchen, Konsistorialrath Lange an ihre Gesundheit. Der Letztere führt Beispiele der unerträglichen Schwüle und des noch unerträglicheren Luftzugs an und frägt, ob

es nicht ein Problem sei, darüber nachzudenken, wie auf eine der Kunst nicht schädliche Weise für die angemessene Lüftung der Kirchen gesorgt werden könne. Der Vorsitzende bemerkt, daß diese Erfordernisse, für welche, wie für Alles was Komfort auch in der Einrichtung der Kirchenstühle heiße, in den amerikanischen Kirchen so trefflich gesorgt sei, auch diesseits des Oceans immer allgemeinere Aufmerksamkeit und Abhilfe finden werden.

Die §§. 19—22. gehen ohne Widerspruch durch. Bei den drei letzten Paragraphen tritt Pastor Gräber aus Meiderich in Westphalen auf und erklärt: sein und anderer Anwesenden bisheriges Stillschweigen dürfe nicht so gedeutet werden, als wären sie in voller Uebereinstimmung mit dem Inhalte der vorgelegten Thesen. Im Grunde können sie sich mit den zwei ersten Paragraphen begnügen, auch verzichteten sie zur Noth auf den Namen Kirche. Er habe nichts dagegen, daß man solche Kirchen baue, wie sie hier gefordert werden, halte es aber durchaus nicht für nothwendig. Ihm entgegnet Herr Wiesenfeld von Barmen: Die Reformirten könnten sich wohl begnügen, aber die reformirte Kirche sei den edeln Bestrebungen christlicher Kunst nicht fremd, und er müsse dies im Gegensatze zu dem vorher Gesprochenen um so mehr bestätigen, als er zugleich auf die schöne neue reformirte Kirche, die man jüngst in dem nahen Elberfeld erbaut habe, als ein sprechendes Denkmal solcher Anschauung hinweisen dürfe. Dieser Aeußerung ward von vielen Seiten Beifall zugerufen.

Bei §. 25. läßt sich Prediger Dr. Oldenberg von Berlin über die bisherige Wirksamkeit der im Laufe der letzten neun Jahre entstandenen Vereine für christliche Kunst des Weiteren aus und anerkennt namentlich die praktische Einrichtung und Thätigkeit des württembergischen Vereins. Sodann empfiehlt er die Verbreitung des christlichen Kunstblattes und richtet an den Vorsitzenden als einen Mitherausgeber dieses Blattes den Wunsch, es möge in demselben den Nothständen mehr Ausdruck gegeben werden. Diesen Wunsch belegt er mit einer Erzählung des schreckhaften Zustandes, in welchem er vor Kurzem eine Kirche im Kurhessischen angetroffen habe, ein Bild der tiefsten Verwahrlosung. Dergleichen komme auch sonst vor und müsse an den Tag gezogen werden, damit die Schmach ein Ende finde. Hinsichtlich der christlichen Bilder für den Hausgebrauch erwähnt er ein Unternehmen, an welchem sich mit ihm auch andre Freunde in Berlin, wie der Maler Oskar Pletsch, betheiligten, einen Katalog, der die erscheinenden Bilder aufführe und beurtheile, damit sich das Publikum zurechtfinden könne. An diese Nachricht knüpft der Vorsitzende die Mittheilung, daß auch von Seiten der Redaktion des christlichen Kunstblattes auf die Zusammenstellung eines Verzeichnisses solcher guten christlichen Bilder Bedacht genommen werde, welche nebst Angabe des Maßes und der Preise dem Bürger und Landmann empfohlen werden könnten, und daß namentlich Direktor Schnorr von Carolsfeld und Kunsthändler Justus Naumann in Dresden mit dieser Aufgabe beschäftigt seien. Es ergab sich hieraus, wie wünschenswerth ein gemeinschaftliches Wirken von verschiedenen Seiten in dieser Richtung wäre.

Der Vorsitzende drückt den Wunsch aus, daß die durchgesprochenen Thesen in der durch die wenigen Beschlüsse der Konferenz modificirten Fassung durch den Kirchentag den Geistlichen und Kirchenvorstehern, die zum großen Theile

mit der Frage von der kirchlichen Baukunst weniger Bekanntschaft hätten, nahe gelegt würden, wie sie denn auch in den Protokollen des Barmer Kirchentags veröffentlicht werden sollen. Schließlich dankt derselbe der zahlreichen Versammlung für die Ausdauer ihrer Theilnahme bis in die dritte Stunde nach eingebrochener Nacht. γ.

Kirchenstuhl Eberhards im Bart von Württemberg.

In seiner früheren Residenz Urach hatte sich Eberhard im Bart, der letzte regierende Graf und erste Herzog von Württemberg, im Chor der Propsteikirche des heiligen Amandus einen Betstuhl zur Seite des Hochaltars gegenüber dem Kirchensitze des Propstes aufstellen lassen. Es geschah Solches im Jahre 1472, vier Jahre nach seiner in das heilige Land unternommenen Reise. Dieser Betstuhl, aus dem besten Eichenholze geschnitzt, ist ein historisches Denkmal von bedeutendem Kunstwerth. Nur an dem Schlußknopfe des Plafonds, an dem Wahlspruch des Grafen und an den beiden Röschen fanden sich Spuren von Vergoldung. Sonderbar ist der Gegenstand der Brüstungstafel am Betschemel: die Beschimpfung und der Fluch des trunkenen Noah, vielleicht eine bußfertige Erinnerung an die wilde Jugend eines der frömmsten und weisesten Fürsten seiner und aller Zeiten. Innerhalb des Stuhles auf den beiden Lehnseiten stehen sich die Gestalten der heiligen Jungfrau mit dem Jesusknaben im Arm und der heiligen Barbara gegenüber; auf der Außenseite links ist St. Peter angebracht. Das Bild des Letzteren hängt wohl mit den Reisen Eberhards nach Rom zusammen; die heilige Barbara möchte zu Ehren der Prinzessin dieses Namens, Tochter des Markgrafen Ludwig



von Mantua aus dem Hause Gonzaga, gewählt sein, die Graf Eberhard später im Sommer 1474 als Gemahlin heimführte. Das württembergische Wappen ist inwendig im Schluß und oben auf der Spitze des Hutes angebracht. An der Rücklehne liest man die Worte: Attempo (ich wag's) — Eberhardus Comes de Wirtemberg et de Mompelgardo 1472.

Diese kostbare Reliquie, auf welche zuerst Heideloff in seiner Ornamentik des Mittelalters (4. Heft mit Nachbildungen auch der schönen Details) aufmerksam gemacht, aber auch die vielfache Beschädigung, welche sie im Laufe von bald vier Jahrhunderten erleiden mußte, beklagt hat, ist durch die gemeinschaftliche Fürsorge des Stiftungsraths der Stadt Urach und des württembergischen Alterthumsvereins in würdiger Weise vor wenigen Jahren ausgebessert worden. Die Restauration war dem Bildhauer Macholt in Reutlingen anvertraut, der mit richtigem Verständniß und liebevollem Fleiß seine Aufgabe gelöst hat. Möge dieser tüchtige Künstler auch anderwärts für ähnliche Zwecke gewonnen werden, da in solchen Händen das Alterthum geschont und die Herstellung mit anspruchslosem Sinn durchgeführt wird. G.

Rügen und Wünsche.

In der Voraussetzung, daß Plan, Idee und Tendenz dieser Blätter die vaterländische Geschichte nicht von den Gegenständen ausschließt, welche in den Bereich der christlichen Kunst fallen, sei uns gestattet auf eines der vielen leidigen Beispiele aufmerksam zu machen, wie eine an sich sehr lobenswerthe Idee in der Ausführung mehr oder weniger verunglückt, weil die Leitung nicht in die rechten Hände fiel. Schon vor mehreren Jahren besprach Schreiber dies mit seinem Freunde, dem trefflichen Gaber in Dresden, den Plan einer Reihe von Darstellungen entweder aus der preußischen oder aus der allgemeinen deutschen Geschichte, welche sich namentlich zum Gebrauch beim Unterricht der Jugend besser eignen sollten, als die sonst so hoch verdienstlichen großen Herrmann'schen Geschichtstafeln. Die Sache blieb damals zwischen uns liegen; bald darauf aber erschienen die ersten Lieferungen einer „deutschen Geschichte in Bildern," Dresden bei Meinhold, welche (ob im Zusammenhang mit jener Anregung steht dahin) offenbar dieselbe Idee zu verwirklichen beabsichtigten. Obgleich wir nun sowohl wegen des nach unserem Erachten viel zu kleinen Formats, als wegen der Auswahl der historischen Momente erhebliche Bedenken hatten und auch den Text sehr wenig dem Zweck entsprechend fanden, so waren doch in den ersten anderthalb Dutzend Heften manche tüchtige und viele leidliche Kompositionen, und der Gaber'sche Holzschnitt entsprach natürlich allen billigen Anforderungen. Dazwischen war manche mehr oder weniger verunglückte Darstellung; aber die Namen mancher der mitwirkenden Künstler gaben eine genügende Bürgschaft, daß dies nur Ausnahmen bleiben würden, wie sie in jedem größeren Werk der Art kaum fehlen können. Genug, wir bedienten uns selbst dieser Bilder in Lehrlingsschule und Gesellenverein nicht ohne Vortheil

und empfahlen sie bestens innerhalb unserer geringen Kundschaft. Allmählich aber wurde das Verhältniß der guten, leidlichen und schlechten Bilder immer ungünstiger, namentlich im Bereich der Geschichte des 19. Jahrhunderts; das letzte Heft aber, welches vor uns liegt, ist in der That in mancher Beziehung fast unter aller Kritik. Dies ist jedoch um so mehr zu beklagen, da es gerade die deutschen Freiheitskriege (im weiteren Sinn, also mit Einschluß von 1809) behandelt. Auf eine nähere Kritik würden wir uns bei solchem Machwerk nicht einlassen, auch wenn Zeit und Raum es erlaubten, doch können wir nicht umhin zur Charakteristik der Sache hervorzuheben, daß diese Karrikaturen nicht von Gaber geschnitten sind. Eine albernere Auffassung eines so großen Moments wie die kriegerische Volkserhebung in Preußen 1813 läßt sich kaum denken, als die, welche sich in der 14. u. 15. Lieferung darstellt — der Zeichnung und Ausführung gar nicht zu gedenken; und der Freiheitskampf der Tyroler ist nicht besser.*

Diese Rüge glauben wir um so weniger zurückhalten zu müssen, da sie nicht nur an sich wohl verdient, also berechtigt, sondern auch ersprießlich werden könnte, wenn sie die beabsichtigte Wirkung nicht ganz verfehlt, so daß sie nicht unter den Spruch fällt: „Wir haben es Macht, aber es frommt nicht.“ Unsere Absicht ist nämlich, auch bei dieser Gelegenheit auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß solche Unternehmungen den Händen der bloßen buchhändlerischen Spekulation entzogen werden, der meistens auch bei ganz löblicher oder doch nicht unbedingt mammonistischer Gesinnung die rechte Einsicht sowohl in künstlerischer als noch mehr in historischer und pädagogischer Beziehung fehlt. Wenn nun wenigstens das Bewußtsein dieses Mangels lebendig wäre, so würde durch Rath und Einfluß der rechten Leute wenigstens das Schlimmste verhindert werden, aber wer wüßte nicht wie es damit steht! Warum sollte auch ein anderweitig gedeihlicher Buchhändler mehr Selbsterkenntniß haben als andere ehrliche Leute? — Genug wir sehen der Sache keine Hilfe, als die schon so oft von uns angedeutete: Bildung eines Aktienkapitals zur Verwendung und Verwerthung in solchen Unternehmungen und unter der Leitung solcher Männer, die eben den rechten Beruf höherer christlicher Bildung dazu mitbrächten, wobei natürlich auch theils die technische theils die merkantile Seite tüchtig vertreten sein, oder doch zu Rathe gezogen werden müßte. Mit einem Betriebskapital von ein Paar Tausend Thalern, welches den Aktionären sicher zu 5 Prozent verzinst werden könnte, hätten in den letzten zehn Jahren alle Volksbildungsanstalten des nördlichen Deutschlandes mit dem Bilderapparat versehen werden können, dessen Mangel eine der Hauptursachen des kläglichen Mißverhältnisses zwischen der Maschine und ihren wirklichen Leistungen auf dem Gebiete der Volksschule ist. Freilich würde dies von Seiten der höhern Schulbehörden ein eingehendes Verständniß und eine Betheiligung voraussetzen, auf die nach bisheriger Erfahrung schwerlich mit Sicherheit zu rechnen ist. V. A. H.

* Dabei können wir nur beklagen, daß an ein gerade für solche Sachen so ausgezeichnetes Talent wie O. Pletsch gar nicht gedacht wird.

Holzschnitt.

Im Verlage von Gaber und Richter zu Dresden ist erschienen:

Der gute Hirte. Gebetbüchlein für fromme Kinder. Aus dem Schatz der Kirche gesammelt von G. Weber. Mit Holzschnitten nach L. Richter und Anderen. 72 S. in Oktav.

Eine sinnige Auswahl zumeist älterer Lieder und Liederverse, wie sie der Fassungskraft der Kleinen angemessen erschien, von dem Prediger Weber in Magdeburg zusammengestellt und mit theils schon bekannten theils neuen Holzschnitten begleitet, welche den Heiland als guten Hirten, als Hüter der Kinder, in den Hauptmomenten der Festzeiten, betende Kinder und Familien, Schutzengel, auch die Initialen eines goldenen A. B. C. in Kinderreimen darstellen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß dem Büchlein in vielen Kreisen sein Weg schon geöffnet ist. Wir unterlassen aber nicht, auch in unsern Blättern darauf die Aufmerksamkeit zu lenken.

Chronik.

Literatur. Der „Evangelische Kalender für 1861," herausg. von Prof. Piper in Berlin, dessen in diesen Blättern bereits gedacht worden, enthält in diesem Jahrgang 16 neue „Lebensbilder der Zeugen der Wahrheit" (in den bisherigen Jahrgängen im Ganzen 259). Die beigegebenen Holzschnitte sind: Luthers Töchterlein Margaretha, nach L. Cranach, und die Kreuzigung, mit symbolischen Figuren und dem aus dem Grab sich erhebenden Adam, nach einem Elfenbeinschnitzwerke des 12. Jahrhunderts (im Museum zu Darmstadt) zu dem Aufsatze: „Adams Grab auf Golgatha," einer in der altchristlichen Kunst öfter wiederkehrenden Vorstellung. Der stoffliche Reichthum des evangelischen Kalenders für den Ideenkreis der evangelischen bildenden Kunst ist mit Recht schon früher hervorgehoben worden.

Bezüglich des neulich in d. Bl. veröffentlichten Artikels „Die Kunst im Hause" ist dem Verfasser desselben der Wunsch ausgesprochen worden, die Titel einiger einschlagenden Werke mitzutheilen. Leider muß vorausgeschickt werden, daß die Preise derselben meist für kunstsinnige Privaten etwas hoch sind, indessen finden sich einige derselben fast in allen öffentlichen Bibliotheken und es ist dort die Benutzung immerhin möglich. — Für plastische Ornamente enthält den größten Reichthum: Heideloffs Ornamentik des Mittelalters; Nürnberg 1840 f. 4 Bände gr. 4. 33⅓ Thlr. mit sehr ausgeführten Stahlstichen. Vorzügliche altchristliche (italienische) Mosaiken und farbige Verzierungen sind in: Hessemers arabische und altitalienische Bauverzierungen. Berlin 1836 f. Fol. (100 Tafeln Farbendr.) 20 Thlr. Gemischte Verzierungen enthält Höflings: Sammlung von Initialen, Ornamenten, Paramenten 2c. Bonn 1855. (36 Tafeln Farben- u. Tondr.) 6 Thlr. Muster für Weberei und Stickerei bieten: Bock, der Musterzeichner des Mittelalters. Leipz. 1858 f. (In Lieferungen von 4 Bl. Farbendr. roy. fol. à 2⅔ Thlr.) und desselben Geschichte der liturgischen Gemeinde des Mittelalters, mit 120 Abbildungen in Farbendruck. Bonn 1856. 8° (9 Thlr.) — Zahlreiche neuere englische und französische Prachtwerke bieten besonders für Miniaturen und Schriftornamente ausgezeichnete Vorlagen; eines der billigsten: Digby Wyatts und Tymms Art of Illuminating (mit etwa 12 Farbendrucken und ebenso viel Umrißblättern zum Nachkoloriren). London 1860. 8° kostet 28¼ Thlr. — Das Bedürfniß nach einem billigen und populären „Handbuch der christlichen Ornamentik" wird jedenfalls über kurz oder lang zur Herausgabe eines solchen Werkes führen und ist nur zu wünschen, daß dasselbe aus berufenen Händen hervorgehe.

A.-Z.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. April 1861. Nro. 7 u. 8.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint monatlich in einem Bogen. Preis des Jahrgangs 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Sgr. — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.

Der Kirchenbau der evangelisch-reformirten Gemeinde in Luzern.

Die evangelisch-reformirte Gemeinde zu Luzern in der Schweiz hat ihre eigene, obwohl nicht weit zurückgehende Geschichte. Ihre Gründung durch den Zusammentritt einer kleinen Zahl in und um Luzern angesessener evangelischen Eigenthümer und Hausväter, und die Einreichung einer Bittschrift an den täglichen Rath des sonst ganz katholischen Kantons, daß denselben die regelmäßige

Ausübung des Kultus ihrer Konfession, sowie ein passendes Lokal hierzu gewährt werden möchte, fällt in die Mitte des Jahres 1826. Die Anerkennung der Gemeinde, sowie die Festsetzung der besondern Bestimmungen, unter welchen der bewilligte Gottesdienst Statt haben sollte, wurde von der höchsten Kantonsbehörde, nicht ohne eifrigen Widerspruch von einer gewissen Seite her zu erfahren, noch am Schlusse desselben Jahres ausgesprochen. Dieses Widerstreben ängstlicher Gemüther konnte begreiflich erscheinen, da manche in solcher Zulassung des einst so heftig bekämpften geistigen Elementes Gefahr sahen für den Kanton, der bis dahin als der Vorort der katholischen Mitstände der Eidgenossenschaft betrachtet worden war. Doch die vorurtheilsfreiere Gesinnung des obersten verwaltenden Rathes vermochte mit der vorläufig ausgesprochenen Bewilligung durchzudringen, wobei denn freilich auch die schuldige Rücksicht auf den Umstand mitwirkte, daß nach der damaligen Verfassung die schweizerische Tagsatzung alle vier Jahre um in Luzern als dem dritten eidgenössischen Vororte sich versammelte, und die eidgenössische Kanzlei, zur Hälfte wenigstens aus Reformirten bestehend, alsdann volle zwei Jahre daselbst zu bleiben hatte. Zu jener Zeit brachten abwechselnd die reformirten Gesandtschaften von Zürich und Bern einen eigenen Prediger mit, und es wurde dann zumal für die Dauer der Tagsatzung dem evangelischen Kultus eine der katholischen Kirchen der Stadt eingeränmt.

Am heiligen Osterfeste des Jahres 1827 wurde der erste Gottesdienst dieser etwa 200 Glieder zählenden Gemeinde, wovon jedoch die Hälfte als ohne bleibende Niederlassung zu rechnen war, gefeiert durch den schon zu Anfang des Jahres von Bern herberufenen Pfarrer und in einer hiezu von der luzernischen Regierung angewiesenen Kapelle, welche zu dem Gebäude gehörte, in dem die eidgenössische Kanzlei untergebracht war und das in früheren Zeiten dem päpstlichen Nuntius zur Residenz diente. Ein Abgeordneter der Kantonsregierung stellte der Gemeinde den erwählten Seelsorger vor und übergab ihm sodann zwei werthvolle Denkzeichen der besonderen Theilnahme, welche sich von hoher Seite der neuen Gemeinde zugewendet hatte, nämlich einen schönen silbernen Abendmahlskelch von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, und einen zweiten ähnlichen von den Regierungen der Kantone Zürich und Bern gewidmet. Am Pfingstmontage desselben Jahres fand eine feierliche Austheilung von Bibeln und Neuen Testamenten Statt, welche von der Basler Bibelgesellschaft der Gemeinde als Geschenk zugesandt worden waren. Bei diesem Anlasse empfing auch ein Nachkomme des deutschen Reformators von seinem jüngern Sohne her, Gotthold Luther aus Dresden, der sich damals als Tischler in Luzern, aufhielt, diese Gabe, an welche zu einem großen Theile das ruhmwürdige Andenken seines Ahnherrn geknüpft ist.

Nun ging die Gemeinde ihren stillen, friedlichen Gang. Sie ward durch die Beiträge der reformirten und paritätischen Stände erhalten, denen der König von Preußen jahrelang ebenfalls ein ansehnliches Geschenk beifügte. In neuerer Zeit haben sich jedoch ihre Verhältnisse in mehrfacher Beziehung geändert. Es versammelt sich keine Tagsatzung mehr in Luzern; dagegen hatte sich in den letzten Jahren die Zahl der wirklichen Gemeindeglieder und der übrigen Zuge-

hörigen bedeutend vermehrt. Zudem machte sich zur Sommerszeit, da sehr viele Fremde in Luzern sich aufhalten, und an hohen Festtagen, an denen auch die in demselben Kantonsgebiete zerstreuten Protestanten zur Stadt kommen, um an Gottesdienst und Abendmahlsfeier Theil zu nehmen, oder in Zeiten, da Luzern als eidgenössischer Waffenplatz Truppen aufzunehmen hat, welche theilweise ebenfalls der evangelischen Konfession angehören, das Bedürfniß eines größeren und angemesseneren gottesdienstlichen Raumes geltend. Das durch solche Umstände hervorgerufene und gerechtfertigte Gesuch um Anweisung eines größern Lokales, beziehungsweise um Ueberlassung einer der städtischen katholischen Kirchen zur Mitbenutzung für den protestantischen Gottesdienst fand bei den zuständigen Behörden wenig geneigtes Gehör, so daß der Gemeinde nichts Anderes übrig blieb, als sich für den Bau einer eigenen Kirche zu entscheiden und damit zugleich einen bedeutenden Schritt zu Erlangung einer selbständigen Stellung zu wagen. Sie bestellte daher aus ihrer Mitte eine Baukommission, welche zuerst eine Subskription unter den Gemeindegliedern veranstaltete, deren Ergebniß bei der geringen Zahl begüterter Theilnehmer dennoch ganz ehrenwerth war. Hauptsächlich aber sah sich die Gemeinde für die Ausführung ihres Planes an die Liebe und Hülfsbereitwilligkeit ihrer evangelischen Miteidgenossen gewiesen. Denn die Kosten stellten sich nicht unbedeutend dar. Es handelte sich um Ankauf eines geeigneten und wohlgelegenen Bauplatzes, der nach mehrfachem Hinundher-Rathen und Prüfen endlich auf einer geräumigen Ebene im Hintergrunde der den Besuchern des Vierwaldstättersees wohl bekannten schönen Avenüe zum Preise von 15,000 Franken gefunden ward, welche von den stattlichen, ja selbst prächtigen Gasthöfen längs dem Gestade gebildet ist. Und wenn in Zürich die katholischen Einwohner schon seit längerer Zeit einen schönen, würdigen Tempel haben, wenn in Bern eine neue ansehnliche katholische Kirche gebaut und in Genf neben einer schon vorhandenen noch eine zweite in großartigem Stil aufgeführt worden, wenn Basel aus eigenen Mitteln den dortigen Katholiken ein nicht weniger stattliches Gotteshaus herrichtet, so hofften sie, es werde den evangelischen Eidgenossen nicht weniger daran liegen, daß umgekehrt auch der evangelische Gottesdienst in einer so angesehenen und von Einheimischen und Fremden so viel besuchten Stadt wie Luzern eine würdige Stätte habe. Darum wandte sich auch die Baukommission unter wohlwollender Vermittelung an den in und außer der Schweiz rühmlichst bekannten Architekten F e r d i n a n d S t a d l e r in Zürich, welcher mit wohlerwogener Berücksichtigung der vorwaltenden Umstände und Verhältnisse einen Bauplan entwarf, der in einfachem ansprechendem Stile ausgearbeitet war, dessen Kostenanschlag aber immerhin auf die Summe von 110,000 Franken anstieg, wobei auch nur die nothwendigste innere Ausstattung berechnet war, die weitere Ausschmückung aber späterer Fürsorge anheimgestellt blieb.

Nun fand sich der Kirchenrath von Zürich, an den sich die Vertreter der Gemeinde um geneigte Mitwirkung bei ihrem Vorhaben gewandt hatten und der seit einer längern Reihe von Jahren ein Aufsichtsrecht geübt hatte, berufen, in besonderer Weise diese Angelegenheit zu fördern, indem diese Behörde an sämmtliche Kirchenstillstände (Kirchenvorsteherschaften oder Presbyterien) des

Kantons Zürich ein warmes Einladungsschreiben erließ (8. November 1858), eine Sammlung von Gaben in ihren betreffenden Gemeinden zu Gunsten dieses Kirchenbaues zu veranstalten, und ein eben so dringliches Empfehlungsschreiben an alle evangelischen Kirchenbehörden der Schweiz sandte, um dieselben mit Hinweisung auf die im eigenen Kanton getroffenen Anordnungen wo möglich zu ähnlichem Vorschreiten zu veranlassen. An den Bundesrath und die Regierungen der evangelischen und paritätischen Kantone hatte sich die Gemeindevorsteherschaft unmittelbar mit dem Ansuchen um Beiträge gewandt.

Jene kirchenräthliche Einladung und Fürsprache ward im Kanton Zürich von sämmtlichen Gemeinden mit aller Bereitwilligkeit, ja hie und da, wie ausdrücklich berichtet wurde, mit großer Freude aufgenommen, und auch von den meisten übrigen schweizerischen Kirchenbehörden wurde freundliche Mitwirkung zugesagt. In der Stadt Zürich und einem Theil der Landgemeinden ward die Sammlung durchweg im Dezember 1858 als Kirchensteuer (d. h. vermittelst der Kirchenbecken oder Kirchenbeutel), in andern als Haussteuer vorgenommen und ertrug in diesem Kanton nahe an 28,000 Fr., im Kanton Bern durch Kirchensteuer über 16,000 Fr., ebenso in den Kantonen Aargau, Thurgau, Graubündten, die sämmtlich paritätisch sind, über oder nahe an 4000 Fr. u. s. f. In Baselstadt ergaben sich durch Privatsammlung bei 12,000 Fr. Außer diesen Sammlungen trugen die einzelnen Kantonsregierungen bestimmte Summen bei, z. B. Zürich 4000 Fr., Bern 4000 Fr., Luzern 3000 Fr., andere 2000 Fr. u. s. w. Die Bundesversammlung dekretirte auf Antrag des Bundesrathes 25,000 Fr. Ebenso betheiligten sich verschiedene Korporationen, Vereine und Privaten in verschiedenen Kantonen (solche auch in Luzern, sowie etwa anwesende Fremde) an diesem Werke, und abermals erscheint auf der Liste der Geber ein großmüthiges Geschenk von 3000 Fr. des damaligen Prinzregenten, nunmehr regierenden Königs von Preußen, Wilhelm I., so daß auf allen diesen Wegen und binnen kurzer Zeit eine Gesammtsumme von 140,000 Fr. erzielt wurde. Auf diese Weise ist die evangelische Kirche in Luzern ein Nationaldenkmal der evangelischen Eidgenossenschaft geworden.

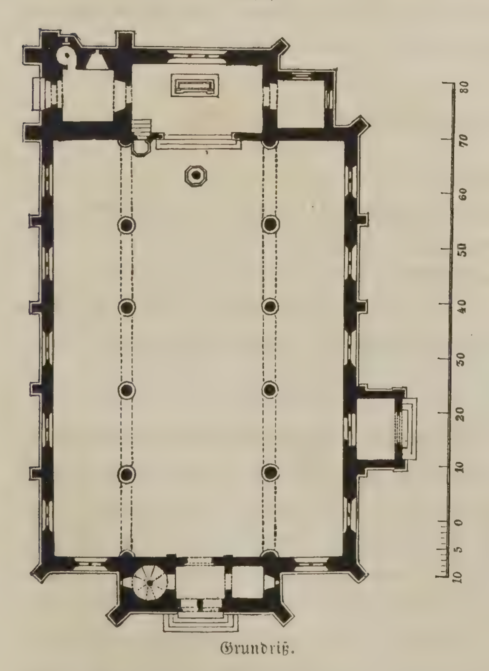
Wenn vielleicht das Vorangegangene weniger der Bestimmung dieser Zeitschrift entspricht, so wird dieß eher der Fall sein bei der nachfolgenden, von kundigster Hand mitgetheilten technischen Beschreibung dieses Neubaues.

Der Grundstein zu der im Bau begriffenen reformirten Kirche in Luzern wurde im April 1860 gelegt. — Die Kirche wird nach dem Plan und unter der Leitung des Herrn Architekten Ferdinand Stadler in Zürich in einfachem gothischem Stil ausgeführt und es sind die Arbeiten so weit gediehen, daß die Einweihung und Benützung der Kirche im August dieses Jahres stattfinden kann.

Bei der ungünstigen Beschaffenheit des Baugrundes wurde ein künstliches Fundament nothwendig, welches die Baukosten nicht wenig erhöhte. — Das Fundament besteht aus einem Pfahlrost von 600 Pfählen von Föhrenholz von 30 à 40 Fuß Länge. Darauf ruht ein liegender Rost, welcher mit Steinen ausgeschlagen und mit großen steinernen Platten belegt wurde. Zur Abhaltung



Ansicht.



Grundriß.

der Erdfeuchtigkeit wurde in der Höhe des größten Wasserstandes eine Asphaltschichte angebracht, und durch dieses bewährte Mittel die Umfassungsmauern der Kirche für alle Zeiten gegen Feuchtigkeit geschützt.

Die Kirche, welche für 600 Sitzplätze berechnet ist, bildet in ihrer Grundform ein Oblongum von 57 Fuß Breite und 102 Fuß Länge und besteht aus zwei Seitenschiffen und einem Mittelschiff, dem Altarraum, einer kleinen Sakristei und dem Thurm, welcher am nordwestlichen Ende sich befindet. — Ueber dem Haupteingang ist eine kleine Empore für Placirung einer Orgel angebracht; links am Chorbogen befindet sich die Kanzel von Stein und rechts wird ein Lesepult für Bibellektion, Kinderlehre und dergleichen Funktionen seine Stelle finden.

In Mitte des Chores, welcher rechtwinklig abgeschlossen ist, kommt der Altartisch, und längs den Wänden die Stühle für die Kirchenvorsteher. Das Dach ist mit Schiefern eingedeckt. Die Geviertḥöhe der Kirche beträgt nicht mehr als 44 Fuß; dessenungeachtet erhielt der innere Raum durch die Theilung in Neben- und Mittelschiffe ein schönes, würdiges Verhältniß. Die in England übliche Vorschrift, daß nur Räume von höchstens 24 à 30 Fuß mit einem Dach überspannt werden sollen, dürfte eine allgemeinere Anwendung finden, da dem würdevollen Eindruck eines Gotteshauses nichts so sehr Eintrag thut, als das gedrückte Verhältniß so mancher Kirchen, wie man sie häufig auf dem Lande findet.

Die Mauern des Mittelschiffs werden durch eine doppelte Bogenstellung von je 5 Bogen getragen, welche auf runden Säulen von Sandstein ruhen. Die Säulen mit ihren verzierten Kapi-

tälen machen einen günstigen Eindruck und es ist diese Form ihrer Eleganz und Leichtigkeit wegen für kleinere Kirchen besonders anzuempfehlen. Die Decke des Mittelschiffes ist horizontal und wird deßhalb durch façonirte Unterzüge gebrochen, hernach verputzt und entsprechend gemalt, da die Mittel nicht ausreichen, den Plafond in Holz zu vertäfern.

Die Kirche und der Thurm sind gemauert, und nur die Pfeiler, die Thüren und Fenstereinfassungen und die vordere Façade bestehen aus massiven Quadern.

Die mit Maaßwerk verzierten Fenster des Chors und der Hauptfaçade beabsichtigt man mit Glasmalereien zu versehen; die Fenster der Schiffe erhalten einfache Verglasung mit Bleifassung nach entsprechendem Muster.

Der Thurm mißt 16½ Fuß im Quadrat und hat eine Höhe von 126 Fuß vom Boden bis an die Spitze. Auf Geviertḧöhe endigt der Thurm mit einem krenelirten Gesims, an dessen vier Ecken Fialenthürme sich erheben. Die Thurmpyramide ruht auf einem Gewölbe und wird nicht in Holz, sondern ganz in Sandsteinen ausgeführt. Die Ecken werden nämlich durch starke einen Fuß dicke Rippen gebildet, zwischen welchen fünfzöllige Sandsteinplatten eingesetzt und gehörig mit Eisen verbunden werden. Die Spitze wird eine vergoldete Wetterfahne krönen, welche aus der Fabrik von Hart & Son in London bereits bezogen wurde. Diese Fabrik beschäftigt sich ausschließlich mit Anfertigung kirchlicher Gegenstände in Eisen, als Kandelaber, Thürbeschläge u. s. w. in gothischem Stil und liefert dieselben geschmackvoll und billig.

Statuten des Vereins für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen.

§. 1.

Der Verein für kirchliche Kunst hat den Zweck, soweit seine Mittel und Kräfte reichen, die echt christliche Kunst nach den Grundsätzen und Bedürfnissen der evangelisch-lutherischen Kirche zu fördern, namentlich bei dem Neu- und Umbau von Kirchen, Altären, Kanzeln &c., bei der Anfertigung kirchlicher Geräthe, der Ausstattung der Gottesäcker mit kirchlichen Grabmälern durch Rath und That zu helfen.

§. 2.

Hiernach wird sich die Thätigkeit des Vereins nicht blos darauf erstrecken, erforderte Gutachten zu ertheilen, sondern auch auf Verlangen Zeichnungen und Risse nebst Kostenanschlägen zu denselben zu liefern, gute Altargemälde von tüchtigen Künstlern fertigen zu lassen, sowie sonstige, in dieses Bereich einschlagende, Bestellungen zur Ausführung zu bringen.

§. 3.

Erforderte Gutachten wird der Verein, wenn nicht besonderer Aufwand für Reisen und dergleichen damit verbunden ist, unentgeltlich ertheilen, Baurisse und andere Zeichnungen zu den billigsten Ansätzen, unter besonderen Verhältnissen auch unentgeltlich anfertigen lassen und bei Bestellungen von Altargemälden

oder anderen Kunstleistungen besonders bemüht sein, wirklich Werthvolles zu möglichst billigem Preise zu liefern. Sollten die Mittel des Vereins zu Ausführung sämmtlicher, an denselben gelangenden, Aufträge nicht ausreichen, so sind zunächst und vorzugsweise die von Vereinsmitgliedern ausgehenden Gesuche zu berücksichtigen.

§. 4.

Die hierzu erforderlichen Geldmittel werden durch Beiträge seiner Mitglieder und durch zu hoffende außerordentliche Geschenke beschafft werden.

§. 5.

Jeder, der sich zu einem jährlichen Beitrage von mindestens Einem Thaler — — verpflichtet, ist, so lange er diesen Beitrag leistet, Mitglied des Vereins.

Auch Stadt- und Gemeinderäthe werden, wenn sie sich zu einem jährlichen Beitrage von mindestens gleicher Höhe verpflichten, als Mitglieder betrachtet.

§. 6.

Die Geschäfte des Vereins werden von einem Direktorium geleitet, welches aus dem Vorsitzenden, dem Geschäftsführer und dem Kassirer besteht. Jedes dieser drei Direktorialmitglieder hat einen Stellvertreter, der in Behinderungsfällen für dasselbe eintritt.

Dem Direktorium steht für wichtigere Angelegenheiten (cfr. §. 9.) ein Ausschuß zur Seite, der aus wenigstens acht und höchstens zwölf Mitgliedern besteht und dem die Stellvertreter der Direktorialmitglieder angehören.

Sämmtliche Direktorial- und Ausschußmitglieder müssen der evangelisch-lutherischen Kirche angehören.

§. 7.

Die Direktorialmitglieder und deren Stellvertreter, welche sämmtlich in Dresden ihren Wohnsitz haben müssen, werden von dem Ausschusse nach relativer Stimmenmehrheit auf zwei Jahre gewählt. Jährlich scheidet die Hälfte derselben aus, welche das erste Mal schon nach Ablauf eines Jahres durch das Loos bestimmt wird. Die Ausgeschiedenen sind sofort wieder wählbar.

Der Ausschuß, an dessen Versammlungen die Direktorialmitglieder mit Stimmberechtigung Theil nehmen, ergänzt sich auf gleiche Weise durch Kooptation.

§. 8.

Der Vorsitzende, oder in Behinderungsfällen sein Stellvertreter, hat die Zusammenkünfte des Direktoriums und des Ausschusses einzuberufen und zu leiten, über die Vertheilung der an den Verein gelangenden Aufträge unter die betreffenden Sachverständigen, da nöthig, nach zuvor eingeholter Zustimmung der andern Direktorialmitglieder Entschließung zu fassen, den Verein vor Gericht, sowie überhaupt vor Behörden, den Vereinsmitgliedern und dritten Personen gegenüber zu vertreten, alle von dem Vereine ausgehenden Schriften zu unterzeichnen und die aus der Vereinskasse auszuzahlenden Rechnungen zu signiren.

Der Geschäftsführer hat in den Sitzungen des Direktoriums und des Ausschusses das Protokoll zu führen, alle Eingänge in Empfang zu nehmen und zur Registrande zu bringen und sodann dem Vorsitzenden nebst den dazu gehörigen Unterlagen zur weiteren Entschließung vorzulegen, über jeden an den

Verein gelangenden Auftrag und dessen Ausführung besondere Akten anzulegen, das Aktenregister zu führen und das Archiv des Vereins zu verwalten, die für die Korrespondenz des Vereins erforderlichen schriftlichen Arbeiten, soweit dieselben nicht von dem Vorsitzenden oder den beauftragten Sachverständigen selbst übernommen werden, zu fertigen und diese, sowie die von den Sachverständigen gelieferten Gutachten unter Mitvollziehung des Vorsitzenden an die Adressen abzusenden.

Der Kassirer hat ein genaues Mitgliederverzeichniß, welches Namen, Stand, Wohnort und die Höhe des Jahresbeitrags, sowie den Tag des Beitritts und des Ausscheidens jedes Vereinsmitgliedes enthalten muß, zu führen, die eingehenden Beiträge einzunehmen und zu verrechnen, die erforderlichen Ausgaben gegen von dem Vorsitzenden signirte Quittungen zu bestreiten und jährlich dem Gesammtausschusse Rechnung abzulegen.

§. 9.

Dem Ausschusse, welcher sich auf jedesmalige Einberufung des Vorsitzenden des Direktoriums, mindestens aber alljährlich ein Mal im Monat April oder Mai zu versammeln hat, liegt es ob:

1) die erforderlichen Wahlen vorzunehmen,
2) die Jahresrechnungen zu prüfen, resp. durch besondere Revisoren prüfen zu lassen und zu justificiren,
3) über Erläuterung oder Abänderung der Statuten Beschluß zu fassen,
4) diejenigen Berathungsgegenstände zu erwägen und zur Entscheidung zu bringen, welche ihm wegen ihrer Wichtigkeit oder Zweifelhaftigkeit durch Beschluß des Direktoriums vorgelegt werden.

Die Einberufung des Ausschusses erfolgt durch ein schriftliches Circular, in welchem sämmtliche in der betreffenden Sitzung zur Berathung und Beschlußfassung kommende Gegenstände anzugeben sind und welches mindestens acht Tage vor der Sitzung jedem Ausschußmitgliede vorgelegen haben muß.

Zur Beschlußfähigkeit des Ausschusses ist die Anwesenheit von mindestens der Hälfte seiner Mitglieder erforderlich.

§. 10.

Sollte kein Mitglied des Direktoriums dem eigentlichen Künstlerstande angehören, so hat der Ausschuß einen Künstler zum vierten ordentlichen Direktorialmitgliede zu bestimmen. Dann entscheidet bei Stimmengleichheit die Stimme des Vorsitzenden. Sollte aber das Direktorium zweifelhaft sein, ob ein an den Verein gelangter Antrag abzulehnen sei oder wem es eine Arbeit übertragen solle, so hat es sich zur Entscheidung dieses Zweifels zunächst durch Zuziehung seiner stellvertretenden Mitglieder zu verstärken.

§. 11.

Die vorgenannten Geschäfte werden sämmtlich unentgeltlich verwaltet, nur baare Auslagen aus der Kasse des Vereins bestritten. Künstlerische und technische Arbeiten dagegen, welche der Verein den Auftraggebern gegenüber unentgeltlich übernimmt, werden, soweit sie nicht von dem betreffenden Künstler freiwillig ohne Entschädigung übernommen werden, nach vorgängiger Vereinbarung mit dem ausführenden Künstler aus der Vereinskasse honorirt.

§. 12.

Alle von Außen kommende Anfragen, Aufträge ꝛc. sind an „das Direktorium des Vereins für kirchliche Kunst“ unter der Adresse des Geschäftsführers zu richten, Beiträge an den Kassirer zu senden.

§. 13.

Jedes Vereinsmitglied erhält alljährlich nach abgehaltener Jahresversammlung portofrei unter Kreuzband einen Bericht über die Thätigkeit des Vereins im letzten Jahre nebst Auszug aus der Vereinsrechnung zugesendet. Sollten die Mittel des Vereins es gestatten, so wird derselbe von Zeit zu Zeit, sei es durch, namentlich in Holzschnitt ausgeführte, Abbildungen der wichtigsten, unter Beihülfe des Vereins ausgeführten Kunstwerke oder in anderer Weise den Vereinsmitgliedern eine Gegengabe bieten.

§. 14.

Bei etwa erforderlich werdenden öffentlichen Bekanntmachungen wird sich der Verein des Dresdner Journals und der Leipziger Zeitung als seiner Organe bedienen.

§. 15.

Die Auflösung des Vereins kann nur von dem Direktorium in Gemeinschaft mit dem Ausschusse und zwar lediglich mit Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen sämmtlicher Direktorial- und Ausschußmitglieder beschlossen werden. Auf gleiche Weise ist in derselben Versammlung über das Vermögen des Vereins, jedoch nur zu einem seiner Bestimmung analogen Zwecke zu verfügen.

Dresden, den 27. Juni 1860.

Das Directorium des Vereins für kirchliche Kunst.
Dr. Langbein, d. Z. Vorsitzender.
Carl Andreae, Kassirer.
Julius von Carlowitz, Geschäftsführer.

Das unterzeichnete Ministerium hat im Einverständnisse mit dem Justizministerium den vorstehenden Statuten des Vereins für kirchliche Kunst die nachgesuchte Bestätigung ertheilt und hierüber gegenwärtiges

Dekret

unter gewöhnlicher Vollziehung ausgestellt.

Dresden, den 20. October 1860.

Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.
(L. S.) v. Falkenstein.
Rudolph.

Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments,

überſetzt von Dr. Martin Luther. Stuttgart, Verlag von Samuel Gottlieb Lieſching.

Eine prächtige Altarbibel; auch für Hausherren und Familienväter beim täglichen Hausgottesdienſt vortrefflich geeignet, zumal für ältere Augen. Denn der Druck iſt außerordentlich klar bei mäßiger Größe der Lettern. Ueber den Kapiteln ſelbſt iſt außer der einfachen Ueberſchrift keine Inhaltsangabe und unter den Verſen ſind keine die Klarheit des Druckes ſtörenden Parallelſtellen, wie ſie für die Privaterbauung und Belehrung, für den eigentlichen Handgebrauch der Bibel allerdings unentbehrlich ſind. Das Format iſt groß Quart, das Papier ſtark und milchweiß, das Ganze hat den Charakter edlen, einfachen Reichthums und kirchlicher Würde. Was die Kunſt und das Handwerk vermochte, ohne zu hoch zu greifen, iſt darauf verwandt. Der ſtarke und ſchöne Prachteinband in Leder mit Goldſchnitt und Golddruck iſt von Albert Schmidt in Stuttgart. Die einfach-ſinnige Zeichnung des Einbands hat Julius Schnorr in Stuttgart, den Stempelſchnitt dazu G. Widmayer daſelbſt geliefert. Der vordere Deckel hat eine Einfaſſung von Roſenranken und in der Mitte ein gothiſches Kreuz, über deſſen Vierung ein großer Kreis mit dem Sinnbild des heiligen Geiſtes, der Taube, hervorragt. In der Mitte der hintern Deckel-Einfaſſung iſt ein gothiſches Dreiblatt und ein Dreieck, das Symbol der Dreieinigkeit, ineinandergeſchoben; darauf liegt das Buch des Lebens mit dem A und O; außen iſt die Figur von Epheu und Paſſifloren umrankt und über ihr ſteht der von Wein und Aehre umſchloſſene Kelch — das iſt die Vignette des Lieſching'ſchen Verlags. Die Rückenverzierung beſteht aus gothiſchen Lineamenten.

Inwendig iſt vor dem Titel ein Widmungsblatt, das durch die Anſtalt von Malté in Stuttgart in Farbendruck — Gold auf Grün — fein ausgeführt iſt. Gebrochenes und gekreuztes Stabwerk, von Reben umrankt, bildet den Rahmen, an den der mit der Widmung oder Stiftungsurkunde auszufüllende Karton wie aufgeſpannt iſt. Unten ſtehen auf Altaresſtufen die zwei Geſetzestafeln des Alten Teſtaments; vor ihnen brennt der goldene ſiebenarmige Leuchter. Oben in der Weinranke glänzt der Kelch des Neuen Teſtamentes in einer Glorie, von der mit Aehren geſchmückten Dornenkrone umgeben. Ein Cherub breitet ſeine Flügel darüber. Dieſes ſchöne Blatt iſt von Oskar Pletſch entworfen. Auch der bei Breitkopf und Härtel in Leipzig gedruckten und im Atelier von Profeſſor Hugo Bürkner in Dresden, von M. Müller und F. Hertel fein in Holz geſchnittenen beiden Titelblätter, ſowie die reichen Anfangsbuchſtaben zu den Hauptbüchern der heiligen Schrift ſind von O. Pletſch gezeichnet, der von der Berliner Bilderbibel, von den Rauhhäuſer Engelbildern und dem hübſchen Weinachtsbüchlein her vortheilhaft bekannt iſt. — Die zwei Titelblätter beſtehen aus neun, von knorrigem Geſtänge in gothiſcher Form umſchloſſenen Feldern. Ueber dem Titel zum Alten Teſtament ſitzt Adam und Eva unter dem Baum. Die Schlange, welche ihn umringelt, ziſchelt der jungen Frau ins Ohr; dieſe gibt den Apfel ihrem Manne. Ueber dem Stamme des Baums liegt zwiſchen

den Früchten und Blättern ein Todtenkopf — zum Zeichen, daß dieser Genuß den Tod wirkt. Unterhalb ist das Opfer Abrahams. Links steht in ganzer Figur Moses mit den zwei Tafeln; gegenüber rechts David auf der Harfe spielend. In den vier runden Eckfeldern oben und unten sitzen die vier großen Propheten. Daß diese großen Männer sich gegenüber von Moses und David in so kleine Räume hineinschmiegen müssen, da doch „Moses und die Propheten" der gleichberechtigte Inhalt des Alten Testamentes sind, ist Schade. Ihre sitzende Stellung ist auch nicht günstig, am ungünstigsten die halb knieende, halb sitzende Stellung des Ezechiel. Daß Jeremias nur als der über Jerusalems Trümmer klagende aufgefaßt ist, entspricht nicht seinem biblischen Begriff und Beruf, wonach er viel mehr „zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer" gesetzt war. Der Moseskopf ist auch kaum streng und groß genug, und daß er auswärts blickt, ist nicht gut. Adams Rücken und der linke Fuß der Eva ist minder gefällig gezeichnet. Einen Moment, wie das herunterfallende Messer des erschrockenen Abrahams (der hier zu sehr als bloßer Biedermann ausschaut) im Bilde zu fixiren, ist immer bedenklich. Die schönste und ansprechendste Figur des Blatts ist David. Entschieden günstiger wirkt das Titelblatt zum Neuen Testament. Die zwei, in etwas kurzen Verhältnissen, doch markig und charaktervoll gezeichneten Apostel Petrus und Paulus stehen rechts und links; in den Rundbildern der vier Ecken sitzen die vier Evangelisten mit Feder und Buch neben ihren geflügelten Symbolen in ansprechender Haltung. Unterhalb des Titels sitzt der Täufer am Boden, scharfen Augs uns anschauend und auf das Lamm hindeutend. Oberhalb hängt Christus am Kreuze, ein Engel knieet mit dem Palmenzweig zu seiner Rechten und läßt das Blut aus der Seitenwunde in einen Kelch fließen, (das sollte auf der linken, der Herzseite sein), während ein anderer Engel mit Palmzweig das von der linken Hand träufelnde Blut in einen Kelch auffängt, (die rechte Handwunde fließt nicht!) Auf dem Spruchbande am Fuß des Kreuzes steht ein Cherubkopf und das Wort: non moriar, sed vivam (ich werde nicht sterben, sondern leben). Schade, daß das an sich schöne und feine Bild des gekreuzigten Herrn gegen die zwei Bilder seiner Diener und Boten zu wenig hervortritt; es sollte das ganze Blatt kräftiger ausfüllen und beherrschen als eigentliches Hauptbild, das den Kern und Stern des Neuen Testamentes vergegenwärtigt.

Statt sonstiger Bilder enthält diese Bibel am Anfang jedes Buchs nur ein in schön umranktem Rahmen wie in einem Fähnlein oder Banner stehendes künstlich gezeichnetes und fein geschnittenes Initiale, dessen Emblem sich sinnig auf den Inhalt des Buchs bezieht. Bundeslade, goldener Leuchter, Gesetztafeln und eherne Schlange füllen das A aus, womit die Bücher Mosis beginnen. Ein Stier (das goldene Kalb) steht im Anfangsbuchstaben des zweiten Buchs Mosis; ein levitisches Brandopfer vor dem dritten; die eherne Schlange vor dem vierten; die Weintraube und die Früchte der Kundschafter vor dem fünften Buch Mosis; Rauchfaß und Cherub vor 1. Sam.; Oelhorn vor 1. Kön. und 2. Chron.; Papierrolle und Feder vor 2. Kön. und 1. Chron.; Kelle, Schwert und Mauer vor Nehem.; Distel und Dornen vor Hiob; Harfe über Rosen vor den Psalmen; Weintraube, Passiflore und Harfe vor dem hohen Lied; die

Zange mit der glühenden Kohle über Eiche und Rose vor Jesaias; das Symbol Gottes mit Geißel und Passiflore vor Jeremias; Feder, Buch und Löwe vor Daniel; das gestürzte goldene Kalb vor Hosea und Maleachi. Vor den vier Evangelien sind die vier Evangelistensymbole; vor der Apostelgeschichte der heilige Geist als Taube; vor den paulinischen Briefen steht das Wort Gottes (A und O) mit dem zweischneidigen Schwert; vor den petrinischen das Doppelkreuz mit den zwei Schlüsseln von der Passionsblume umrankt; vor den johanneischen das Buch mit A und O über dem ein Adler schwebt; vor der Offenbarung der Johanniskelch mit der Schlange von Passifloren behängt. Lauter leicht verständliche Sinnbilder, fein und zierlich in der Weise des güldenen A B C von H. König, an die schönsten Miniaturen des Mittelalters und der Reformationszeit anknüpfend und die Freude an dem schönen Druck erhöhend. M.

Kurze Nachricht über den „Verein für christliche Kunst in Hamburg."

Die Stiftung dieses Vereins ist eine Folge des im Herbst 1858 hier abgehaltenen Kirchentages. Der Verein bildete sich am 23. September 1858; er hat seitdem in Hamburg und Altona 125 Mitglieder gewonnen, seine Mittel sind daher noch sehr beschränkt. Was er bisher damit ausgerichtet, ist ungefähr Folgendes:

Das erste Unternehmen war die Wiederherstellung einer beim Brande 1842 aus der St. Nikolai-Kirche in defektem Zustande geretteten bronzenen Passion, eines edeln Kunstwerks aus dem 15. Jahrh. Die korrekte Herstellung war dadurch erleichtert, daß ein andrer Abguß desselben Bildwerks auf dem St. Georgs-Kirchhofe vorhanden ist. Sie ist unter der künstlerischen Leitung des stilerfahrenen Martin Hensler durch den Bronzegießer Schultz trefflich ausgeführt, so daß diese Passion der neuen St. Nikolai-Kirche zur erbaulichen Zierde gereichen wird.

Als zweite Aufgabe hatte sich der Verein die Ausführung eines Glasgemäldes für das Fenster hinter dem Altar der Anscharius-Kapelle vorgesetzt. Dies Werk ist ihm inzwischen abgenommen durch ein Mitglied seines Vorstandes, welches dieses Bild zum Andenken einer theuren Entschlafenen selbständig gestiftet hat. Eben jetzt am 14. Dezember ist es vollendet. Unter Mitwirkung von Louis Asher durch den hiesigen Glasmaler Brünner ausgeführt, legt es als dessen erstes größeres Werk ein sehr vortheilhaftes Zeugniß für diesen in München ausgebildeten jungen Künstler ab. Das Fenster ist 14′ hoch und 6′ breit, die Hauptfigur fast lebensgroß. Es ist der Heiland mit der Siegesfahne schwebend und von einer Glorie umgeben, zu welchem sich von oben drei anbetende Engel neigen. Die gutstilisirte Zeichnung macht einen würdevollen Eindruck; die Wahl der Farben und ihre Zusammenstellung ist ebenso harmonisch, als die Farben selbst prächtig. Die Anscharius-Kapelle hat durch dies Bild eine neue wesentliche Zierde erhalten. Der christliche Kunstverein hat nun beschlossen, für eine andre noch fehlende zu sorgen. Es ist die Statue des Apostels

des Nordens, von welchem das Kirchlein seinen Namen führt. Diese soll 5' groß von Sandstein im Bogenfelde des Hauptportals angebracht werden.*

Zwei Bilder sind vom Verein herausgegeben, wovon das eine im vorigen, das andre in diesem Jahre den Mitgliedern überreicht worden ist. Beide sind von Otto Specter gezeichnet. Das erstere: Christus nach Bellini (Dresdener Gallerie), ein Holzschnitt in der Größe und Manier des bekannten Kruzifixes nach M. Angelo, und zu demselben billigen Preise dargeboten. Das andre ist die Heilige Nacht nach Overbeck in ziemlich großem Format, in Holzschnittmanier und in dunkelem Tondruck mit der Feder auf Stein gezeichnet. Dasselbe Bild hat Specter auch auf Leinen abdrucken und dann transparent für den Weihnachtstisch malen lassen, und der Vorstand des Vereins hat sich gefreut, unsern Mitgliedern ein solches Bild zur Weihnacht darbieten zu können.**

Endlich hat derselbe Künstler einen Entwurf zu sogenannten Gevatterbriefen vorgelegt, welcher demnächst ausgeführt werden soll. Es ist damit auf die Wiederbelebung einer sinnreichen frommen Sitte abgesehen, welche in hiesiger Stadt sowohl als auf dem Lande z. B. in Holstein vor nicht gar langer Zeit allgemein gewesen zu sein scheint. Die Einrichtung der uns vorliegenden alten Exemplare konnte im Wesentlichen nur beibehalten werden; die Bilder mußten zum Theil anders gewählt werden. Ein quadratisches Blatt ward zweimal gefalzt zu einer Brieftasche, worein der Gevatter sein Geschenk für das Pathchen legt. Die äußere Seite wird mit neun Bildern geschmückt: für das quadratische Mittelfeld hat Specter die Kindersegnung gewählt, es wird eingefaßt von vier größeren Dreiecken, welche auf dunklem Grunde die vier Evangelisten zeigen, wogegen die vier äußeren größeren Dreiecke Geburt und Tod, Kreuzigung und Auferstehung Christi darstellen. Auf der inneren Seite bleibt das mittlere Quadrat frei für die widmende Inschrift des Taufzeugen. Vier oblonge Flächen enthalten vier Aussprüche des Herrn, welche auf die Taufe bezüglich sind: die vier kleineren quadratischen Felder vier apostolische Stellen.

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß die Sache der nothwendigen Restauration des Ulmer Münsters im Vorstande des Vereins rege Theilnahme fand, und daß namentlich den Bemühungen des Herrn Pastors Dr. Geffcken es zu verdanken ist, daß außer einer vom Senat geschenkten Summe wenigstens ein kleiner Beitrag auch von Hamburg und Altona nach Ulm hat gesandt werden können.

Hamburg im Dezember 1860. F. St.

* Die Abbildung und Beschreibung der Anscharius-Kapelle brachte das Christliche Kunstblatt in Nro. 4 des Jahrgangs 1859. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Architekten — in Uebereinstimmung mit den in Holz ausgeführten Altar, Kanzel und Lesepult — nunmehr auch einen Untersatz für das bronzene Taufbecken in Holz gebildet haben. Auch dieses neue Zubehör trägt das Seinige bei zu dem äußerst wohlthuenden Eindruck, den dieses im richtigen Verständniß des kirchlichen Stils und aus warmer Begeisterung geschaffene Kirchlein durchweg macht.

** Dies Transparent, in sauberer Malerei, mit Rahmen und Klappen versehen, so daß es ohne Weiteres aufgestellt werden kann, kostet in Hamburg 4 Mark und kann als ein sehr schöner, für Erwachsene und Kinder gleich empfehlenswerther Schmuck des Weihnachtabends angelegentlichst empfohlen werden. D. Red.

Holzschnitt.

Christliche Ostergabe in Bildern von Oskar Pletsch. In Holzschnitt von Professor Bürkner. Dresden, Verlag von J. Heinrich Richter.

Dieses dem Vorkämpfer der inneren Mission, Oberkonsistorialrath Dr. Wichern in Berlin, gewidmete Heft in groß Quart mit zwölf Darstellungen in Medaillonsform aus der Geschichte des Leidens und der Auferstehung unsres Herrn, je mit einem Bibelspruch und alten Liedervers ausgestattet und mit einer Umrahmung von Passionsblumen um Bild und Schrift in Rothdruck verziert, ist eine gewiß Vielen willkommene Ostergabe. Der sinnige Künstler hat die einzelnen Scenen der Passionshistorie mit eigenthümlicher Naivetät behandelt und die Handlung in den verschiedenen Gruppen dem individuellen Charakter der Handelnden gemäß belebt. So heben wir unter Anderem heraus: die Gefangennehmung Jesu im Garten, wo die Diener der Tempelwache von drei Seiten während des Judaskusses auf Jesum eindringen, indem Petrus den Malchus niedergeworfen hat und mit dem Schwert verwundet; so die Verleugnung des Petrus, der sein Gesicht der anschuldigenden Magd gegenüber hinter seinem erhobenen Arm zu verstecken sucht; so das Stillestehen der Emmauntischen Jünger mit der Bitte an den Herrn, mit ihnen ins Haus zu treten. Auch sind die Schriftstellen mit feiner Beziehung auf das erbauliche Element, welches in den dargestellten geschichtlichen Thatsachen und Ereignissen liegt, ausgesucht, und zugleich schließen sich die Liederverse in angemessener Wahl an.

Die Bilder dieses schön ausgestatteten Heftes finden sich auch in dem zu gleicher Zeit in demselben Verlag erschienenen

Passionsbuch für Kirche, Schule und Haus. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Oskar Pletsch.

Herr Pastor Zürn zu Lüben in Schlesien hat laut des Vorworts hier zunächst die Passionsgeschichte aus den vier Evangelisten vollständig zusammen (nicht blos neben einander) gestellt, fast durchweg nach der Bearbeitung in Bessers Bibelstunden. Dazwischen sind ausgewählte Liederverse „als Wiederhall der Geschichte im christlichen Gemüthe, als Ruhe- und Ausgangspunkte für weitere Betrachtung“ eingelegt. Dazu kommen nun zehn von den zuvorerwähnten Bürknerschen Holzschnitten nach O. Pletsch, nach den Sonntagen und der großen Woche der Passionszeit vertheilt. Möge auch dieses dankenswerthe Unternehmen allgemeinen Beifall finden.

Die Ostergabe kostet im Ladenpreise 15 Sgr. (54 kr.), in direktem Bezug 10 Sgr. (35 kr.); das Passionsbuch im Ladenpreise 12 Sgr. (42 kr.), direkt 9 Sgr. (32 kr.).

Im weiteren Zusammenhange mit den vorstehenden zwei Heften steht ein drittes Unternehmen:

Vierzig Konfirmations-Scheine mit Randzeichnungen, komponirt von Oskar Pletsch, in Holz geschnitten von Professor H. Bürkner. Preis 24 Ngr., direkter Bezug 20 Ngr. Dresden, J. Heinrich Richter.

Diese Scheine sind in klein Querfolio entworfen und enthalten abwechselnd eins von vier Medaillons der Ostergabe: die Salbung der Maria zu Bethanien, das heilige Abendmahl, Jesu Gebet in Gethsemane und die Kreuzigung. Die Einfassung des Medaillons und des ganzen Blattes mit seiner oberen Abtheilung ist von Rebenholz, woran Blätter und Trauben, auch hie und da wieder Weizenähren hervortreten. Ein in einer Strahlensonne stehendes Kreuz überragt das die Mitte der oberen Abtheilung innehaltende Medaillon, zu dessen Seiten je zwei Engel knieen, zunächst an dem

Mittelbilde mit Taufgefässen und Abendmahlskelch nebst Hostie auf dem Teller, an den äußeren Seiten mit dem aufgeschlagenen Bibelbuch und neben dem Rauchgefäße in betender Geberde. Auf einem Spruchband unter diesen Bildern liest man den Spruch Offenb. Joh. 3: Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. Unten steht mit rother Schrift der eigentliche Denkspruch, der auf den 40 Blättern in schöner Auswahl abwechselt. Dazwischen ist der Raum für das Konfirmationszeugniß. Die Anordnung ist ansprechend und den Geistlichen neben den Speckterschen und vor vielen andern dergleichen Blättern zu empfehlen. G.

Chronik.

Baukunst. Ein in Bologna wohnender Protestant hat den alten Palast des Papstes Sixtus V. angekauft und die darin befindliche Kapelle für den evangelischen Gottesdienst einrichten lassen. Zu gleicher Zeit hat die Turiner Regierung den berühmten Evangelisten Mazzarella von Genua an die Universität zu Bologna als Professor der Philosophie berufen. Er wird zugleich die Seele der evangelischen Gemeinde sein.

Die im gothischen Stil erbaute Liebfrauenkirche zu Arnstadt in Thüringen soll aus ihrem traurigen Zerfall wieder aufgerichtet und hergestellt werden. Ein Bau-Verein ist zu diesem Ende zusammengetreten, an dessen Spitze der dortige Superintendent, Oberconsistorialrath Drenkmann steht und der sich auch an auswärtige evangelische Kirchenbehörden gewendet hat, um Beiträge für die beabsichtigte Restauration zu sammeln.

Malerei. Der Kirchenvorstand der schönen alten Marienkirche zu Berlin läßt gegenwärtig in der Thurmhalle dieser Kirche bauliche Veränderungen (Abbruch eines Treppenstücks) ausführen, wodurch die vollständige Anschauung des daselbst kürzlich entdeckten Todtentanzes (ein Freskobild von 20 bis 30 Fuß Länge) ermöglicht wird. Ueber diesen Todtentanz erscheint in der dortigen Riegel'schen Verlagshandlung mit Nächstem eine von Professor W. Lübke verfaßte Schrift, welche vollständige Zeichnung nach dem Gemälde und den darunter befindlichen Text, nebst historisch-artistischen Erläuterungen enthalten wird.

Nach einem Bilde des den Lesern des christlichen Kunstblatts schon bekannten Malers F. Schubert ist eine von G. Engelbach in Berlin sehr sorgfältig ausgeführte und von demselben (Linksstr. 9.) für 2 Thlr. zu beziehende Lithographie erschienen, welche Viele ansprechen wird. Die Unterschrift: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Offenb. Joh. Cap. 14. V. 13. giebt den Gedanken an. Im untern Theile des Bildes liegt auf einem Ruhebette ausgestreckt ein Greis, leicht bedeckt, das Haupt mit noch geöffneten Augen etwas rückwärts gebogen. Der linke Arm hängt herunter und zeigt ihn entschlafen; die Rechte ruht aber noch auf dem aufgeschlagenen Buche in seinem Schooße, und die Lampe auf dem danebenstehenden Tische ist noch brennend. Wir sind also in der Sterbestunde eines Christen und die antike Form des Ruhebettes und der Lampe führt uns in die Zeit der Verheißung, auf das „von nun an," welches wenn ein Mal erfüllt in alle Zeiten hinüberreicht. Diese Erfüllung zeigt dann der obere Theil des Bildes; der Heiland, auf Wolken sitzend, von Engeln umgeben, schwebt über dem Lager und streckt segnend die Hand über den Verschiedenen. Der Kopf des Heilandes ist sehr schön und würdig; die Engel dagegen, zum Theil geflügelte Köpfchen, zum Theil aber ganze Gestalten nackter geflügelter Kinder, hätten wohl besser eine strengere Gestalt erhalten können. Das hindert aber den Eindruck des Ganzen nicht, das durch die Neuheit und die sinnige Ausführung sich empfiehlt.

In dem Besitze des Direktors der Erziehungsanstalt in Kornthal, Pfleiderer, befindet sich seit Kurzem ein apokalyptisches Gemälde des Professors Rustige zu Stuttgart, nach der Offenbarung Johannis Kap. 19 die Erscheinung des Herrn und seiner Heiligen auf weißen Rossen darstellend. Die Köpfe der Heiligen sind großentheils Bildnisse berühmter Gläubigen wie des Alten und Neuen

Testamentes, so der alten und neuen Kirchengeschichte bis auf Spener und Bengel herab. Der Gedanke ist schön und der Ueberblick durch den physiognomischen Reichthum ergreifend. Noch mehr müßte dies wohl sein, wenn einerseits der Ritt über die Wolken hin motivirt wäre, etwa durch den Satan und dessen Engel unter den Hufschlägen der Rosse, und wenn andrerseits die Schaaren der Begleiter Christi sich in bestimmteren Gruppen hätten ab- und eintheilen lassen. Ein vor Kurzem erschienener Steindruck gibt das Bild in sehr mangelhafter Nachahmung wieder.

Mit der schönen Aufschrift aus Jesus Sirach (10, 24): „Welche Gott fürchten halten den Regenten in Ehren," ist vor Kurzem dem Hausmarschall Freiherrn von Dachröden zu Strelitz, dem treuen Diener und vertrauten Freunde des jüngst in einem Alter von 80 Lebensjahren verschiedenen Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, ein von dem dortigen Maler Riefstahl ausgeführtes Album von einer Anzahl von anerkennenden Freunden und Verehrern überreicht worden.

Verein. Auf der zu München im September 1860 abgehaltenen Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine hat Professor Dr. Piper von Berlin den Antrag gestellt, daß die Abformung von Denkmälern mittelalterlicher Kunst in der überaus reichen Sammlung zu München im Interesse des Studiums und des Unterrichts in den kirchlichen Alterthümern und in der Kunstgeschichte gestattet werden möge. Dieser Antrag fand allseitige Unterstützung und Befürwortung und es wurde dem Vorschlage des Präsidenten, des Grafen Wilhelm von Württemberg, zugestimmt, daß der Verwaltungsausschuß der Vereine ein dahin zielendes Bittgesuch an die königlich bayrische Regierung richten und das Weitere hierauf öffentlich bekannt machen soll.

Denkmäler. Aus dem so eben veröffentlichten vierten Jahresberichte des Vereins für das Lutherdenkmal in Worms geht hervor, daß von den beabsichtigten zwölf Reformatorstatuen zwei — Luther und Wikleff — im Modell vollendet sind und nunmehr an die Gräflich Einsiedel'sche Kunstgießerei zu Lauchhammer in der preußischen Provinz Sachsen abgehen. Die drei andern Vorreformatoren, die an den Ecken des Postaments sitzen, sollten im Laufe dieses Jahres fertig werden. Zur Bestreitung sämmtlicher Kosten werden 200,000 fl. erfordert. 151,000 fl. sind davon vorhanden.

Auf dem Münsterplatze der Sadt Basel soll ein Standbild des Reformators Johannes Oekolampadius errichtet werden. Im Auftrage der Regierung hat die Baukommission einen Aufruf an Bildhauer zur Einsendung von Modellen bis 30. Juni dieses Jahres erlassen und dabei für die zwei besten Skizzen Preise im Betrage von 500 und 250 Franken ausgesetzt.

Persönliches. Die theologische Fakultät der Universität Göttingen hat u. 20. Januar d. J. dem Mitherausgeber des christlichen Kunstblattes, Direktor Schnorr von Carolsfeld in Dresden, das Ehrendiplom eines Doktors der Theologie unter Beziehung auf seine Leistungen im Dienste der christlichen Kunst, namentlich auf die jüngste Vollendung seines großen Bibelwerks, worüber eine der nächsten Nummern unsres Blatts eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung bringen wird, verliehen.

Nekrolog. Am zweiten Weihnachtstage 1860 starb in Schwerin der Großherzoglich Mecklenburgische Hofmaler Gustav Camillo Lenthe, dessen kunstreiche Hand eine große Zahl von Kirchen seines Landes mit Altarbildern geschmückt hat. Noch kurz vor seinem Hingange ließ er eine sinnreiche bildliche Darstellung der zehn Gebote in Gaberschem Holzschnitt vervielfältigen. Er war 1805 in Ludwigslust geboren.

Am 21. Februar Morgens sechs Uhr verschied in Dresden der berühmte Bildhauer Ludwig Rietschel, Professor an der sächsischen Kunstakademie, nach langen Brustleiden. Von seinem großen Reformationsmonumente für Worms hat er selbst noch die Statuen Luthers und Wikleffs modellirt. Wir werden ein Lebensbild des liebenswürdigen frommen Künstlers nachsenden.

Verantwortliche Redaction und Verlag von **Ebner & Seubert** in Stuttgart.
Schnellpressendruck der **J. G. Sprandel**'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. September 1861. Nro. 17 u. 18.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint monatlich in einem Bogen. Preis des Jahrgangs 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Sgr. — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.

Die St. Lukaskirche zu Berlin.

Unsern Lesern nähere Kenntniß dieser neuerlich vollendeten Kirche zu gewähren, schien uns wünschenswerth, theils weil sie überhaupt ein mit sehr mäßigen Mitteln ausgeführtes recht gelungenes und durch seine Verhältnisse wohlthätig wirkendes Kirchengebäude ist, theils wegen mehrerer besonderen Eigenthümlichkeiten. Dahin gehört zunächst die Anlage der Emporen, welche

die Zwecke dieser in unsern Kirchen nicht leicht entbehrlichen Einbauten ohne den gewöhnlich damit verbundenen störenden Eindruck erfüllt, dann aber die Stellung der Kirche zwischen Wohnhäusern in der Straßenflucht. Bei größeren städtischen Kirchen oder bei der einzigen Kirche eines Dorfes ist freilich die hergebrachte Stellung auf einem freien Platze angemessen, bei kleineren Kirchen in großen Städten und zwischen mächtigen Wohnhäusern wird sie dagegen leicht die Wirkung hervorbringen, daß die Kirche in der durch die vorhandenen Bedürfnisse und Mittel bedingten Höhe, Größe und Ausstattung schwächlich und ihrer Bestimmung unwürdig erscheint. Bei der gewaltig anwachsenden Bevölkerung unserer großen Städte und der Beschränkung der durch so viele Anforderungen geschmälerten Mittel, auch wohl aus seelsorgerischen Gründen, dürfte man aber dahin kommen, sich lieber mit der Erbauung kleiner, schneller herzustellenden Kirchen zu begnügen, als mit Anstrengung aller Kräfte sogleich auf Herstellung größerer zu dringen. Dann aber dürfte sich die anspruchslosere Stellung in der Häuserreihe empfehlen, bei der es nur darauf ankommt, der Façade einen angemessenen Ausdruck zu geben, während die übrigen Seiten ohne Nachtheil einfacher gehalten werden dürfen. Ein Beispiel der Lösung dieser Aufgabe gewährt nun diese Kirche und weist zugleich darauf hin, daß dadurch stylistische Rücksichten anderer Art, als bei freistehenden Kirchen, entstehen. Man kann zweifeln, ob man die gegenwärtige Kirche dem Styl der Renaissance oder dem romanischen zuweisen will. Sie hat Elemente des letzten, aber ihre schlanken, durch rundbogiges Maßwerk getheilten Fenster liegen diesseits der Gothik und manche Details sind antik-römisch. Aber bei alledem macht sie einen kirchlich würdigen und sehr wohlthätigen Eindruck.

Um diese Fragen der Betrachtung unserer Leser näher zu bringen, haben wir den Baumeister, Herrn Bauinspektor Möller, um Beschreibung und Zeichnungen ersucht, die er uns bereitwillig gewährt hat und wir hier folgen lassen.

Die Red.

Für die in raschem Wachsthum stehende St. Matthäi-Kirchengemeinde in Berlin wurde seit Jahren nach einem geeigneten Bauplatz zur Errichtung einer zweiten Kirche gesucht.

Nachdem es sich als unmöglich herausgestellt hatte, auf einem freien Platze eine passende Stelle zu finden, mußte es noch als ein günstiger Umstand angesehen werden, daß in der Bernburger Straße eine zwar in der Straßenfluchtlinie und zwischen hohen Wohngebäuden belegene, aber ziemlich geräumige Baustelle von 115′ Front und 141′ Tiefe für den Preis von 14,000 Rthlr. erworben werden konnte. Diese Lage der Kirche war nicht die einzige Beschränkung des Baumeisters; es kam dazu noch die nothwendige Rücksicht auf möglichste Schonung der Baukosten, deren größerer Theil aus freiwilligen Beiträgen und den Mitteln der St. Matthäi-Kirchenkasse zu decken war. Ein Thurmbau konnte dabei gleichwohl nicht entbehrt werden, da Glocken, wenn sie nicht hoch hängen, in dem Straßenlärm der Hauptstadt ungehört verhallen, auch der kirchliche Bau selbst, der die Höhe der benachbarten Wohnhäuser kaum

erreicht, nur durch einen Thurmbau ein sichtbares Zeichen seiner jene Nachbarn weit überragenden Bestimmung erhalten konnte. Auch waren, um die hohen Brandmauern der Nachbarhäuser für die Ansicht von der Straße möglichst zu decken und die Kirche mit diesen Gebäuden in eine schickliche Verbindung zu bringen, zwei schmale Seitengebäude in der Straßenfront zu errichten, welche einerseits die Predigerwohnung, andererseits die Wohnung des Kirchendieners und ein Confirmandenzimmer enthielten.



Aeußere Ansicht.

Endlich geboten feuerpolizeiliche Rücksichten und der Wunsch, daß man vor der in der Tiefe des Grundstücks belegenen Taufkapelle und Sakristei und vor den Seiteneingängen vorfahren könne, die Freihaltung einer Umfahrt um die ganze Kirche.

Alle diese Rücksichten und das Bestreben des Baumeisters, durch Vermeidung aller Deckenstützen die für den evangelischen Gottesdienst in so hohem Grade wünschenswerthe einheitliche Gestaltung des inneren kirchlichen Raumes zu gewinnen, den beschränkten Bauplatz auf das gewissenhafteste auszunutzen und alle kostspieligen Construktionen zu vermeiden, haben den im Grundriß, äußerer Ansicht und durchschnittlicher inneren Ansicht vor= und nachstehend mitgetheilten noch mit wenig Worten näher zu erläuternden Plan entstehen lassen.

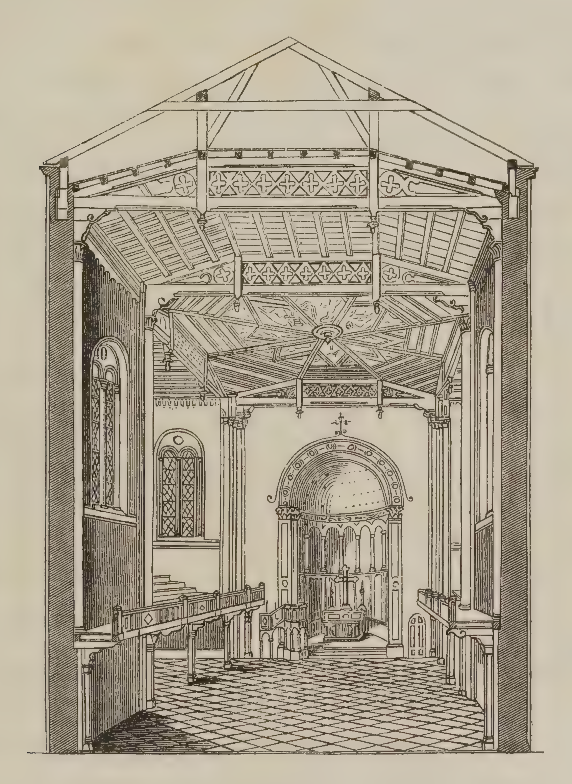
Eine fünfbogige offene Halle, des beschränkten Raums wegen von nur geringer Tiefe, trennt die Kirche von der Straße. Vor den mittleren drei Oeffnungen, welchen die Hauptthüren der Kirche entsprechen, liegt eine Freitreppe von 4 Stufen. Die der ersten und fünften Oeffnung entsprechenden Nischen sind zur späteren Aufstellung der Statuen der Evangelisten Matthäus und Lukas, nach welchen die Mutter- und Tochterkirche genannt sind, bestimmt. Die drei Hauptthüren führen zunächst nach einem geschlossenen Vorraum, von welchem in der Mitte der Haupteingang in die Kirche, zu beiden Seiten der Aufgang auf die Emporen stattfindet. Die Treppe linker Hand liegt im Thurme, welcher diese seitliche Stellung erhalten hat, weil eine Stellung desselben vor dem Schiff der Kirche den Raum für dasselbe zu sehr beschränkt und viel größere Kosten verursacht haben würde. Im Thurm befindet sich ein Geläute von drei Glocken zu 16, 8 und 4 Ctr. Gewicht und die Thurmuhr; er hat einschließlich der schlanken aus Holz konstruirten und mit Schiefer gedeckten Spitze eine Höhe von 150′. Das obere Geschoß, in welchem die beiden kleinen Glocken hängen, ist ganz durchbrochen gehalten, so daß die Glocken im Freien hängen, was sowohl für die Ansicht, als für die Verbreitung des Schalls günstig erscheint.

Der innere kirchliche Raum besteht aus einem Langhause, an welches sich zwei Kreuzesarme anschließen. Zum Verständniß des Grundrisses ist zu bemerken, daß derselbe auf der einen Hälfte die unteren Bänke nebst den die Emporen tragenden Säulen, auf der andern aber die Empore neben den von derselben nicht bedeckten Sitzreihen enthält. Die Länge beträgt bis zum Altarraum unten 86′, oben wo die Tiefe des Vorraums mit zur Kirche gezogen ist 95′. Die Breite des Schiffes ist 39′, wobei die Ueberdeckung mittelst eines Hängewerkes leicht herzustellen war und die Mauern der Kirche genugsam von den gegenüberliegenden über 60′ hohen Brandmauern der Wohngebäude zurücktreten, um genügenden Lichteinfall durch die Fenster zu gestatten. Vor dem Altarraume (im Kreuzschiffe) beträgt die Breite der Kirche 72′; das Grundstück ist hier nur von niedrigen Mauern eingeschlossen, so daß die Mauern der Kirche bis auf das geringste, für Fensterwände nach baupolizeilichen Vorschriften zulässige Maß von 17′ den nachbarlichen Grenzen nahe gerückt werden konnten. Der Altarraum wurde in Rücksicht auf die Feier des Abendmahles, auf die Benutzung bei Trauungen und Einsegnung der Kinder möglichst geräumig gewünscht und hat eine Breite von 20′ bei 22½′ Tiefe erhalten können. Es tritt dabei der Chorschluß so nahe an die Grenze des Grundstücks, daß nur die 8′ breite Umfahrt frei bleibt und die Altarnische nach jener Seite hin keine Fenster erhalten durfte.

Bei der Bestimmung der Höhe der Kirche war die große Breite eines Theiles derselben und der Umstand in Betracht zu ziehen, daß das Gebäude zwischen den hohen Wohngebäuden einigermaßen zur Geltung kommen, auch auf der oberen Empore an der Straßenseite noch die Aufstellung einer Orgel mit 16füßigem Principal im Prospekt möglich sein sollte.

Die Höhe der Umfassungsmauern beträgt im Innern 49′; die hölzerne Täfelung der Decke steigt indessen, den Streben der Hängewerke folgend, noch 3′ an, so daß der mittlere horizontal liegende Theil der Täfelung 52′ über

dem Fußboden liegt. In der Kreuzung bilden die Träger der Täfelung, wie aus der beigegebenen inneren Ansicht deutlich wird, einen großen achteckigen Stern mit vier größeren und vier kleineren Feldern, welche mit auf Leinwand gemalten und auf Keilrahmen gespannten Oelgemälden geschmückt sind, von denen die vier größeren die sitzenden Gestalten der Evangelisten, die kleineren schwebende Engel enthalten. Die Decke, deren sonst ganz schmucklose Bretttafeln leicht einen unruhigen und nüchternen Eindruck gemacht haben würden, hat hiedurch einen einheitlichen und wirkungsreichen Mittelpunkt erhalten.



Inneres.

Die geräumigen Emporen, welche nicht entbehrt werden konnten, sind einestheils in den Kreuzarmen, anderntheils an dem dem Altarraume gegenüberliegenden Ende der Kirche angebracht. Jene haben ihre besonderen von außen zugänglichen Treppen, diese bestehen aus zwei übereinander gelegten Emporen, von denen die obere mit der bedeutenden Tiefe von 25 Fuß die Orgel trägt. Im Langhaus springen die Emporen nur als schmale Gallerien vor, auf welchen zwar auch noch eine Reihe Sitze angelegt ist, die aber vornehmlich der nothwendigen Verbindung wegen angelegt sind. Der Grundriß zeigt auf der linken Seite die Emporen, auch sind auf dieser Seite so weit möglich einige der größern über den Emporen liegenden Fenster eingezeichnet, während auf der rechten Seite nur die kleinen Fenster, welche den Sitzen unter den Emporen

Licht geben, eingetragen sind. Der Fußboden der nach hinten ansteigenden Emporen liegt vorn nur $10^1/_2'$ über dem Fußboden der Kirche. Dieser niedrigen Lage und dem Umstand, daß zwischen den einander gegenüberliegenden Brüstungen noch 30′ freier Raum geblieben, ist es zuzuschreiben, daß der räumliche Eindruck der Kirche durch die Emporen keine Einbuße erleidet. Die Kirche hat

auf den Emporen zusammen	465,
im untern Raum	675,
im Ganzen also	1140

feste Sitzplätze, wobei neben der Orgel und vor der Kanzel noch für etliche 70 Sitze resp. Stühle Raum unbesetzt geblieben ist, so daß überhaupt über 1200 Sitzplätze vorhanden sind.

Die Kanzel konnte keine andere Stellung als die gewöhnliche zur Seite des Altarraums und vor demselben erhalten und mußte noch etwas in diesen hineinspringen, wenn auch von den Emporen aus alle Gesichtslinien das Auge des Predigers treffen sollten. Ihr Fußboden liegt 7′ über dem der Kirche. Sie ist ganz aus gebranntem Thon hergestellt und wird von 8 Säulchen getragen; in fünf Nischen der Brüstungen stehen die Statuen der vier großen Propheten und Johannes des Täufers, ebenfalls aus Thon gebrannt. Der Altar, welcher ebenso wie die Kanzel nicht aus den Baufonds beschafft wurde, sondern einer besondern Stiftung seine reichere Ausstattung verdankt, ist sammt den Seitenschranken von Marmor verschiedener Arten ausgeführt, und lehnt sich an eine $5^1/_2'$ hohe Rückwand. Auf der Mitte derselben erhebt sich das 10′ hohe mit dem dornengekrönten Christuskopf geschmückte Kreuz von weißem carrarischen Marmor, daneben stehen zwei Kandelaber von eben solchem Marmor und Bronze. Der Fußboden der Altarnische ist mit karrarischem Marmor, der der Gänge in der Kirche mit Kalksteinfliesen belegt.

Der Altarraum ist durch je ein Fenster von der Seite erleuchtet, die halbkreisförmige Nische hat nur eine, vielleicht später noch durch Malerei wirkungsvoller zu gestaltende, architektonische Theilung und Ausbildung erhalten. Die Wölbung der Nische ist als Sternenhimmel dargestellt. Die Mauern der Kirche sind mit einer graugrünlichen Steinfarbe angestrichen, alles Holzwerk der Emporen und die Decke eichenholzartig, die durch Schablonen ausgeführten Ornamente sind überall auf das Nöthigste beschränkt.

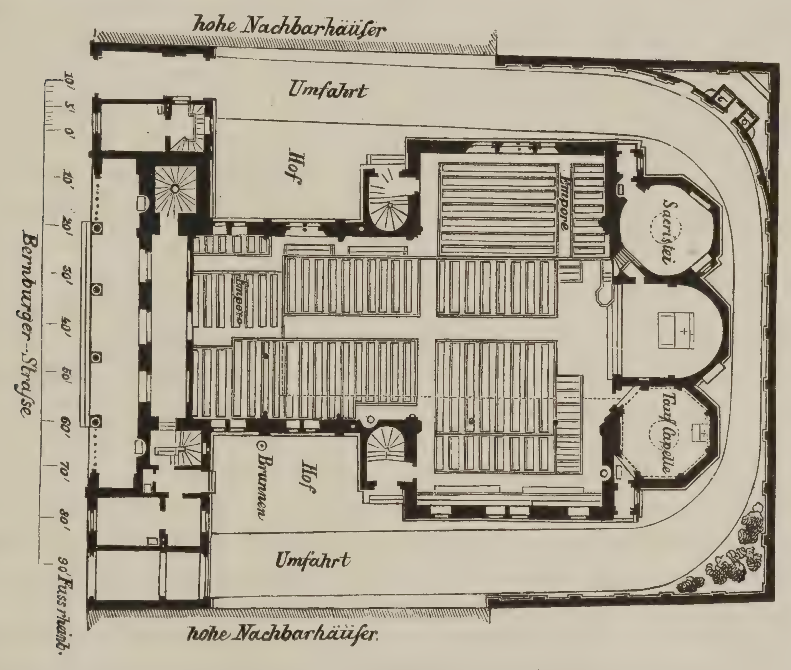
Das Fenstermaßwerk von gebranntem Thon hat gar keinen Anstrich erhalten, wirkt aber in seiner röthlichen verschiedenflammigen Färbung harmonisch. Die Fenster selbst sind mit weißen durchsichtigen rautenförmigen Scheiben in Blei verglast und mit einem blauen, durch mattweiße Verglasung vom Stabwerk getrennten Streifen eingefaßt. Nur in den oberen Rosetten ist etwas buntes Glas zur Verwendung gekommen. Die Kirche ist mit Gasbeleuchtung versehen, der aus der Mitte des achteckigen Sterns in der Kreuzung herabhängende Kronleuchter von 30 Flammen aber in der Zeichnung weggeblieben. Im Ganzen dienen 100 Flammen zur Erleuchtung des Innern.

Die Heizung wird durch vier runde Oefen mit gußeisernen Heizkasten und Eisenblechmänteln bewirkt.

Die Sakristei und Taufkapelle sind als besondere Kapellen zu beiden

Seiten des Altarraums angebaut und haben dem durch die Erfahrung festgestellten Bedürfnisse gemäß, die auf der gegebenen Baustelle möglichst größte Ausdehnung erhalten. Die Sakristei hat kreisförmigen, die Taufkapelle achteckigen Grundriß; beide sind gewölbt, haben 19′ Durchmesser und eben soviel Höhe bis zum Scheitel der Gewölbe. Da sie der Nachbargrenze so nahe liegen, daß, wenigstens an der hintern Seite nach polizeilichen Vorschriften Fenster nicht mehr gestattet waren, so geschieht die Beleuchtung durch Oberlicht aus der Mitte der Gewölbe. Mitten unter dem einfallenden Licht steht in der Taufkapelle der Taufstein von gebranntem Thon, an der Rückwand ein kleiner Altar von Marmor.

Der Baustyl der Kirche läßt sich nicht mit einem Worte bezeichnen. Als Ueberdeckungsform der Maueröffnungen ist überall der Rundbogen gewählt, und



Grundriß.

auch sonst fehlt es nicht an mancherlei dem sogenannten romanischen Baustyl entlehnten Motiven. Die weitere Durchführung und Ausbildung steht aber der im nördlichen Italien, namentlich in den Gegenden, wo der Backsteinbau eine größere Verbreitung und Ausbildung erhalten hat, vorkommenden Behandlung des Rundbogenstyles näher als der deutsch vorgothischen Bauweise. Die Stellung des Baues zwischen und in unmittelbarem Anschluß an durchaus moderne Wohngebäude ließ diese stylistische Behandlung als die geeignete erscheinen. Das Baumaterial ist der landesübliche Backstein, der im Aeußern überall ohne Verputz geblieben ist, nur die vier Säulen der Vorhalle sind von Sandstein. An den nach den Höfen zu belegenen Façaden sind nur äußerst sparsam Formsteine zur Verwendung gekommen, in der Straßenfront dagegen Fenster und Thüreinfassungen und Gesimse größtentheils von Formsteinen oder aus größeren

hohlgeformten Gesimsstücken in gebranntem Thon hergestellt, auch einiges Ornament in demselben Material zur Verwendung gekommen.

Schließlich werden noch einige Angaben in Betreff der Baukosten erwünscht sein. Dieselben belaufen sich für die ganze Anlage auf ca. 57,000 Rthlr., davon kommen auf die Kirche selbst mit den beiden Kapellen, einschließlich der Gestühle, der Gasbeleuchtung, der Heizungsanlagen, auch der Deckengemälde 36,000, auf den Thurm 6500, auf die beiden Wohnhäuser 8500, auf die Vorhalle 2000, endlich auf die Mauern, die Pflasterung u. s. w. 4000 Thlr. Es muß dabei aber bemerkt werden, daß die Kosten des bedeutenden Orgelwerkes, des kostbaren Altars, der Kanzel, der Glocken, des Marmorfußbodens, der Altarnische, des kleinen Altars der Taufkapelle, des Taufsteins u. a. nicht in diesen Summen enthalten, sondern durch besondere Stiftungen der Kirche geschenkt sind, welche noch einen Werth von gegen 8000 Thlr. repräsentiren. Bei der oben angegebenen Summe von 36,000 für die Kirche selbst stellen sich die Kosten pro Fuß bebauter Grundfläche auf etwas über $4\frac{2}{3}$ Thlr. oder für jeden Sitzplatz auf 30 Thlr.

Der Bau ist im April 1859 begonnen, die Grundsteinlegung unter dem Altare am 19. Oktober desselben Jahres, die Einweihung und der Beginn des öffentlichen Gottesdienstes am 17. März 1861 erfolgt.

Berlin, im März 1861.

Möller.

Christusbilder.

Zum christlichen Kunstblatt vom 1. März 1861.

Die verehrliche Redaktion bittet der Unterzeichnete um gütige Aufnahme der nachfolgenden Bemerkungen zu dem Referat, betr. die Berathungen des Barmer Kirchentages über christliche Kunst.

Münster, den 21. Mai 1861. Dr. **Schickedanz**, Consistorialrath.

1) Anlangend die Befähigung der Künstler für Christusbilder (Malerei oder Bildhauerei und Schnitzwerk), wird sie wesentlich eine dreifache sein müssen: eine religiös-sittliche, daß Christus, der ganze Christus, im Herzen des Künstlers eine Gestalt gewonnen habe, so viel dies eben bei der menschlichen Unvollkommenheit möglich ist; ferner 2) eine technische, um etwas wahrhaft Schönes und Vortreffliches zu leisten, und endlich 3) eine historische, daß nämlich der Künstler mit den Worten und Thaten des Heilandes sich bekannt gemacht habe in einer solchen Weise, daß er dadurch über das Niveau des in der Jugend erhaltenen Unterrichtes und der allgemeinen christlichen Volksbildung weit hinausgeht. Er muß in die Schrift sich vertieft und wirkliche Studien gemacht haben, wie selbige u. A. einem Künstler wie Lessing nachgerühmt werden, für seine Historienmalerei. Daran aber fehlt es den Allermeisten, die als Historienmaler die heilige Geschichte behandeln, und sie möchten übel in einer Prüfung bestehen, welche z. B. die Reden des Herrn anginge, einzelne Aussprüche und ganze Reden, die Gleichnisse mit eingeschlossen; schon die allgemeine Angabe

würde über die Kräfte der Examinanden meist hinausgehen, geschweige denn eine Darstellung des inneren Sinnes. Theologische Kenntnisse in eigentlicher Bedeutung können zwar selbstredend nicht verlangt werden, wohl aber eine Vertrautheit mit solchen Schriften, die auch dem Nichttheologen zugänglich sind, und die in die Tiefe des Wortes einführen, wie etwa Stiers Worte des Wortes. — Fehlt nun aber diese historische Kenntniß vom Christenthum in Verbindung mit einer geistigen Durchdringung desselben, so wird jede bildliche Darstellung seines heilig-göttlichen Stifters nothwendig und immer eine verfehlte sein und bleiben.*

2) Wenn nun Ref., die Kruzifixe auf den Altären betreffend, das dunkle gußeiserne Kruzifix noch am meisten gebilligt hat, weil daran die etwaigen Unvollkommenheiten am wenigsten zu erkennen sind, und er dagegen an das Unschöne und eher Abstoßende als Anziehende solcher dunkeln Gußwerke erinnert worden ist, so darf derselbe zur Motivirung seiner Aufstellung nachträglich das Folgende bemerken. — Gußeiserne Kruzifixe werden nach einer ein- für allemal gemachten Form gemacht, und der Former in großen Eisengießereien steht gewiß in der Regel viel höher, wie der gemeine Handwerker (am Rhein s. g. Herrgottsmaker), der zu seinem täglichen Unterhalte hölzerne und andere Kruzifixe schnitzt und verarbeitet, woraus dann gewöhnlich nur Karrikaturen des Heiligen hervorgehen. Anders freilich verhält es sich mit wirklichen Kunstwerken der Malerei und der Plastik. Abgesehen indessen davon, daß auch ihnen die größesten Unvollkommenheiten anhaften, und man in ihnen schwerlich Ihn erkennt, der im Leiden und Sterben die Welt überwunden hat, und in diesem Sinne (Joh. 16, 33) wesentlich und für die Ewigkeit sagen konnte: es ist vollbracht! (Gottes Sohn, das Lamm Gottes, wie der Löwe vom Stamm Juda); so ist doch der Gedanke stets ein unheimlicher, daß der Künstler eines lebenden Modells sich bedient hat — denn wie er am lebenden Modell (nicht etwa bloß in der Gypsklasse der Akademie) sich bildet, so bedarf er dessen auch fortgehend zu seinen Schöpfungen, und je weißer das Kruzifix, je mehr es gemalt oder gestochen, vom dunkleren Grunde sich abhebt und hervortritt, um so

* Die nur allzu häufige historische Unkenntniß bei Künstlern in der heiligen Geschichte erfuhr ich einmal in auffallender Weise persönlich. Ein mir bekannter Maler, der recht Erfreuliches leistete, hatte ein großes Tableau auf der Staffelei: der Apostel Paulus vor dem jüdischen Könige Agrippas, dem römischen Landpfleger Felix und Berenice. Es lag viel Gelungenes namentlich im Gesicht und in der Haltung des Apostels; ungeachtet seiner Fessel stand er doch als ein Gefreiter des Herrn vor den Machthabern. Nur konnte ich in alle Figuren mich nicht finden; Agrippas und Felix zwar erkannte ich leicht, aber nicht den dritten. Das ist, antwortete der Maler nicht ohne den Ausdruck behaglicher Selbstgefälligkeit, das ist der Bernitsche! Ich erstaunte, mußte aber auch mich fast verleugnen, um ernsthaft zu bleiben, daß der Maler aus Berenice, Schwester des Agrippas, einen großen ansehnlichen Mann gemacht hatte, und komisch klang dabei die halb italienische Aussprache: der Bernitsche. Nur mühsam konnte ich ihn von seinem Irrthum überzeugen, indem ich ihm dabei noch Einiges von dem sehr verdächtigen Charakter jener Frau sagte. Glücklicherweise gelang es ihm noch, die ganze Figur wieder auszuwaschen und durch eine weibliche zu ersetzen, in deren Gesicht und Stellung die Schönheit mit üppiger Gefallsucht sich vereinigt. — Uebrigens war dieser Maler ein aufrichtig frommer Mann, welcher immer treu zur Kirche sich hielt; aber Studien für sein Bild zu machen, historische, durch Gebrauch von Commentaren, war ihm nicht beigefallen, und so ist es fast durchgängig.

widerwärtiger ist die Erinnerung an das lebende Modell eines Menschen, dessen Sinn und Wandel vielleicht am wenigsten Christo ähnlich gewesen ist. — Bei dem gußeisernen schwarzen Kruzifix dagegen tritt dieser Gedanke in den Hintergrund, und zugleich entspricht es doch der Erinnerung an den Tod des Herrn ungleich bestimmter und bedeutungsvoller. Denn es erinnert dich dieses schwarze Kruzifix an die sechste Stunde, da eine Finsterniß ward über das ganze Land und die Sonne ihren Schein verlor, erinnert dich an die neunte Stunde, als er rief: Eli, Eli, lama sabachthani, — daher am unmittelbarsten an das Opfer für die Welt.

Schließlich darf ich, was den schon gedachten Vorwurf der Unschönheit des gußeisernen schwarzen Kruzifixes anlangt, obwohl ich die Richtigkeit nicht anerkenne, doch immerhin auf die vielbekannte messianische Stelle mich berufen: Er hatte keine Gestalt noch Schöne, wir sahen Ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte!*

Aus dem Verein für kirchliche Kunst in Sachsen.

Im Sommer dieses Jahres ist der erste Jahresbericht des Vereines für kirchliche Kunst im Königreiche Sachsen ausgegeben worden. Derselbe bietet eine Reihe sehr erfreulicher Mittheilungen dar, welche wir den Lesern des christlichen Kunstblattes nicht vorenthalten dürfen. Nächst dem königlichen Beitrage, der um so höher anzuschlagen ist, als er aus den Händen eines katholischen Fürsten für die Veredlung der christlichen Kunst in der evangelischen Kirche fließt, wird rühmend erwähnt, wie das Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichtes, welches dermalen noch als die oberste Kirchenbehörde im lutherischen Sachsen dasteht, nicht bloß durch seine Empfehlung an die ihm untergebenen kirchlichen Behörden dem Vereine wesentlichen Vorschub geleistet, sondern auch mehrfach bereits den Rath desselben erfordert und ihm dadurch zu ersprießlicher Thätigkeit Veranlassung gegeben hat. Auch findet sich eine dankbare Anerkennung des Vereinsvorstandes, daß die Königliche Kreisdirektion zu Dresden, sowie mehrere Kirchenpatrone und Kircheninspektionen sich seines Rathes bedient haben.

Das im Laufe des ersten Vereinsjahres Geleistete wird in kurzem Ueberblicke vorgeführt. Den ersten Auftrag empfing der Verein aus Lengefeld im

* Dennoch muß ich bemerken, daß ich diese Worte nimmermehr von einer körperlichen Misbildung des Weltheilandes zu verstehen vermag. In ihm, nach seiner übernatürlichen, aus dem Kausalzusammenhange der Welt nicht erklärlichen Abstammung („empfangen vom heiligen Geist“) konnte kein Mangel und Stückwerk sein. Er war ja der andre Adam, den ersten wieder darstellend, den paradiesischen Menschen ohne Sünde und deren das göttliche Ebenbild entstellende Folgen noch nicht unterworfen. — Demgemäß kann ich jene messianischen Worte nur in einem anderen Sinne verstehen, der allerdings die Gedanken an einen von der Geißel zerschlagenen und blutigen Leib nicht ausschließt; aber an einen solchen Leib, der um unsrer Sünde willen zerschlagen wurde, kann der in Elfenbein, Marmor, Silber, oder auch im Bilde hell weiß strahlende Körper am wenigsten erinnern. Bei dem schwarz gußeisernen Kruzifix ist dagegen Alles in Dunkelheit gehüllt, wie damals von der sechsten bis zur neunten Stunde.

Erzgebirge: den Entwurf zu einem in Eichenholz auszuführenden Taufstein. Ebenso ist für die neuerbaute Kirche zu Wildenhain (Ephorie Großenhain) eine Skizze zu einem in sächsischem Marmor zu fertigenden Taufstein geliefert worden. Beide Entwürfe hat das technische Mitglied des Vereins, Architekt Arnold, Lehrer an der Akademie der bildenden Künste zu Dresden, erfunden. Für die Kirche zu Altmügeln ist eine gleichfalls von Arnold entworfene, von dem Hofkunsttischler Türpe und dem Holzbildhauer Kühl in Dresden aus Eichenholz geschnitzte und mit reicher Vergoldung versehene Altarwand in gothischem Styl vermittelt worden. Nach Zeichnungen des Vereins sind für die Kirche zu Ernstthal durch den Dresdener Goldschmied Sell ein silberner Abendmahlskelch für 65 Thlr., für die lutherische Gemeinde zu S. Louis in Nordamerika Kelch, Kanne und Patene gefertigt worden.

Auf dem Gebiete der Malerei sind dem Vereine drei Aufträge zugegangen, nämlich zu Altargemälden für die Filialkirche zu Malkwitz (Ephorie Oschatz), für die Hospitalkirche zu S. Georg in Lößnig (Schönburg) und für die neuerbaute Kirche zu Steinigtwolmsdorf (Ephorie Bischofswerda). Das erste und kleinste ist von dem Historienmaler C. Andreä für den geringen Preis von 100 Thlr., Stiftung eines Gemeindemitglieds, ausgeführt worden. Es stellt den Herrn dar mit den beiden Jüngern zu Emmahus in dem Augenblicke, da er das Brod bricht. Ein Holzschnitt zwischen dem Texte giebt die einfache, schöngeordnete Gruppe zu sehen. Das nach Lößnig bestimmte, 6 Ellen 15 Zoll hohe und 2 Ellen 22 Zoll breite Altarbild, welches die Wiederkunft des Herrn zum Gegenstand hat und von dem Historienmaler C. Schönherr um 400 Thlr. ausgeführt wird, ist seiner Vollendung nahe. Das dritte, welches vor Kurzem erst in Angriff genommen worden, wird von dem Historienmaler F. Zumpe, einem früheren Schüler Schnorrs, für den Preis von 300 Thlr. ausgeführt. Es wird die Himmelfahrt des Herrn nach der Apostelgeschichte 1, 10. 11. darstellen.

Unter den architektonischen Aufträgen nimmt den ersten Rang der Entwurf für die neuzuerbauende Kirche zu Staucha (Ephorie Meißen) ein. Das königliche Kultministerium hatte den Verein zur Begutachtung der bereits vorhandenen Pläne aufgefordert. Da aber dieselben die Billigung des Vereins nicht finden konnten, so ließ derselbe nach erlangtem Einverständniß der Kirchengemeinde und der Patronatherrschaft durch den Architekten Arnold einen neuen Entwurf und nach Genehmigung desselben die nöthigen Anschläge und speziellen Zeichnungen fertigen, wornach nun die Kirche gebaut werden wird. Der Kostenbetrag wird sich mit Einschluß der Orgel, Glocken u. s. w. auf ungefähr 40,000 Thlr. belaufen. Die im gothischen Styl entworfene Kirche wird in perspektivischer Ansicht, Grundriß und Durchschnitt durch eingelegten Holzschnitt veranschaulicht. Außerdem hat der Verein noch Entwürfe für zwei neuzuerbauende Kirchen zu Eppendorf (Ephorie Marienberg) und zu Niederebersbach (Ephorie Großenhain) zu liefern übernommen, deren Ausführung jedoch erst in den nächsten Jahren zu erwarten steht. Für die Kirche zu Hirschfeld (Ephorie Freiberg), Heyda (Ephorie Großenhain) und Constappel (Ephorie Dresden II.) sind zu Restauration und Erweiterung durch Hr. Arnold Pläne geliefert worden, von denen nur die zuletztgenannte vorläufig nicht zur Ausführung kommen zu

sollen scheint. Auch sind Entwürfe für Döbeln angefertigt worden zur Anlegung eines Gottesackers mit Kapelle, Todtenhalle und Todtengräberwohnung.

Die bisherigen Einnahmen des Vereins sind 219 Thlr. 20 Ngr. Die Mehrzahl seiner Mitglieder hat er in Leipzig, nächstdem in Dresden, auch Kollegien, wie die Stadträthe von Meißen, Annaberg, Zittau, Dippoldiswalde, und mehrere Gemeinden.

Möge das schön begonnene Werk im Wachsthum seines Gedeihens an Unternehmungen und Erfolgen fortgehen und unter dem dankenswerthen Schutze der kirchlichen und staatlichen Behörden ein Vorbild für andre evangelische Länder sein.

Zur neusten christlichen Kunst in England.

Wir wissen nicht wieviel unsere deutschen Kunstkenner und Kritiker von Fach mit dem gegenwärtigen Stand der bildenden Künste in England und namentlich der christlichen Malerei bekannt sein mögen, doch dürfen wir wohl voraussetzen, daß unsere, wenn man so sagen darf, „gemeingebildete" Welt bisher im Allgemeinen sehr wenig Notiz, auch von dieser Seite des nationalen Lebens der Engländer genommen hat. —

Bei unserem letzten Aufenthalt in London im Frühjahr 1860 wurden wir von einem unserer „korporativen" Freunde, auf dessen Urtheil in Allem, was ins Gebiet der ernsteren höheren Bildung fällt, wir großen Werth legen, sehr dringend ermahnt, nicht abzureisen, ohne das soeben zur Schau ausgestellte neue Gemälde von Holman Hunt: the Finding of Christ — „Christus im Tempel lehrend und von seinen Eltern gefunden" gesehen zu haben. Von diesem Maler hatten wir nun noch gar keine Kunde, außer daß er uns früher einmal als zu der sog. „vor-rafaelischen Schule" gehörig, genannt worden, von der uns aus früheren Ausstellungen nur einige manierirte und ziemlich unbedeutende Darstellungen erbaulicher Gegenstände erinnerlich geblieben waren, in denen sich aber gleichwohl ein der englischen Malerei bisher ganz fremdes Streben aussprach. Die Sache erinnerte in mancher Hinsicht an den Durchgangspunkt, den die deutsche Kunst in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts durch die sogenannten Nazarener in Rom erhalten; wie uns denn auch die Pre-Rafaelites mehr oder weniger mit dem religiösen und kirchlichen Ferment in Beziehung zu stehen scheinen, welches seinen Hauptstrom in dem sog. Puseyismus gefunden, wo denn das neuerwachte Interesse an kirchlichen, zunächst liturgischen, dann aber auch ornamentalen und architektonischen Alterthümern gar leicht den Uebergang zur Malerei und Bildhauerei finden konnte. Genug, wenn das Alles auch schwerlich hingereicht hätte, uns von unseren Dienst- und Berufswegen abzuziehen, so thaten wir es doch dem befreundeten Kreise in Lincolns Inn zu Liebe und benutzten einen der wenigen Sonnenblicke, die uns der trübe Mai gewährte, um in Bondstreet in ein Haus einzutreten, vor dessen Thür die üblichen Zeichen-Anschläge u. s. w. eine Ausstellung verkündeten. Diese marktschreierische Weise für ein ernstes Kunstwerk,

ja überhaupt diese Ausstellung eines einzelnen Bildes gegen ein sehr merkliches Eintrittsgeld, gehört zu den Dingen, an die ein ehrliches deutsches Gemüth sich erst gewöhnen muß! So folgte ich denn den ziemlich zahlreichen, aber sehr anständigen Vorgängern durch einen engen Gang in ein Gemach von sehr mäßigem Raum mit wenig Licht, was aber von oben gerade in der rechten Weise auf das einzige große Bild fiel, welches den größten Theil der einen Wand einnahm. Gleich der erste Eindruck war ein mächtiger, aber durchaus kein wohlthuender, erfreulicher oder gar erbaulicher. Was uns zuerst berührte, war eine wahrhaft verletzende Fülle von Licht und Farbe; dann gewann bei weiterer Betrachtung bald der Eindruck die Oberhand, daß hier jedenfalls ein sehr bedeutendes, im Ganzen und in allen Einzelnheiten tief und ernst gedachtes, mit wunderbarer Technik und unverrückter Treue der Anstrengung ausgeführtes Kunstwerk vorlag. Aber zu dem Respekt, den diese Momente erzwangen, gesellte sich theils die noch immer nicht überwundene Empfindlichkeit des Auges gegen die Macht der Farbe und des Lichts, theils ein tieferes inneres Widerstreben, was sich fast bis zu einer Art von Indignation steigerte und erst sehr allmählig — ja zum Theil erst viel später, nachdem an die Stelle des Anblicks die lebhafte Erinnerung getreten war, einem sympathischen und wie wir allerdings glauben, besser begründeten Eindruck und Urtheil gewichen ist. Ob es uns überhaupt möglich sein wird, diese eigenthümliche Wirkung eines Kunstwerkes genügend zu erklären, ist uns selbst zweifelhaft, jedenfalls scheint es der Sache am förderlichsten zu sein, wenn wir vor allen Dingen dem Leser eine rein thatsächliche Rechenschaft von dem geben, was wir sahen — von dem Inhalt des Bildes, dessen lieblich bedeutungsvoller Gegenstand mit Recht so manchen ältern und neuern Meister zur bildlichen Darstellung gereizt hat.

Die Lokalität, in der die Handlung vor sich geht, ist eine Vorhalle des Tempels — in einem überaus reichen durch Farbe und Gold gehobenen Styl, den wir kurzweg als einen an arabische Bauwerke erinnernden orientalischen bezeichnen würden, wenn der Künstler ihn nicht selbst als einen streng und durch zuverläßige Zeugnisse und Denkmäler legitimirten hebräischen bezeichnete. Die Ausführung ist an sich ein Meisterwerk der Architekturmalerei. Die Halle ist nach vorne weit geöffnet auf einen Vorhof, zu dem ein paar Stufen hinabführen, und gestattet nach hinten den Durchblick nach einer großen Halle. In jener vordern und für diese Handlung jedenfalls Haupthalle unterscheiden sich aufs Bestimmteste zwei Hauptgruppen; im Hintergrund in einem hohlen, aber mit dem linken Flügel zurückweichenden Halbkreis, oder vielmehr in einer nicht ganz regelmäßig geschwungenen Linie die Schriftgelehrten und Pharisäer und ihre Diener — weiter nach vorne die heilige Familie, welche natürlich in jeder Beziehung den Haupt- und Mittelpunkt der Handlung der ganzen Situation bildet und die wir wie billig zuerst näher betrachten. Der Gottessohn, — ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren, jedoch in seiner ganzen Erscheinung eine ungewöhnlich frühe und volle Entwickelung aufweisend — hat sich eben von dem Kreise der Schriftgelehrten, zu denen er offenbar soeben begeisterte Worte geredet, rasch nach den eben von links her* eingetretenen Eltern

* Wir geben die Richtung nach den handelnden Personen, nicht nach dem Zuschauer.

herumgewendet, doch nur so weit, daß seine Hauptrichtung nach vorne ist; die Mutter, halb seitwärts ganz freistehend, neigt sich zu seiner linken Wange herab, die sie fast mit dem Munde berührt, während der rechte Arm um seinen Nacken gelegt ist und die Hand seine rechte Schulter zu fassen und ihn sanft an sich zu ziehen sucht und die Linke die auf ihr ruhende Linke des Sohnes an das mütterliche Herz zu drücken strebt; Joseph steht hinter beiden und der untere Theil seines Körpers größtentheils von den beiden verdeckt, doch beide weit überragend, sowohl vermöge seines kräftigen männlichen Wuchses, als wegen der Neigung der Mutter zum Sohne. So blickt er auf beide herab; seine Rechte hat er mit etwas festem Griff auf die rechte Schulter des Knaben gelegt, und die zarte Hand der Maria sucht eben neben und unter dieser starken Mannes-hand sich gleichsam einzuschmiegen und jede mögliche Härte zu mildern, während sie dem Sohn jene Worte zuflüstert, welche den Vorwurf enthalten, den die unendliche Mutterliebe keinem andern Munde auszusprechen überlassen will. Gehen wir mehr ins Einzelne des Ausdrucks, so stellen sich uns die drei Personen vor Allem als Musterbilder blühend schöner Menschheit nach dem Typus der hebräischen Volksart dar, welche nur in dem Antlitz des Knaben fast ganz in einem höheren allgemein menschlichen und insofern idealen Typus und Ausdruck aufgeht, ohne daß doch der Charakter der bedeutendsten Individualität verwischt wäre, der namentlich auch bei Maria in dem nationalen Typus sehr bestimmt hervortritt. Was den Knaben besonders von dem nationalen Typus unterscheidet, ist das bekanntlich traditionelle röthlichbraune Haar und die dunkelblauen Augen. In der Fülle der wogenden (nicht etwa schlicht gescheitelten und gelockten) Haare spielt ein Sonnenstrahl und vergoldet es wie zu einem Heiligenschein, ohne daß dadurch die natürliche Realität der ganzen Behandlung irgend gestört würde. Der Blick geht mit unendlich tiefem feuchtem Glanz fast wie suchend und fragend, ahnungsvoll träumerisch begeistert in die endlose Ferne und Höhe. Den leicht geöffneten vollen kühn geschwungenen Lippen, dem perlenweißen Gehäge der Zähne enteilt in geflügelten Worten die Gegenfrage auf den Vorwurf der Mutter. Die Worte sind aber nicht unmittelbar an sie gerichtet, sondern folgen dem Blick der Augen ins Weite, wodurch sie jedenfalls, was auch sonst die Meinung des Künstlers dabei gewesen, alles persönlich Herbe verlieren. Ueber das Haupt und Angesicht des göttlichen Knaben möchte sich noch gar viel sagen lassen, was wir indessen nur in nöthiger und möglichster Kürze durch und in einem Vergleich mit dem Jesuskind der Madonna di San Sisto zusammenfassen wollen. Eine gewisse Wahlverwandtschaft der Kopf- und Gesichtsbildung und des Ausdrucks zwischen diesem Knaben und jenem Kinde ist allerdings nicht zu läugnen; aber das dort, um es mit einem Wort zu bezeichnen, an einen jungen Jupiter erinnernde und fast heidnisch Mächtige der Stirn, das klassisch Hehre aber unkindlich S t a r r e des Blicks ist hier theils überhaupt gemildert und mehr menschlich individualisirt, theils entspricht es hier mehr dem relativ reiferen Alter. Alles gestaltet sich so zu dem Ausdruck eines Moments reinster höchster jugendlicher Begeisterung in einem eben diesem Ausdruck auch in seinen bleibenden Grundzügen vollkommen entsprechenden Angesicht. Ob das Alles nun rein m e n s c h l i c h oder auch zugleich

göttlich zu verstehen? Diese Frage möchten wir nicht eher beantworten, bis man uns belehrt, ob und wie das Göttliche anders als in menschlicher Abschwächung und Trübung dargestellt werden kann! Jedenfalls kennen wir keine Darstellung des Gottmenschen, der ins menschliche Fleisch und Gestalt gebannten und gebundenen Gottheit, welche in höherem Grade als diese die nach allen Seiten liegenden Schwierigkeiten und Gefahren der Aufgabe überwände, wobei denn ohne Zweifel eben das in dem historischen Gegenstand gegebene Alter gewisse Vortheile bietet, die weder das Kindes-, noch das Mannesalter gewähren kann. Mit diesem Preise wollen wir gar nicht gesagt haben, daß uns nicht einige Darstellungen des Heilands von älteren Meistern lieber, erbaulicher sind als diese; aber wir können uns nicht verbergen, daß bei jenen ein großer Theil der Aufgabe nicht etwa gelöst, ein großer Theil der Schwierigkeiten nicht etwa überwunden, sondern in naiver Unbefangenheit ignorirt sind. Die richtige Beurtheilung aber muß die ganze Gestalt zusammenfassen und so bemerken wir hier noch folgendes. Die Rechte greift wie in Gedanken an den Gürtel, als wollte sie ihn zu Kampf, Arbeit oder Wanderschaft fester anziehen; die Linke legt sich wie mit einer theils liebkosenden, theils beruhigenden, zurückhaltenden, ja leise zurückweisenden Intention auf die linke Handwurzel der Mutter; in der Stellung der Füße zeigt sich gleichsam der Schluß der raschen Wendung von den Schriftgelehrten nach den Eltern und die Vorbereitung einer Bewegung nach vorne, welche dem Blick entspricht — die Füße haben einen Stütz- und Ruhepunkt gefunden, auf dem sie fest auftreten, wie um sogleich auszuschreiten. Ganz eigenthümlich gestaltet sich dadurch das Verhältniß des Kopfs und der untern Gliedmaßen zu dem Leibe, welcher mehr einem anschmiegenden Impuls nach der Mutter hin zu folgen scheint, der noch bestimmter durch die heranziehende Armbewegung dieser letztern motivirt ist, der wir uns nun zu näherer Betrachtung zuwenden. Auch hier wie bei dem Knaben finden wir gleich beim ersten Anblick eine Auffassung, die von der bei spezifisch erbaulichen oder doch „frommen" Darstellungen gewöhnlichen abweicht. Sie hat nichts von der Weichheit, Zartheit, Unbewußtheit und Naivität, welche nicht selten bis zu einem mit irdischer Gesundheit und Lebensfrische kaum vereinbaren Grade von gleichsam Durchscheinung gesteigert, den Typus der heiligen Familie und zumal der Jungfrau bildet. Hier ist wie bei dem Knaben schöne, kräftige, volle impulsive Natur, blutreich pulsirendes warmes Leben, wogendes drängendes Pathos — aber hier in der Blüthe aller weiblichen Lieblichkeit und Anmuth, wie dort in der im Knaben schon vorgebildeten herbern Männlichkeit. Diese Gestalt wird von den in der ganzen Situation gegebenen Gegensätzen der Empfindungen recht eigentlich durchbebt, welche sich dann in dem Angesicht und besonders in und um den Mund zum vollsten Ausdruck steigern und konzentriren, während der Blick schon durch die Neigung des Kopfes aber auch durch ein vor der Oeffentlichkeit des ganzen Moments verschämtes Senken der Lider nur wie ein feuchter Schimmer hervorleuchtet. Um nur ein Moment einzeln hervorzuheben, wo sich so vieles Bedeutende aufdrängt, sei als besonders charakteristisch bezeichnet, wie die Lippen in dem Nachhall des Schmerzes doch auch schon freudig zucken und in athemloser, fast

heißhungriger Hast zum mütterlichen Kuß drängen und schwellen, während zugleich nicht blos die Scheu vor den Umgebungen, sondern auch die verletzte Mutterwürde den Impuls hemmt, so daß sie den Ausdruck des Vorwurfs zwar halbleise aber scharf herausstößt, als wenn sich in dem Ringen nach Selbstbeherrschung die Lippen krampfhaft schließen wollten, wobei besonders die leicht vorgeschobene Unterlippe einen ganz eigenthümlich gemischten Ausdruck streitender Emotionen bedingt. Diese beiden Gestalten, deren jede für sich und beide in ihrer gegenseitigen Beziehung bei dem möglichst geringsten Maße äußerer Aktion durch widerstreitende Impulse und Emotionen so tief und doch vollkommen harmonisch und anmuthig bewegt sind, finden nun einen durchaus angemessen neutralen Schluß und Grundton in der ruhig wohlwollenden ernsten, gleichsam schützenden Gestalt des h. Joseph, auf deren Eigenthümlichkeiten wir nicht näher eingehen können, die aber in ihrer Art ein jenen beiden durchaus ebenbürtiges Kunstwerk ist. Was die Farbenwirkung dieser Gruppe betrifft, so ergiebt sie sich hauptsächlich aus der weiß, blau und purpurgestreiften Tunika des Knaben, dem bläulich grauen Ueberwurf der Mutter mit rothem Gürtel und weiß und rother Kopfbinde und dem braun und weiß gestreiften „Burnus" des Mannes, der mit Stab und Bündel und einer Schnur um die Schulter zur Reise gerüstet ist.

(Schluß folgt.)

Periegese.

Der Kaiserdom zu Speier. Führer und Erinnerungsbuch von Friedrich Blaul. Mit 14 Stahlstichen, einem Grundriß des Domes und in den Text gedruckten Holzschnitten. Neustadt an der Haardt. Verlag von A. H. Gottschicks Buchhandlung. (E. Witter.) 1860. 8. geb. 3 fl. 36 kr. Prachtausgabe in groß 4.: 7 fl. 12 kr.

Eine fleißige, wohlausgestattete und ansprechende Beschreibung des berühmten Domes mit dem erforderlichen Rückblick auf dessen Geschichte, unter Nachweisung des Ergebnisses der angestellten kunsthistorischen Forschungen, mit anschaulicher Darstellung dessen, was zur Restauration dieses großartigen Baues vorzugsweise durch König Ludwig von Bayern geschehen ist. Um dieses Mausoleums seiner Kaiser willen pilgert das deutsche Volk aus allen Gauen in die heruntergekommene bayerische Provinzialstadt. Die vorliegende Schrift, die freilich nur für Wohlhabende bestimmt sein kann, bietet die zweckmäßige Anleitung des Besuchs und eine bleibende Erinnerung des Gesehenen. Sie wird zumal in der jüngsten Jubelzeit der Speirer Domkirche Vielen willkommen gewesen sein.

G.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Oktober 1861. Nro. 19 u. 20.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint monatlich in einem Bogen. Preis des Jahrgangs 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Sgr. — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.

Die Einweihung des Lutherdenkmals zu Möhra.

Am 25. Juni d. J., dem Tage der Uebergabe der Augsburgischen Confession, fand in Möhra die feierliche Einweihung des Lutherdenkmals Statt, dessen Errichtung im Jahre 1846, kurz vor der dreihundertjährigen Wiederkehr von Luthers Todestag, beschlossen worden war. In dem gedachten Jahre nämlich traten in Meiningen mehrere Männer zusammen und bildeten ein

Comité, welches in der fraglichen Angelegenheit die nöthigen Schritte that und öffentliche Aufforderungen erließ.

Nach Erledigung mancher Vorfragen, ob zu Ehren des Gottesmannes eine Stiftung oder ein Denkmal gegründet werden sollte, und im letzteren Falle, wo dessen Platz sein sollte, konnte die Sache in Angriff genommen werden, da in Folge der erlassenen Aufforderungen schon namhafte Geldbeiträge eingegangen waren; das erste Scherflein übergab eine Wittwe, — die in Meiningen lebende achtzigjährige Schwester Schiller's, Frau Reinwald.

Allein gut Ding will Weile haben; dies deutsche Sprichwort fand auch in der Geschichte unseres Lutherdenkmals seine Bestätigung; und wenn auch die Männer, deren unermüdlichem, zähem Eifer das endliche Zustandekommen des Werkes zu verdanken ist, es sich von vornherein sagen mußten, daß Denkmäler, die auf die Dauer von Jahrhunderten berechnet sind, sich so wenig als Armeen aus der Erde stampfen lassen, so mochte ihnen doch im Laufe der fünfzehn Jahre, welche seit der ersten Anregung des Gedankens bis zur schließlichen Enthüllung des Denkmals verflossen sind, manchmal der Muth fast entsinken im Angesicht der Schwierigkeiten, welche sich vor ihnen aufthürmten.

Es würde ein Unrecht sein, wenn ich die Männer alle namhaft machen wollte, welche durch Wort und Schrift und Arbeit und Bemühungen jeglicher Art um das Lutherdenkmal in Möhra sich verdient gemacht haben, und dabei manchen Namen von Solchen unerwähnt ließe, die im Stillen auch das Ihrige dabei gethan haben. Ich beschränke mich daher darauf, zunächst die eigentlichen Meister zu erwähnen, welche unmittelbar bei dem Werk betheiligt waren. Es sind dies Baurath Döbner, Hofbildhauer Müller in Meiningen und der Erzgießer Burgschmidt in Nürnberg und nach dessen Tode seine Nachfolger, sein Schwiegersohn Lenz und dessen Stiefbruder Herold.

Döbner, der nach dem Tode des Dichters Ludwig Bechstein den Vorsitz im Comité übernahm, ist als gründlicher Kenner der mittelalterlichen Baukunst bekannt und hat sich als solchen bei der Erbauung mehrerer Kirchen und besonders des Schlosses Landsberg bei Meiningen bewährt; kein Wunder daher, daß er auch bei dem Entwurf und der ganzen Idee des Monumentes nebst Zubehör, die ihm zu verdanken ist, ein tiefes Verständniß der Reformationszeit und des Charakters, welchen das Denkmal danach bekommen mußte, an den Tag legte. Es gehören eigentlich Sachverständige und Kenner der monumentalen Baukunst dazu, um alle die Schönheiten und die sinnige Anordnung des Ganzen zu verstehen und zu würdigen; doch ich komme weiter unten, bei der Beschreibung des Denkmales selbst, auf solche Einzelheiten zurück.

Für die Ausführung der Statue selbst und der dazu gehörigen Figuren und Reliefs fiel vom Anfang an die Aufmerksamkeit Döbners und des Comités auf den Hofbildhauer Müller in Meiningen, der nach erhaltener Vorbildung mehrere Jahre in München unter der Leitung des alten Eberhard seine Studien fortgesetzt und dann längere Zeit in Schwanthalers Atelier gearbeitet hatte. Früchte seines Fleißes sind u. a. mehrere Marmorbüsten, die er im Auftrag des Königs Ludwig für die Ruhmeshalle fertigte, und dann die beiden Engel an der herzoglichen Grabkapelle im Englischen Garten zu Meiningen, mehrere

Arbeiten auf Schloß Landsberg, ganz besonders aber der große Barbarossazug in der Villa Carlotta am Comer See. Zu der technischen und künstlerischen Befähigung kam für den vorliegenden Fall auch noch die Begeisterung für den großen Mann, dessen Bild er liefern sollte, bei Müller hinzu und so kam es, daß sein Werk den hohen Erwartungen und den großen Ansprüchen, die man mit Recht daran stellen durfte, so schön entsprach.

Leider sollte der dritte im Bunde, der Erzgießer Burgschmidt in Nürnberg, die Vollendung des Ganzen nicht erleben; der Guß der eigentlichen Statue, ein wohlgelungenes Kunstwerk, war seit Jahren vollendet, noch fehlte aber das Piedestal, und erst seinen Söhnen, wie sie gewöhnlich genannt werden, den oben genannten Erzgießern, blieb es vorbehalten, das angefangene Werk durch Hinzufügung des Piedestals zu einem würdigen Abschluß zu bringen.

Ueber den Ort der Aufstellung ist viel gestritten worden. Man hat gegen Möhra eingewendet, daß es ein unbedeutendes und von allem Verkehr abgelegenes Oertchen sei, so abgelegen, daß das Denkmal dort wie ein in der Erde vergrabener Schatz angesehen werden müsse; denn wenn die Einweihung vorüber sei und die herzugeströmte Menge sich wieder verlaufen habe, so werde es vielleicht noch einige Wochen lang von den Bewohnern des Dörfchens, das kaum 500 Seelen zählt, betrachtet werden, dann aber der Vergessenheit anheimfallen.

Diese Abgelegenheit des Platzes mag immerhin zugegeben werden; das nicht sehr ansehnliche Dorf, an einer sanft anliegenden Lehne des muldigen Moorgrundes gelegen, bietet außer einigen schönen Blicken auf Berge der Rhön und des Thüringer Waldes an sich und in seiner Umgebung nichts dar, was den Touristen anziehen könnte; ihn erwarten hier nicht die freundlichen Thäler des Thüringer Waldes, nicht malerische Felsengruppen, und wenn auch die in einer Entfernung von kaum einer Viertelstunde vorüberziehende Eisenbahn den unmittelbaren Blick auf das Dorf vergönnt, so bleibt es doch immerhin ein abgelegener Punkt, über 3 Stunden von Eisenach, 1½ Stunden vom Bad Salzungen, 2 Stunden vom Bad Liebenstein entfernt; die nächsten Eisenbahnstationen sind Salzungen von Süden und Marksuhl von Norden her.

Allein wenn einmal ein Denkmal für Luther gesetzt werden sollte, so verdiente, da Wittenberg und Worms bereits bedacht sind und andere minder bedeutende Punkte ihre Erinnerungszeichen haben, (ich erinnere nur an Eisleben, Luthers Geburtsort, an die Lutherbuche bei Altenstein und den dort im Jahre 1857 errichteten Denkstein, an die Lutherzelle auf der Wartburg, das Lutherzimmer auf der Veste Coburg u. a.), so verdiente, sage ich, gewiß auch der Stammort Luthers eine dauernde Erinnerung an den theuern Gottesmann.

Zwar verhält es sich nicht so, wie selbst noch in einzelnen Geschichtswerken zu lesen ist, daß Luthers Eltern zur Zeit seiner Geburt noch ihren bleibenden Wohnsitz in Möhra gehabt hätten und nur zufälliger Weise, auf einem Jahrmarkt, in Eisleben anwesend gewesen wären; sie waren vielmehr von Möhra bereits nach Eisleben übergesiedelt, welches sie etwa ein halbes Jahr nach Luthers Geburt wieder verließen, um nach Mansfeld zu ziehen. Aber wie viel historische Beziehungen finden sich in Möhra vor! Da steht unmittelbar neben dem jetzt errichteten Denkmal das Stammhaus Luthers, durch eine Erztafel

bezeichnet, in dem seine Väter aus- und eingegangen waren, von denen er selbst erzählt: „mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen;" das Haus, in welchem seine Eltern noch bis kurz vor seiner Geburt gewohnt hatten, ist eine schlichte Bauernhütte und es sind einzelne Theile des Holzwerks am Gebäude und die Thür, die aus dem einen Zimmer in die Kammer führt, nach dem Urtheil von Bauverständigen noch in demselben Zustand, wie sie im Jahr 1483 gewesen sein mögen. Da steht noch einige Schritte abwärts ein zweites Lutherhaus, ebenfalls mit einer Inschrift bezeichnet, das 150 Jahre lang im Besitz der Familie gewesen ist. Da stehen wir auf dem Platze, vor uns den Kirchweg und die kleine Dorfkirche, zur Linken das Stammhaus, wo Luther 1521 bei seiner Rückkehr von Worms vor seinen Landsleuten und seiner Freundschaft predigte, von der er selbst bezeugt: „meine Freundschaft nimmt fast daherum das Land ein." Da begegnen wir noch vielfach dem Familiennamen Luther, und wenn auch ein neuerer Geschichtsforscher mit Recht darauf hingewiesen hat, wie es nicht wahrscheinlich sei, daß alle Luther in der Umgegend mit dieser Familie zusammenhängen, da dieser Name schon seit dem 8. Jahrhundert in Franken gar häufig vorkomme, so stammen doch nachweislich nicht wenige von den noch lebenden Familien dieses Namens aus jenem Hause und erinnern durch ihre ganze Haltung und den Ausdruck ihrer Gesichtszüge aufs Lebhafteste an jenen Mann, der ihr Geschlecht auf immer berühmt gemacht hat.

Gewiß, die Männer, welche der Aufforderung der Schrift: „gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben" — eine so schöne Deutung in der Errichtung dieses Denkmals gegeben haben, sie hatten Recht, es gerade in Möhra aufzustellen, als ein Zeugniß dafür, daß auch sein Stammland seine Bedeutung zu würdigen weiß und dem Manne Gottes, dem durchaus deutschen Mann, wie der Festredner ihn nannte, ein dankbares Andenken bewahrt.

Allerdings würde das Stammland allein nicht im Stande gewesen sein, die bedeutenden Kosten des Monumentes zu bestreiten, die sich auf 14,000 fl. beliefen; und darum verdient es warme Anerkennung, daß fast alle protestantischen Fürsten und fast das ganze protestantische Deutschland, ja selbst einzelne Katholiken, sich mit Gaben betheiligten und den großen Reformator ehren halfen, wie dies auch bei der Enthüllungsfeierlichkeit sich symbolisch kund gab durch die Anwesenheit der Fremden aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes; nahmen doch selbst aus Holland einige protestantische Geistliche, welche ihre Reise nach Thüringen geführt hatte, daran Theil.

Am 25. Juni führte ein Extrazug mehrere Hunderte von Festgenossen nach Salzungen und von da weiter bis zu der Stelle der Werraeisenbahn, welche dem Dorfe Möhra am nächsten liegt; dort hielt der Zug und binnen wenigen Minuten war der Weg, der nach dem Dorfe führt, von einer zahllosen Menschenmenge bedeckt, die dem Festplatze zuströmte. Wenn man bedenkt, daß zwischen 5 und 6 Tausend Menschen in Möhra versammelt waren, so begreift man gewiß leicht, welches Gewoge und Gedränge in dem kleinen Orte Statt gefunden haben muß.

Als der Erbprinz von Sachsen-Meiningen mit seiner Gemahlin und seinen

Kindern angekommen war, festlich eingeholt von 30 berittenen Möhraer Bauern in blauen Kitteln (Blousen), ordnete sich nach dem ersten Läuten der Festzug und bewegte sich nach dem zweiten Läuten nach dem Festplatze. Dort war gerade dem Stammhause Luthers gegenüber eine mit Tannenreisig bekleidete Tribüne für die Herrschaften und ihr Gefolge erbaut, so daß das noch verhüllte Denkmal in der Mitte zwischen beiden stand. Neben der Tribüne stellten sich die Geistlichen und Lehrer der Diözese Salzungen auf; auf der andern Seite von dem Denkmal, nach dem Stammhause zu, stand das Festcomité mit den Künstlern und der Ortsvorstand von Möhra nebst dem herzoglichen Oberamtmann von Todenwart; hinter dem Denkmal, nach der Kirche zu, hatte der vortreffliche Sängerchor von Salzungen und die Regimentsmusik Platz genommen. Tausende standen dicht gedrängt auf dem Platze und in den anstoßenden Straßen, blickten aus den ausgehobenen Fenstern und bedeckten die Dächer und die Dachfirste. Das Wetter, das an den beiden vorhergegangenen Tagen sehr regnerisch gewesen war, hellte sich auf und begünstigte die Feier. Zwar hingen im Anfang derselben noch etliche schwere schwarze Wolken am Himmel, wie sie Luther in seinem a. 1530 von Koburg aus an Kanzler Bruck gerichteten Brief beschreibt; aber sie machten es wie dort geschrieben steht: „sie grüßten mit einem sauern Angesicht und flohen davon." Nach dem Ausläuten um 11 Uhr wurde die Feier durch den vierstimmigen Gesang des ersten Verses von: Es wolle Gott uns gnädig sein — eröffnet; hieran schloß sich die Liturgie und eine Motette von Hauptmann: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet. Nun brauste das Lutherlied von der festen Burg unter Musikbegleitung aus tausend bewegten Herzen, von tausend begeisterten Lippen, und unter dem letzten Verse fiel die Hülle schnell und leicht von dem Denkmal, das nun in seiner vollendeten Schönheit dastand. Hierauf bestieg Oberhofprediger Dr. Ackermann aus Meiningen die wie die Tribüne mit Tannenreisig bekleidete Rednerbühne oder Kanzel, die sich unmittelbar vor dem Denkmal zwischen den Plätzen der Geistlichkeit und des Festcomités erhob; und gewiß wir Alle stimmten aus freudigem Herzen mit ein, als der Festredner beim Beginn seiner Rede das Bildniß des gewaltigen Bergmannssohnes mit den Worten begrüßte: „Glück auf! Wir sind am Ziel!"

Im Anschluß an die Frage aus dem Evangelium: „weß ist das Bild und die Ueberschrift" zeigte der Redner im Hinblick auf das Denkmal, daß hier vor uns stehe unser Luther 1) ein Mann Gottes und 2) ein durchaus deutscher Mann; ein Mann, der dem armen, deutschen Volke wieder die Bibel, das Wort Gottes, in die Hand gegeben, der Kämpfer und Held der Reformation, der Felsen- und Gottesmann, der für Gottes Sache, in Gottes Kraft, mit Gottes Waffen im Kampfe steht, anfangs ganz allein einer tobenden Uebermacht gegenüber, der Mann, der von Menschenfurcht nichts weiß, den aber die Furcht Gottes durchdringt, der Mann, der nicht blos gegen Menschen zu streiten versteht, sondern mit sich selbst und in sich selbst die härtesten und heißesten Kämpfe durchkämpft und siegreich besteht, der mit seinem Gotte selber im Gebete ringt: das ist der wahrhaft große Luther, der Mann Gottes im vollsten und inhaltschwersten Sinne des Wortes.

Aber auch der durchaus deutsche Mann trat uns aus der Rede wie aus dem Bilde lebhaft entgegen. Ein Bild der Linde, die den Platz beschattet, dieses uralt deutschen Baumes, so steht Luther vor uns, ernst, stattlich und hochgewölbt, dabei voll Anmuth und Milde; sein Wille ein kräftiger, unbeugsamer Stamm, sein Geist voll Ernst und Schwung, sein Gemüth voll Zartheit und Innigkeit: im Hause und in der Welt, in Freuden und im Kreuz, an seinen Freunden und an seinen Feinden hat er das bewiesen. Endlich legte uns der Redner namentlich noch das in ergreifender Weise ans Herz, wie in Luther die christliche Natur und die frische, freie, deutsche Natur ein Ganzes bildeten, während bei uns meist die eine vor der andern verkümmern muß. Mit Gebet und Vaterunser und mit dem Spruche: „Gottes Wort, Lutheri Lehr' vergehet nun und nimmermehr" — schloß der Redner.

Nachdem sodann wieder vierstimmig gesungen worden war: „Verleih uns Frieden gnädiglich" — ergriff der Vorsitzende des Komités, Baurath Döbner, das Wort und übergab, indem er sich an den Oberamtmann und den Gemeindevorstand wendete, das Denkmal der Gemeinde Möhra, in deren Namen der Oberamtmann von Todenwart die Annahme und den Dank dafür aussprach. Der vollstimmige Gesang von: „Nun danket Alle Gott" — beschloß die erhebende Feier.

Lange dauerte es, bis der Festplatz von den dichtgedrängten Massen nur einigermaßen wieder geleert wurde, da, abgesehen von dem Gedränge an sich, immer neue Gruppen wieder das Denkmal umstanden, um die Einzelheiten daran genauer zu betrachten. Ein fröhliches Volksgewühl, ein Volksfest im ächten Sinne des Wortes, ohne Mißton, entfaltete sich nun im Dorfe, bis gegen 2 Uhr ein großer Theil der Festtheilnehmer wieder dem Halteplatze des Extrazuges zueilte, um von da mittelst der Bahn wieder nach Salzungen zurückzukehren.

Nach einem Festessen im Kurhause vereinigte der reizend gelegene Seeberg noch einmal die meisten der Gäste, die sich an dem herrlichen Gesang der alten und jungen Salzunger Sänger und der damit abwechselnden Militärmusik erquickten, bis die späten Abendstunden sie aus einander trieben und der Heimath zuführten.

Um nun noch einmal auf das Denkmal zu kommen, so steht dasselbe zur Seite von dem Stammhause Luthers auf dem Platze, wo der Held von Worms gepredigt hat, ehe er auf sein Patmos-Wartburg geführt wurde. Ein Rasenband umzieht die Denkmalsstätte, die mit einem eisernen Gitterwerk umfriedigt ist; auch an der Umfriedigung ist eine symbolische Beziehung auf Luther durch die in das Geländermuster verflochtene Lutherrosette mit dem Kreuz auf deren Herzen angebracht, welche an die Devise erinnert: „des Christen Herz auf Rosen geht, selbst wenn es unterm Kreuze steht".

So erhebt sich das 10 Fuß hohe Piedestal, in Erzguß ausgeführt, dessen Bildflächen ungefähr 6 Quadratfuß enthalten; darauf endlich tritt dem Beschauer die hehre Figur Luthers selber entgegen, einschließlich der Plinthe 9 Fuß hoch. Fest und ruhig, und zugleich freundlich und milde steht er da, in dem bekannten Talare, die rechte Hand halb gesenkt ausgestreckt, als ob er eben die weltbe-

kannten Worte gesprochen hätte: „hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir;“ in der Linken hält er das geöffnete Bibelbuch, auf dessen einem Blatt die Stelle zu lesen ist Joh. 8, 31 und 32: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Es sind die wohlbekannten Züge, die uns aus diesem Gesichte entgegenblicken, aber individualisirt und charakterisirt, ganz so, wie es auch der Festredner auffaßte, es ist der fromme Gottesmann, der tief innige deutsche Mann, der da vor uns steht.



Luther. Evangelist.

Der runde Steinsockel geht über in zwei sich kreuzende, an den Vorderseiten stylgemäß geschweifte Achtecke, aus welchen der Hauptkörper des Piedestals in viereckiger Gestalt hervorgeht. Die vier Seitenwände sind durch sich nach dem Innern vertiefende, aus Rundstäben und Hohlkehlen bestehende Glieder umrahmt.

Und wo steht unser Luther? Das Piedestal deutet es uns an, indem an seinen vier Ecken unter gothischen Baldachinen die vier Evangelisten auf Consolen angebracht sind, welche die Embleme derselben darstellen; auf dem Evangelium stand Luther in seinem Leben mit festem Fuße, und so ist er auch auf

dem Bilde dargestellt. Einen überraschend schönen und ergreifenden Eindruck machen jene vier Evangelisten, wie sie, jeder in seinem besondern Charakter aufgefaßt, doch die Einheit des Evangeliums darstellen; Matthäus hält sein eben vollendetes Evangelium in der Hand vor seiner Brust und scheint ruhig in die ferne Zukunft hinaus zu blicken, Markus sinnt den Weissagungen von Christo nach und zeichnet ihre Erfüllung nieder, Lukas ruht nachdenkend von seiner Forschung, den Griffel noch in der erhobenen Rechten haltend, Johannes blickt verklärt gen Himmel, als wollte er eben sprechen: „wir sahen seine Herrlichkeit."

Und wie Luther in den Blättern des heiligen Evangeliums den Beruf und die Kraft für die Kämpfe seines Lebens fand, so sind auch die reliefartigen Darstellungen aus seinem Leben auf dem Piedestal von den Statuetten der Evangelisten gleichsam eingerahmt. Die erste Scene zeigt uns den muthigen Augustinermönch, wie er die 95 Thesen an die Schloßkirchenthüre zu Wittenberg anschlägt, freudig begrüßt von zwei Studenten, während ein Bettelmönch entsetzt und ergrimmt von dannen flieht. Auf dem zweiten Bilde, welches seine Gefangennehmung bei Altenstein darstellt, sehen wir den frommen Helden ruhig inmitten der bewegten Scene vor den vermummten Rittern und ihrem Knechte stehen, als wollte er durch seinen Zuspruch den noch im Wagen befindlichen entsetzten Amsdorf trösten. Auf dem dritten Bilde finden wir ihn in der stillen Wartburgszelle mit der Bibelübersetzung beschäftigt, von mächtigen Folianten umgeben; tiefes Nachsinnen und stiller Gottesfriede malt sich auf seinem Gesichte, das das Bildniß des Gekreuzigten vor sich hat. Die vierte Seite des Piedestals endlich enthält die Inschrift:

Unserm Luther
in seinem Stammort
1846.

Und so schließe ich denn diese Beschreibung mit den Worten des Festredners: das Werk lobt den Meister. Es lobt euch, ihr Künstler, die ihr es so trefflich geformt und gestaltet habt; es lobt euch, ihr Männer, die ihr den Gedanken dazu ins Leben gerufen und keine Mühe und kein Hinderniß gescheut habt, ihn zur Ausführung zu bringen. — — Das Werk lobt euch, ihr Geber nah und fern, in hohen und in niedern Kreisen; für eure Opferwilligkeit und für euern vaterländischen Sinn legt es ein ehrenvolles Zeugniß ab. —

Fr. Sch.

Zur neusten christlichen Kunst in England.

(Schluß.)

Wenden wir uns sodann zu der zweiten Hauptgruppe — den auf einem Divan gelagerten Schriftgelehrten, mit denen sich der Gottessohn soeben eifrig unterhalten hat, und deren ohnehin schon individuell mannigfaltige Aufmerksamkeit durch das Auftreten der Eltern und dessen Wirkung auf den Sohn von diesem theilweise abgelenkt und vielfach modificirt und gebrochen wird. Eine irgend ins Einzelne gehende Charakterisirung würde bei der Fülle und Mannig-

faltigkeit der Momente und bei der sinnigen Bedeutung, die auch in die kleinsten Züge gelegt ist, uns viel zu weit führen und es müssen einige kurze Andeutungen genügen. Wir beginnen rechts mit dem hochbetagten blinden Greise, der die Gesetzesrollen wohlverwahrt an seine Brust drückt. Seine Züge drücken die gedankenlose, fast aus einer beginnenden zweiten Alterskindheit entspringende Zuversicht auf den äußern materiellen Besitz jener heiligen Urkunden aus, von deren kostbarer Hülle ein lieblicher Knabe in halb kindischem Spiel die Fliegen verscheucht. Links von ihm sehen wir einen noch etwas kräftigeren Greis, mit offenem, wohlwollendem, ruhigem Ausdruck, der ohne Zweifel mit Aufmerksamkeit und ohne positiven Widerspruch auf die Worte des gottbegeisterten Knaben gehört hat, ohne doch in seiner lebendigen Hoffnung auf die Verheißungen des alten Bundes beirrt zu werden, die er sich zu erbaulicher Erinnerung und nicht etwa in todtem Aberglauben vergegenwärtigt, indem er das priesterliche Stirnblatt oder Spruchkästlein in der auf das Knie gestützten Rechten hält. Der Nachbar nach links ist offenbar ganz andern Geistes Kind im reifen Mannesalter, eifrig cholerisch, scharfsinnig, im Buchstaben bewandert und auf den Buchstaben mit Härte haltend, ungeduldig, gereizt durch das Auftreten eines solchen Gegners und die ganz neue Art der Diskussion, in die er, der berühmte Meister, sich mit einem Knaben verwickelt findet, ehe er recht weiß, wie ihm geschehen. So sehr ist er auf seine Rechthaberei erpicht, daß er auf die Unterbrechung durch den Eintritt der Eltern keine Rücksicht nimmt, sondern fortfährt, auf den schon abgewendeten Gegner einzusprechen, dessen Nichtbeachtung seiner wahrscheinlich besten Argumente ihn nur um so mehr reizt. Der vierte Meister scheint über alle Diskussion hinaus selbstgefällig und selbstgerecht fertig zu sein. Er zählt gleichsam an den Fingern die Argumente ab, mit denen er den Gegner jeden Augenblick glaubt zum Schweigen bringen zu können, während er zugleich mehr als die drei Vorgänger doch ohne wärmere Theilnahme seine Aufmerksamkeit dem zuwendet, was dort vor seinen Augen vorgeht. Der fünfte, wieder ein noch kräftiger schöner Greis, scheint überhaupt an der Diskussion sich wenig betheiligt zu haben, er wendet jedenfalls jetzt der heiligen Familie seine ganze Theilnahme zu, indem er seinen heitern, wohlwollenden Blick über den Becher Wein hinweg auf sie heftet, den er wie in Gedanken nach seinem Munde geführt hat. Ein höheres Interesse und Verständniß ist es aber nicht, was ihn anzieht, sondern ein menschliches Wohlgefallen, welches auch erst durch das Pathos jenes Wiedersehens geweckt worden ist und ihn in dem beabsichtigten Genuß der Erfrischung unterbrochen hat, die ihm, wie es scheinen will, mehr durch einen gewissen Ueberdruß als durch ermüdende Betheiligung an der Diskussion zum Bedürfniß geworden. Der sechste endlich schließt die Reihe nach links und hinten als ein ganz überwiegend neutrales Moment — seine ganze Erscheinung drückt ein breites, sinnliches, gutartiges Behagen aus — er hört und sieht eben zu, ohne in irgend einer Art einen bestimmt charakterisirten Eindruck wiederzugeben. Auch die hinter den drei ersten Meistern rechts gruppirten Tempeldiener haben jeder seinen bestimmten individuellen Ausdruck und Beziehung zu dem, was vorgeht. Der erste dort an die Säule gelehnt, ein Jüngling schön wie Lucifer, schaut gespannt, aber ohne Wohlwollen, fast spöt-

tisch auf die heilige Gruppe. Es ist als wäre er nicht ohne Verständniß, aber eben deshalb mit Neid den Worten des göttlichen Knaben gefolgt und als wenn die Störung durch eine Gefühlsscene um der Unterbrechung selbst willen zugleich als Beweis einer gewissen menschlichen Schwäche seinen Spott erregt. Neben ihm ein lieblicher jugendlicher Johanneskopf hat mit ahnungsvoller Wahlverwandtschaft staunend gehorcht und blickt nun mit zarter Ehrfurcht auf die liebenden Drei. Was die Stellung der einzelnen Personen dieser ganzen Gruppe betrifft, so können wir die Reihe der nach orientalischer Weise halb liegenden oder hockenden Meister nur als im Einzelnen sehr bestimmt charakterisirt und im Ganzen durchaus harmonisch bezeichnen. Das Kolorit wird theils durch das Uebergewicht faltenreicher weißer Obergewänder, theils durch die reichlich hervortretenden bunten Untergewänder bedingt.

Wenden wir uns endlich zu den ganz untergeordneten Nebenfiguren der Hintergründe, so fällt uns zunächst auf den Stufen, die nach dem Vorhof führen, sitzend ein blinder Bettler in die Augen; weiterhin im Hof sind Bauarbeiter mit mächtigen Steinblöcken beschäftigt. Der Durchblick in die hintere Tempelhalle zeigt das Treiben der Geldwechsler, der Verkäufer von Tauben und andern Opferthieren. Ein Lamm wird von der klagenden Mutter gerissen und dem Käufer übergeben; ein Flug Tauben flattert unter den hohen Gewölben umher und eine weiße Taube schwebt gerade über dem Gottessohn. Liegt hier eine symbolische Bedeutung oder Anspielung in der Sache selbst — erinnert die Bauarbeit im Hof an den Baustein, den die Arbeiter verworfen — tritt uns in dem leiblich blinden Bettler, dem aber das Heil in Christo so nahe ist, der Gegensatz zu dem auch geistig blinden Pharisäer entgegen — denken wir bei der Taube an das Bild und Zeugniß des h. Geistes, so ist das Alles ohne Zweifel nicht gegen die Meinung des Künstlers, aber es bringt nicht die geringste Störung der strengsten Realität der ganzen Darstellung mit sich.

Was endlich die eigentlich technische Behandlung im Allgemeinen betrifft, so genügt hier zu bemerken, daß wir uns keines neuern Bildes erinnern, welches eine so vollendete Meisterschaft in der Behandlung von Licht und Farbe aufzuweisen hätte, wie dieses. Die wunderbare Naturwahrheit des Helldunkels tritt aber um so mehr hervor, da, wie schon bemerkt, das Bild eine Fülle von Licht und Farbe entwickelt, die nur als orientalischer Lokalton eine reale Berechtigung haben kann; dennoch aber hat jeder Gegenstand seinen Schatten und tritt abgerundet, körperlich hervor, so daß man um ihn herumgehen oder greifen kann. Die allgemeine Harmonie der Farben und Linien läßt nichts zu wünschen übrig, was sich vielleicht am schlagendsten darin erweist, daß die fast bis zur Miniatur gehende Sorgfalt und realistische Treue in der Ausführung aller Einzelnheiten doch durchaus nicht auffällt, wenn man nicht sich geradezu und absichtlich von dem allgemeinen Eindruck losmacht und den Details seine Aufmerksamkeit zuwendet. Sowohl in dieser Treue im Kleinen als in der Meisterschaft der Farbe erinnert das Bild selbstständig und ebenbürtig an die alten Niederländer, wie Memling und die van Eyck. Gerade hier zeigt sich auch die prärafaelitische Schule, in welcher der Meister gebildet worden.

Frägt man uns nun, wie ist es möglich, daß ein Bild, wie du es hier

beschrieben, zuerst einen antipathischen Eindruck hervorbringen konnte, da doch hier Alles fromm gefühlt, würdig gedacht und entsprechend ausgeführt erscheint? — so finden wir es nicht leicht, eine befriedigende Antwort zu geben. Wir halten uns nun zwar auch gar nicht berufen zu einer irgend befriedigenden Erklärung dieser Thatsache; doch mögen einige allgemeine Bemerkungen vielleicht besser Berufenen auf diesem Gebiet Veranlassung geben, weiter auf diese Dinge einzugehen.

Unsere persönliche Erfahrung an diesem Bilde könnten wir vielleicht am kürzesten dahin formuliren: das Bild schien uns zu wenig erbaulich im engern dem Gegenstand entsprechenden Sinn. Diesen Mangel aber könnten wir wieder damit erklären, daß das Bild zu intensiv modern sei. Müssen wir nun allerdings bekennen, daß von den vielen modernen, wenig erbaulichen Bildern, die uns seit Jahren vor Augen gekommen, doch keines diese Antipathie hervorgerufen, so können wir den Unterschied kaum anders erklären, als dadurch, daß hier überhaupt eine viel bedeutendere und nachhaltigere Wirkung geschah. Es kommt auf eine klare Anschauung an, was erbaulich sei und was modern, und wie sich beide zusammen verhalten.

Worin liegt das spezifisch Erbauliche im Gegensatz oder unterschieden von dem blos Erhabenen, Rührenden, Ehrwürdigen, Lieblichen? Wir erwarten Belehrung von Andern! Wir können zwar sagen: bei den besten Werken älterer (im weitesten Sinn) deutscher und italischer Meister bis auf Dürer und Perugino finden wir jenes Erbauliche mehr oder weniger klar und mächtig, während es schon bei Rafael bald zweifelhaft wird; aber auf eine Nachweisung, worin das Wesen der Sache und des Unterschieds liegt, können wir uns nicht einlassen. Oder ehrlich gesagt, wir sind noch nicht damit im Reinen.* Ueber den Begriff des Modernen dürfte sich bei einer irgend ernsten Erwägung herausstellen: das, was im Gegensatz zu dem Reich und Geist Gottes schriftgemäß als die Welt und das Fleisch bezeichnet werden kann, war zu allen Zeiten vorhanden und konnte immer als das im schlimmen Sinn Moderne bezeichnet werden. Zu allen Zeiten aber war auch die äußere Erscheinung des Reiches und des Geistes eine berechtigt moderne im besten Sinne im Gegensatz und zum Unterschied früherer Formen und Erscheinungen. Wie dem aber auch sei — suchen wir uns deutlich zu machen, was uns in jenem Bild als anstößig modern und unerbaulich widerstrebte, so wüßten wir es nur in der

* Bei jedem Vergleich der eigentlich und im engern Sinn modernen Kunst mit der ältern bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hinab dürfte vor Allem auch der Punkt zu berücksichtigen sein, daß die moderne Kunst insofern eine viel schwierigere Aufgabe hat, als die in der ganzen modernen Bildung gegebenen Momente, die sie ästhetisch zu überwältigen und bildlich zu reproduziren hat, ohne allen Vergleich reicher und mannigfaltiger sind, als die Vorzeit sie bieten konnte, die ja selbst ein Theil der Gegenwart ist. Aber auch das Bewußtsein für diese Momente selbst ist weit mehr lebendig als früher, und grade darin, daß die alten Meister an eine Menge Dinge gar nicht dachten, welche die moderne Kunst wiederzugeben strebt, in dem daraus hervorgehenden Gleichgewicht zwischen Wollen und Können liegt ohne Zweifel eine Ursache der künstlerischen Ueberlegenheit alter Meisterwerke. Aber darf und kann die moderne Kunst ihre Aufgabe willkürlich beschränken, um sie im Sinne und auf dem Niveau der Vorzeit besser zu lösen — eigentlich aber eine ganz andere?

unbedingt vorherrschenden Reflexion und dem entschiedenen bewußten Realismus zu finden, die uns sowohl im ersten Gesammteindruck, eben getragen durch den mächtigen Effekt, entgegentraten, als auch bei weiterer Betrachtung sich mehr und mehr in allen Einzelheiten entwickelten und bewährten. Hier ist nichts Unmittelbares, Naives, Zufälliges, Vages — nichts nebelhaft ahnungsvoll Verschleiertes, worunter die Idee gleichsam nur sich errathen läßt. Alles hat seinen ganz bestimmten Grund, Zweck, Gedanken sowohl im Einzelnen und Kleinsten als im Zusammenhang und im Ganzen. Wenn wir nun aber gleich hinzufügend anerkennen müssen, daß diese Reflexion nicht nur eine ernste, würdige sondern geradezu eine tief fromme, also mit dem Gefühl innig verbundene ist — daß in dem ganzen Bilde nicht der kleinste, leiseste Zug ist, der gegen eine tiefe, ernste, zarte Pietät des Künstlers zeugte — wenn wir geradezu aussprechen, daß, unseres Wissens, der Künstler auch wirklich ein durchaus christlich angeregter und kirchlich gesinnter Mann ist, so müssen wir freilich erwarten, daß mancher Leser uns sehr verwundert die Frage vorhält: warum in aller Welt sollte denn ein solches Bild, wie du es beschreibst und erklärst, keinen erbaulichen Eindruck machen?" — Darauf können wir zunächst nur antworten, daß eben die Reflexion in dem Kunstwerk und zwar in dem Maße wie sie durch bedeutende Kunstmittel deutlich und scharf hervortritt, vor Allem auch die Reflexion des Beschauers hervorruft und daß die eigentliche Erbauung eben einem ganz andern Gebiet des geistigen Lebens angehört als die Reflexion. Damit wollen wir aber gar nicht sagen, daß nicht die Erbauung als Frucht der gleichsam gesättigten, beruhigten und neutralisirten Reflexion sich einstellen könnte. Wir sind gar nicht der Meinung, als wenn die Erbauung nur als Resultat des unmittelbaren ersten Gefühlseindrucks möglich wäre. Als ein Beispiel aus einem andern Gebiet der Kunst, daß die Erbauung auch gegen das eigene Widerstreben des frommen Gefühls mit reflexiver Anstrengung erkämpft werden könne, verweisen wir auf die divina Commedia des reflexivsten aller Künstler, bei dem jedes Wort aus einer schweren tiefen Gedankenarbeit hervorgeht — weßhalb denn freilich nur die Leser darin Genuß und Erbauung finden, die langsam den vollen Zug thun und nicht nach dem herben Geschmack des ersten Nippens wieder absetzen! Das Alles geben wir als möglich zu, wie denn überhaupt in diesem modernsten Maler eine Wahlverwandtschaft mit jenem vorzugsweise mittelalterlichen Dichter sich gar wohl nachweisen ließe. Aber war Dante nicht auch zu seiner Zeit modern? — Ein solches harmonisches Resultat der Gegensätze des reflektirenden Verstandes und des frommen Gefühls ist ohne Zweifel möglich; aber wir sind sogar in diesem Augenblick noch nicht soweit über jenes Bild in's Reine gekommen. So viel aber können wir zuversichtlich behaupten, daß uns kein modernes Gemälde bekannt, worin, ganz abgesehen von dem Genuß, moderne Kunst und modernes Kunsturtheil und Kunstsinn so viel lernen können, als dies. Wenn dies Bild, oder sagen wir lieber die Schule, welche darin auftritt (wenn sie auch bisher nur einen Meister hat) nicht zu einer zugleich erbaulichen, reflexiven und modernen Kunstwirkung durchdringt, so fürchten wir, muß unsere Zeit überhaupt darauf verzichten, das spezifisch Erbauliche selbstständig zu schaffen. Wir sind dann diesem Bedürfniß gegenüber auf

mehr oder weniger unfreie Nachahmung älterer erbaulicher Meister angewiesen, was freilich auf die Länge auch seine großen Bedenken hat.

Noch ein Wort über den Realismus dieses Künstlers! Zunächst können wir denselben nur in dem Sinne modern nennen, als er das Resultat der gründlichsten Studien sowohl aus Büchern und todten Denkmälern, als aus dem lokalen Leben ist. Der Künstler hat sich sechzehn Monate in Jerusalem aufgehalten, um sich dort gleichsam mit dem Licht und der Luft und was sonst irgend noch lebendigen Zusammenhang mit der großen heiligen Vergangenheit hat, zu erfüllen, also namentlich mit dem schönen Typus des hebräischen Stammes. Seine Darstellung des Tempels, seine Kostümirung sind Objekte der archäologischen Kritik, wie sie aus ernster archäologischer Arbeit hervorgegangen sind. Ueberhaupt dient zur Charakteristik des Mannes und des Werkes, daß er sechs volle Jahre daran gearbeitet hat. Schließlich, als erfreulichen Beweis für die Fortschritte des gebildeten Kunsturtheils in England, die Notiz, daß nicht nur die Presse einstimmig in ihrer Anerkennung war, sondern auch der Preis von 6000 £ für das Bild bezahlt worden ist.* V. A. H.

Neuere Kirchenrestauration in Breslau.

Es läßt sich nicht verkennen, daß auch Breslau die Denkmäler der Vergangenheit mehr und mehr schätzen lernt. Es ist dies besonders seit dem Bestehen des Vereines zur Errichtung eines Museums schlesischer Alterthümer der Fall. Die Kenntniß des Alten und die Würdigung desselben wird immer allgemeiner; Behörden, Innungen, Vereine und Private verwenden Etwas an die Conservirung desselben; man verfährt dabei, einzelne Ausnahmen abgerechnet, sachgemäßer als früher; man verschließt sein Ohr nicht mehr der Stimme von Kunst- und Alterthumsfreunden. — Die große Restauration der Elisabethkirche, der „ersten evangelischen Haupt- und Pfarrkirche" und ihrer Denkmäler in den Jahren 1857—59, welche die Stadtgemeinde größtentheils auf eigene Kosten ausgeführt hat, ist Beweis dafür. — Aber auch sonst ist man bedacht, das Alte zu erhalten, soweit das Leben nicht unabweisbare Ansprüche macht. — In den katholischen Kirchen zwar befindet sich Alles mehr, so zu sagen, in currentem Zustande, d. h. das Meiste ist entweder neueren Ursprunges und daher der Restauration weniger bedürftig; oder das wenige Alte wird, weil im täglichen Gebrauch und deshalb nicht bloßes Alterthum, mit Liebe, oft mit zu großer, gepflegt. Ganz anders jedoch ist es mit den evangelischen Kirchen, wo

* Der Abdruck dieses interessanten Aufsatzes ist zu unserem Bedauern deshalb verspätet worden, weil einerseits die Redaktion, andrerseits der verehrte Verfasser der Einsendung Schritte gethan haben, um ein Lichtbild des ganzen Kunstwerks oder doch der Hauptgruppe desselben zu erhalten und hiernach einen Holzschnitt als Illustration für unser Blatt zu veranstalten. Die Verhandlungen zogen sich lange hin und sind leider an der Besorgniß des nunmehrigen Besitzers gescheitert, dadurch dem Absatz des von ihm veranstalteten, dermalen noch in der Arbeit begriffenen Kupferstiches Eintrag zu thun. A. d. R.

die überaus zahlreichen Denkmäler der bildenden Künste weniger mehr den Zweck der Erbauung erfüllen, denn als redende Zeugen der Vergangenheit geschätzt werden und deshalb im Allgemeinen doch dem Verfalle mehr ausgesetzt sind. Aber, wie gesagt, man thut sein Möglichstes, um den heutigen Ansprüchen der Bildung an eine so große Stadtgemeinde, wie Breslau ist, auch in dieser Beziehung gerecht zu werden. So finden sich noch immerfort Freunde der Elisabethkirche, welche für die Restauration der in derselben befindlichen Denkmäler oder für Herstellung neuer Sorge tragen. Nächstens soll das kostbare Alabasterdenkmal des berühmten Arztes und Kaiserlichen Rathes Crato von Craftheim († 1585), * mit der Reliefdarstellung des jüngsten Gerichtes, von geschickter Hand vollends restaurirt werden. — Auf den Wunsch eines um die Kirche hochverdienten Vorstehers derselben werden die Denkmäler alle dauerhafte Nummertäfelchen erhalten, um sich bei der Aufsuchung derselben nach der herausgegebenen Beschreibung leichter zurecht finden zu können. — Eine ganz besondere Freude aber hat es bei den Betheiligten erregt, daß Julius Hübner in Dresden, ein geborner Breslauer, dessen Vorfahren in derselben Kirche noch heut ein Epitaphium von 1506 besitzen, durch das neuerwachte Interesse für das Gotteshaus bewogen und aus Familienpietät sich bereit erklärt hat, in dasselbe ein Gedenkbild zu stiften.

Die Magdalenen-Kirche befindet sich seit ihrer letzten, bei Gelegenheit der Einsetzung des schönen durch S. Majestät den hochseligen König geschenkten Glasgemäldes vorgenommenen allgemeinen Restauration, welche jedoch mehr den Bau als die Denkmäler berührte, also seit etwa 20 Jahren in ungestörter Ruhe. Auch hat das dem 12. Jahrhundert angehörende, merkwürdige romanische Portal an dieser Kirche, welches den Beschädigungen der Straßenjugend fortwährend ausgesetzt ist, die vom Museums-Verein erbetene, so leicht herzustellende Umfriedigung noch immer nicht erhalten.

Dagegen sind an der dritten evangelischen Hauptkirche, der zu St. Bernhardin, einer ganz gewöhnlichen, spätgothischen ehemaligen Klosterkirche, bei ihrer 400jährigen Jubelfeier 1853 und seitdem manche bedeutendere Veränderungen vorgenommen worden. Man hat sie von allen Denkmälern gesäubert und ihr so mehr das Aussehen einer reformirten Kirche gegeben und die wenigen Bildwerke, welche des Erhaltens werth schienen, in die einzige angebaute Kapelle, in die sog. Rathskapelle gebracht. Unter diesen jedoch befinden sich allerdings einige sehr bedeutende. Drei von ihnen nun sind im vergangenen Jahre wiederhergestellt worden. Ich erwähne ein reizendes, feines Bild: eine Verkündigung, um 1500 gemalt, und besonders die altberühmte Hedwigstafel. Diese ist ein Altarschrein, welcher aus einer Mitteltafel und zwei Seitenflügeln besteht, außen und innen durchweg mit Malereien bedeckt; das Ganze, geschlossen, 8¾′ hoch und 7′ breit. Die Außenseiten enthalten nur ganz rohe Darstellungen; die inneren Malereien dagegen, welche sich über die 3 Tafeln in 32 Abtheilungen hinziehen und ebensoviel Scenen aus dem Leben der heil. Hedwig enthalten, sind von hohem Werthe, nicht blos für die Alterthumskunde, sondern

* S. Gillet: Crato von Craftheim. 2 Bde. 1860. Frankfurt a. M. — und Dr. H. Luchs, die Denkmäler der St. Elisabethkirche zu Breslau, Breslau 1860. Nr. 268.

auch durch den Styl, welcher eine eigenthümlich schöne Verschmelzung zweier Perioden vertritt. Das Werk ist nämlich zwischen 1453 und etwa 1470 entstanden. Auch dieses ist auf Antrag des kunstsinnigen Kirchenvorstandes und unter Bewilligung der Kosten von Seiten der städtischen Behörden neuerdings durch den auch in weiteren Kreisen durch seinen Savonarola-Carton bekannten, talentvollen Bräuer jun. mit viel Glück restaurirt worden. — L.

Literatur.

In der von Professor V. A. Huber herausgegebenen „Konkordia. Beiträge zur Lösung der sozialen Fragen.“ (Viertes Heft. Leipzig, Gustav Mayer 1861.) steht ein interessanter Aufsatz: „Die volksthümliche Kunst als soziale Frage,“ anknüpfend an eine Beschreibung der sogenannten Kapellenbrücke in Luzern, welche über den Ausfluß der Reuß aus dem See führend einen Theil der Stadt mit dem gegenüberliegenden Ufer verbindet, 350 Fuß lang, auf etwa 50 Jochen und in ihrer ganzen Länge gedeckt. Die dreieckigen Giebelfelder in dem Dache, welche durch die Anlage der Joche entstanden, sind zu beiden Seiten mit Schildereien und Reimen ausgefüllt, welche meistens Scenen aus der Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern, auch Legenden aus dem Leben ihrer Schutzheiligen darstellen und von den Wappen der Stifter umgeben sind. So wenig künstlerischen Werth diese Bilder haben, so sind sie doch eine Art von lebendiger Chronik vor den Augen der Vorüberwandelnden und veranlassen eine lehrreiche Nutzanwendung. „Ein passender, geschützter, dem Volke zugänglicher Raum findet sich für ein oder ein paar Dutzend Bilder in gar mancher Stadt, so z. B. die Kreuzgänge alter Dome oder ähnliche geistliche Baulichkeiten oder alte Rathhaushallen oder Kaufhäuser. Hängt dieser Raum mit dem Jugendunterricht zusammen, wie z. B. mit einer Domschule oder dergleichen, desto besser! Neubauten mancher Art zu solchen Zwecken könnten noch viel leichter für solche Ausschmückung eingerichtet werden — wir erinnern nur an die Turnhallen der „Zukunft,“ deren man nicht wird entbehren können, wenn es (wie zu hoffen) mit dem Turnen Ernst werden soll. Und dabei ist immer im Auge zu behalten, daß es sich hier gar nicht nothwendig um gewaltige Luxusbauten handelt, deren Ausschmückung Sache des Staats bleiben müßte, sondern daß auch viel bescheidenere Räume sich zu dieser Art von Bilderchronik gar wohl eignen würden. Auch die geringen Kosten eines solchen Bildes im Vergleich zu der bisher ausschließlich hergebrachten Art von Denkmälern ist von der größten Wichtigkeit. Wenige Städte werden Zehntausende für solche Dinge ausgeben können und mögen; dagegen werden sich in Dutzenden von deutschen Städten einige Bürger finden, die gar wohl im Stande wären, ein paar hundert Thaler auf eine solche Stiftung zu verwenden, die ihren Namen zu wohlverdienten Ehren bringen würde.“ — „Uebrigens würde man sich gar nicht auf die vaterländische Profangeschichte zu beschränken brauchen, sondern auch die deutsche Sage und Dichtung, Sprich-

wort und sonst Lehrhaftes — endlich auch die biblische Geschichte würde sich (auch abgesehen von Kirchenwänden) unter Umständen gar wohl zu solchen Darstellungen eignen. Was aber die Erklärung solcher Bilder betrifft, so würde erstlich der Knittelvers hoffentlich schon durch diesen Gebrauch und dann dadurch zu Ehren kommen, daß auch die ersten Dichter des Tages es nicht unter ihre Würde halten dürften, den Weg zu betreten, auf dem der ehrliche Luzerner Leutpriester vorangegangen ist."

Chronik.

Baukunst. Der preußische Gesandte in Konstantinopel, Graf von der Goltz, hat mit einem italienischen Architekten einen Kontrakt wegen Ausführung eines Gesandtschaftskapellenbaues aus den Mitteln des für die dortige evangelisch-deutsche Gemeinde gesammelten Kollektenfonds abgeschlossen. Der Bau ist bereits in Angriff genommen. Auch die Gemeinde zu Atmadscha hat Hand an den Bau eines Kirchleins im Walde gelegt, der durch allerhand unvorhergesehene Hindernisse, Hungersnoth, Krankheiten und Viehseuche, eine Zeitlang ins Stocken gerathen war. Ebenso rüstet sich die evangelisch-deutsche Gemeinde zu Jassy zur Restauration ihrer alten baufälligen Kirche, die den Bedürfnissen der Gemeinde gemäß vergrößert und mit einem Thurm versehen werden soll.

Denkmal. In Bretten, Großherzogthums Baden, ist das durch den Bildhauer Friedrich in Straßburg angefertigte Standbild Melanchthons in der Stiftskirche aufgestellt und am 7. Juli d. J. zur Feier dieser Aufstellung eine gottesdienstliche Versammlung gehalten worden.

Stiftung. Nach dem Boten des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung (Febr. 1861) ist die am 10. Juli 1860 durch den Generalsuperintendenten Dr. Petersen eingeweihte neue evangelische Kirche zu Friedrichswerth im Herzogthum Sachsen-Gotha von dem Domänenpächter Ernst Friedrich Eduard von Hagen und seiner Gattin Auguste Wilhelmine geborene von Hagen „im Dankgefühle gegen Gott, der uns vielfach gesegnet, und in der Liebe zur Gemeinde Friedrichswerth, welcher unsere Familie seit fast hundert Jahren angehört" (Worte der Stiftungsurkunde) erbaut und von denselben unter das Protektorat des gothaischen Landesvereins der Gustav-Adolf-Stiftung gestellt und Gustav-Adolf-Kirche benannt worden. Auch ist zum Behuf der Instandhaltung der Kirche ein namhaftes Grundstück rechtsgiltig bezeichnet, dessen Erträgnisse seinerzeit der gothaische Hauptverein verwalten wird.

Literatur. Die Nro. 62—64 der evangelischen Kirchenzeitung bringt einen lesenswerthen Vortrag über den evangelischen Altar und dessen Bekleidung, vor und für Frauen gehalten.

Nekrolog. Am 20. September d. J. ist nach langem Leiden der Dombaumeister Ernst Friedrich Zwirner in Köln verschieden. Obwohl Protestant und seinem evangelischen Bekenntnisse von Herzen zugethan, auch vieljähriges Mitglied des Presbyteriums der unirten Kirchengemeinde zu Köln, hat er doch seit mehr als 25 Jahren die Arbeiten der Vollendung des großen römisch-katholischen Münsters entworfen und geleitet und noch sehen dürfen, wie sich das Dach über dem hohen Mittelschiffe dem Abschlusse nähert. An evangelischen Kirchen hat er u. a. die Pläne zu der Schloßkirche in Schwerin, zu der neuen reformirten Kirche in Elberfeld und zu der neuen unirten Kirche in Deutz am Rhein geliefert.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. November 1861. Nro. 21 u. 22.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Erscheint monatlich in einem Bogen. Preis des Jahrgangs 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Sgr. — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.

Die neue Gnaden-Gottes-Kirche zu Schlieffenberg in Mecklenburg-Schwerin.

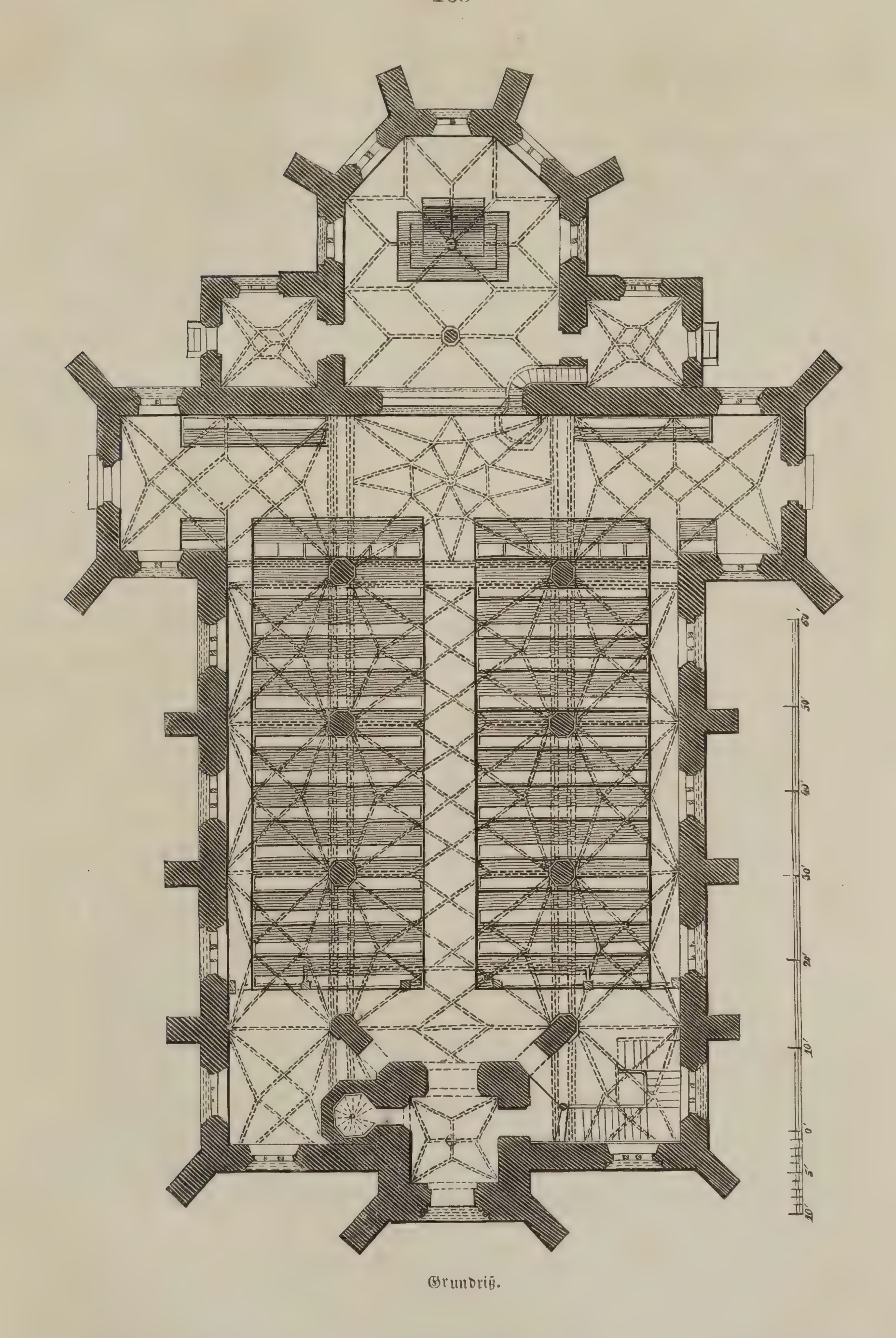
Zu den erfreulichsten Zeichen des wieder erwachten Sinnes für die Würde des Gotteshauses und für kirchliche Kunst gehört die Kirche, welche der Graf Wilhelm von Schlieffen auf Schlieffenberg bei Güstrow aus eigenen Mitteln für seine Begüterung erbaut hat, damit dieselbe sich um sie zu einer eigenen

Parochie sammle. Die mecklenburgische Kirche kann sich freuen, daß sie ein so herrliches Beispiel opferwilliger Liebe aufweisen kann. Fünf Jahre wurde daran gebaut, vom 18. September 1854 bis zu der an demselben Tage 1859 in Gegenwart S. K. H. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz erfolgten Weihe. Hoch auf einer Anhöhe gelegen, ragt sie weit über die Ebenen und Thäler hinweg, welche in ihrer Umgebung mit lieblichen Wäldern und malerischen Landseen geziert sind, selbst der schönste Schmuck der Gegend. Der Platz ist außerdem noch durch eine geschichtliche Erinnerung für die gräfliche Familie geweiht, indem auf der Südseite des Grundes der Kirche der Begräbnißplatz des ältesten Zweiges der gräflich Schlieffen'schen Familie unter dem Schatten einer fast tausendjährigen Eiche sich befindet.

Zum Baumeister hatte der Bauherr den verdienten Professor Ritter von Heideloff zu Nürnberg erwählt; die Ausführung wurde auch hier, wie bei seinen früheren Kirchenbauten in Sonnenberg, Leipzig und Molz bei Linz, von Heideloff's langjährigem und erfahrenem Bauführer Michael Geiger aus Almoshof bei Nürnberg geleitet.

Die Kirche, ein gothischer Backsteinbau, schließt sich im Wesentlichen dem Style der älteren Kirchen des Landes an, doch mit manchen Modifikationen. Sie ist zwar keine Hallenkirche, aber hallenartig, indem das Mittelschiff nur mit mäßigen Oberlichtern die Seitenschiffe überragt, und diese durch hohe dreitheilige Maßwerkfenster beleuchtet werden. Sie besteht aus einem dreischiffigen Langhause von 60 Fuß, vortretenden Kreuzarmen von 84 Fuß und einem mit drei Seiten des Achtecks schließenden Chore von 26 Fuß Breite, neben der sich hier rechts und links niedrige Sakristeien befinden. Die Gesammtlänge beträgt 126 Fuß, wovon 33 auf den Chor kommen, die Breite des Mittelschiffs 23½, die der Seitenschiffe 14, die Höhe dieser bis zu dem alle Theile des Innern bedeckenden Netzgewölbe 30, des Mittelschiffes 50, des Kreuzes 70, des Chores endlich 75 Fuß. Der 160 Fuß hohe Thurm, der meilenweit über die fruchtbare anmuthige Landschaft hinaussieht, mit seiner Mahnung „erhebet zu Gott eure Herzen", steigt in schöner mittelalterlicher Form empor; er steht zwischen der westlichen Giebelmauer 5 Fuß vor und läuft, sich pyramidalisch verjüngend, mit steinernen Galerien in eine kunstreich durchbrochene Spitze aus. Die 50 Fuß hohe Pyramide aus pirnaer Sandstein wurde von dem Steinmetzmeister Ernst Julius Einsiedel in Leipzig sehr solid ausgeführt; auf der Spitze der Kreuzblume strahlt ein über 5 Fuß hohes kupfernes im Feuer vergoldetes Kreuz. Die drei Glocken von 1413, 712 und 446 Pfund Schwere sind Werke, die den Meister, Hofglockengießer Illies in Waren, loben. Ihr Dreiklang in D moll ist vollkommen rein und hell, und die Ornamentik derselben mit den Inschriften Matth. 25, 13. 1 Kor. 16, 13. Matth. 26, 41 ist von reinem und schönem Gusse.

Auch ist der Charakter der Gruppirung der Kirche vor dem erwähnten Gehölze für die Umgebung malerisch berechnet. Der ganze Bau macht den Eindruck des Emporstrebens zum Himmel durch seine der Gothik eigene Ausführung und wirkt durch die reiche Architektonik, durch die mit Stabwerk geschmückten Giebel und die Strebepfeiler mit hohen Fialen, mehr erhebend auf



Grundriß.

das fromme Gemüth als durch Massenhaftigkeit und kolossale Dimensionen. Zu diesem günstigen Eindrucke des Aeußern trägt die saubere Ausführung viel bei. Die Mauern sind durchweg mit übereck gestellten Ziegeln bekleidet, und sämmtlicher Schmuck mit Einschluß des Fenstermaßwerks ist durch Formsteine

gebildet, die in der Schlieffenberger Ziegelei gebrannt sind. Außer der Thurmspitze ist kein Sandstein benutzt.

Nicht minder erhebend zugleich und heiter ist der Eindruck des Innern. Drei reich gegliederte Portale mit kunstvoll geschmückten Thüren führen in die Kirche, zwei in die Sakristeien. 31 große und kleine Fenster, welche die brillante Beleuchtung geben, sind mit Laub und Rebwerk schön verziert. Acht Pfeiler scheiden die Schiffe, jeder achteckig und ohne Kapitäl in die Scheidbögen übergehend, über welchen die den Seitendächern entsprechende Wand durch Triforien von gothischem Stab- und Maaßwerk belebt ist. Aehnliche Maßwerkgalerien zieren die Wände unter den schlanken Fenstern des Chores und der Kreuzarme. Auch die Farbe erhöht den freundlichen Eindruck. Die Wände, welche verputzt sind, haben einen gelblichgrünen ins Lichtgrüne spielenden Ton. Die Rippen des Netzgewölbes zeigen die Naturfarbe des gebrannten Steines; die Kappen sind weiß.

Ausgezeichnet nimmt sich der Chor, zu welchem drei Stufen hinaufführen, mit dem Hochaltar und einem Altarschrein aus, der in reicher Schnitzarbeit vom Bildhauer Rottermund in Nürnberg ausgeführt wurde und in der Naturfarbe des Eichenholzes, woraus er gefertigt, belassen ist. Das anerkannt künstlerisch schöne Altarbild ist von einem jungen Berliner Künstler, Theodor Rabe, gemalt und stellt den gekreuzigten Heiland in dem Augenblicke dar, wo er mit den Worten verscheidet: „Es ist vollbracht". Der erste Schein der wieder hervorbrechenden Sonne trifft das Haupt des Gekreuzigten und von ihm aus weicht die Nacht zurück. Je länger man das Bild betrachtet, desto luftiger und durchsichtiger wird der dunkle Hintergrund. Das Auge, durch keine bunte Landschaft oder Nebenfiguren vom Heiland abgezogen, darf sich ganz in den ernsten erhebenden Eindruck versenken. Das Kreuz ist in einen weißen Kalksteinfelsen eingelassen, ein Todtenkopf und ein Beinknochen liegen zerstreut an seinem Fuße und im Hintergrunde sowie in den beiden Nebenabtheilungen des Altarschreines bemerkt der spähende Blick den in nächtliches Dunkel gehüllten Oelberg; im Vordergrund liegt symbolisch ein Zweig geknickter weißer Lilien am Boden. Der Kopf des Heilandes senkt sich leicht auf den rechten Oberarm; der ernste und doch so milde Ausdruck, so ganz ohne jegliche Verzerrung, gießt Frieden in das Herz des Beschauers, der es empfindet, daß auch für ihn das Wort gesprochen wurde „Es ist vollbracht". Interessant ist der Altartisch, in welchem die heiligen zehn Gebote in ein Stück rothen Sinait eingehauen sind, welches der Bauherr von der Spitze des Berges Horeb herab auf einer seiner morgenländischen Reisen mit heimbrachte und welches an der Brüstung des Altars mit vergoldeter Schrift eingelassen ist. —

An kostbarem Altarschmucke, Leuchtern und andern Bedürfnissen von Silber, meist von der Mutter des Bauherrn gestiftet, ist die heilige Stätte reich.

Da, wo Chor und Mittelschiff sich scheiden, ist an dem Säulenbogen von dem Altar her auf der linken Seite die prächtige Kanzel angebracht, welche gleichfalls von dem oben erwähnten Nürnberger Bildhauer aus Eichenholz kunstvoll gearbeitet ist und deren Schalldeckel besonders reich verziert ist durch pyramidalische Thürmchen. —

Vor dem Altare steht der Taufstein von schwarzem sogenanntem belgischen Granitmarmor.

Im Westen dem Altar gegenüber, sehen wir die Fensterrose geziert mit buntem Glasmosaik, unter welchem sich der Musikchor mit der Orgel befindet,



Ansicht.

deren Gehäuse ebenfalls das Werk des Bildhauers Rottermund in Nürnberg und in natürlichem Eichenholz gehalten ist. Die Orgel, ein Meisterstück von W. Remler in Berlin, besteht aus 20 Registern und 15 klingenden Stimmen, deren mittlere Pfeifen die Fensterrose umkränzen, um diese sichtbar zu erhalten. Die großen Pfeifen stehen auf beiden Seiten unter Bedachung. Die ganze

Architektur des Musikchores ist in altdeutschem Styl von Eichenholz ausgeführt. —

Die Kirche, welche vor den meisten neuerbauten evangelischen Kirchen den Vorzug hat, frei von Emporen zu sein, enthält 300 Sitzplätze und ist (Stein, Holz, Kalk und anderes Material ungerechnet) mit einem Kostenaufwande von etwa 18,000 Thlrn. hergestellt. Dafür ist aber auch ein Gotteshaus entstanden, welches allen von kirchlicher oder künstlerischer Seite zu stellenden Anforderungen bis in die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Theile hinein völliges Genüge gewährt und als ein aufmunterndes Muster für ähnliche Bauunternehmungen dasteht.

Am 18. September 1859 übergab der Graf von Schlieffen durch feierliche Einweihung der neu gebildeten Schlieffenberger Gemeinde diese ebenso solid als architektonisch schön gebaute Kirche, der der Name „zur Gnade Gottes" gegeben wurde. Gottes Gnade hatte freundlich über dem Bau gewaltet, daß kein Unglücksfall dabei zu beklagen war; Gottes Gnade wird darin gepredigt; sie walte fort und fort über diesem Hause des Herrn! — Ernst Keil.

Ueber Christusbilder.

Wir glauben über die Abbildung Gottes des Vaters uns dahin aussprechen zu dürfen. Soll das Bild eine vollkommene Wiedergabe des Geistes, soll es mehr als eine Ahnung des heiligen Gotteswesens sein, so ist jedes Bild des himmlischen Vaters eine Unmöglichkeit. Darf er hingegen dem menschlichen Geiste, der auch das Geistige nur im Bilde denkt, dem es ein Bedürfniß ist, sich Gott und seiner unendlichen Erhabenheit nahe zu bringen, dem ja Gott selbst in menschlicher Gestalt in der Geschichte der Offenbarung nahe trat, eine Hilfe sein, in der sich das schwächere Fassungsvermögen auferbaut und stärkt; so ist es nicht blos erlaubt, so ist es nützlich. Das Bild, das ein edler Geist, ein gläubiger Christ, ein vor Gottes Erhabenheit in den Staub hinsinkender Künstler schuf, wird, ob es auch ein durchaus unzureichendes Abbild des Ewigen ist, dennoch nichts Unwürdiges lehren; weil es Ausdruck des Edelsten und Erhabensten ist, wird es unreinere Vorstellungen abklären; weil es Anschauung eines tieferen Geistes, einer geweihteren Seele ist, wird es reinigend und verklärend auf die Seele wirken. Es ist eine Predigt im Bilde, die nicht einzelne Züge der Anschauung, welche ein edler Mensch sich von Gott gebildet hat, in einem unterbrochenen Nacheinander den Betrachtenden vor Augen führt, die den Gesammteindruck der anbetenden Seele zumal vor Augen führt.

Es ist hierin kein wesentlicher Unterschied zwischen den Bildern Gottes des Vaters und unseres Heilandes Jesu Christi. Kein Bild weder von dem Einen noch von dem Andern wird sich je unterfangen dürfen, als ein entsprechender Ausdruck seines Wesens gelten zu wollen. Wunderbarer Weise ist uns kein Bild von dem schönsten der Menschenkinder, von dem verachteten

Gottespilger auf Erden geblieben. Gottes Ordnung war, daß es nicht so sein sollte. Welcher Künstler wäre im Stande gewesen, über den vorübergehenden Ausdruck des einzelnen Augenblicks das Grundwesen dieser heiligen Person zu zeichnen? Welcher hätte also durch die ungenügende Auffassung des vorübergehenden Ausdrucks, ohne seine Begründung in der Tiefe seines Wesens zu verstehen, die Nachwelt nicht eher verwirrt, als erbaut? Das Bild Christi sollte ein Abbild der Gemeinde in ihrer jeweiligen Gestalt werden. So weit sich das einzelne Zeitalter in das Leben seines göttlichen Heilandes vertiefte, so weit sollte es ihm gegeben sein, das Bild des göttlichen Meisters wieder zu geben. Und wie durch das ganze Leben der Kirche aus der ältesten Zeit ein Grundzug, ich möchte sagen, ein Grundwasser geht, das trotz aller Trübung der Oberfläche gemeinsames Gut aller Zeiten geblieben ist, damit die Abirrung nie eine völlige werde: so sollte auch hier bald sich ein Grundtypus des Bildes Christi entwickeln, der vor einer völligen Verkehrung bewahrte. Denn ohne dieß liefe allerdings die Gemeinde Gefahr, der unreinen Phantasie eines unheiligen Bildners Preis gegeben zu sein und jeglicher Willkür offen zu stehen. Aber davor ist die Gemeinde geschützt durch jene ehrwürdige Erbschaft der alten Zeit. Giebt es auch hier, wie in allen Dingen, keine völlige Schutzwehr gegen das Eindringen ungeweihter und in die Sinnlichkeit herabziehender Darstellungen, wie ja überhaupt in der Kirche mit äußern Mitteln und Schrecken sich wenig erreichen läßt: so steht doch immer das Erbe der Vorzeit auch dem ungeweihteren Künstler als eine heilige Macht entgegen, die ihm entweder zuruft: rühre mich nicht an! oder: laß mich nicht außer Augen. So sind also Bilder Christi zugleich Bilder der Zeit, in der sie entstehen, Bilder der ganzen christlichen Gemeinde, sofern ein wesentlich Gleichbleibendes durch sie alle hindurchgehen wird, Bilder geweihterer Seelen, sofern eine Erhebung und Weihe der Seele dazu gehört, ein Bild dessen zu formen, der der Heilige Gottes war unter dem sündigen Geschlechte, und deßhalb ein Segen für uns, weil ein edler, tiefer Geist mit seiner erhabenen Anschauung uns nur erheben, heiligen, erquicken kann. Es wäre eine Thorheit darum, gegen das Bild als eine lebendige Predigt an uns zu eifern. Nur die verkehrte Behandlung des Bildes ist zu tadeln, nicht aber das Bild selbst.

Es wird unsere Leser, glauben wir, uns nur zum Danke verpflichten, wenn wir ihnen die schönen und tiefsinnigen Worte eines edlen und hochbegabten Mannes mittheilen, des seligen Lavater, der wohl ein Urtheil über solche Dinge hatte. Er schreibt: „Vielleicht sollte es kein Sterblicher wagen, ein Bild von Christus zu zeichnen. Gewiß kann keiner ein würdiges zeichnen. Es ist sonderbar, daß uns die Evangelisten, selbst der Schooßjünger des Herrn, nichts von seiner Gestalt und seiner Gesichtsbildung sagen. Und dennoch denke ich nicht, daß wir uns kein Bild von ihm machen dürfen. Es ist theils nach der eigenen Beschaffenheit und Lage der Dinge unausweichlich, theils nach der Natur unserer Einbildungskraft unmöglich, uns ihn nicht in irgend einer unbestimmten oder bestimmten Menschengestalt zu denken.

„So unmöglich es aber ist, daß wir uns ein würdiges, das ist richtiges Bild von ihm machen, so ist es dennoch sehr leicht möglich, die Unwürdigkeit

und Unrichtigkeit so vieler Bilder von ihm zu fühlen. Ohne ein Ideal von ihm entwerfen zu können, können wir mit Gewißheit sagen: Von allen vorhandenen Christusköpfen ist keiner des großen Charakters würdig. Carracci hat den Heiland als einen jungen Helden ohne Bart gebildet und demselben eine hohe Idee gegeben, die er von den schönsten Köpfen der Alten genommen hat, um den schönsten der Menschenkinder vorzustellen. Eine niedrige und pöbelhafte Gestalt ist in den Christusköpfen von Michel Angelo. Alle, die ich gesehen, sind, gelind ausgedrückt, entweder zu sehr menschlich oder zu wenig, ohne jedoch deßhalb göttlich zu sein. (Ein vollkommen entsprechendes Bild dürfen wir freilich nie erwarten, aber nach immer höherer Vollendung sollen wir streben und darum auch über die Erfordernisse eines idealen Christusbildes uns klar werden.)

„Es ist in der Regel wenigstens ein Hauptbestandtheil, ohne welchen Christus nicht mehr Christus ist, vergessen oder vernachlässigt. Entweder das Menschliche oder das Göttliche, oder das Israelitische oder das Messianische. (Warum findet sich unter allen Köpfen der Alten keiner, von dem irgend ein Menschenkenner jemals sagen könnte: dieser dürfte vielleicht Christus ähnlich sein? Unter andern vielen Gründen, weil Demuth und Liebe fehlen. Apollo hat keinen Funken vom Geist einer Christusphysiognomie, und dieser ist noch der menschlichste der alten Götter. Viel weniger hat es irgend ein Jupiter-Gesicht. Kein heidnisches Göttergesicht gibt es, von dem man sagen könnte: in einer Gestalt wohnen Majestät und Liebe.) Sind aber auch jene vier Charaktere hie und da so ziemlich zusammengeschmolzen, so sind sie's höchstens für wenige Augenblicke. In hundert andere Lagen des messianischen Charakters paßt das Gesicht und die Gesichtsform nicht. Man frage sich bei allen vorkommenden Christusbildern nicht nur: paßt diese Miene für die gegenwärtige Lage? sondern paßt sie zu allen bekannten charakteristischen Lagen des göttlichen Sohnes, der immer zugleich Menschensohn und Messias war? Kann dieß Gesicht Alles sagen und leiden und thun, was wir von Christus wissen? Der ächte Maler studirt den Hauptcharakter und die Grundform. Die Kraft zu wirken und zu leiden, zu Boden zu stürzen und Vater vergib zu flehen, hebe dich, Satan! und ich bin gekommen, das Verlorene zu suchen und selig zu machen, dieselbe Eine Kraft durch annähernde einfache und unzusammengeflickte Linien auszudrücken: das ist hier die Aufgabe. Es ist möglich, solche Linien zu finden, aber unmöglich, alle zu finden und alle mit einander zu verbinden. Denn wenn der geschickteste Maler Christum vor sich sähe, wäre an keine gute Copie zu denken. Entweder würde der Maler die Hoheit und Unerreichbarkeit des Urbildes fühlen, oder nicht. In beiden Fällen könnte er nicht treu kopiren. Die Liebe, welche demselben die Augen aufschlösse, würde ihm die Hände binden. Und freie Hände ohne geöffnete Augen, was wären sie? Indessen ist's doch wichtig, daß man strebe, Versuche zu machen, nicht damit man etwas sage, wie Augustin bei einem gewissen Anlasse spricht, sondern daß man wenigstens nicht schweige.

„Bessere Christusbilder verdrängen schlechtere und löschen den schädlichen Eindruck von diesen aus und machen sie unerträglich. — Je bessere Christusbilder, desto mehr Glauben an Christus. Ein schönes Christusgesicht wirkt Glau-

ben an Christus. Der Vater kann durch Alles zum Sohne ziehen. Alles gibt Christus Zeugniß. Das allgemeine tausendstimmige Zeugniß von Christus zu sehen und zu hören, heiße ich Glauben und Geist haben. — Wer Christi lebendes Gesicht erkannte, in ihm des Vaters Ebenbild sah, der glaubte und hatte Sinn für alle Wahrheit und Göttlichkeit.

„Nur Mangel an physiognomischem Sinn (an diesem tieferen, von der Gestalt in's Herz und Wesen dringenden und sich hinein versenkenden Sinne) war es, daß man Christus nicht glaubte. Nur dieß Nichtgefühl der Einfalt und Unschuld (und göttlichen Hoheit) seines Gesichtes konnte rufen: Hinweg mit ihm! Pilatus fühlte etwas von dieser Unschuld und darum kostete es ihn so harten Kampf, zu urtheilen, daß ihr Begehren geschehen sollte; aber er fühlte es nicht ganz. Doch wusch er sich die Hände und bezeugte: ich finde keine Schuld an ihm. Hätte er sein Gesicht ganz gefühlt, er hätte sich nicht übertäuben lassen. Aber es mußte so zugehen, damit die Schrift erfüllet würde. Wenn sie ihn erkannt hätten (im vollen Ausdruck seiner Liebe), hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt. — Noch ein Paar Jahre wird's Gelächter, dann ernste, heilige Wahrheit sein. Mit dem Steigen und Sinken des Christenthums steigt und sinkt physiognomischer Sinn. Mit dem Steigen und Sinken des Christenthums steigt und sinkt die Schönheit der Christusgemälde.

„Nicht jeder Christ kann ein Christusgesicht zeichnen. Aber gewiß der geschickteste Maler ohne Glauben und Liebe zu Christus wird nichts Erträgliches schaffen. Jeder Maler malt mehr oder minder sich selbst. Wie Einer ist, so malt er auch. Jeder Christ hat so gewiß Züge von Christus, Mienen von Christus, so gewiß er vom Geiste Christus hat. Wer das bestreitet, hat gewiß wenig Menschen- und Christuskenntniß. Demuth, Geistesstärke, Geduld, Glaube, Liebe, Hoffnung haben in allen Welten dieselben wesentlichen Grundzüge. Tugend Einer Art hat Einen Charakter; Christus-Tugend hat Christus-Charakter. Haben alle religiösen Gesellschaften vom Geiste ihrer Gesellschaft in ihren Mienen, sollte die geistreichste Gesellschaft der Gesalbten Gottes keinen eigenen, unentlehnten Charakter haben? Je mehr Glauben und Liebe zu Christus, gewiß desto mehr eigentliche Mienen von ihm. Vielleicht aber, wer ganz glaubt und liebt, kennt Christus nicht nach dem Fleische und will ihn nicht kennen, oder zittert, einen Entwurf zu wagen. Wagt's doch Keiner, die volle Sonne zu malen.“

So weit der vortreffliche Mann. Wer fühlte nicht die tiefe Wahrheit, den heiligen Ernst dieser Worte? Wer fühlte sich dadurch nicht aufgefordert, einer Sache, welche Viele als gleichgültig ansehen, mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden; das Schlechte nicht den ohnehin nur schwachen Sinn noch mehr verderben zu lassen, vielmehr am heilig Schönen den Sinn für's Bessere und Edlere mehr und mehr zu wecken? Wer in dem heilig edlen Antlitze Jesu las, dem war es eine ewig unentreißbare Freude; wer in seinen milden Zügen den Heiland der Menschen und die Herrlichkeit des Gottessohnes geschaut, dem war es nicht mehr möglich, zu jenem Pöbel abzufallen, der den Heiligen Gottes mit Schande und Schmach belud. In seiner Brust wohnte ein tiefes Sehnen zu ihm, der seine Seele zu sich gezogen, der ihm als ein heiliges Vorbild eines edlen Men-

schenlebens entgegenstrahlt. Und sollte ein heiliges, edles, geisterfülltes und aus dem Geiste erzeugtes Christusbild nicht etwas Aehnliches, wenn auch in schwachem Abglanze, wirken können? Sollte es nicht einen Eindruck in einer sinnigen, nachdenklichen Seele erwecken können, welchen ihr nichts hienieden raubt, welcher den Menschen hineinbegleitet in jene dunkeln Stunden, wo so viele Erinnerungen dieses Lebens erbleichen, wo aber jener tiefgehende, in's Herz und Mark des Lebens gedrungene Eindruck nur um so heller erstrahlt und zu mildem tröstlichem Lichte in den Stunden des Verzagens wird?

Darum seien wir eifrig, das Schlechte, Häßliche, Gemeine auf heiligem Gebiete zu verscheuchen. Lieber kein Bild, als ein solches, das die Seele hinabzieht in das Reich des Gemeinen. Aber fördern wir um so eifriger, und scheuen wir hiebei einige Gulden nicht, das Edle, das aus dem Geiste Geborene, das den Geist verkündigt und über die Sinnlichkeit erhebt, weil es selbst aus dem Geiste erzeugt wird. Wer in Christo lebt, wird Ein Geist mit ihm und wird auch mehr und mehr verklärt in sein heiliges Bild. Er hat kein Bild seines himmlischen Antlitzes hinter sich gelassen; umsonst hat es die Sage gedichtet; aber in seiner Gemeinde will er die Züge seines Antlitzes darstellen; in ihr sollen sie, wenn auch in mancherlei Abstufungen vertheilt, lebendig fortleben. Und wo ein künstlerischer Mensch dieses Bild in frommer Menschen Antlitz gelesen, da soll er die geschauten Züge vereinen und in einem einheitlichen, geschlossenen Ganzen uns als ein rechtes Christusbild darstellen, damit es Vieler Seelen erbaue und ein Geist des Lebens von ihm ausgehe und verklärend wirke auf des eigenen Angesichtes Züge. E.

Fußböden, Heizapparate und Altäre in evangelischen Kirchen.

Von Divisionsprediger Dr. Kottmeier in Düsseldorf.

Im Anschlusse an das in Nr. 9 und 10 d. Bl. v. J. 1860 über „Kirchenfenster und Kirchenthüren" Gesagte wenden wir uns nun zunächst zur Betrachtung

des Fußbodens.

Hiermit betreten wir das Innere des Gebäudes, haben es jedoch noch immer nur mit den Grenzen desselben und zwar mit der unteren Grenzfläche des zum Gottesdienste bestimmten Raumes zu thun. Dieser Raum soll durch seine gesammte Einrichtung und Ausstattung einen des Zweckes würdigen, durch Nichts gestörten harmonischen Eindruck hervorbringen. Daher ist kein Theil der ihn umgrenzenden Flächen, zumal nicht ein so umfangreicher, wie ihn der Fußboden des ganzen Gebäudes dem Auge darstellt, unbeachtet zu lassen oder als unbedeutend zu betrachten. Allerdings tritt diese Bedeutsamkeit am augenscheinlichsten hervor in großen katholischen Kathedralen, in welchen kein festes

Gestühle den Ueberblick über den Fußboden hindert, und etwa nur leicht portative Schemel und Sessel nach Bedürfniß jedes Mal hingestellt und nach dem Gebrauche sogleich wieder fortgeräumt, nur vorübergehend und theilweise, gleich den Menschen selbst, den Blick hemmen. Aehnlich ist es auch in englischen Kathedralen; in der Londoner Paulskirche z. B. verwebt sich der Eindruck des dem Blicke des Eintretenden sofort offenliegenden, in Marmor-Mosaik ausgeführten Fußbodens auf sehr angemessene Weise mit dem Eindrucke des Ganzen. Aus der Höhe der Kuppel und von der im Innern derselben herumlaufenden Flüstergallerie herab gesehen, entfaltet sich das ganze Bild der Mosaik-Zeichnung ungehindert, und gewährt, da hier der Mittelpunkt der Zeichnung sich befindet, einen überraschend schönen Anblick. In unsern Kirchen wird freilich immer ein verhältnißmäßig großer Theil der Grundfläche durch das feste Gestühle dem Auge entzogen; und wir wollen das auch nicht ändern, denn die Predigt als ein Haupttheil des evangelischen Gottesdienstes erfordert durchaus eine Menge von festen Sitzen; ein in der frei und leer gelassenen Kirche unvermeidliches Umhersuchen und Gehen und Stehen wäre unvereinbar mit dem Charakter unsers Gottesdienstes. Ebensosehr aber ist ein unschönes und von anderer Seite ebenfalls störendes Zusammenengen der Kirchenstühle, um nur möglichst viele Sitze zu gewinnen, zu vermeiden. Es wird daher in den breiten Gängen und in den am Eingange sowohl als vor und auf dem Chor frei zu lassenden Räumen immer noch ein auch in kleineren Kirchen verhältnißmäßig nicht unbedeutender Theil der Grundfläche dem Auge offenliegen und der Beachtung werth sein. Dazu kommt, daß auch der Fußboden unter den Stühlen, wenn auch weniger aus Schönheits- als aus Zweckmäßigkeitsrücksichten bei der innern Einrichtung der Kirche alle Aufmerksamkeit verdient.

Die erste und allgemeinste Forderung, welche wir aufzustellen haben, ist, daß der Fußboden fest und sicher, gleichmäßig und eben und überhaupt so angelegt sei, daß auch der in seinem andächtigen Gemüthe anderweitig Beschäftigte ohne Anstoß, Störung und Gefahr über ihn dahinzuschreiten vermag. Daher ist vor allen Dingen sein Grund so fest und genau zu legen, daß die Steinplatten oder das Holzgetäfel, oder woraus er sonst bestehen möge, nicht zu sinken und nicht sich zu verschieben vermögen; daher sind keine erhaben gearbeiteten Gedenktafeln oder Grabsteine zu dulden, dergleichen man aus jener Zeit, da die Kirche noch zugleich Begräbnißplatz war, in manchen alten Kirchen noch viele findet. Außer der angedeuteten Zweckmäßigkeitsrücksicht erhebt sich aber auch sowohl der Zartsinn gegen die Verstorbenen, als auch das Schönheitsgefühl dagegen. Selbst die in Erz gegossenen Platten, wenn sie auch länger widerstehen, sind nicht geschützt gegen die endlich auch sie ergreifende Zerstörung. Die französische Revolution, die bei allen Gräueln der Verwüstung, wodurch sie gekennzeichnet ist, doch sich das Verdienst erworben hat, manches verjährte Vorurtheil ausgerottet, so manchen althergebrachten Mißbrauch abgeschafft zu haben, hat auch die Todten aus den Kirchen verbannt; und was Anfangs vielleicht Vielen als ein frevelhafter Eingriff der weltlichen Hand in das kirchliche Recht der Todten und als ein Sakrilegium erschien, das hat die vorurtheilslosere Folgezeit nicht nur als eine heilsame sanitätspolizeiliche Maßregel, sondern auch

als eine Hebung der heiligen Würde, die dem für die Lebenden bestimmten kirchlichen Orte zukommt, dankbar erkennen müssen. Desto nachdrücklicher ist gegen die leider hie und da noch immer vorkommenden einzelnen Ausnahmsfälle, wenigstens evangelischerseits zu protestiren.

Soll nun der Fußboden steinern oder hölzern sein? Das wird sich in Betreff des Materials als die Hauptfrage darstellen. In einem Betsaal oder in einer einem solchen sich nähernden Hauskapelle werden wir nichts anderes erwarten, als einen hölzernen Fußboden; hingegen würden wir sehr überrascht sein, denselben in einer großen Kathedrale, in einem gothischen Dome zu finden. Wir fühlen sofort, daß dort mit dem Charakter des gemüthlichen kleinen Raumes der hölzerne, hier mit dem großartigen soliden Steinbau der steinerne Boden besser harmonirt. Das wird uns leiten müssen, wenn wir nun die Frage hinsichtlich der zwischen beiden stehenden Mittelkirchen, wo sie am häufigsten sich aufwerfen wird, beantworten sollen. Es scheint zwar, wenn wir in der rauheren Jahreszeit so oft über Kälte des Fußbodens klagen hören und uns erinnern, wie sehr die Gedanken auch der andächtigsten Zuhörer, und noch mehr der Zuhörerinnen, durch fortwährenden Kampf mit den immer mehr erkaltenden Füßen abgezogen werden, als ob wir uns sofort für die Anwendung des wärmer haltenden Holzes entscheiden müßten; allein diese Rücksicht kann doch nicht in allen Fällen durchschlagend sein. Denn einestheils gilt dieselbe nur für die kälteren Monate, und anderntheils würde auch bei der Anwendung von Steinen doch unter den feststehenden Kirchenstühlen eine Lage von Holz angebracht werden können, wodurch der Boden derselben sich um einige Zoll erheben und dadurch um so besser vor der Kälte von unten und dem namentlich am Boden leicht hinstreichenden Zuge geschützt sein würde. Der Gesammtblick, welcher den Boden unter den Sitzen nicht erreicht, wird dadurch nicht gestört. Will man noch mehr, so werden Fußteppiche oder Strohmatten in den Stühlen das Gewünschte leisten. Selbst in den Gängen lassen sich Solche, wenn es nöthig sein sollte, nach Bedürfniß leicht legen und wieder entfernen. Sie hindern zugleich das Geräusch der Kommenden und Gehenden. Wird aber, wie es im höchsten Grade wünschenswerth ist, die Kirche auf zweckmäßige Weise geheizt, so verliert — sollten wir meinen — der von der Kälte hergenommene Grund gegen jede Anwendung von steinernen Fußböden alles Gewicht. Es wird also vor allen Dingen die Frage vom ästhetischen Gesichtspunkte aus beantwortet werden müssen. Und da würden wir uns nur bei solchen Kirchen mittlerer Größe für den hölzernen Fußboden des ganzen Raumes entscheiden, welche entweder in ihrem ganzen Innern den Charakter eines Holzbaues an sich tragen, oder dem Saalartigen sich nähern, oder allenfalls auch bei solchen kleineren Basiliken, in welchen das offen sichtbare Gebälk des Dachstuhles gewissermaßen eine Harmonie mit dem Holzgetäfel des Fußbodens darbietet.

Wo die Sparsamkeitsgründe überwiegen, da wird man sich mit einer einfachen Zusammenfügung von Dielen, im äußersten Falle tannenen, im bessern Falle eichenen, begnügen. Allein wenn man doch in dem übrigen Bau auch den Schönheitssinn irgendwie zu befriedigen sucht, so ist kein Grund vorhanden, warum man hierbei an den Fußboden, der doch einem so großen Theile nach

ebensogut dem Blicke sich darbietet, wie die Wände, stets zuletzt denken sollte. Wenn in den größern Zimmern eines irgend über das Gewöhnliche hinausgehenden und auf schöne Ausstattung Anspruch machenden Privathauses der Blick durch tannene Bretter beleidigt werden würde: wie sollte denn das Gotteshaus sich damit begnügen dürfen? Und in der That sind die Kosten nicht so groß, daß nicht, auch bei spärlichen Mitteln, so gut z. B. die Orgelbühne mit feiner Lackfarbe angestrichen wird, der Fußboden, so weit er von dem festen Gestühle nicht bedeckt wird, eine einfache Parquetirung erhalten sollte; und wäre es auch nur eine im regelmäßigen Muster wiederkehrende Durchkreuzung und Einrahmung des Tannenholzes durch eichene Streifen, wodurch zugleich für eine größere Festigkeit des Ganzen gesorgt sein würde. Was die bei reicherer Parquetirung anzuwendenden Muster betrifft, so bemerken wir hier nur im Allgemeinen, daß dieselben stets der kirchlichen Würde angemessen sein und in Harmonie mit dem Charakter des ganzen Baues stehen müssen; im Einzelnen wird Dasjenige größtentheils auch hier seine Anwendung finden, was wir sogleich von den Mustern der Steinfußböden zu sagen haben werden.

Nach dem eben Gesagten betrachten wir Holz als die Ausnahme, Stein als die Regel. — Da sind denn nun gleichmäßige, etwa rautenförmige Schieferplatten das Einfachste, über welches wir jedoch gern hinausgehen möchten. Graue oder bläuliche nebst weißlichen Marmorplatten in nicht zu großen Dimensionen bieten sich da, besonders wo etwa Marmorbrüche in der Nähe sind, als ein nicht zu theures Material dar. Aus einer geschmackvoll wechselnden Zusammenstellung solcher ergeben sich mancherlei dem Auge wohlgefällige Muster, welche sich durch Anwendung von größeren und kleineren und von verschiedenförmig geschnittenen Steinen zu allerlei, auch bedeutungsvollen Zeichnungen weiterbilden lassen. In den zwischen dem Gestühle hinlaufenden Gängen würde im Allgemeinen das vorherrschend streifenförmig Fortleitende passend erscheinen. Der freiere Raum, zu welchem sich die Gänge vor den zum Chor führenden Stufen erweitern, bei einer im Kreuz gebauten Kirche der Mittelpunkt des Ganzen, würde etwa die Figur des Kreuzes zu tragen haben, auf welches die Umgebungen passend hinzudeuten und hinzuleiten haben würden. Wenn das zweite trullanische Concil im Jahr 691 das Belegen der Fußböden mit Kreuzzeichen verbot, so hatte es dabei wahrscheinlich die Privatwohnungen im Auge. Die Stufen sondern sich und den über ihnen liegenden Raum des Chores von selbst ab. Auf dem letzteren würde z. B. eine vom Altar strahlenförmig ausgehende Zeichnung angemessen erscheinen. Der Taufstein könnte den Mittelpunkt eines Sternes oder Kreuzes bilden. Ob auch die Kanzel und der Weg zu derselben sich auf ähnliche Weise auszeichnen läßt, das hängt von der Stellung und Form derselben ab.

Wo ein feinerer und schönerer Marmor, vielleicht in mannichfachen Farben zu Gebote steht, da läßt sich natürlich noch Vollendeteres darstellen; immer aber muß der Reichthum und die Pracht an diesem Orte im richtigen Verhältnisse zu dem Ganzen stehen. Ist es hierdurch gestattet, noch weiter zu gehen, so wird allerdings ein künstlerisch gearbeiteter eigentlicher Mosaik-Boden das Vollkommenste sein. Was darin geleistet werden kann, zeigt uns schon das Alterthum,

dessen Vorbild auch in den italienischen Basiliken und dann auch diesseits der Alpen Nachahmung fand, wo schon im elften Jahrhundert der vielfarbige Schmuck des Bodens (pavimentum vario lapidum artificio decoratum) rühmend erwähnt wird. Ob die seit dem 12. Jahrhundert geübte Kunst, in Ermangelung des vielfarbigen natürlichen Steines, eine Mosaik aus verschieden gefärbten und auch der Zeichnung gemäß verschiedenförmig gebildeten, glasirten Ziegeln herzustellen, auch jetzt noch zur Nachahmung zu empfehlen sei, wollen wir nicht entscheiden. Jedenfalls aber würde die vervollkommnete Technik auch in dieser Art Arbeit heutzutage Zierlicheres und Vollendeteres zu liefern im Stande sein. Welches Material und welche Arbeit man aber auch wählen möge, immer wird in der Darstellung selbst das Arabeskenartige, vielleicht je nach Umständen in das Symbolische übergehend, den Figurenbildern vorzuziehen sein, da es doch anstößig erscheinen müßte, die — wie am kirchlichen Orte doch vorauszusetzen wäre — der heiligen Geschichte entnommenen Figuren allen Unreinigkeiten des Fußbodens und dem rücksichtslosen Tritte der Darüberhinschreitenden auszusetzen, wie dieses schon im Mittelalter bei der nicht selten auf den Fußböden vorkommenden Darstellung von Engel- und Heiligengestalten gerügt wurde.

Nachdem wir nun, was zur Vollendung des Kirchengebäudes selbst noch erforderlich war und, wenn man will, noch als Theil desselben angesehen werden kann, besprochen haben, gehen wir jetzt zu solchen unbeweglichen Theilen der ganzen Einrichtung über, welche, jeder für sich, gleichsam einen abgesonderten Bau im Gebäude bilden.

Ehe wir hier jedoch auf das dem gottesdienstlichen Gebrauche unmittelbar Angehörende kommen, sei es erlaubt, mit einigen Worten von einer zwar nicht unbedingt nothwendigen, aber doch höchst wünschenswerthen und die kirchlichen Zwecke fördernden Einrichtung zu reden, deren Apparate zwar zum Theil als abgesonderte kleine Bauten im Gebäude erscheinen, zum Theil aber auch mit dem Bau des Ganzen in so enger Verbindung stehen, daß ihre Erwähnung hier den passendsten Uebergang bildet. Wir meinen

die Heizung und ihre Apparate.

Wenn wir auch diese in unsere Besprechung mit hineinziehen, so sind wir dazu nicht allein durch deren mittelbar der Andacht Vorschub leistende Wirkung berechtigt, sondern auch durch die bei den anzuwendenden Apparaten sich darbietende ästhetische Seite. Das Wohlthuende einer künstlichen Erwärmung der Kirchen in der rauhen Jahreszeit für jeden Besucher, nicht etwa nur um der augenblicklichen Behaglichkeit, sondern um der Abwehr der aus der Kälte entstehenden Störung willen, insonderheit aber für alte, kränkliche und schwächliche Personen, welche in manchen Fällen ohne eine solche Einrichtung ein halbes Jahr lang vom gemeinschaftlichen Gottesdienste ausgeschlossen sein würden, ist zu einleuchtend, als daß wir uns prinzipielle Gegner denken könnten. Die hartnäckigen Anhänger des Alten wären darauf hinzuweisen, daß die Anwendung

irgend eines Wärmeapparates durchaus nichts Modernes ist. Wir wollen uns nicht auf die durch den katholischen Kultus erforderten Rauchfässer, Räucherungen und Lichtermassen („cereorum moles sole fulgente", wie schon in den ersten Jahrhunderten geklagt wird) berufen, welche die Erwärmung des Kirchenraumes zwar nicht zum Zwecke, wohl aber, wenn auch bei strenger Kälte in unvollkommnem Maße, zur Wirkung hatten und haben. Wir erinnern vielmehr nur an den seit unvordenklichen Zeiten namentlich in nördlichen Ländern üblichen Gebrauch von größeren oder kleineren Kohlenpfannen, die entweder, von beträchtlicher Größe, in den Kirchen aufgestellt, oder, wie es namentlich in Holland und den angrenzenden norddeutschen Gegenden bis in die neueste Zeit herein üblich war, in Gestalt kleiner oben vergitterter Feuerbecken an den Eingängen in großer Menge zum Vermiethen bereit gehalten wurden. Diese, auch abgesehen von dem schädlichen Kohlendunste und der durch das Umhertragen und das Hinzuwerfen von neuen Holzkohlen und von Räucherwerk entstehenden Störung höchst mangelhafte und dem Zwecke sehr unvollkommen entsprechende Aushülfe durch etwas Zweckmäßigeres und Vollkommeneres zu ersetzen, haben wir namentlich von den praktischen Engländern zu lernen angefangen.

In Betsälen, Kapellen und kleineren Kirchen kann die Sache nichts Schwieriges haben. Und wenn man auch bei Kirchen von mittlerer Größe die Möglichkeit zugibt, so wird man doch vielleicht eine genügende künstliche Erwärmung der weiten Hallen sehr großer Kirchen, namentlich hochgewölbter und mehrschiffiger Dome, für unausführbar halten. Jedoch mit Unrecht, wie die Erfahrung auf überraschende Weise zeigt. Uns ist das Beispiel eines großen protestantischen, aus drei hohen Schiffen, weitem Chor und vielen offenen Seitenkapellen bestehenden, an 7000 Menschen fassenden Domes bekannt, welcher den ganzen Winter hindurch sonntäglich durch vier zweckmäßig angebrachte eiserne Oefen, allerdings von kolossaler Größe und mit ausgedehnter Röhrenleitung, eine genügende Wärme erhält. Eine Temperatur, wie sie im häuslichen Zimmer behaglich ist, ist in der Kirche nicht erforderlich, ja, um der daselbst doch nicht abzulegenden winterlichen Bekleidung willen nicht einmal wünschenswerth. Und sollte auch in den größten Kirchen der erwünschte Wärmegrad nicht immer zu erreichen sein, so ist es doch unleugbar schon ein großer Gewinn, wenn die Kirchgänger z. B. statt der — 5° draußen + 5° drinnen finden. Ueberhaupt können die für den protestantischen Gottesdienst so seltenen Ausnahmen derartig großer Kirchen nicht maßgebend sein. In allen andern Fällen aber kann die Ausführbarkeit einer vollkommen genügenden Heizung nicht in Frage gezogen werden. Auch der verhältnißmäßig nicht erhebliche Kostenpunkt könnte doch nur bei ganz armen Gemeinden ein Hinderniß sein.

Es würde zu weit auf das Gebiet des eigentlich Technischen führen, wenn wir die Zweckmäßigkeit der verschiedenen Heizungsmethoden nach allen Seiten hin, namentlich auch in baulicher und ökonomischer Hinsicht, im Einzelnen vergleichen und prüfen wollten. Wir müssen uns daher mit einigen unsern Zweck näher berührenden, vornehmlich das Aesthetische in's Auge fassenden Bemerkungen begnügen.

Zunächst bietet sich hier die Anwendung von Oefen dar, deren in neuerer Zeit so vielfältig vervollkommnete Konstruktion um so mehr alle Aufmerksamkeit erfordern würde, als es namentlich in größeren Räumen besonders darauf ankommt, daß von der entwickelten Wärme Nichts verloren gehe. Da es in den Kirchen nicht sowohl von Wichtigkeit ist, eine dauernde, längere Zeit hindurch sich erhaltende, als vielmehr nur für bestimmte, kürzere Zeiten eine schnell ausströmende Wärme zu erzielen: so verdienen eiserne Oefen vor den gemauerten, Porzellan- oder Kachelöfen jedenfalls den Vorzug. Welcher Art sie aber auch seien, so ist, neben der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung und Aufstellung, auch die mit dem Charakter des ganzen Gebäudes harmonirende schöne Form desselben in's Auge zu fassen; um so mehr, da sie nicht als portative Geräthe, sondern als architektonische Theile des Ganzen zu betrachten sind. Wenn man die in gewöhnlichen Wohnhäusern üblichen Formen vermeiden will, so hüte man sich, sowohl hier, wie bei allen kirchlichen Geräthen, vor dem nicht selten hervortretenden Irrthume, als ob die gothische Form überhaupt und in allen Fällen gleichbedeutend sei mit der kirchlichen. Für eine gothische Kirche ist sie es; aber nicht mehr, als für eine romanische Kirche die romanische. Bei jedem einigermaßen bedeutenden Kirchenbau würde es sich lohnen, Modelle oder Zeichnungen, von dem Architekten des Gebäudes, mit diesem im Einklange, entworfen, der Eisengießerei zur Ausführung vorzulegen.* Dabei ist nicht allein der Stil des Baues im Allgemeinen, sondern auch der — um der untergeordneten Bedeutung willen allerdings möglichst unscheinbar zu wählende — Ort der Aufstellung in Betracht zu ziehen, damit der kleine Eisenbau auch zu seinen nächsten Umgebungen passe. Wenn man hier einen passenden Ort für symbolisches Bildwerk finden will und dabei nach ältern Vorbildern sucht, so scheinen sich als nächste Analogie die oft größeren und reich verzierten Weihrauchgefässe des Mittelalters mit ihrer Symbolik darzubieten. Jedoch ist bei Nachahmung derselben mit großer Vorsicht zu verfahren. Nicht brauchbar werden solche Darstellungen sein, welche sich auf den aufsteigenden Weihrauchduft, als ein Bild des Gebetes, beziehen, wie z. B. die drei Männer im Feuerofen an einem noch erhaltenen Gefässe der Art; oder welche spezifisch katholisch, oder von einer zu complizirten und schwer verständlichen Symbolik sind. Die übliche thurmartige Krönung (woher statt „thuribulum" der Name „turribulum" entstand), ließe sich unter Umständen aufnehmen. Eine Symbolik, welche sich auf die ausströmende materielle Wärme als Bild für die Herzenserwärmung durch die von dem Herrn ausgehende Liebe bezöge, würde sich sehr empfehlen.

(Schluß folgt.)

* Welchen Fehlgriffen man ausgesetzt ist, wenn die Form etwa der freien Erfindung des Modelleurs einer Eisenhütte überlassen wird, zeigt das Beispiel eines für gothische Umgebungen bestimmten Ofens, dessen Umrisse aus arabeskenartig zu Spitzbögen zusammengebogenen Ranken und Zweigen bestanden; im Widerspruch mit dem Charakter der soliden Festigkeit, den sowohl der gothische Bau, als das Material des Eisens in Anspruch nimmt, und im Widerspruch mit der Bestimmung des Ofens, Hitze zu erzeugen, wozu ein leichtes Holzgeflecht übel paßt.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart.
Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei daselbst.

Christliches Kunstblatt

für Kirche, Schule und Haus.

1. Dezember 1861. Nro. 23 u. 24.



Herausgegeben unter Leitung von

C. Grüneisen, K. Schnaase und **J. Schnorr von Carolsfeld.**

Erscheint monatlich in einem Bogen. Preis des Jahrgangs 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Sgr. — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.

Fußböden, Heizapparate und Altäre in evangelischen Kirchen.

Von Divisionsprediger Dr. Kottmeier in Düsseldorf. (Schluß.)

An diese Heizungsart schließt sich, um der auch dazu erforderlichen, in der Kirche aufzustellenden Apparate willen, zunächst die Heizung durch Gasflammen an. Auf diese noch wenig verbreitete Methode führte die nahe liegende Erfahrung von der oft höchst unbequemen Heizkraft des nur zur Erleuchtung ange-

wendeten Gases. Die Versuche, diese Heizkraft nutzbar zu machen, sind noch zu neu und zu vereinzelt, als daß sich über die zweckmäßigste Art, oder über die aus ästhetischen Rücksichten empfehlenswertheste Form der erforderlichen Apparate, welche sich doch jedenfalls innerhalb des aus Zweckmäßigkeitsgründen Zulässigen zu halten hat, schon etwas Bestimmtes sagen ließe. Apparate, wie man sie bereits zur Anwendung gebracht hat — etwa eine vielfältig fein durchbohrte Eisenplatte, welche eine sehr große Menge kleiner Gasflämmchen ausströmen läßt, durch welche wiederum eine darüber liegende Platte erhitzt wird — scheinen sich noch aller ästhetischen Behandlung zu entziehen. Wo man daher etwa durch eine zu Erleuchtungszwecken schon vorhandene Gasröhrenleitung darauf geführt wird, da möge man immerhin den Versuch machen, aber alle erforderlichen Einrichtungen, wenn man ihnen nicht eine zu dem Ganzen passende, wohlgefällige Form geben kann, so sehr wie möglich dem Auge entziehen. Im Uebrigen aber scheint es gerathen, erst weitere Erfahrungen abzuwarten.

Geradezu das Auge beleidigend aber, hie und da selbst den Füßen hinderlich sind die in ihren Anfängen nothwendig sehr umfangreichen und dann durch die ganze Kirche sich vielfältig verzweigenden Röhrenleitungen, welche zur Wasser- oder Dampfheizung erforderlich sind, wenigstens nach derjenigen Einrichtung, welche wir zu besichtigen Gelegenheit hatten. Auch wird nicht allenthalben die Lokalität von der Art sein, daß sich, ohne für Auge und Ohr Störung zu veranlassen, zur Anbringung der nothwendigen großen Siedekessel Gelegenheit finde. Freilich ist die Art der Erwärmung eine angenehme, und die durch alle Kirchenstühle über den Fußboden hingeführte Röhrenleitung kann namentlich den Füßen der Sitzenden sehr erwünscht sein; aber dadurch werden die angedeuteten Uebelstände nicht aufgehoben.

Dem gegenüber scheint sich durch die Vermeidung eines jeglichen dem Auge sichtbaren Apparates die Luftheizung am meisten zu empfehlen. Allein die Erfahrung hat den nachtheiligen Einfluß der auf solche Weise ausgetrockneten Luft auf die Gesundheit, um dessentwillen man mancherwärts von dieser, wenn auch mit großen Kosten hergestellten Heizungsart zurückgekommen ist, zu sehr gezeigt, als daß wir derselben ohne Weiteres den Vorzug geben könnten. Besondere Wasserverdunstungs-Apparate, wie man sie, um diesem Nachtheile entgegen zu wirken, in Privathäusern wohl anzuwenden pflegt, würden in der Kirche den Vortheil der Unsichtbarkeit wieder aufheben und dennoch in dem großen Raume den Zweck schwerlich erreichen.

So werden wir denn, Alles erwogen, der Anwendung der Oefen vorläufig noch den Vorzug zu geben haben, ohne jedoch, wo etwa besondere lokale Rücksichten eine andere Heizungsmethode mehr empfehlen sollten, dieser in den Weg zu treten. Jedenfalls aber muß die Heizung in der Art bewirkt werden, daß die sich versammelnde Gemeinde das Haus vollständig erwärmt vorfinde, und auf keinen Fall während der gottesdienstlichen Zeit durch irgend welche Besorgung der Heiz-Apparate die Andacht gestört werde.

Der Altar.

Will man es mit dem Worte genau nehmen, so hat die Benennung „Altar" für eine protestantische Kirche unleugbar etwas Anstößiges. Denn nicht einen Ort für ein fort und fort zu wiederholendes Opfer, sondern einen solchen für die hl. Feier des Gedächtnisses des ein für alle Mal vollbrachten Opfers Christi (Hebr. 9, 28; 10, 10. 12.; 1. Kor. 11, 26.) bedürfen wir und können wir in unsern Kirchen suchen und dulden. Dem aber sollte auch keineswegs widersprochen, am wenigsten etwa dem katholischen Meßopfer das Wort geredet werden, wenn — vornehmlich in der lutherischen Kirche — die Benennung „Altar" beibehalten wurde. Das spricht nachdrücklich genug Luther selbst aus: „Dahin sollen alle Altäre und Kirchen gerichtet sein und darzu dienen, daß man da zusammenkomme, Gottes Wort höre, bete, Gott danke, Gott lobe und ihm die Gottesdienste leiste, die er geboten hat. Wo nun solches nicht ist, da sind Kirchen und Altäre nichts Anderes, denn Werkstätten der Abgötterei, deren das Papstthum voll steht; denn da werden die rechten Gottesdienste versäumt und wird aller Gottesdienst allein gewandt auf das gotteslästerliche und gottlose Meßopfer" (Walch. Ausg. I. 1173). Wenn wir bei Luthers Sinne bleiben, so wird die Beibehaltung des überlieferten Wortes Nichts schaden; wobei wir es dem strengen Reformirten zugeben wollen, daß er mit seinem weitläufigeren und unbequemeren Ausdrucke „Abendmahlstisch" gegen die römische Verirrung klarer und bestimmter protestirt. Die warnende Bedingung aber müssen wir hinzufügen, daß weder der Eine aus seiner überlieferten Benennung eine Veranlassung zu katholisirender Ausschmückung, noch der Andere aus seinem Ausdrucke einen Vorwand für nüchterne Kahlheit hernehme.

Der Ort für den Altar bleibt der Chor, dessen Mittelpunkt er bildet. Es ist geziemend, daß die höchste und heiligste Feier der Gemeinde auch lokal etwas Ausgezeichnetes habe. Es wird vorausgesetzt, daß der ganze Chor, und auf demselben vielleicht — wenigstens bei größeren Dimensionen des ganzen Baues wiederum der zunächst für den Altar bestimmte Raum, um einige Stufen, je nach den Verhältnissen des Ganzen mehr oder weniger, erhöhet sei; und zwar einestheils als symbolische Andeutung der geistigen Erhabenheit des Ortes, anderntheils damit der Altar, statt dem Blicke entrückt zu werden, vielmehr nach allen Seiten hin frei und deutlich vor das Auge trete. Wie dem Blicke, so soll der Altar auch dem Zutritte aller Gläubigen ungehindert offen stehen. Die evangelische Anschauung verlangt durchaus, daß der neutestamentlichen Idee des allgemeinen Priesterthums (1. Petr. 2, 9.) und des selbsteignen Zuganges eines Jeden zum Allerheiligsten, nachdem Christus den Vorhang zerrissen hat (Hebr. 6, 19; 10, 19. 22; 4, 16; vergl. Matth. 27, 51.), entsprechend, keine trennende Schranke den Chor von dem Schiffe der Kirche, oder mit andern Worten: den Klerus von dem christlichen Volke absondere; sie weiset durchaus jede Symbolik ab, welche den ersteren als einen nothwendigen Mittler des letzteren darstellt (1. Tim. 2, 5.). Wir schließen uns auch hierin nur der reineren Anschauung der ersten christlichen Jahrhunderte an, welche den Altartisch frei und offen vor das Auge der ganzen Gemeinde stellten. Erst um die Mitte des

vierten Jahrhunderts ist von einer trennenden Gitterwand die Rede, zu welcher dann bald zu noch vollständigerer Trennung die Vorhänge, und diese mit Bildern bemalt (eine „Bilderwand" „εἰκονόστασις") hinzukommen.

Gegen die Beibehaltung des schon in den frühesten Zeiten aufgekommenen Gebrauchs, die Kirchen möglichst so anzulegen, daß der Altar im Osten seinen Platz finde („arae spectant ad orientem"), ist Nichts zu erinnern. Zwar kann die absichtliche Opposition gegen die Juden, denen es, um ihrerseits wieder einen Gegensatz gegen die parsischen Sonnenanbeter zu bilden, verboten war, ihr Gebet nach Osten hinzurichten, — wie denn aus Ezech. 8, 16. 17. hervorgeht, daß auch der Tempel zu Jerusalem mit dem Eingange nach Sonnenaufgang sah, bei uns nicht mehr das Motiv sein; wohl aber können wir uns die Symbolik gefallen lassen, im Osten unser Heiligthum zu suchen, und wiederum die Erscheinung unseres Heils, dessen höchster Dankfeier der Altar gewidmet ist, als einen geistigen Sonnenaufgang aufzufassen (Joh. 8, 12; 12, 46; Luk. 1, 78.). Jedoch ist keineswegs an einer solchen Anlage so unbedingt festzuhalten, daß man dieser jedenfalls nicht sofort in das Auge springenden Symbolik alle aus einer besondern Lokalität etwa hervorgehenden Vortheile einer andern Anlage, mögen diese nun der Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit oder der Schönheit zu gute kommen, ohne Weiteres aufzuopfern hätte.

Wenn wir nun zu den Formen des Altars übergehen, so werden wir wesentlich zwei Hauptgattungen zu unterscheiden haben: die mehr oder weniger verzierte, aus Holz oder Stein gearbeitete niedrige Tischform und die durch irgend einen Aufbau emporragende, zusammengesetztere Altarform. Die erstere war der Bestimmung gemäß natürlich die ursprüngliche, noch bis zu Constantins Zeiten aus Holz verfertigt, erst später in den abendländischen Kirchen aus Stein, und dann immer mehr und mehr mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, endlich sogar mit Tafeln und Vorsätzen von getriebenem Golde bekleidet. In der morgenländischen Kirche blieb man, und zwar bis auf die Gegenwart, der ursprünglichen Form des einfachen Altartisches mehr getreu, wenn es auch dort zur jedesmaligen Feier des „Meßopfers" erst der Ausbreitung der von dem Bischofe geweiheten und wenigstens in einem Zipfel Etwas von der Asche eines Heiligen enthaltenden seidenen Decke mit der Darstellung des Begräbnisses Christi („Antimensium") bedarf; in der englischen und in der reformirten Kirche kehrte man zu dieser Form zurück.

In der katholischen Kirche ging man hingegen allmählich zu der zweiten Form der Altäre über. Brennende Kerzen waren schon früh üblich. Aufgestellte Kreuze kamen erst im vierten Jahrhundert dazu; Kruzifixe kamen überhaupt erst im siebenten Jahrhundert auf; viel später, im Zusammenhange mit der durch Innocenz III. 1215 zum Glaubensartikel gemachten Transsubstantiationslehre, Tabernakel und Monstranzen. Der massive Steintisch, der in seinem Innern ein Höhlung zur Aufbewahrung von Reliquien enthielt, zur Erinnerung an den früheren Gebrauch, die Altäre über den Begräbnissen der Märtyrer zu errichten, wurde zu einem zusammengesetzteren Aufbau im Gebäude der Kirche aber eigentlich erst durch den von Säulchen getragenen Baldachin, womit man ihn überschattete, und durch die hochaufgebaute, mit Bildern und Skulpturen immer

reicher und massenhafter verzierte Rückwand, die man ihm gab. In den Kathedralen mußte die niedrigere Form des Altars sich länger erhalten, als in den andern Kirchen, weil der Ehrensitz, die Kathedra, des Bischofs sich in der Nische hinter dem Altar befand. Von hier aus durfte ihm der Blick auf Altar und Kirche nicht verbaut werden; ja, von hier aus pflegte er in der frühesten Zeit zu dem christlichen Volke zu reden, bis es bequemer gefunden wurde, dieses „pro cancellis“ vom Rande des Chores aus zu thun, so lange man überhaupt noch das „episcopi proprium munus est, docere populum“ festhielt. Aehnlich pflegte es sich in den Klosterkirchen mit dem Sitze des Abtes zu verhalten. Darum entbehrten noch im 13. Jahrhundert die Hauptaltäre in den Kathedralen durchaus, in den Klosterkirchen meistentheils einer Rückwand. Später wurde der bischöfliche Thron an die Seite vor dem Altar verlegt, wo früher das βῆμα, der erhöhte Sitz für den Bischof oder den im Predigen ihn vertretenden Presbyter sich befand, wenn von der Kathedra aus sich nicht wohl reden ließ. Dessenungeachtet wurde die hohe Hinterwand hinter dem Hauptaltar der bischöflichen Kirchen nie so üblich, wie an andern Altären. So findet sich denn auch heutzutage noch auf den Hochaltären katholischer Dome in der Regel nur der säulengetragene Baldachin mit allerlei hinzukommenden Verzierungen.*

Die Rückwand der Altäre wurde ein vorzugsweise gesuchter Ort für Bilder. Kirchen und Klöster bestellten, oft nach genau gegebener Vorschrift nicht nur der Dimensionen, sondern auch aller Einzelnheiten des Gegenstandes, bei den vorzüglichsten Malern solche Bilder, deren Inhalt sich namentlich auf den Heiligen bezog, dem der Altar gewidmet war. Auch wurde Holzschnitzwerk, gewöhnlich im Hoch-Relief, geliebt; oft friesartig übereinander stehende Reihen, oft perspektivisch auf derselben Tafel hinter und übereinander geordnete Hauptmomente aus dem Leben der Heiligen, vornehmlich aber auch aus der Leidensgeschichte Jesu. Eine oft vorkommende Form bildeten die auseinander zu schlagenden und wieder zusammenklappenden Flügelbilder.

In der lutherischen Kirche nun wurden solche Altäre in der Regel, wie man sie vorfand, beibehalten, und allenfalls nur die anstößigsten Bildwerke entfernt, jedoch so schonend, daß wir noch jetzt in manchen alten lutherischen Kirchen dergleichen aus der vorreformatorischen Zeit mit herübergekommene Altar-Bilder und Verzierungen finden, welche nichts weniger, als dem evangelisch-protestantischen Geiste entsprechend sind. Wie Luther selbst überhaupt durchaus kein Gegner der Bilder in den Kirchen war, wenn man nur „nicht die Kniee davor beuget, auch nicht einen Gottesdienst daraus macht,“ so war er auch solchen Altarverzierungen keineswegs entgegen; er gibt vielmehr selbst dafür die Anweisung: „wer Lust hätte, Tafeln auf den Altar lassen zu setzen, der sollte lassen das Abendmahl Christi malen und diese zwei Verse: Der gnädige und barmherzige Herr hat ein Gedächtniß seiner Wunder gestiftet, mit großen güldenen Buchstaben umherschreiben, daß sie vor denen Augen da stün-

* Beispielsweise führen wir den tempelförmigen Aufsatz auf dem Hochaltare des Domes zu Köln an, dessen Plan vom Jahre 1767 außer der Unterschrift des Architekten die ausdrückliche Bemerkung trägt: „Approbatum in Capitulo Metropolitano Coloniensi.“ S. Köln. Domblatt 1857, Nr. 143.

den, damit das Herz daran gedächte, ja auch also die Augen mit dem Lesen Gott loben und danken müßten." (Walch. Ausg. V. 1574.)

In manchen Kirchen, welche aus der Bilderstürmerei des 16. Jahrhunderts nackt und kahl hervorgegangen waren, oder auch welche der dreißigjährige Krieg verwüstet hatte, wurden im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts neue Altarbauten errichtet, welche in der Regel, ohne alle Rücksicht auf den Stil des Gebäudes, den Ungeschmack ihrer Entstehungszeit an der Stirne tragen. Die Blumengewinde an den Kapitälen und Basen der gewundenen Säulen, die flammenförmig geschweiften Giebel, das vielfache Muschel- und Schnörkelwerk, der Stil der manchmal wie angeklebt an den Gesimsen hangenden Engelgestalten und der sonstigen Figuren nebst anderem Beiwerk, das Alles läßt ein solches Gebäude in der Regel leicht als ein Werk jener Periode erkennen.

Der wiedererwachte künstlerische Sinn, der sich auf kirchlichem Boden so vielfältig geltend macht, kann dergleichen nicht dulden; er muß dahin streben, das gänzlich Geschmacklose und darum Anstößige durch stilgerechtes Neue zu ersetzen.* Bei kirchlichen Neubauten aber darf vorausgesetzt werden, daß eine besondere Aufmerksamkeit darauf verwendet werde, den Altar, als den Ort der erhabensten christlichen Feier, in Uebereinstimmung mit dem Ganzen, schön und würdig herzustellen.

Wenn wir nun fragen nach dem Wie, so können wir den puritanisch kahlen Tisch unmöglich schön finden; auch widerstreitet es unserm Gefühle von kirchlicher Würde, einen solchen, wie er auch zu profanem, ja profanstem, Gebrauche geeignet sein könnte, zu dem heiligsten Zwecke bestimmt zu sehen. Seine augenscheinliche Portabilität erinnert daran, daß er auch andern Zwecken dienen kann, wie er denn in reformirten Kirchen oft genug ohne Weiteres dazu benutzt wird. Sollte nicht dasselbe Gefühl, welches uns sagt, daß der Kelch durch jeden andern Gebrauch, als zum Abendmahl entweihet werden würde, uns auch die Profanirung des „Abendmahlstisches" verbieten? Soll aber dennoch aus symbolischen oder dogmatischen Gründen, auf welche wir hier nicht näher ein-

* Wie es mancherwärts geschehen ist. Als hervorragendes Beispiel führen wir den neuerbauten und am Himmelfahrtsfeste 1840 eingeweihten Altar der großen lutherischen Domkirche zu Bremen an. Er trat an die Stelle eines aus dem 17. Jahrhundert stammenden, allerdings großartigen, aber mit seinen gewundenen, goldblumenumkränzten Säulen und Schnörkeln durchaus nicht zu der gothischen Kirche passenden baldachinartigen Gebäudes, unter welchem der ursprüngliche steinerne Altartisch stand, dessen Rückwand durch eine große Tafel mit den goldenen Einsetzungsworten, umgeben von Weinlaub und goldenen Trauben gebildet wurde. Der neue Altarbau, jenen ursprünglichen Altarstein als Tisch beibehaltend, besteht wesentlich, jedoch nicht ohne angemessene, brüstungsartige Vorbauten an beiden Seiten, aus einer dem gothischen Stile des Gebäudes entsprechenden, sich hoch aufgipfelnden, vielfältig durchbrochenen und von Fialen gestützten Rückwand von mächtigen, nach dem entferntesten Ende des großen Hauptschiffes hin in's Auge fallenden Dimensionen, deren Mitte ein großes, schönes Altarbild (Copie von Rafaels „Lo Spasimo di Sicilia") einnimmt. Das Ganze ist in angemessener Solidität und doch in den Einzelnheiten höchst zierlich und leicht — auch die auf den Consolen der Rückwand, sowie auf den Endpunkten der Vorsprünge angebrachten Figuren von etwa halber Lebensgröße — aus Eichenholz geschnitzt und gebaut, dessen etwas dunkel gehaltene Naturfarbe sich von den daneben und dahinter liegenden weißen Wänden sehr merkungsvoll abhebt.

zugehen haben, der hölzerne Tisch beibehalten werden: nun, so werde er wenigsten möglichst massiv und in seinen Formen sowohl seiner kirchlichen Umgebung als seinem erhabenen Zwecke angemessen hergestellt.

Den festen, soliden Stein würden wir jedenfalls vorziehen. Der Grad der Einfachheit oder der Ausschmückung des ganzen Altars ist nach der Haltung des gesammten Gebäudes, sowie die Form nach dem Stil desselben zu richten. Im Allgemeinen könnte man etwa für eine Basilika die einfachere Form ohne hochaufstrebenden Ueber- und Hinterbau, für eine romanische Kirche den säulengetragenen Baldachin oder die Kuppelform, für einen gothischen Bau die stilgemäße Rückwand vorzugsweise angemessen finden, ohne jedoch die eine oder die andere Form auf die eine Bauart durchaus zu beschränken.

Wie einfach würdig ein durch einige Stufen erhöhter Steinaltar, etwa von schwarzem Marmor, nur durch ein ganz schlichtes, nicht zu kleines Kreuz von demselben Material geschmückt, welches rückwärts auf demselben unbeweglich angebracht ist, sich ausnehmen kann, zeigt uns z. B. die alte, schöne, aus ihrer Verwüstung neuerdings wiederhergestellte Abteikirche von Altenberg bei Köln. In einer andern alten Kirche fällt der Blick über einen ähnlich construirten einfachen Altar hinaus ungehindert frei auf das dahinter liegende Fenster, in welchem die Figur des Erlösers erscheint, die sich, von Licht umflossen, gleichsam über dem Altar schwebend, mit diesem zu einem Anblick verbindet. Noch unmittelbarer vereinigt sich Beides zu einem schönen, würdigen und sinnreich geschmückten Altare, wenn wir uns — wie in der Frauenkirche zu Kopenhagen — statt des Kreuzes die Gestalt des Heilandes aus weißem Marmor mit ausgebreiteten Armen und gegen das Schiff der Kirche etwas herabgeneigtem Haupte, gleichsam einladend: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken," rückwärts auf oder hoch hinter dem schwarzmarmornen Altare stehend denken.

Will man einen größeren und reicheren Bau, so bietet sich die Baldachin- und Kuppelform dar; nur nicht spielend klein, auf dem Altartische stehend, sondern den Dimensionen der Kirche entsprechend, groß, denselben überwölbend. Auch diese Form, welche uns sofort daran erinnert, daß ein besonderes Heiligthum auf vorzugsweise Art geehrt und geschirmt werden soll, drückt eine würdige Idee aus. Ein solcher Bau, welcher in einer byzantinischen Kirche etwa als eine von entsprechenden Säulen oder Säulenpaaren getragene Kuppel erscheinen würde und auf die mannichfachste Weise entworfen sein könnte, läßt sich aber auch auf eine gothische Kirche anwenden. Hier würde er natürlich, dem Stil des ganzen Gebäudes entsprechend, zu einer mehr oder weniger reich ausgestatteten, auf Pfeilern und Spitzbogen ruhenden, hochaufstrebenden Ueberdachung werden.

Aehnliche Motive, mannichfaltig variirt, lassen sich zu einer Rückwand, an welche der Altartisch anlehnt, benutzen, welche dann, zierlich durchbrochen, mehr der spätern Periode des ausgebildeteren gothischen Stiles angehören würde; wohingegen eine massive Wand, der es jedoch an Relief-Verzierungen nicht zu fehlen braucht, auf die frühere hinweiset. In beiden Fällen würde ein größeres

Altarbild über dem Tische den Mittelpunkt des Ganzen bilden, auf welchen sich bei kleineren Dimensionen der Rückwand alle umgebenden Verzierungen zu beziehen hätten; bei größerer Ausdehnung findet sich Gelegenheit zu einer mehr selbständigen Symbolik, deren Gegenstand aber hier nur das Altar-Sakrament sein dürfte; oder auch zu plastischen Figuren, seien es dekorative Einzelfiguren, etwa an den Pfeilern der durchbrochenen Wand, oder auf dem festen Hintergrunde Relief-Gruppen, jedesmal aber bescheiden zurücktretend gegen den Haupteindruck des Mittelbildes.

Was den Gegenstand eines solchen Altarhauptbildes betrifft, so müssen wir mit dem schon angeführten Ausspruche Luthers darin vollkommen übereinstimmen, daß die Einsetzung des hl. Abendmahles vor allen andern Darstellungen an diesem Orte den Vorzug verdient. Indessen wollen wir auch andere, vornehmlich aus der Leidensgeschichte hergenommene, biblische Gegenstände keineswegs ausschließen; vielmehr anerkennen, daß im bestimmten Falle hier besondere Umstände maßgebend sein können. Jedenfalls aber muß die Figur des Heilandes als die hauptsächlichste des Bildes in's Auge springen und die Behandlung des Ganzen einer spezifisch protestantischen Kunst würdig sein.

Als Material des ganzen Ueber- und Hinterbaues, vornehmlich in bedeutenden, in allen ihren Theilen solide gebauten Kirchen, empfiehlt sich in erster Linie Stein; dann aber auch naturfarbiges Eichenholz; nicht aber, wenn auch noch so sauber angestrichenes oder lackirtes Tannenholz. Auch wäre die Anwendung von Gußeisen wohl in Betracht zu ziehen, welches den Vorzug der Solidität mit dem der leichten Zierlichkeit in der Ausführung verbindet. Wo man bei beschränkten Mitteln doch auf eine reichere und schönere Ausstattung der Kirche nicht verzichten mag, da bieten die in neuerer Zeit so vortrefflich ausgeführten Arbeiten in gegossenem, oder — noch leichter und wohlfeiler — in getriebenem Zink und gebranntem Thon alles Wünschenswerthe dar. Der gebrannte Thon ist vornehmlich für die Ornamentik, der sehr zu empfehlende getriebene Zink für diese, sowie auch für Figuren-Reliefs geeignet. Beides zeichnet sich durch außerordentliche Leichtigkeit und durch Zierlichkeit aus und bedarf deßhalb keines so massiven Unterbaues. Der gegossene Zink, in welchem sich statuarische Figuren vortrefflich darstellen lassen, ist allerdings schwerer und eignet sich deßhalb sehr wohl zur Kombination mit dem Stein- oder Eisenbau.

Hinsichtlich der äußern Einrichtung haben wir noch mit einem kurzen Worte hinzuzufügen, daß wir, abgesehen von der bereits erwähnten erhöhten Stellung des Altars, uns unmittelbar vor dem Altartische noch eine Stufe denken, welche nur der fungirende Geistliche betritt, nicht allein um die zum Reden akustisch nothwendige Erhöhung über die Zuhörer zu gewinnen, sondern auch — was praktisch von großer Erheblichkeit ist — um bei der Darreichung des Kelches, während er denselben den Kommunikanten an die Lippen führt, stets den Inhalt im Auge behalten zu können. Nur so läßt sich einestheils die Gefahr des Verschüttens vermeiden und anderntheils die nothwendige Ueberzeugung gewinnen, daß auch wirklich die Zunge benetzt sei. Bei der geforderten Abwesenheit aller den freien Zugang zum Altar hindernden Schranken müssen wir doch aus Zweckmäßigkeitsgründen unmittelbar zu beiden Seiten desselben eine Brü-

stung zwar nicht für unentbehrlich, aber doch für wünschenswerth halten, an welche die Kommunikanten von Außen herantreten. Dieselbe läßt sich mit der Hinterwand sehr leicht in angemessenen Zusammenhang bringen und auf eine dem Auge sich wohlgefällig darstellende Weise, ohne Verschluß an der Vorderseite, endigen. Fehlt aber Rückwand und Ueberbau, so fällt auch die Brüstung am besten weg. Jedenfalls muß die Stellung des Altars, sowie die Ausdehung und Form seiner ausschmückenden Umgebung so eingerichtet sein, daß den Kommunikanten ein bequemer und anständiger Umgang um den Altar frei bleibt. Dazu gehört aber auch, daß die hintere Seite des Altarbaues nicht, wie es leider nur zu oft der Fall ist, einen anstößigen, die Andacht störenden, sondern gleich der vorderen Seite einen würdigen Anblick darbiete.

Die evangelische Kirche zu Ottmachau in Oberschlesien.

gehört zu denjenigen kleinen Kirchen, bei deren Bau aus Rücksicht auf die Beschränktheit der Mittel die größtmögliche Einfachheit geboten war, deren Plan aber dennoch nicht nur den kirchlichen Charakter des Gebäudes streng festhält, sondern auch vielfach Gelegenheit dazu bietet, daß später noch etwa sich findende Wohlthäter den ursprünglich ohne Störung des Ganzen hinweggelassenen heiligen Kunstschmuck hinzufügen können. Deßhalb wird vielleicht eine genauere Beschreibung dieses nach einem Entwurfe des Geheimen Oberbauraths Stüler in Berlin ausgeführten Werkes Gemeinden, welche die in diesen Blättern schon öfter vorgeführten köstlichen aber doch auch kostbaren Bauten nicht ausführen können, von einigem Nutzen sein.

Die Kirche von Ottmachau liegt, wie sichs für das Heiligthum einer Gemeinde ziemt, auf einem der höchsten Punkte des Städtchens, von wo aus sie einem großen Theil der Parochie sichtbar ist und derselben in ihrer großen Zerstreuung auf 45 Ortschaften des Neissethals und der einschließenden Höhen und Berge ein weithin sichtbarer Vereinigungspunkt bleibt, ja die zunächst liegenden auch noch mit dem Ruf ihrer Glocken erreicht. Dem Geräusch des Markts und der Straße ist diese Kirche schon durch ihre Lage auf der Höhe, wo wenig Verkehr herrscht, dann aber auch durch einen sehr geräumigen, durch eine zierliche Mauer mit zwei Thoren gegen die vorüberführende Straße abgesperrten Vorraum entrückt, in dessen Mitte auf einem Rasenplatze und unter Bäumen sich ein Brünnlein aus einem Gehäuse ergießt, welches noch einen Schmuck erhalten soll, der an den Spender des wahrhaft lebendigen Wassers mahnt, nach welchem Niemand mehr dürstet.

Von diesem Vorplatze führt der Haupteingang in das Innere durch den an der Südwestecke der Kirche stehenden Thurm, also nicht, wie in der Regel, durch den westlichen Giebel, weil schon wenige Fuß von dem westlichen Giebel die Höhe steil abzufallen beginnt, so daß die Errichtung des Thurmes an dieser

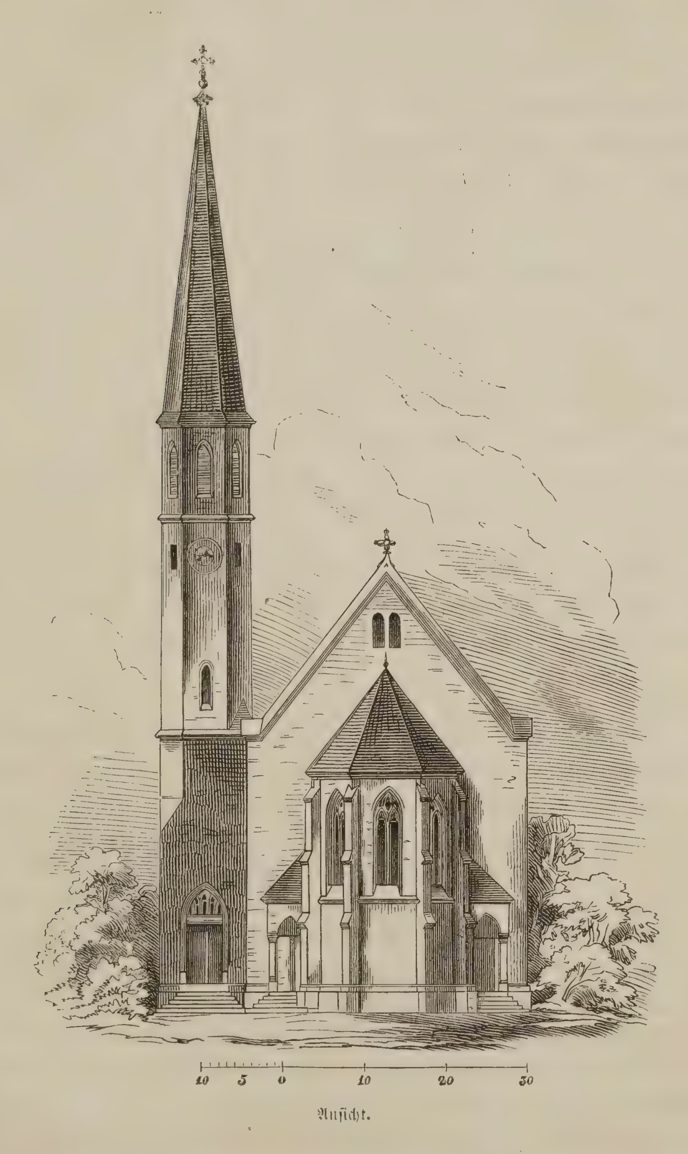
im Allgemeinen angemessensten Stelle sehr tiefe Fundamente und ein geräumiger Weg zu dem dort angebrachten Eingange sehr kostspielige Aufschüttungen und Schutzmauern nöthig gemacht hätte.

Die Verlegung des Haupteingangs an die Mitte der südlichen Langseite, wie ein andrer Entwurf vorzeichnete, schien aber schon deshalb nicht annehmbar, weil dadurch im Innern die Plätze von wenigstens zwei Bänken verloren gehen. Zwei andre Eingänge unter offenen Hallen zu beiden Seiten des Presbyteriums sollten nach dem ursprünglichen Plane zu einer Loge für das Patronat oder den Gemeinderath und zu dem dieser Loge gegenüberliegenden Raum an der Kanzel, der zugleich als Sakristei dienen sollte, führen. Es ist jedoch vorgezogen worden, durch Zumauern der nördlichen Halle und Erweiterung derselben bis um die N.O.-Ecke der Kirche herum eine besondere kleine Sakristei anzubauen.

Das ganze Gebäude soll nun schon durch seinen äußern Anblick eine Predigt des Evangeliums sein für jeden, der Zeichensprache zu deuten weiß. Deshalb ist nicht allein auf richtige Orientirung sorgfältig Bedacht genommen, was in diesem Falle um so bedeutungsvoller ist, als die nahe benachbarte römisch-katholische Kirche offenbar nur wegen der größern Bequemlichkeit des Zugangs von Osten her den Hauptaltar im Westen hat; auch nicht allein der wie ein Finger gen Himmel weisende, außerordentlich leicht und schlank aufstrebende achteckige Thurm mit einem vergoldeten Knauf und Kreuz geschmückt, sondern die diesem Kreuz beigegebene Windfahne ist in der Gestalt eines Engels ausgeführt, der mit der einen Hand das Kreuz hoch hält und mit der andern eine Posaune an den Mund setzt, die stets gegen den Wind gerichtet ist, zu deuten, daß hier das Evangelium von dem Kreuz Jesu Christi verkündigt wird gegen allerlei Wind in der Welt, woher er auch komme. Auf der Spitze des östlichen Giebels dagegen, über dem Triumphbogen, der im Innern der Kirche zu dem Allerheiligsten führt, erhebt sich ein Kreuz mit dem goldnen Ringe oder Diademe umschlungen, welches in seiner Sprache ermuntert, wie man es im christlichen Alterthume auch als Inschrift über dem Eingange fand: Kranzumschlungen erblickst du das Kreuz des Erlösers, siehe, erhabenen Preis verheißt es menschlichen Mühen! Auf drum, ergreife das Kreuz, willst du erringen die Krone! — In dem Spitzbogenfelde über dem Haupteingange strahlet in goldnen Buchstaben der ebenfalls altkirchliche Gruß: Friede sei mit dir, der du mit Friede begehrendem Herzen lauteren Sinns eintrittst in dieses Haus unseres Herrn! — Die eichenen Thürflügel selbst aber sind mit ausgeschweiften Eisenbändern und einem rosettenartigen Schnitzwerk verziert, welches Dr. M. Luther mit dem Spruche erklärt hat: des Christen Herz auf Rosen geht, zumal wenns unterm Kreuze steht.

Durch diesen Eingang tritt man in die gewölbte Vorhalle, von wo man in einem angebauten Treppenthürmchen nach dem Orgelchor und weiter hinauf in dem Thurm zu den Glocken gelangt, während eine größere Thür durch die Kirchwand nach dem unter dem Orgelchor liegenden freien Raume des Schiffes führt. Das einfache, im Lichten 31′ breite und 55′ lange Schiff ist mit zwei Reihen Bänken besetzt, deren Seitenwände zwar nicht mit Schnitzwerk versehen,

aber in einer dem gothischen Baustil entsprechenden Form ausgeführt sind. Alle Bänke sind mit Kniebänkchen und, gleichwie die auf sechs eichenen, mit Schnitzwerk verzierten Säulen ruhende Orgelchorbrüstung, mit einem das natürliche Eichenholz nachahmenden Oelanstriche versehen. Die Wände sind in einem röthlich grauen Tone gehalten und unter dem in Holz ausgeführten Deckensimse



Ansicht.

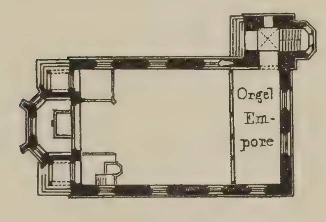
mit einem gemalten, dem Baustil angemessenen, Friese verziert. Die Decke besteht aus zwei nach der Mitte zu 12′ ansteigenden Flächen, deren einfach verziertes Gebälk auf den zwischen je zwei Fenstern eingemauerten 6 Kragsteinen ruht. Die großen Flächen selbst sind durch das Gebälk und aufgesetzte Rundstäbchen in eine große Anzahl kleinerer Felder getheilt und das Ganze hat

einen hellen holzfarbigen Oelanstrich erhalten, der nur durch wenige farbige Linien verziert ist. Bei dieser Einrichtung der Decke macht das an den Wänden nur 25½′, in der Axe aber 37½′ hohe Schiff bei aller Kleinheit des Raumes doch einen erhebenden Eindruck, während die Töne der Orgel eine vortreffliche Resonanz finden. Am östlichen Ende des Schiffes sind zu beiden Seiten des Presbyteriums zwei Umfriedigungen von Eichenholz 7½′ in das Schiff hinein gebaut, von denen die südliche zu einer Loge für ausgezeichnete Gemeindeglieder, die nördliche aber als Unterbau der ebenfalls aus Eichenholz nach stilgerechter Zeichnung ausgeführten Kanzel dient. Der Raum zwischen diesen beiden Vorbauten ist als eine sehr wünschenswerthe Verlängerung des Chorraumes anzusehen und wird dazu noch mehr dadurch, daß der Fußboden um eine Stufe über den des Schiffes gelegt und gleich der noch zwei Stufen höher liegenden Altarnische mit Marmorfließen gepflastert ist, während der Fußboden des Schiffs nur mit Granitplatten belegt ist.

Mitten vor diesem Chorraume, noch auf dem Granitpflaster des Schiffes, hat der marmorne Taufstein seinen Platz gefunden. Dieser Platz wurde, in Ermangelung eines besseren in der Nähe des Eingangs, als der zweckmäßigste erachtet, weil hier die Mahnung an das empfangene Sakrament der Wiedergeburt stets vor den Augen der ganzen Gemeinde steht, und weil denen, die zum Altare hintreten wollen, um das heilige Mahl zu empfangen oder heilige Gelübde abzulegen, der Taufstein gleichsam als ein Stein des Anstoßes in den Weg tritt und daran mahnt, „den alten Adam in uns zuvor durch Reue und Buße zu ersäufen“ ehe man an den Altar tritt. Auch die schöne Orgel am westlichen Ende des Schiffs hat ein in gothischem Stil ausgeführtes Gehäuse, welches mit vergoldetem Laubwerk und dem in schöner Schnitzarbeit ausgeführten Familienwappen der seligen Frau Generalin v. Hedemann, geb. v. Humboldt, die der Gemeinde dieses kostbare Geschenk in ihrem Testamente vermacht hat, geziert ist. Ueber der Orgel aber fällt das Abendsonnenlicht durch eine 12theilige Fensterrose von 8½′ Durchmesser, deren Verglasung durch einfache Arabeskenmalerei in blauer Einfassung der einzelnen Felder geschmückt ist, während die übrigen Fenster des Schiffes nur farbelose kleine rautenförmige Scheiben und eine schmale farbige Einfassung haben. Nur im Maßwerke der Spitzbögen ist jede Rosette mit einem farbigen Kreuz auf entsprechendem Grunde, und in den herzförmigen Kopfstücken der beiden Fensterseiten mit einer kleinen bemalten Scheibe geschmückt. Der Raum des Schiffes erhält auf diese Weise durch sieben hohe Fenster an den beiden Langseiten und das runde im westlichen Giebel reichliches Licht; ja zuweilen schien es schon wünschenswerth, daß die Fenster der Südseite mit matten oder leicht bemalten Scheiben verglast worden wären, um das grell einfallende Sonnenlicht zu mildern. Die Rahmen zu diesen Fenstern sind nach gegebenen kunstgerechten Zeichnungen recht gut aus Eichenholz angefertigt worden. Wäre jedoch das dazu erforderliche Holz nicht geschenkt, und dadurch die Ausgabe sehr bedeutend vermindert worden, so würden jedenfalls Rahmen von Eisen, Stein oder gebranntem Thon vorgezogen worden sein.

Rings um den eigentlichen Altarraum, eine fünfseitige Nische, zieht sich

als Fortsetzung der Logenwände vor dem Triumphbogen eine Eichenholzvertäfelung in der Höhe des Altars. Die darüber liegenden fünf Felder bis zu dem Fenstersimse sind malachitartig bemalt, die Fenster selbst mit leichten Arabesken eingefaßt und über denselben ist der Raum mit einem Spitzbogengewölbe gedeckt, dessen einzelne Felder zwischen den Rippen mit goldnen Sternen auf blauem Grunde geschmückt sind. Der Altar selbst ist ein ehrwürdig fest erscheinender alterthümlicher Tisch aus Eichenholz, hinter dem sich 5′ über die Tischplatte hinaus ein Kreuz erhebt, an welches ein sehr schöner Christuskörper von Zinkguß in weißer Marmorfarbe befestigt ist, und neben demselben stehen zwei fast 3′ hohe Candelaber von vergoldetem Zinkguß in zierlichen, schlanken gothischen Formen, ebenso wie der Christuskörper aus der Zinkgießerei von Geiß in Berlin. Zu Festzeiten ist dieser Altar in eine Bekleidung von violettem Sammt mit Goldbortenbesatz und einem gestickten goldnen Kreuz in der Mitte der Vorderseite gehüllt, während die Stufen mit einem großen Plüschteppich bedeckt sind, dessen Farben und Muster trefflich mit dem Ganzen harmoniren. Durch die drei mit Glasgemälden geschmückten Fenster aber wird die heilige Stätte der Sakramentsverwaltung mit einem magischen Licht übergossen, welches bedeutungsvoll mit der ungebrochenen Tageshelle im Schiff kontrastirt, ohne doch jenen Raum unheimlich düster zu machen.



Grundriß.

Die Gegenstände für die Glasgemälde wurden mit besonderer Rücksicht darauf gewählt, daß diese Kirche für eine aus großer Zerstreuung gesammelte evangelische Gemeinde bestimmt ist. Deshalb wurde an der entscheidenden höchsten Stelle schon die Erlaubniß erbeten, das Kirchlein „dem guten Hirten" widmen und weihen zu dürfen. In dieser Gestalt tritt denn auch der Herr auf demMittelfenster in voller Lebensgröße der Gemeinde entgegen. Ueber ihm in der Rosette des Maßwerkes ist das altchristliche Monogramm Christi, was ihn zugleich als den Anfang und das Ende bezeichnet, zu sehen, und am Fuße die Widmung des Stifters zu lesen: Dem Herrn zur Ehre — der seligen Gattin zum Gedächtniß (weil nämlich dieses Fenster der entschlafenen Gattin des Stifters statt eines kostbareren Denkmals auf ihrem Grabe dienen soll). Auf den Fenstern zu beiden Seiten stehen die vier Evangelisten in halber Lebensgröße, jeder mit seinem Attribute und schon durch Stellung und Miene die Eigenthümlichkeit bezeichnend, mit welcher jeder die Reden und Thaten des guten Hirten in ihrer Mitte aufzeichnet. Ueber ihnen und den den übrigen Raum des Fensters ausfüllenden Verzierungen, in den Rosetten schwebt die Taube als Symbol des heiligen Geistes, der sie in alle Wahrheit leitete, und am Fuße ist auf Spruchbändern zu lesen: So spricht der Herr: Fürchte dich nicht, glaube nur! — und: Forschet in der Schrift — sie ists, die von mir zeuget! — Noch tiefer aber befindet sich die Widmung von dem Stifter dieser Fenster. — Sind nun auch diese aus der Glasmalereianstalt des A. Seiler in Breslau hervorgegangenen Fenster nicht Meisterwerke der Malerei, so dienen sie doch dem Kirchlein zur hohen Zierde und stimmen unbestreitbar den Beschauer zu andächtiger Betrachtung,

wenn er nur nicht lediglich mit kritischem Sinne herantritt. Nimmt man hierzu noch, daß jedes dieser 12′ hohen und 3′ breiten Fenster sammt den schützenden Drahtgittern und Eisenschienen, Transport- und Einsetzungskosten auf etwa 150 Rthlr. zu stehen kommt, so ist am geeigneten Orte ein solches Fenster gewiß einem mittelmäßigen Altarbilde in Oel vorzuziehen.

Ein anderer dem mittelalterlichen Baustyl des Kirchleins entsprechender Schmuck desselben ist ein in der Gegend des Taufsteins und der ersten Bänke hängender Kronleuchter von Messing, aus der Werkstätte des Gürtlermeisters Siebenkees in Nürnberg für 88 fl. geliefert. Dieser zwölfarmige Leuchter besteht seinem Haupttheile nach aus einem zwölfseitigen Kasten, dessen etwa 6″ hohe Wände aus vielfach durchbrochenem Laubwerk bestehen. Vor dem mittleren Theile einer jeden solchen Wand steht die Statuette eines Apostels nach Peter Vischer in dunkler Brocefarbe auf einer vortretenden Console und unter einem die Wand überragenden und in eine kleine Kreuzblume auslaufenden Baldachin. Am Fuße dieser Bildwerke schlingt sich ein Band mit dem Namen der betreffenden Apostel durch das Laubwerk der Wand. Die nach der Mitte zu etwas gesenkte und dort mit einem starken Knopf verzierte Bodenfläche besteht ebenfalls aus 12 dreiseitigen vielfach durchbrochenen Platten. Die von den 12 Ecken auslaufenden Leuchterarme aber sind horizontale, von bogenförmigen und mit zierlichem Laubwerk umschlungenen Stützen getragene Stäbe, in welchen die wieder auf senkrecht stehenden Stäben befindlichen Lichttüllen befestigt sind. Dieser Hauptkörper von etwa 4′ Durchmesser hängt nun an 6 von einer Krone herablaufenden Ketten.

Die aus dem Cotta'schen Verlage hervorgegangene Altarbibel mit ihren schönen Holzschnitten und dem ehrwürdigen silberbeschlagenen Einbande entspricht dem mittelalterlichen Styl des Gebäudes; nicht so die Abendmahl- und Taufgeräthe, da die Wohlthäter, welche dieselben geschenkt, mit ihren Gaben nicht bis über die Einweihung der Kirche hinaus warten wollten und die angestellten Nachforschungen nach dergleichen Gefäßen in mittelalterlichem Styl in Breslau, Berlin und Dresden vergeblich waren. Das Taufbecken ist jedoch in seiner Art ein Kunstwerk, welches vielen Taufsteinen zur großen Zierde dienen könnte. Das etwa 8″ weite Becken ist nämlich von einem 4″ breiten Rande umgeben, auf welchem in halberhabener Arbeit rings herum eine Menge Kindergestalten in mannigfacher Gruppirung von Engeln zu dem heiligen Täufer hin und mit dem Segen des Sacramentes hinweggeführt oder getragen werden. Dieses Becken ist von dem galvanoplastischen Institut von Kaufmann in Berlin wahrscheinlich einem Berliner Original nachgebildet und für 20 Rthlr. geliefert worden.

In dieses Gotteshaus wird nun die Gemeinde durch das Geläute von drei Glocken gerufen, die in der Bochumer Hütte aus Gußstahl hergestellt worden sind, ungefähr 15 Centner wiegen und mit Transport noch nicht 400 Rthlr. kosten. Ihr Klang ist allerdings von dem weicheren der Bronceglocken zu unterscheiden, dennoch bildet die täglich erklingende Betglocke sowie das volle Sonn- und Festtagsgeläut mit dem der nahen katholischen Kirche eine wohlthuende Harmonie.

Treten wir nun wieder aus der Kirche heraus, so erscheint es uns allerdings

als ein Mangel, daß das Gebäude nicht in monumentalem Rohbau aufgeführt ist, sondern einen hellbraun gefärbten Abputz erhalten hat; aber die beschränkten Mittel nöthigten dazu. Die Giebelwände an den Abwässerungen der Strebepfeiler sind mit Granitplatten belegt, das Kirchdach mit Flachwerk, der Thurm aber mit Schiefer gedeckt. Die Kosten des ganzen Baues, einschließlich der Glocken und Orgel, aber mit Ausnahme der vielen zur Ausschmückung gespendeten Liebesgaben, belaufen sich auf beinahe 10,000 Rthlr., wofür nun 4 bis 500 Andächtigen eine schöne und würdige Stätte der Erbauung hingestellt ist. Das aber hat die Gemeinde zunächst dem Schlesischen Hauptvereine der Gustav-Adolph-Stiftung, dem Berliner, Dresdener, Stettiner und andern Gustav-Adolph-Vereinen, aber auch einer großen Zahl einzelner Wohlthäter in und außer der Gemeinde zu danken; was auch auf einer in die Wand eingefügten dunkeln Marmortafel zu lesen ist. Fr. B.

Die Kirche von Ottmachau ist am 15. September 1859 durch den Generalsuperitendenten Dr. Hahn aus Breslau eingeweiht worden. Pastor Böhmer, dem wir die voranstehende Beschreibung der unter seinen Augen und Händen entstandenen Kirche verdanken, hielt die Predigt über Offenbarung Johannis 21, 1—5: worauf es ankomme, daß das Gotteshaus einer Gemeinde ihr immer eine Vorstadt des neuen Jerusalems sei? darauf, 1. daß wir kommen zu suchen, was hier zu finden ist — das Glück und den Frieden im Kreuze; 2. daß wir geben, was hier gefordert wird — uns selbst; 3. daß wir nehmen, was hier gegeben wird — Wort und Sakrament. — Der würdige Geistliche, der die Früchte seiner treuen Bemühungen um die so schön vollendete Gustav-Adolphs-Stiftung an seinem Orte nur so kurze Zeit genießen sollte, ist leider schon am 21. Februar 1861 entschlafen. A. d. R.

Chronik.

Baukunst. Die zur Ruhestätte Friedrich Wilhelms IV. bestimmte Gruft unter dem Altar der Friedenskirche bei Potsdam bildet einen viereckigen überwölbten Raum, eben groß genug, um den Sarkophag des Königs und dereinst denjenigen seiner Wittwe aufzunehmen. Die Wände der Gruft sind mit grauem schlesischem Marmor bekleidet, der durch schwarze Einfassungen von gleicher Steinart in Felder getheilt ist. Eine schwere Bronzethüre verschließt die Gruft; zu ihr führt im Innern der Kirchengewölbe an der nördlichen Seite ein schmaler Gang, der durch Fenster von starkem blauem Glase erhellt wird. Vor dem Altar wird ein Marmorstein mit eingelassenen Rosetten die Gruft bedecken. In derselben ist der in Berlin kunstreich gefertigte Sarg von englischem Zinn, der die Hülle des Königs mit dem Sarge von Eichenholz, worin sie sich befindet, umschließen wird, bereits aufgestellt. In der einen Seite des Sarges ist das eiserne Kreuz, das der König getragen hat, in der andern seine Kriegsdenkmünze aus den Jahren 1813—15 eingelassen worden, wie der Hochselige befohlen. Ebenfalls nach letztwilliger Verfügung ist der Fußboden der Friedenskirche zum Theil erneut. Der Mittelgang vom Westportal bis zum Altare bildet ein großes Kreuz, dessen Arme auf den beiden Seiten des Altars nach Norden und Süden sich erstrecken. Der Stamm des Kreuzes besteht aus zirkelförmigen Feldern von abwechselnd braunem und gelbem Marmor in Mosaik ausgelegt, welche durch äußere Schlangenlinien von schwarzem Marmor umwunden sind.

Im Vorhofe zur Friedenskirche hat die kolossale Statue des segnenden Christus, eine Kopie nach Thorwaldsen, ein galvanoplastisches Werk aus dem Atelier von Winkelmann in Berlin, ein von Trippel in Potsdam geschmackvoll gearbeitetes Piedestal von Marmor erhalten. In den Seiten desselben sind Medaillons mit geflügelten Seraphköpfen von Franz und Bredow in Berlin eingefügt, aus denen Wasserstrahlen in das unter dem Piedestal in Kreuzesform angelegte Marmorbassin sich ergießen; eine symbolische Hinweisung auf die vier Flüsse des Paradieses. Das Bassin hat die griechische Schrift: *NIΨON . ANOMHMATA . MHMON . ANOΨIN*, die vor und rückwärts gelesen gleich lautend und dem Sinne nach etwa mit „Reinige nicht allein das Aeußere, sondern wasche auch Deine Sünden ab" zu übersetzen ist.

Am 15. Oktober als dem Geburtstage des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hat in Gegenwart des Königs Wilhelm und seiner Gemahlin zu Königsberg die Einweihung der nach Stülers Plan erbauten Kapelle des Krankenhauses zur Barmherzigkeit stattgefunden.

Für die neue evangelische Kirche zu Bregenz, sammt Gottesacker, Pfarrwohnung und Schule ist ein Grundstück geschenkt, welches mit einer natürlichen Böschung von etwa 20 Fuß Höhe an die prachtvolle Straße grenzt, welche nach der Schweiz hinüber führt, etwa 5 Minuten westlich von der Stadt, freigelegen nach allen Seiten und durch seine Lage fast über den ganzen Bodensee hin sichtbar. Die dortigen Bauherren haben sich ein Gutachten des Vereins für christliche Kunst in Stuttgart über die zu treffende Bauanlage erbeten.

Malerei. In der Werkstätte des Professors Pfannschmidt in Berlin ist ein Altargemälde für die Marienkirche zu Königsberg in der Neumark, Stiftung der Königin Wittwe Elisabeth von Preußen, vollendet worden. In Spitzbogenform stellt es den Erlöser am Kreuze dar, am Stamme des Kreuzes kniet Maria Magdalena, zur Rechten des Stammes stehen Maria mit ihrer Schwester, zur Linken Johannes und Salome. Als Hintergrund dient ein goldiger Ton, der sich besser mit den Farben vereinigt als dieß wirklicher Goldgrund thun würde und der überdieß von verschiedenen Seiten her die ungestörte Anschauung gestattet. Das Bild wird außer einer angemessenen Einrahmung in Gold eine gothische Einfassung mit hohem Giebel erhalten, nach Art des Sandsteins in Cement ausgeführt; zwei kleinere Giebel neben dem Bilde sollen Statuen aufnehmen.

Der Erbprinz von Sachsen-Meiningen hat nach dem im Jahre 1855 erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin, Charlotte, geborene Prinzessin von Preußen, dem Maler Andreas Müller aus Stephan-Rettenberg, welcher gegenwärtig in München mit königlichen Bestellungen für das Maximilianeum und Athenäum beschäftigt ist, den Auftrag ertheilt, eine Apotheose — sollte wohl richtiger heißen: Heimfahrt oder Verklärung der verewigten Prinzessin zu werden. Das Bild, 7′ 6″ breit und 6′ hoch, zeigt eine Gruppe von Engeln, welche die Entschlafene gen Himmel tragen, in gerader Richtung von unten emporschwebend, zwei Engel rechts zu Häupten, zwei links zu den Füßen der Gestalt, hinter ihr gegen die Mitte ein fünfter, welcher das Kind trägt, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete. Dieser Engel wendet seinen Blick dem schon früher entschlafenen Prinzen Georg zu, welcher von oben herab in strahlender Freude an ihm vorüberschwebt, um der Mutter, die er erblickt, seine Arme entgegenzubreiten. Hinter der schwebenden Gruppe sieht man in Dunkel und Wolke halb verschleiert die Gegend von Meiningen, oben im duftigen Dämmerschein eben hereinbrechender Klarheit des Himmels einen Kranz von sieben kleineren Engeln, die nach oben hin das Bild harmonisch abschließen.

Plastik. Der Künstlerverein in Bremen hat die Statue des heiligen Ansgarius, ein Werk des aus Bremen gebürtigen Bildhauers Carl Steinhäuser in Rom, um die Summe von 5000 Thlr. erkauft und sie der Vaterstadt zum Behuf ihrer Aufstellung in den dortigen Wallanlagen geschenkt. Der große Heidenbote ist in einer Gruppe dargestellt, wie er einem vor ihm knieenden jungen Sclaven die Fesseln abnimmt.

Verantwortliche Redaction und Verlag von **Ebner & Seubert** in Stuttgart.
Schnellpressendruck der **J. G. Sprandel**'schen Buchdruckerei daselbst.

Inhalts-Anzeige.

Namen- und Sach-Register.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

O.

P.

R.

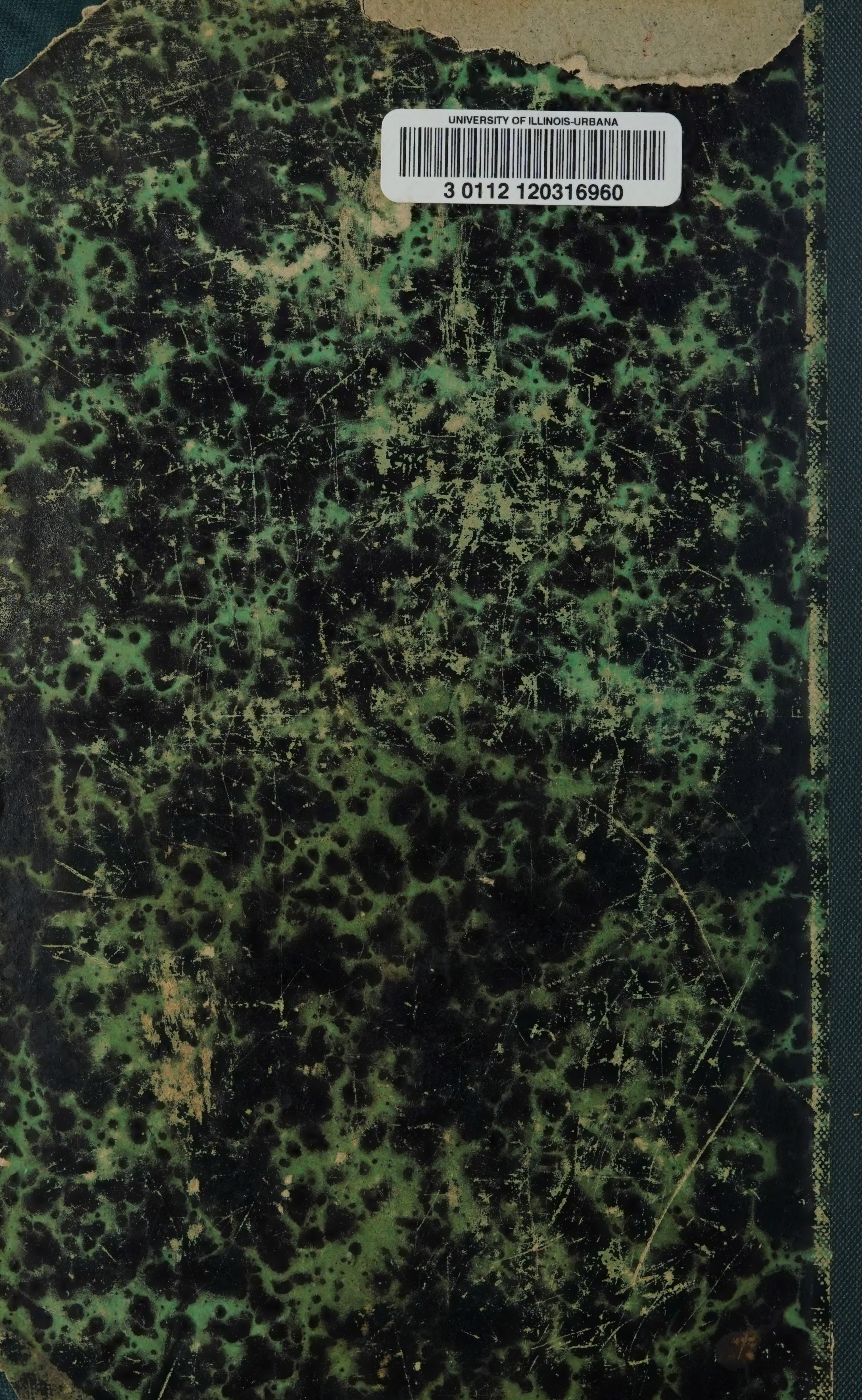
S.

Verzeichniß der Illustrationen.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 120316960